

School of Theology at Claremont



1001 1411763



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA









Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische  
Kirchengeschichte

1. Reihe (größere Publikationen) 14. Heft

---

# Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig D. Theodor Raftan

---

Von ihm selbst erzählt

---

Riel 1924

Im Selbstverlag des Vereins

Die Hefte sind durch Herrn Buchdruckereibesitzer J. M. Hansen  
in Preetz (Holst.) zu beziehen

Ausgegeben Juni 1924.

## Engerer Vorstand des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte.

Geh. Rat D. Dr. G. Fickler, Universitätsprofessor in Kiel. Dr. W. Jensen, Hauptpastor in St. Margarethen. D. E. Michelsen, Pastor in Klanzbüll. D. E. Rolfs, Pastor in Hoyer. P. em. Schulz in Mildstedt.

J. M. Hansen, Buchdruckereibesitzer in Breez, Rechnungsführer.

Konto des Vereins: Postcheckkonto der Breezer Spar- und Leihkasse, Hamburg Nr. 3830 auf Konto Nr. 180.

### Propsteivertreter des Vereins.

1. **Nordschleswig:** Propst Petersen in Hadersleben. Pastor D. S. Prahl in Alt-Hadersleben. Dr. Achelis in Hadersleben. Pastor em. Jørgensen in Sonderburg. Pastor D. Michelsen in Klanzbüll und Pastor D. Rolfs in Hoyer.
2. **Flensburg:** Pastor Kähler in Flensburg. Pastor Lensch in Flensburg.
3. **Nordangeln:** Propst em. Janß in Sörup.
4. **Südtondern:** Pastor D. Michelsen in Klanzbüll.
5. **Husum-Bredstedt:** Pastor em. Schulz in Mildstedt.
6. **Eiderstedt:** Pastor Bruhn in Rodenbüttel.
7. **Schleswig:** Propst em. Stoltenberg in Schleswig.
8. **Südangeln:** Pastor Martensen in Rahleby-Moldenit.
9. **Hütten:** Pastor Lucht in Karby.
10. **Altona:** Pastor Emil Hansen in Altona-Ottensen.
11. **Pinneberg:** Propst D. Schwarz in Dackenhuden (Blankenese).
12. **Ranzau:** Propst Jakobsen in Glückstadt. Pastor Lensch in Elmshorn. Pastor Mühlenhardt in Elmshorn.
13. **Münsterdorf:** Pastor Dr. Jensen in St. Margarethen.
14. **Norderdithmarschen:** Konsistorialrat Heesch, Propst in Büsum.
15. **Süderdithmarschen:** Pastor Schmidt in Burg.
16. **Rendsburg:** Hauptpastor Freitag in Nortorf.
17. **Kiel:** Propst a. D. Feddersen in Kiel. Pastor Cornils in Kiel. Regierungsrat a. D. v. Hedemann-Heespen auf Deutsch-Mienhof.
18. **Neumünster:** Pastor Voigt in Rickling.
19. **Segeberg:** Pastor Bruhn in Schlamersdorf.
20. **Stormarn:** Hauptpastor Boie in Wandsbek.
21. **Plön:** Studiendirektor Prof. D. Weinreich in Breez. Pastor Stoltenberg in Giesau.
22. **Oldenburg-Fehmarn:** Propst Traug. Schulze, z. Zt. in Burg.
23. **Lauenburg:** Superintendent Konsistorialrat Lange in Raseburg.
24. **Fürstentum Lübeck:** Kirchenrat Rathjen in Eutin.
25. **Hamburg:** Archivrat Dr. Reinke in Hamburg, Rathausplatz 31.
26. **Lübeck:** Pastor Lie. Stülcken in Lübeck.

---

### Druckfehler-Berichtigung.

Herr P. Michelsen macht darauf aufmerksam, daß es heißen muß

S. 10 Z. 17 v. u.: Lauridsen, statt: Laurigen.

S. 224 Z. 3 v. o.: Hanssen, statt: Hansen.



Erlebnisse und Beobachtungen  
des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig  
D. Theodor Raftan





8022  
344  
K3  
Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische  
Kirchengeschichte

1. Reihe (größere Publikationen) 14. Heft

---

Erlebnisse und Beobachtungen des  
ehemaligen Generalsuperintendenten  
von Schleswig D. Theodor Raftan

---

Von ihm selbst erzählt

---

Riel 1924

Im Selbstverlag des Vereins

2  
Theology Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California



## Vorrede.

---

An gelegentlichen Anregungen, meine Erlebnisse und Beobachtungen niederzuschreiben, hat es nicht gefehlt. Daß ich es tue, beruht auf freiem Entschluß. Was ich zu erzählen habe, interessiert in erster Linie Schleswig-Holsteiner; ich wage zu hoffen, daß diese Schrift für die künftigen Historiker, namentlich die Kirchenhistoriker unseres Landes, nicht ganz ohne Wert sein wird. Aber auch außerhalb Schleswig-Holsteins darf ich auf einiges Interesse rechnen, nicht nur weil meine Wirksamkeit die heimischen Grenzen überschritt, sondern weil die Interessen, denen mein Arbeiten und Kämpfen galt, z. T. dieselben sind, denen anderswo andere dienen.

Es sind Erlebnisse und Beobachtungen des schleswighischen Generalsuperintendenten, von denen ich berichte. Es ist mithin nicht eigentlich eine Biographie, die ich schreibe, aber das individuelle Gepräge der Erlebnisse und Beobachtungen ist durch Vorausgehendes so stark bedingt, daß ich mit meiner Erzählung jedenfalls bei der Ordination einzusetzen gehabt hätte, besser schon beim Abiturium. Schon früher einzusetzen, nicht nur auf die Lehrjahre zurückzugreifen, bestimmte mich wie die Erwägung, daß meine politische Haltung in der Manneszeit zu einem guten Teil in der politischen Gestaltung meiner Jugend begründet ist, so der Gedanke, daß das, was ich aus ihr erzähle, mehr oder weniger charakteristisch ist für unsere schleswig-holsteinische Vergangenheit und dadurch ein überindividuelles Interesse gewinnt.

Da ich meine Erlebnisse und meine Beobachtungen erzähle, handelt die Schrift immer wieder von mir. Darin liegt die Gefahr einer Selbstbespiegelung. Ich habe derselben dadurch zu wehren gesucht, daß ich ebenso getreu von meinen Versäumnissen und dem Scheitern meiner Bemühungen berichte wie von dem, das ich erreichen durfte. Sollte ich irgendwo und irgendwie mir zuschreiben, was fremdes Eigentum ist, bin ich dankbar für Korrektur.

Ich habe mich voller Wahrhaftigkeit befleißigt, aber auch die gebotene Diskretion ließ ich mir angelegen sein. Die Schrift ist

in ihrer ersten Niederschrift geschrieben vor dem deutschen Zusammenbruch. Die große Wende in unserm öffentlichen Leben, die durch diesen herbeigeführt wurde, hat die Periode, in die vornehmlich mein Leben und Arbeiten fällt, zu einem gewissen Abschluß gebracht. Das gestattete hier und da eine größere Freiheit in der Mitteilung, als sie mir sonst zugestanden hätte; von der habe ich bei der letzten Durcharbeitung Gebrauch gemacht, das heißt, soweit Einzelheiten in Frage kommen; die z. T. scharfe Kritik des Gewesenen findet sich schon in der Niederschrift vor dem Zusammenbruch. Damals sollte sie ein Einsatz sein für die erstrebte Besserung; jetzt soll sie scharfer Erkenntnis der Vergangenheit dienen.

Ich schreibe durchweg nach dem Gedächtnis; doch hat es mir an allerlei Schriftstücken, die dasselbe klären, nicht gefehlt; so hat mir u. a. ein Tagebuch gedient, das 1863 beginnt und 1873 abschließt.

Die meisten derer, die meine Zeitgenossen waren, sind heimgegangen. Sollte unter denen, die noch leben, diesem oder jenem diese Schrift zu Händen kommen, sei sie ihm ein Gruß des Lebensgenossen, der jetzt selbst den letzten Abschied rüstet.

D. R a s t a n.



# Inhalt.

---

	Seite
I. Auf der Flucht . . . . .	1
Abstammung . . . . .	6
Die schleswigsche Frage . . . . .	6
II. Zur Dänenzeit . . . . .	12
1. Hufum . . . . .	12
2. Flensburg . . . . .	21
Dänische Politik . . . . .	31
III. Deutsch! . . . . .	32
Rationaler Uebergang . . . . .	39
Schleswig ungeteilt . . . . .	39
Schleswig-Holstein preußisch . . . . .	40
Preußische Gesinnung . . . . .	41
IV. Lehrjahre . . . . .	43
V. Im Pastorat . . . . .	68
1. Rappeln an der Schlei . . . . .	70
Nach Nordschleswig . . . . .	79
2. Apenrade . . . . .	80
Pastorale Arbeit . . . . .	104
Wirksamkeit einer Volkskirche . . . . .	105
VI. Regierungs- und Schulrat . . . . .	107
Kirche und Schule . . . . .	132
Der Volksschullehrerstand . . . . .	137
VII. In der Propstei . . . . .	139
VIII. Generalsuperintendent von Schleswig . . . . .	147
1. Amtsantritt . . . . .	148
Der Amtssitz . . . . .	163
2. Amtstätigkeit . . . . .	165
3. Nordschleswig . . . . .	207
Nordmarkpolitik und Weltpolitik . . . . .	261
Schleswig durchschnitten . . . . .	261
4. Vom Kirchenregiment . . . . .	263
5. Eisenacher Konferenz und Kirchenausschuß . . . . .	278
6. Freie Arbeit der Kirche . . . . .	295
7. Freie Konferenzen . . . . .	320
8. Schriftstellerische Tätigkeit . . . . .	329
9. Offizielle Reisen . . . . .	355
IX. Wieder im Pastorat . . . . .	399

---

## Druckfehler.

---

- S. 7, 3. 3 v. u.: Süderjütland statt: Südjütland.  
S. 7, 3. 12 v. u.: holsteinischen statt: nördlichen.  
S. 40, 3. 8 v. u.: die Anmerkung auf S. 11 statt: das Blatt 24  
Zitierte.  
S. 63, 3. 20 v. o.: strange statt: strenge.  
S. 107, 3. 15 v. u.: mich statt: noch.  
S. 111, 3. 20 v. u.: anderen statt: meiner.  
S. 142, 3. 2 v. o.: davon statt: daran.  
S. 148, 3. 9 v. u.: 1636 statt: 1656.  
S. 152, 3. 14 v. u.: friedliche statt: freundliche.  
S. 163, 3. 17 v. u.: iis statt: cis.  
S. 294, 3. 1 v. u.: Gesamtlage statt: Gesamtinstitution.  
S. 314, 3. 11 v. u.: Monstregemeinde statt: Monstergemeinde.
-

## I.

### Auf der Flucht.

Zu den frühesten Erinnerungen, die sich meinem Gedächtnis eingeprägt haben, gehört eine Seereise. Die zweite Hälfte derselben wurde auf einem anderen Schiff zurückgelegt als die erste. Mein Erleben auf den beiden Schiffen war gar verschieden. Auf dem ersten unfreundlich behandelt, allenthalben zurückgewiesen, barg ich mich im Schutz der Mutter, die auf Deck saß. Ganz anders auf dem zweiten Schiff. Da stand mir alles frei. Ich schaltete wie ein kleiner König und Herr. Die Erklärung ist einfach. Das erste Schiff war ein dänisches, das zweite ein deutsches. Auf jenem galt ich als Brut des „Aufrührers“. Auf diesem war ich der Sohn des Märtyrers.

Die Schlacht von Idstedt (25. Juli 1850) war geschlagen. Lange hatte die Entscheidung geschwankt. Schließlich siegten die Dänen, die, wenn auch nicht glänzend, immerhin besser geführt waren als die Schleswig-Holsteiner, deren Oberstkommandierender, der preußische General von Willisen, gegen Ende der Schlacht den Kopf verlor.<sup>1)</sup> Die Schlacht war nicht die letzte, aber die entscheidende. Schon vorher von Deutschland verlassen und auf uns selbst gestellt, waren wir Schleswig-Holsteiner jetzt der Uebermacht der Dänen preisgegeben.

Die dänische Regierung setzte, nachdem sie die Gewalt in Schleswig in die Hände bekommen hatte, die Beamten und die Geistlichen, die in dem Kampf um unser Recht auf deutscher Seite gestanden hatten, ab, soweit dieselben nicht nachträglich mit ihr Frieden zu schließen verstanden.

Mein Vater, Hauptpastor in Voit<sup>2)</sup> bei Apenrade, verstand das nicht. Dänisch gesinnte Gemeindeglieder hatten ihn gebeten, sich, wo

---

<sup>1)</sup> Diese unglückliche Schlacht entsprach dem Verlauf des ganzen Krieges, der trotz einzelner lichter Episoden ein Trauerspiel war. Selbst das Burleske fehlte nicht. Vgl. die Schilderung dieses Kriegs in den Aufzeichnungen des Oberst von Fürsen-Bachmann im dritten Abschnitt seiner „Lebenserinnerungen“, die sein Großneste Dr. Otto Fürsen im fünften Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, S. 91 ff., 1917, veröffentlicht hat.

<sup>2)</sup> Voit ist nicht der Name eines Dorfs, sondern der Name der Halbinsel, die zwischen dem Apenrader Meerbusen und der Gjenner Bucht liegt. Diese hat dem sie umfassenden Kirchspiel den Namen gegeben. Auf dieser Halbinsel liegen schönste Punkte der schleswigischen Ostküste, an seiner Grenze der Knivsberg.



möglich, so zu stellen, daß er im Amte bleiben könne, aber mein Vater vermochte nicht, sich in politisch-kirchliche Maßregeln zu schicken, die er persönlich als Unrecht beurteilte; das war nach seinem Gewissen wider die Treue, zu der er sich seinem Lande wie seiner Kirche verpflichtet fühlte. Lieber, als daß er diese brach, gab er Amt und Pfarrhof auf und ging in Armut und Verbannung.

Wie mein Vater handelte eine stattliche Reihe charakterfester schleswigscher Männer. Die meisten unter ihnen fanden Amt und Brot in deutschen Ländern. Dort machten sie ihrem Heimatland alle Ehre. Wie oft ist mir das später im weiteren Deutschland im persönlichen Verkehr entgegen getreten. Kein Wunder auch; es waren nicht die schlechtesten ihres Standes, die lieber Opfer brachten als sich dem, was sie als Unrecht empfanden, beugten. Um so tiefer hat es mich je und je empört, wenn später in preussischer Zeit die dänische Presse Nordschleswigs diese Männer beschimpfte. Daran konnte man studieren, wie politischer Fanatismus den Menschen sittlich erniedrigt. Man hätte erwarten dürfen, daß ihr eigener Kampf für das, was nach ihrem Urtheil Recht war, in ihnen ein Verständnis geweckt hätte für die, welche auf der Gegenseite das Gleiche getan, bedingt das doch in keiner Weise eine Verleugnung der eigenen Rechtsauffassung. Hätten sie von ihrem Standpunkt aus jene ideal gesinnten, opferwilligen Männer als Irrende, als Verblendete gekennzeichnet, wäre das verständlich gewesen. Statt dessen imputierten sie ihnen ihre andere Rechtsauffassung und beurteilten sie von da aus als Meineidige.<sup>1)</sup>

Als das Absekkungsdekret für meinen Vater eintraf, befand er sich in Wiesbaden, in dessen Heilquellen er Heilung suchte für einen schon länger währenden Knie Schaden. Meine Mutter hatte den zu seinem Nachfolger bestimmten dänischen Geistlichen im Pastorat aufzunehmen und zu verpflegen, bis es ihr möglich ward, den Hausstand aufzulösen und das Pastorat zu räumen. Eine solche Auflösung in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen war nicht einfach. Ein nordschleswigscher Pfarrhof stand damals in Gleiche mit einem stattlichen Bauernhof. Knechte und Mägde mußten entlassen, Pferde und Wagen, Vieh- und Wirtschaftsgerät verkauft, Erntefragen mußten geordnet werden. Deutschgesinnte Bauern der Gemeinde leisteten der Mutter Beistand.

<sup>1)</sup> In den hinterlassenen Papieren meines Vaters habe ich eine für den Druck fertig gestellte, mit einem Vorwort von Professor D. Dorner versehene Schrift gefunden, in der er die Auffassung der deutschen Schleswiger vertritt, die da glaubten, sich dem dänischen Regiment nicht fügen zu dürfen. Andere, auch brave deutschgesinnte Männer, haben sich zu fügen für eine Pflicht gegen die deutsche Bevölkerung gehalten. Wer Recht hatte, lasse ich dahingestellt. Die Schrift meines Vaters zeigt in fast ergreifender Weise den Kampf eines Mannes, der darum ringt nur das zu tun, was vor Gott recht ist, ohne Rechnung mit persönlichen Interessen.

Der neu ernannte dänische Geistliche, der den allerdings nicht sehr dänischen Namen Richelieu führte, benahm sich sehr taktvoll und verständig. Als er mich begrüßte, — ich war damals ein Knabe von  $3\frac{1}{2}$  Jahren, — redete er mich freundlich an. Etwa so: „Was bist denn Du für ein kleiner Kerl?“, worauf ich vor ihn hintrat und sprach: „ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher bleiben!“ Er war so verständig, das mit einem: „So, willst Du das.“ abzutun. Diese Geschichte hat mir die Mutter erzählt. Auf meiner letzten Visitationsreise erfuhr ich zufällig, daß sie heute noch im heimischen Kirchspiel lebt.

Damit habe ich den Hintergrund gezeichnet, von dem aus jene Doppelreise zur See verständlich wird. Nach der Auflösung des Haushalts war das Zusammentreffen mit dem Vater das Nächstliegende. Dieses Zusammentreffen sollte in Lübeck stattfinden, wohin mein Vater von Wiesbaden aus zurückgekehrt war. Die damaligen Verkehrsverhältnisse und die zeitweiligen Kriegsverhältnisse bedingten die Gestaltung unserer Reise. Die Mutter mußte mit ihren beiden Knaben — ich habe nie andere Geschwister gehabt als meinen Bruder, den bekannten Professor der Theologie in Berlin — und einer zurückbehaltenen Magd über Kopenhagen, d. h. über die Kopenhagener Reede nach Lübeck fahren. Von Apenrade nach Kopenhagen fuhren wir mit einem dänischen Schiff. Auf der Kopenhagener Reede stiegen wir um auf ein Lübecker Schiff.

Wohin jetzt? das war die nächstliegende Frage. Mein Vater konnte so, wie es um seine Gesundheit z. B. bestellt war, nicht wie seine Leidensgefährten ein Amt in deutschen Landen suchen. Wir waren, wenn auch nicht ganz mittellos, so doch weitgehend auf die Hilfe anderer angewiesen. Diese blieb auch nicht aus.

Groß und warm war die Teilnahme, die wir Schleswig-Holsteiner in Deutschland fanden. So haltlos und kraftlos damals die deutschen Regierungen sich benahmen — das damalige Preußen war das Preußen von Olmütz —, so warmherzige Teilnahme brachten uns weite Kreise des „großen Vaterlandes“ — so nannten wir Deutschland; die Dänen stempelten den Namen als Spottnamen — entgegen. Namentlich zeichnete sich Hamburg aus, wie das Hamburgs Beziehungen zu Schleswig-Holstein nahelegten. Hamburg gehört uns Schleswig-Holsteinern fast zur Heimat. Damit, daß Hamburg ursprünglich eine holsteinische Stadt gewesen ist, hat das nichts zu tun. Das ist in den weitesten Kreisen längst vergessen. Das Heimatgefühl, das Hamburg uns einflößt, wurzelt in der geographischen Lage und in wirtschaftlichen Beziehungen. Hamburg galt uns, die wir im eigenen Lande damals keine eigentlich große Stadt hatten, als die Stadt; für das seefahrende Schleswig-Holstein war Hamburg der Hafen.

In Hamburg hatte sich ein Komitee gebildet, um den vertriebenen Schleswig-Holsteinern zu helfen. Dieses Komitee vermittelte

meinen Eltern eine Wohnung. In einem größeren Garten zu Neumühlen, neben Rainvilles Garten <sup>1)</sup> an der Elbe gelegen, befand sich ein Gartenhaus, das sich als Familienhaus bewohnen ließ. Es gehörte der Witwe eines Kalkbrennereibesizers Wittgräf. Das eigentliche Wohnhaus lag in der Nähe der Kalkbrennerei an der Elbe. Betrieben wurde das Geschäft z. B. von einem Herrn Dirks, der mit der einzigen Tochter jener Witwe verheiratet war.

Da das junge Ehepaar mit der Besitzerin im Haupthause wohnte, stand das Gartenhaus, das sonst entweder der Witwe oder dem jungen Ehepaar zu dienen pflegte, zur Benutzung frei. Die Frau Wittgräf hatte dieses Haus dem Hamburger Komitee zur Verfügung gestellt, das dann meinen Eltern dasselbe überließ.

In diesem Hause haben wir etwa zwei Jahre gewohnt. Die Gesundheitsverhältnisse meines Vaters besserten sich nicht, sondern verschlechterten sich. Für meine Eltern trübe Jahre. Doch erstickte die auf dem Hause lastende Trübsal nicht ganz das sonnige Leben der Kindheit. Das Ehepaar Dirks hatte ein einziges Töchterchen. Dieses war von meinem Alter. Mit der Mimi Dirks spielte ich, soweit Jahreszeit und Wetter es gestatteten, in dem großen, schönen Garten. Ich weiß nicht, wie groß er war; in meinen Augen war er sehr groß. Ich hatte beim Vater biblische Geschichte gelernt. In ihrem Licht verstand ich mein damaliges Leben. Dieser Garten an der Elbe war mir der Garten Eden; die Mimi war die Eva und ich war der Adam. So lebt es noch in meiner Erinnerung. Später habe ich als Student auf meiner ersten Durchreise durch Hamburg-Altona die Eva meiner Kindertage aufgesucht und mit ihr, einer jung verheirateten Frau, Kindheitserinnerungen ausgetauscht.

Von Neumühlen kam ich, wenn auch nicht oft, so doch je und je einmal nach Hamburg. Ich erinnere mich eines Spaziergangs, den ich dort in Begleitung unserer Magd machte. Das Wetter war herrlich. An der einen Seite ein großes Wasser, von Schiffchen und Booten belebt, an der anderen Seite große, in meinen Augen gewaltige und prachtvolle Häuser. Es wird der Jungfernstieg gewesen sein oder der Alsterdamm, auf dem wir lustwandelten. In dieser Stunde erwachte in meiner Seele sozusagen das Weltbewußtsein. Ich weiß, fast empfinde ich heute noch, wie die Größe und Herrlichkeit der Welt mich damals in kindlicher Weise packte und überwältigte und bewußte Freude am Leben in mir weckte.

Nach zwei Jahren wünschten die Aerzte für meinen Vater eine Luftveränderung. Wir zogen nach Pinneberg, in das Haus einer Frau von Bülow. Ich vermute, daß wir auch in diesem Hause aus

<sup>1)</sup> Damals das vornehmste und meist geschätzte, auch von Hamburgern stark besuchte Gartenrestaurant Altonas. Heute ist diese Gegend durch Hafenerweiterung und Neubauten ihrer alten Herrlichkeit entkleidet.



Güte wohnten. Das Haus lag unmittelbar an der Hauptstraße und hatte nach hinten hinaus einen großen Garten. Die Frau von Bülow war Witwe. Ihre eine Tochter, die Hofdame bei der Herzogin Wilhelmine <sup>1)</sup> gewesen war, war verheiratet mit dem Propsten Caspers in Husum. Eine andere lebte unverheiratet bei der Mutter, natürlich sehr bald unsere, d. h. meines Bruders und meine, „Tante Lotte“. Wir erfuhren seitens dieser edlen Damen eitel Güte und Freundlichkeit.

Lange dauerte unser Aufenthalt in Pinneberg nicht. Nach reichlich einem halben Jahr starb mein Vater: Ich habe nur eine schwache Erinnerung an ihn. Sein Bild aus dem Leben hat sich stark vermischt mit dem Bild, das ein Steindruck darstellt.

Ich erinnere mich, daß ich, während er, eine Decke über die Knie gebreitet, im Sofa saß, neben ihm stand und auf der Decke ein Büchlein lag, aus dem ich lesen lernte.

Sehr lebhaft steht eine bestimmte Scene in meiner Erinnerung. Ich stand mit meinem Vater am Fenster. Truppen zogen endlos vorüber. Es waren die österreichischen und preußischen Truppen, die Schleswig-Holstein „pacifiziert“ hatten.

Ich fragte den Vater, was das bedeute? Er antwortete mir: „Du hast aus der biblischen Geschichte vom Pharao gehört, der die Kinder Israel in Egypten schwer bedrückte. Auch heutzutage gibt es einen Pharao, fern im Norden. Dem haben diese Soldaten uns ausgeliefert“.

Dann kam ein Tag, da die Mutter uns sagte, daß der Vater von uns gegangen und jetzt droben im Himmel sei bei Gott. Und es kam ein zweiter Tag, an dem viele schwarz gekleidete Männer in unserer Wohnung erschienen und den Sarg des Vaters hinwegführten. Die Mutter weinte. Ich weinte mit ihr. Was ich verloren hatte — wußte ich nicht. <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Tochter Friedrich des Sechsten, in erster Ehe mit dem Prinzen Friedrich (später König Friedrich der Siebente), in zweiter mit Herzog Carl von Schleswig-Holstein-Glücksburg vermählt.

<sup>2)</sup> Beim Aufräumen alter Papiere fand ich einen Brief, den ich im Jahre 1862 einem damals noch lebenden Vetter schrieb. In dem heißt es in der Sprache des Fünfzehnjährigen: „Dein Besuch am Grabe meines Vaters hat mich erfreut, hat mich gerührt. Glaubt man auch, daß man den Tod der Eltern nicht so sehr fühlt, wenn sie einem schon in der frühesten Jugend genommen werden, so irrt man sich doch sehr; gewiß sagen das nur die, die diese Lage nie versucht haben. Ist im ersten Augenblick der Schmerz auch nicht so heftig, so reizend, so verzweifeln, weil man die ganze Schwere des Verlustes nicht zu würdigen versteht, so kehrt er später doch, wenn man einsichtiger wird, ich glaube, mit desto schwererer Wucht zurück. Ich entbehre oft den Vater, der mich stärken könnte in der Treue gegen Gott, stärken in den Kämpfen des Lebens, denn, glaube mir, ich bin nicht verschont geblieben, so jung ich bin. Doch solche Sachen verschließt gewiß jeder gern in sein Innerstes, offenbart sie selbst dem Freunde nicht. Wie gesagt, ich entbehre oft den Vater, obgleich meine liebe, treue, gute Mutter so liebevoll für mich sorgt und mir in allen Stücken den Vater zu ersetzen sucht.“

Als der Vater gestorben war, hieß es: zurück nach Schleswig, aus dem glücklicheren Holstein, in dem uns so viel Liebe widerfahren war, zurück in das arme heimische Schleswig.

**Abstammung.** Wenn ich nicht Kaстан hieße, sondern Hansen oder Petersen oder sonst einen gut schleswigschen Namen führte, würde ich über meinen Ursprung nichts sagen. Anders jetzt. Mein Name hat oft Fragen veranlaßt. Auch scherzhafte Erinnerungen knüpfen sich an ihn.

Als im Jahre 1879 die schleswigsche Regierung mich, damals Diakonius und Schulinspektor in Apenrade, in das Amt eines Regierungs- und Schulrats berufen wünschte und der zuständige Geheimrat — dieser hat mir das später erzählt — dem damaligen preussischen Kultusminister, Herrn von Puttkammer, hierüber Vortrag hielt, verzog dieser, als er meinen Namen hörte, ein wenig das Gesicht, antwortete aber dann: „Nun, wenn die schleswigsche Regierung ihn wünscht, meinestwegen!“ Wenige Monate später unterhielt er sich mit mir in den Räumen des schleswigschen Oberpräsidiums. Ich vermute, daß angesichts meiner Erscheinung sein Verdacht von vorher sich verflüchtigte.

Im Jahre 1898 durfte ich teilnehmen an der Kaiserreise nach Jerusalem. Als unser offizielles Schiff, die Mitternachtsonne, auf der Reede von Jaffa Anker geworfen hatte und wir auf die Boote warteten, die uns an Land bringen sollten, wurden wir dahin verständigt, daß auf Einsichtnahme in unsere Pässe seitens der türkischen Polizei verzichtet werde — die Art unserer Reise brachte manche Erleichterungen dieser Art mit sich —, wir aber einem auf der Landungsbrücke stehenden Offizier unsere Namen zu nennen hätten. Ich beobachtete ihn eine Weile, ehe ich auf dem schmalen Steg selbst an ihn herankam. Die Namen Barthausen, Sandberger, Studt, Bosse, Valentiner, Giese usw. rauschten augenscheinlich eindrucklos an ihm vorüber. Als ich kam und akzentuiert meinen Namen nannte, glitt eine Art Lächeln über das bis dahin stumpfe Gesicht.

Also ein Wort über meinen Ursprung. Es gibt darüber eine Familientradition. In ihrer nüchternsten Gestalt läßt sie sich belegen. Natürlich hat die Sage sie ausgeschmückt. Den Sagenschmuck lasse ich bei Seite. Danach führt sich mein Ursprung zurück auf einen Mann aus dem Litauischen — ursprünglich hat der Name wahrscheinlich Kaстанis gelautet —, aus der Gegend von Braunsberg in Ostpreußen. Dieser kam zur Zeit Karls des Zwölften von Schweden, also vor reichlich zweihundert Jahren, als Soldat nach Schleswig, ist hier hängen geblieben und hat hier eine Familie gegründet. Zunächst in Nordschleswig (Törninglehn). Von dort ist mein Großvater um 1800 ins Friesische übergesiedelt und hat eine Friesin geheiratet. Besitzer eines kleinen Hofes (Bauerngut) in der Wiebdingharde (Gemeinde Neukirchen) war er Hardegevollmächtigter; ein solcher wird damals ungefähr so gewertet sein wie heute ein Kreistagsabgeordneter. So ist es gekommen, daß von der Vaterseite her zum Teil litauisches, zum Teil friesisches Blut in meinen Adern rollt. Das letztere wird verstärkt durch den Ursprung der Mutter. Ihr Vater, Hauptpastor in der Gemeinde Satrup (Sundewitt), stammte aus dem Friesischen: ihre Mutter war die Tochter eines Sonderburger Seekapitans. Die Friesen, die Törninglehner (Jüten), die Alsinger (Dänen) sind alle so rein germanische Stämme, daß trotz des Namens mein Blut reiner germanisch sein dürfte als das vieler in Deutschland.

Die schleswigsche Frage. In meinen Erlebnissen wie in den daran sich anknüpfenden Beobachtungen spielt die schleswigsche Frage eine große Rolle. Dieselbe wird sehr verschieden gedeutet, verschieden je nach dem deutschen oder dänischen Standpunkt. Angesichts der verwickelten Geschichte Schlesiens ist das durchaus verständlich. M. E. können, jedenfalls sollten sachlich und gerecht denkende Männer

auf beiden Seiten das verstehen. Es verrät geistige Enge und kleinliche Gesinnung, wenn in den Augen des einen ein Schatten auf den Charakter oder den Intellekt des andern fällt, weil dieser sie anders deutet als jener. Weite des Blicks und Bornehmheit der Gesinnung schließen weder Klarheit noch Festigkeit in Vertretung des eigenen Standpunkts aus. Ich skizziere hier kurz, wie ich die schleswigsche Frage verstand. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um eine kurze Deutung der springenden Punkte, um ein Aufzeigen der entscheidenden Faktoren handeln.

Schleswig war von Alters her und ist heute noch die natürliche Brücke zwischen den Südgermanen und den Nordgermanen. Darin steckt Schleswigs Reichthum; darin wurzelt Schleswigs Not.

Schleswig war schon vor tausend Jahren ein Land, in dem „Deutsche“ und „Dänen“ wohnten, ein Land, in dem dänisch und deutsch gesprochen ward.

Der geichtliche Rückblick verliert sich wie allenthalben so auch hier in mehr oder weniger sagenhafte Verhältnisse. Ueber die ersten Einwohner sind wir wenig unterrichtet. Wahrscheinlich haben in Schleswig in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — von noch älteren Zeiten zu schweigen — den Südgermanen zugehörige Stämme gehaust. Als aber dann zur Zeit der Völkerwanderung das schon so wie so schwach besiedelte Land größtentheils entvölkert wurde, namentlich durch den Zug der Angeln nach England, sind von Norden her die Jüten eingedrungen und haben Schleswig im Osten und auf dem Rücken bis über die Schlei hinaus besiedelt. Es steht zur Frage, ob nicht auch die Jüten ursprünglich ein weit vorgeschobener südgermanischer (bezw. westgermanischer) Stamm gewesen sind, der von den über die Inseln von dem heutigen südwestlichen Schweden vordringenden Dänen danisiert worden ist. Außer Frage aber steht, daß die Jüten, als sie in Schleswig eindringen, Dänen waren. Das bezeugen unverkennbare Dokumente: Hausbau, Sprache und Sitte. Während die Jüten vornehmlich im Osten, zum Teil auch auf dem Rücken des Landes sich anbaute, hatten im Westen die Friesen Fuß gefaßt, ein in Nordfriesland so gut wie in Ost- und Westfriesland südgermanischer Stamm. Im Laufe der Zeit haben dann mancherlei Mischungen und Wandlungen Platz gegriffen. Friesen im Westen sind danisiert, Jüten im Osten und auf dem Mittelrücken sind germanisiert worden. Heute finden wir rein deutsche Bevölkerung, wo die Ortsnamen altes Dänentum verraten; ursprüngliches Friesentum erstreckt sich im Westen in Gebiete, wo heute dänische Sprache und dänische Gesinnung herrscht.

Staatsrechtlich, soweit dieser Ausdruck hier am Platz ist, war Schleswig vor tausend Jahren und noch lange hernach ein zu Dänemark gehöriges Land. Das Bistum Schleswig ist als ein dänisches gegründet worden, eine Parallele des Bistums Ribe (Ripen). Daß deutsche Kaiser an dieser Gründung beteiligt waren, besagt in der hier fraglichen Beziehung nichts. Die Wirkungssphäre der fränkischen wie auch der sächsischen Kaiser erstreckte sich weit hinaus über die eigentlich deutschen Gebiete. Das Bistum Schleswig wurde dem Erzbistum Hamburg zugewiesen, aber das geschah gleicherweise mit den Bistümern Ribe und Aarhus. Als später ein nordisches Erzbistum errichtet wurde, das in Lund, wurde mit den anderen dänischen Bistümern auch das Bistum Schleswig ihm unterstellt. An Rendsburgs nördlichem Tor stand geschrieben: *Eidora terminus Romani imperii*.

Aber so war es einmal. Es wurde anders. Die Anfänge von diesem Anderswerden haben mit der Frage deutsch-dänisch nichts zu tun. Auch in der schleswigschen Frage gilt wie so oft, daß man sich zu hüten hat, moderne Fragestellungen auf alte, anders orientierte Verhältnisse anzuwenden. Die Kämpfe um Schleswig waren jahrhundertlang wesentlich dynastischer Art. Ritterschaftliche Interessen spielten hinein. Volksinteressen standen im Hintergrund.

Die Wandlung der Dinge beginnt im Anfang des zwölften Jahrhunderts. Die Könige von Dänemark betrauten jüngere Prinzen ihres Hauses mit der Statthalterschaft in Schleswig oder Südjütland. Diese, die den Herzogstitel führten, residierten in der Stadt an der Schlei. Allmählich begannen sie, wie derartiges so oft geschieht, um eine gewisse Selbständigkeit zu ringen gegenüber dem König. Der



erste unter ihnen, der geschichtliche Bedeutung gewann, war Knud Laward, der um 1115 austrat. Ihn belehnte Kaiser Lothar, derselbe Lothar, der als Herzog von Sachsen die Schauenburger Grafen nach Holstein, d. i. nach dem Lande der Holsten und der Stormarn, gerufen hatte, mit Wagrien, d. i. dem Ostteil Holsteins. So vereint sich mit den ersten Anfängen einer Selbstständigkeit Schleswigs der dänischen Krone gegenüber eine erste Verbindung Schleswigs mit Holstein, wenn auch zunächst nur mit einem Teil desselben. Von diesem Zeitpunkt an war Schleswig Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand des Kampfes zwischen den dänischen Königen und den schleswigschen Herzögen bzw. den holsteinischen Grafen, die zu diesen in nähere Beziehungen traten. Zur Zeit des Grafen Gerhard des Großen, der als Gründer der Vereinigung von Schleswig und Holstein bezeichnet werden darf, wurde die Constitutio Waldemariana (1326) festgestellt, in der es heißt, „daß das Herzogtum Süderjütland dem Reiche und der Krone Dänemark nicht vereinigt noch verbunden werden solle, so daß ein Herr über beide sei“. Zwar geriet auch nach und trotz dieser Konstitution das Herzogtum Schleswig vorübergehend wieder in dänischen Besitz, aber nur vorübergehend, vorwiegend verblieb Schleswig jezt im Besitz der holsteinischen Grafen, eine Verbindung, die sich in den allgemeinen Lebensverhältnissen dreifach auswirkte: in dem Eindringen der holsteinischen Ritterschaft in Schleswig, in dem Vordringen der niederdeutschen Sprache bis in die nordschleswigschen Städte hinauf und in der Entstehung einer Reihe für Schleswig und Holstein gemeinsamer Einrichtungen. So stand es zur Zeit des letzten Schauenburger Grafen, Adolf VIII., und das heißt in der Zeit vor der definitiven Entscheidung.

Die definitive Entscheidung der staatsrechtlichen Stellung Schleswigs vollzog sich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Der dänische Thron war vakant. Adolf VIII., Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, ging dem Tode entgegen. Ein Neffe des Grafen-Herzogs, ein oldenburgischer Prinz Christian, dessen Nachkommen heute noch in Dänemark regieren, wurde zuerst zum König von Dänemark (1448) gewählt und danach in Ribe (1460) von den vereinigten Landständen Schleswigs und Holsteins, bzw. deren Vertretung, und zwar in einem Akt, als Herzog von Schleswig und Graf von Holstein. Nicht als König von Dänemark war er hinfort Herr in diesen eng verbundenen Landen, sondern als frei gewählter Fürst. Ihm und seinem Hause war in Schleswig und Holstein eine Art erbliches Thronrecht zuerkannt, aber der zum Herrn von Schleswig und Holstein Gewählte konnte ein anderer sein als der, den die Dänen zum König von Dänemark wählten. Wer immer aber als Herrscher in Schleswig und Holstein gewählt wurde, durfte die Herrschaft nicht antreten ohne zuvor die in Ribe und hernach in Kiel diesen Landen zugesicherten Privilegien bestätigt zu haben. In diesen Privilegien steht der berühmt gewordene Satz, daß Schleswig und Holstein bleiben sollen „ewig zusammen ungeteilt“. Zwar hat dieser Satz hier nicht den Sinn, in dem er berühmt geworden ist. Dem Zusammenhang entsprechend bedeutet er, daß überhaupt keine Teilung dieser Lande eintreten soll. Aber die Sache, als deren Lösung er gilt, die untrennbare Verbindung von Schleswig und Holstein ist in diesen Privilegien ausdrücklich und fest begründet; langjährige Lebensgemeinschaft hat dann bewährt und ausgestaltet, was hier staatsrechtlich festgelegt war. In dieser Ordnung der Dinge vollendete sich, was in der Waldemarschen Konstitution angebahnt war. Diese selbst wurde jezt bedeutungslos.

Die Geschichte der nächsten drei bis vier Jahrhunderte ist durchsetzt von Bemühungen dänischer Könige, das hier Geordnete aufzulösen, sowohl Holstein wie Schleswig, namentlich das letztere, für die dänische Krone als solche zu gewinnen.

Zu einer auf der in den Landesprivilegien festgesetzten Wahlordnung beruhenden Personaltrennung zwischen dem König von Dänemark und dem Landesherrn in den Herzogtümern — Holstein wurde auf Betreiben Christians I. vom Kaiser Friedrich III. zu Notenburg ob der Tauber zum Herzogtum erhoben — ist es nicht gekommen, zunächst bewußter und gewollter Weise nicht, später wie selbst-

verständlich<sup>1)</sup>. Dagegen kam es trotz der beschworenen Privilegien zu Teilungen der Herzogtümer selbst. Es war die Zeit, da nicht nur in unserem Lande, sondern auch anderswo das, was ein Fürst ist, so gründlich verkannt, und das, was ein Volk ist, so schmählich mißachtet wurde, daß das fürstliche Erbrecht angesehen und gehandhabt wurde, als sei es ein Teil des Privatrechts. Die Herzogtümer wurden erstmalig nach dem Tode Christians I., später wiederholt geteilt. Die damit eingeleitete Entwicklung hat die in Ribe bzw. in Kiel geordnete staatsrechtliche Stellung der Lande Schleswig und Holstein zwar nicht aufgehoben, aber in den Hintergrund gedrängt — eine der bellagenswerten Folgen dieser Teilungen. Andererseits erwuchs aus ihnen die angesichts der Machinationen dänischer Könige erfreuliche Folge, daß es hinfort in Schleswig neben dem königlichen Herzog Jahrhunderte lang einen Landesherrn gab, der nicht zugleich König von Dänemark war, den auf Gottorp residierenden Herzog.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts trat an die Stelle der bisherigen Wahlordnung die Primogenitur, das Erbrecht des ältesten Prinzen. Um die Mitte desselben Jahrhunderts ward das Lehnrecht des dänischen Königs über Schleswig, das bisher zu Recht bestand<sup>2)</sup>, aufgehoben, zunächst im herzoglichen, danach auch im königlichen Anteil<sup>3)</sup>. Aber weder das eine noch das andere war angesichts der inzwischen eingetretenen Entwicklung der Dinge von sonderlicher Bedeutung. Schwerwiegender war, daß die Bedeutung der Stände immer mehr zurücktrat. In Dänemark setzte sich kraft des Königsgesetzes von 1665 das absolute Königtum durch. In Schleswig-Holstein galt dieses Gesetz nicht, aber praktisch wurde hier Entsprechendes erstrebt und tatsächlich erreicht. Dazu kam, daß nach dem Tode des Gottorper Herzogs Friedrichs IV. die herzogliche Regierung verlotterte; die Interessen des herzoglichen Hauses wandten sich von den Stammlanden ab und richteten sich auf Schweden und Rußland, wo das Haus Thronrechte gewonnen hatte. Je trüber sich dadurch die Verhältnisse in unserem Lande gestalteten, um so erfolgreicher konnten die dänischen Könige ihr auf Einverleibung der Herzogtümer gerichtetes Werk betreiben. Der Erfolg war, daß 1773 (genau 1779) ganz Schleswig-Holstein der Herrschaft des dänischen Königs unterworfen war.

Wohlgemerkt: des dänischen Königs. Die Lande Schleswig und Holstein wurden dadurch nicht Bestandteile Dänemarks, nicht dänische Provinzen. Der König von Dänemark war jetzt in diesen Landen der alleinige Herr, ähnlich wie seinerzeit sein Vorfahr, der erste Christian, das gewesen war, nur daß inzwischen die Primogenitur sich durchgesetzt hatte. Die staatsrechtliche Stellung der Herzogtümer hatte keine Aenderung erlitten. Auch nach der Einverleibung des herzoglichen Anteils von Schleswig in den königlichen Anteil (1721) verblieb es in allen Beziehungen bei den seither bestehenden Verhältnissen, insonderheit bei den das Herzogtum Schleswig von dem Königreich trennenden und dasselbe mit Holstein verbindenden Institutionen. In der Regierung in Kopenhagen verblieb es bis tief in das 19. Jahrhundert hinein bei der schleswig-holsteinischen Kanzlei; die später so verpönten Bindestriche bestanden zu Recht.

Es folgten, soweit die deutsch-dänische Frage in Betracht kommt, friedliche Zeiten. Staatsrechtliche Erörterungen wurden nicht gepflogen; die alten Rechte gerieten in Vergessenheit. Das nationale Bewußtsein schlief, sowohl auf deutscher wie auf dänischer Seite. Die Bewohner der Herzogtümer betrachteten sich in voller Naivität als zum Gesamtitaat des Königs von Dänemark gehörig. Matthias Claudius sprach ganz harmlos von „uns Dänen“; das Staatsbewußtsein war stärker

1) Nach dem Tode Friedrichs I. lag die Trennung nahe — vgl. Michelsen: Die schleswig-holsteinische Kirchenordnung von 1642, S. 39 ff. —, aber es wurde dann ein Unionsvertrag geschlossen. Später trat die Ordnung des Gesamtstaates an seine Stelle. Damit sank Schleswig-Holstein in eine gewisse Unterordnung unter Dänemark.

2) Auch anderes erinnerte an die frühere Zugehörigkeit Schwedens zu Dänemark, so die Geltung des fürstlichen Rechts in Schleswig, die erst mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs vom Jahre 1900 ihr volles Ende gefunden hat.

3) So ward der Teil von Schleswig und Holstein genannt, dessen herzoglicher Herr der König von Dänemark war.

als das Nationalbewußtsein. Ein holsteinischer Pastor (Harries in Brügge) dichtete das „Heil dir im Siegerkranz“ auf den dänischen König (Christian VII.). Ebenso selbstverständlich aber war den Bewohnern unseres Landes, daß Schleswig und Holstein miteinander verbundene und von dem eigentlichen Dänemark getrennte Staaten seien. Die Schleswiger bis zur Königsau hinauf wollten keine Dänen sein<sup>1)</sup>. Die dänische Sprache reichte damals als Patois bis tief in den schleswigschen Süden. Aber das Hochdänische hatte keinen Kurs. In Kirche und Schule waren die dänische Bibel und ein dänisches Gesangbuch in Gebrauch, aber ein klassisches Dänisch war das bei uns an diese sich anlehrende Dänisch nicht und selbst dieses fragliche Dänisch reichte über die Religionspflege und die einfachsten Elemente der Volksbildung nicht hinaus. Die Geistlichen und die Beamten waren, abgesehen von Törningelehn, das zum Bistum Ribe gehörte,<sup>2)</sup> deutsch gebildete Männer. Was es in Nordschleswig über die Religion hinaus an Bildung gab, war deutsch. Das erstreckte sich über die Kreise der akademisch Gebildeten hinaus bis in die Kreise der Bevölkerung, die zu jenen in geselliger Beziehung standen. Das Zurücktreten des Dänischen in Nordschleswig ging so weit, daß es noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Schwierigkeiten stieß, von der Kopenhagener Regierung die Erlaubnis zu erhalten, um der das Deutsche nicht verstehenden Landbevölkerung willen eine kleine, wesentlich auf Annunzen berechnete Zeitung in dänischer Sprache herauszugeben. In der schleswigschen Ständeversammlung mußte das Recht, in ihr in dänischer Sprache zu reden, in den vierziger Jahren geradezu erst erkämpft werden.

Erkämpft werden — das deutet auf den Wandel, der sich allmählich vollzog. Das Nationalbewußtsein erwachte auf dänischer wie auf deutscher Seite. In Kopenhagen begann das schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Aus dieser Wandlung der Dinge erwuchs das Vorgehen des Sylter Landvogts Uwe Jens Vornsen, der in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts seinen staatsrechtlich schlafenden schleswig-holsteinischen Volksgenossen ihre alten Rechte von neuem verkündigte.<sup>3)</sup> Die nationalen Leidenschaften regten sich. Auf dänischer Seite spitzten sie sich zu in den Wunsch, Schleswig als altes dänisches Kronland dem Königreich einverleibt zu sehen (Eiderdänen). Auf deutscher Seite erwachte in Schleswig-Holstein, in Schleswig nicht minder als in Holstein, das Bewußtsein, ein deutsches Land zu sein. Die Deutschen richteten hoffnungsvoll das Auge auf das drohende Aussterben der älteren königlichen Linie. Der Kronprinz Friedrich, der spätere Friedrich der Siebente, hatte keine Leibeserben und mit Erben gesegnete Agnaten dieser Linie waren nicht vorhanden. Ihr Aussterben mußte, da in Dänemark nach dem Königsgeetze die nähere weibliche Erbfolge der ferneren männlichen vorging, während in Schleswig-Holstein, wo das Königsgezet nicht galt, der jüngeren Linie und das heißt dem Augustenburger Hause, die Thronfolge zustand, eine Trennung der Herzogtümer von Dänemark herbeiführen. Auch in Kopenhagen war man sich

1) Der dänische Politiker Lauritzen kann nicht umhin, in seiner 1922 erschienenen Schrift „Da Sønderjylland baaignede“ hierfür Zeugnis abzulegen. Noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verzweifelten dänische Agitatoren fast daran, dänisches Nationalbewußtsein in Nordschleswig zu wecken. Vgl. Zeitschrift der Ges. für Schleswig-holsteinische Geschichte Band 52 S. 127 ff.

2) Dasselbe galt von Loh-Mögeltondern, 9 dänischen Kirchspielen der späteren Propstei Nordtondern. Die Silberharde und die Rorderharde auf Alsen gehörten seit alter Zeit zum Bistum Odense, bis im Jahre 1819 dem Herzog von Augustenburg zu Gefallen aus diesen beiden Harden in Verbindung mit der altschleswigschen, später dänischen Insel Werde ein eigenes Bistum Alsen gebildet wurde, das dann nach der großen Wendung der Dinge in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder einging. Von diesen beiden Bezirken aber galt nicht dasselbe wie von Törningelehn, wo reines Dänentum herrschte. Die dänischen Kirchspiele Loh-Mögeltonderns lagen im Schleswigschen zerstreut; Alsen aber war ein rein schleswigsches Bistum, zudem Augustenburger Einflüssen unterstellt. Auf Alsen stand es nicht wesentlich anders als im übrigen Nordschleswig.

3) Im November 1830 erschien seine Schrift: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein.“



dieser Gefahr bewußt. <sup>1)</sup> Die dänischen Stände verlangten Herbeiführung einer einheitlichen Erbfolge. In Schleswig wie in Holstein wurde heftig protestiert. Da erließ Christian VIII. im Juli 1846 den berüchtigten „Offenen Brief“, in dem er auf Grund eines kommissarischen Gutachtens, das namentlich auch mit dem Huldigungsakt von 1721 operierte, eine für Schleswig und wenigstens die größten Teile von Holstein geltende, der dänischen gleiche Erbfolge behauptete. Dieser Offene Brief wurde in Schleswig-Holstein als ein Rechtsbruch empfunden. „Das ist“, so sagte nach Erzählung meiner Mutter mein Vater, als er ihn gelesen, „der Anfang vom Krieg“; er sprach damit aus, was Tausende empfanden. Aus diesem Staatsstreich von oben wie dem, was daraus folgte, entwickelte sich dann die Erhebung des um sein Recht kämpfenden Schleswig-Holsteins in den Jahren 1848—1850, deren unglücklicher Ausgang sich in dem erzählten ersten Abschnitt meiner Erlebnisse spiegelt.

1) Die Dänen behaupten zwar, daß durch den Ausdruck *secundum tenorem legis regiae* in der Huldigung, welche die Prälaten und Ritter des bisher herzoglichen Anteils von Schleswig gelegentlich der Verbindung dieses Teils mit dem königlichen dem König leisteten (1721) — ein Bild dieses Vorgangs hing im Empfangszimmer des späteren Oberpräsidiums in Schleswig — die Erbfolge in dem Herzogtum Schleswig in Uebereinstimmung gebracht sei mit der dänischen. Aber mag auch von solchen Gedanken aus von dänischer Seite dieser zweideutige Ausdruck in die Huldigungsformel eingeschmuggelt sein, — was diesem Ausdruck aufgebürdet wird, kann er nicht tragen. Abgesehen davon, daß er selbst zweideutig ist, und daß weder die Stände noch die erbberechtigten Agnaten an diesem wenig ruhmvollen Akte der Schleswig-holsteinischen Ritterschaft irgend beteiligt waren, will beachtet sein, daß das bestehende Rechtsverhältnis im königlichen Anteil von diesem ganzen Huldigungsakt nicht berührt wurde. Es darf hinzugefügt werden, daß die Dänen selbst die praktischen Konsequenzen ihrer Auffassung zu ziehen sich nie getraut, vielmehr in allerlei anderer Weise sich um eine Einverleibung Schleswigs in Dänemark bemüht haben. Jetzt sind wir so weit, daß auch die dänische Forschung anerkennt, daß „Schleswigs staatsrechtliche Stellung durch die Erbhuldigung von 1721 keine Veränderung erfahren habe.“ Vgl. Bolquarts: Die Vorgänge von 1721 und ihre staatsrechtliche Bedeutung in dänischer und deutscher Beleuchtung.“ Heimat, 31. Jahrgang, S. 189—198.

## II.

### Zur Dänenzeit.

Zurück nach Schleswig. Aber wohin dort?

Nach damals geltendem Recht wurde nach dem Tode eines Familienvaters der Witwe ein Kurator und den Halbwaissen ein Vormund bestellt. Mein Vater hatte einen Bruder. Dieser lebte in Husum, war dort Kaufmann. Der wurde, wie das nahe lag, der Mutter Kurator und unser Vormund. Das lenkte der Mutter Blick auf die Stadt am grauen Meer.

Dazu kam ein Zweites. Ich war inzwischen schulreif geworden. In Husum gab es eine private Elementarschule, die einen guten Ruf genoß.

So entschloß sich meine Mutter, der die Erziehung ihrer Knaben die Lebensaufgabe war, nach Husum übersiedeln.

#### 1. Husum.

Wer heute von Pinneberg nach Husum übersiedelt, dem bietet die schleswig-holsteinische Westbahn bequemste Verbindung. Damals war Husum noch ohne Eisenbahn. Die erste Bahn, die in Schleswig gebaut worden ist, war zwar die von Flensburg nach Husum, aber diese erste Bahn war 1853 noch im Bau. Von Flensburg nach Husum sage ich, wiewohl die Bahn alsbald bis Tönning verlängert, auch von Osterohrstedt aus ein Strang nach Rendsburg gebaut wurde, denn die Strecke von Flensburg nach Husum war der Kern des Baus. In Husum sollte der Hafen ausgebaggert und dergestalt Husum Dänemarks Nordseehafen werden, mit Kopenhagen durch die Schifflinie Flensburg-Korsör und die Bahn Korsör-Kopenhagen verbunden, ein Plan, den dann die Ereignisse von 1864 vereitelten.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zwei charakteristische Züge dieses Bahnbaues. Der Strang von Osterohrstedt nach Rendsburg verband die schleswigische Bahn mit der holsteinischen, aber, wiewohl eine Eiderbrücke (primitiver Art) auch damals schon vorhanden war, doch so, daß Schleswig und Holstein in Rendsburg kein säuberlich je seinen eigenen Bahnhof hatte. Der holsteinische von damals hat längst Neubauten Platz gemacht, aber der schleswigische Bahnhof steht heute noch, uns Alten als solcher erkennbar; heute scheint er niederen Bahnbeamten als Wohnhaus zu dienen. Das zweite Charakteristische war, daß diese schleswigischen Bahnen von Engländern gebaut wurden. Ich entsinne mich noch, daß auf den schleswigischen Bahnhöfen, wenn alles zur Abfahrt bereit war, all right gerufen wurde. Ob dies Vorschrift war oder Laune, weiß ich nicht.

Husum, Theodor Storms Stadt am grauen Meer, war damals ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, kräftiger als heute durch seinen Häuserbau als friesishe Stadt geprägt. Auch begegnete man damals häufiger als in unseren Tagen auf den Straßen Husums der friesischen Frauentracht, die sich bis heute wenn auch abnehmend auf den Inseln Föhr und Amrum erhalten hat. Und nicht nur dieser; während auch damals schon unser Land fast so arm an Volkstrachten war wie heute, sah man damals noch an Markttagen eine zweite Tracht auf dem Husumer Markt, die Tracht der Ostensfelderinnen, die dort ihr Gemüse feilboten.<sup>1)</sup>

Husum liegt zwischen der schleswigschen Marsch und dem schleswigschen Landrücken. Dem entsprechend war Husum baumarm. Nur der Schloßgarten und seine nächste Umgebung wies stattliche Bäume auf. Mich bedrückte diese Baumarmut. Für die intimen Reize der Marsch wie des Hochrückens habe ich später viel Verständnis gewonnen — ich verstehe, daß ich auf meinen Dienstreisen im Westen Schleswigs mehr Malern begegnete als im Osten —, aber damals verstand ich diese Reize nicht. An der Ostseite des Schloßgartens war ein lauschiger Gang. Den suchte ich als heranwachsender Knabe öfter auf, um mich auf die heimische Ostküste hinüberzuträumen.

Ueberhaupt lebt die damalige Husumer Zeit in meiner Seele nicht in lichter Erinnerung. Meine Mutter, die als dreißigjährige Frau Witwe geworden war, und ihr Leben lang eine rechte Witwe blieb, lebte zurückgezogen. Das mit dem Geschick des Landes verflochtene eigene Geschick lastete auf ihr. Der Grundton ihrer ganzen Lebenshaltung war ernst. Die Zurückgezogenheit ihres Lebens wurde verstärkt durch die Bescheidenheit der Mittel, über die sie verfügte; ihr Kapital wollte sie nicht angreifen; von dem sollten einmal ihre Söhne studieren. Bedienung hatte sie nur in dürftigster Form. Sie tat fast alle Arbeit selbst. Das war ihr nicht an der Wiege gesungen. Ein Pfarrtöchterlein auf einem stattlichen

<sup>1)</sup> Ostensfeld, ein Dorf nicht weit von Husum, war eine Sonderfiedelung. Die Ostensfelder hatten sich wie ihre eigene Frauentracht so auch ihren eigenartigen Häuserbau erhalten. Heute ist das alles so gut wie verschwunden. Als Erinnerung an vergangene Zeiten steht heute bei Husum ein aus Ostensfeld überführtes Haus. Die Tracht ist im Leben nicht mehr zu sehen. Im Anfang des Jahrhunderts fragte ich auf einer Visitationsreise in Ostensfeld den Pfarrer, ob auf dem Dorfe noch irgendeine Frau die alte Tracht trage. „Nur eine alte achtzigjährige Frau“ erwiderte er. „Die will ich besuchen.“ „Da muß ich sie aber erst vorbeitreten“, sagte er, ging zu der Alten und sagte ihr: „Fru N. N., hüt kriegen Se hohe Besöt!“ „Watt denn för een?“ „De Generalsuperintendent will Se besöten.“ „Ne, de Generalsuperintendent — watt will he bi mi?“ Dem Pfarrer steckte der Schalk hinter den Ohren. „He will mal nahsehen, ob de ole Lüd noch ehren Ratchismus könt.“ „Ne, darto bin ick to old; denn schall he nich kamen.“ „Na, Fru N. N., wesen Se ruhig. He will Ehr Dragt sehen.“ „Ja, dat kan he gern.“ Und als ich zu ihr kam, breitete die Alte mit stolzer Freude alle ihre Herrlichkeiten vor mir aus.



nordschleswigischen Pfarrhof wuchs nicht auf in Dürftigkeit; als junges Mädchen hatte sie teilnehmen dürfen an Tanzfreuden auf dem herzoglichen Schloß zu Augustenburg. Aber sie scheute die Arbeit nicht. blieb sie so doch um so mehr unabhängig und frei. Dabei hat uns Knaben nie etwas wirklich gefehlt. Was die Mutter für notwendig hielt für unser Wohlbefinden oder für unsere Erziehung, machte sie auch möglich. Nur alles Ueberflüssige, aller Luxus war ausgeschlossen. Unsere Wohnung war eine bescheidene, aber das Haus, in dem wir wohnten, lag so, daß von unserm Wohnzimmer aus der Ausblick die Große Straße, Sumsums Hauptstraße, umfaßte und mit der Kirche abschloß. Das gab der bescheidenen Wohnung etwas Freies; ich bilde mir ein, daß das auch erziehlich nicht ohne Bedeutung war. Die Mutter war treu bedacht, ihre Knaben im Sinn des verstorbenen Vaters zu erziehen; alle Morgen las sie mit uns eine Andacht aus einem nur im Konzept vorhandenen Andachtsbuch, das mein Vater verfaßt hatte, und sagte sie in einer Differenz über Erlaubtes oder Unerlaubtes: das würde Euer Vater nicht erlaubt haben, war das aller Diskussionen Schluß.

Vielleicht kennt jeder Situationen in seinem Leben, in denen er sich so tief geschämt hat, daß diese Scham bei ihm nie in Vergessenheit geriet. Es war mein Geburtstag, vielleicht der zehnte. Ein Kind sieht solchem Tage voll Erwartung entgegen. Was am Morgen auf dem Frühstückstisch lag, befriedigte meine Erwartungen nicht. Das spiegelte sich auf meinem Gesicht. Meine Mutter sah das und sagte: „Ja, mein Junge, das ist nicht viel; ich gäbe dir gern mehr, aber du weißt, daß ich nicht viel habe“. Das packte mich bis in die Tiefe meiner Seele. Ich schämte mich der Undankbarkeit, die in solcher Unzufriedenheit lag, gegenüber einer Mutter, die mir alles war und alles für mich tat. Ich fiel ihr um den Hals und bat ihr meine Undankbarkeit ab <sup>1)</sup>.

Im öffentlichen Leben hatten wir eine gewisse Stütze an meinem Onkel und seinem Hause. Mein Onkel war ein in der Bürgerschaft angesehener Mann. Als wir 1864 unter deutsches

---

<sup>1)</sup> Mich geküßet, von dieser Frau ein Wort zu sagen, ganz abgesehen davon, daß sie meine Mutter war. In jungen Jahren Witwe geworden, hatte sie all ihr Haben, Können und Sein auf das Eine konzentriert, ihre beiden Knaben im Sinn und Geist des entschlafenen Vaters zu erziehen. Als dann ihr entsagungsvolles Leben ausmündete in die Ruhe des Alters, sah sie zuerst ihren Jüngsten auf dem Lehrstuhl seiner Wissenschaft an der Berliner Universität, die wenigstens damals als die erste im Reiche galt; bald danach ihren Ältesten auf dem Bischofsstuhl des heimischen Schleswig. War es nicht verständlich, wenn sich in ihres Herzens aufrichtig demütigte Dankbarkeit ein Tropfen stolzer Freude mischte? Mir ist, ganz objektiv geurteilt, der Lebensgang dieser Frau immer als ein erquickendes Bild erschienen aus den gnädigen Führungen Gottes.

Regiment kamen, wählten ihn seine Mitbürger zum zweiten oder, wie wir damals sagten, bürgerlichen Bürgermeister<sup>1)</sup>. Auch der sehr angesehene Hauptpastor und Propst, Caspers, und seine lebenswerte und edle Gemahlin, wie droben schon bemerkt, eine Tochter der in Pinneberg lebenden Frau von Bülow, stellten sich freundlich zu meiner Mutter. Aber das hob uns Knaben nicht darüber hinaus, daß, während unsere Spielkameraden Väter hatten, ob auch manche in bescheidener Stellung, wir die Söhne einer zurückgezogen lebenden Witwe waren. Mir lebt in bestimmter Erinnerung, wie dadurch das Gefühl in mir erzeugt wurde, mein Platz sei ein solcher in hinterer Reihe. Daraus erwuchs eine gewisse Schüchternheit, die ich nie ganz übermunden habe. Mancher meiner Freunde hat zwar eine solche nicht Wort haben wollen, aber sie war und bis zu einem gewissen Grade blieb sie vorhanden. Mir ist nicht selten als Unhöflichkeit oder Ungeschicklichkeit ausgelegt worden, was Schüchternheit war. Die Blanzzeiten der Husumer Jahre waren die Sommerferien, die wir in Schnabek verbrachten. In Schnabek lag das Hauptpastorat der Sundewitter Gemeinde Satrup. So ein nordschleswigischer Pfarrhof jener Zeit bietet ein Kulturbild, das heute so völlig der Vergangenheit angehört, daß es sich lohnt, dasselbe mit ein paar Strichen zu zeichnen. Was ihn eigenartig prägte, war seine Geschlossenheit. Ein Verpachten der Pfarrländereien kannte man damals nicht oder doch nur sehr beschränkt. Durchweg wurde der Pfarrhof vom Pfarrer selbst bewirtschaftet. So hielt es auch der Großvater. Auf dem großväterlichen Hof gab es einen Großknecht und einen Kleinknecht und außer dem „Binnenmädchen“ ein „Außenmädchen“. Zu dieser ständigen Bedienung traten dann in besonderen Zeiten, so namentlich in der Ernte, Tagelöhner und Tagelöhnerinnen hinzu. Die Viehhaltung erstreckte sich von den Milchkühen bis zu mannigfaltigem Federvieh. Unsere besonderen Lieblinge waren natürlich die Pferde, Lise und Lotte<sup>2)</sup> und neben ihnen die alte Grete, die das

<sup>1)</sup> Nach der Annexion mußte er sein Amt niederlegen oder legte es nieder. Ein Mann von ausgebildetem Rechtsgefühl stand er auf des Herzogs Seite. Er hatte größeres Vertrauen zu dem Urteil deutscher Rechtsakultäten als zu dem preußischer Kronsyndici. Aber das hinderte ihn nicht, auch unter preußischem Regiment sich als loyaler Staatsbürger zu halten.

<sup>2)</sup> Diese dienten auch als Wagenpferde. Fuhren wir aus, trug der Großknecht eine blaue Livree mit blanken Knöpfen. Das beruhte nicht etwa auf einer Eitelkeit meines Großvaters; es entsprach das dem damals wenigstens in den nordschleswigischen Landpastoraten üblichen Brauch.

Zur Zeit meiner Generalsuperintendentur hielten nur noch vereinzelte Geistliche eigenes Fuhrwerk. Wo das der Fall war, stellte in der Regel der Pfarrer mir das seinige zur Fahrt auf die nächste Pfarre zur Verfügung. In einem Pastorate, in dem ich auf diese Weise eintraf, hatte der kleine Sohn sich sehr für das Erscheinen des „Generals“ (viel gebrauchte Kürzung) interessiert. „Run“, fragte ihn der Vater, als er aus meinem Arbeitszimmer in sein Familienzimmer zurück-

Gnadenbrot genoß. Alles Backwerk ward im eigenen Backhaus gebacken aus eigenem Korn. Das Hausbier für die Leute wurde im Hause gebraut; der Garten lieferte den erforderlichen Hopfen. Alle Fleischnahrung entstammte dem eigenen Viehbestand; erst um die Mitte der fünfziger Jahre wurde das dadurch durchbrochen, daß ein Schlachter in Sonderburg anfang, wöchentlich einmal mit „frischem Fleisch“ haufieren zu fahren. Feinere Kleiderstoffe wurden gekauft, aber das grobe Zeug, das getragen wurde, wurde hergestellt aus der Wolle der eigenen Schafe, die im Hause gesponnen wurde. Das Weben besorgte der eigene Webstuhl. Nur der Färber trat von außen hinzu. Auch die grobe Leinwand, aus eigenem Flachs gesponnen, ward im Hause gewebt. Die Feuerung entstammte dem eigenen Gehölz; ob zum Pfarrhof auch ein Torfmoor gehörte, weiß ich nicht mehr. Viele schleswigsche Pastorate besitzen ein solches. Den Talg für die Lichter lieferten die geschlachteten Tiere, das Wachs für die Kerzen eigene oder nachbarliche Bienen; ich habe als Knabe meiner Großmutter geholfen auf dem Hausboden lange Fäden durch geschmolzenes Wachs zu ziehen; so entstanden die gewundenen Wachskerzen. Auch eine Haukammer gab es auf dem Pfarrhof, in der die größten Geräte hergestellt wurden; ja, war der Knecht ein geschickter Mann, auch wohl ein großes Stück Möbel. Die Haukammer diente zugleich als Malerwerkstatt. In dieses Ganze paßte es hinein, daß die Kolonialwaren nicht vom Kaufmann und das hieß: aus der nächsten Stadt — Kaufleute auf dem Lande gab es damals nicht — bezogen wurden. In alter Zeit genossen Adel und Geistlichkeit in unserem Lande Zollfreiheit. Als diese im neunzehnten Jahrhundert aufgehoben wurde, wurde der Adel durch eine Geldsumme entschädigt — daher der „adlige Zollfonds“ in Schleswig-Holstein — die Geistlichen aber, die zur Zeit der Aufhebung im Amt waren, behielten die Zollfreiheit auf Amtsdauer. Darin gründete es, daß auf dem Pfarrhof zu Schnabek zweimal im Jahre eine große Kiste mit Kolonialwaren aus Hamburg eintraf.

In dieses geschlossene Ganze drang keines Posthorns Laut <sup>1)</sup>. Mein Großvater hielt als Zeitung den Altonaer Merkur, der, soweit ich mich erinnere, dreimal wöchentlich erschien oder doch nur zu diesen Terminen im Kirchdorf Satrup eintraf. An diesen drei

kehrte, „hast Du den General gesehen?“ „Ja“, erwiderte der Junge, „aber er fuhr wieder weg“. Nicht meine bescheidene Erscheinung war ihm der General gewesen, sondern der Kutscher in Livree.

<sup>1)</sup> Erst recht kein Telegramm. Als meine Geburt unmittelbar bevorstand — ich war der erste Enkel — stand im Stall des Voiter Hauptpastorats ein Pferd gesattelt und einer der Knechte war „angezogen“, um alsbald die frohe Kunde über Apenrade und Feldstedt in das Hauptpastorat zu Schnabek (ca. 30 km) hinüberzuleiten. So „depeßierte“ man am 18. März 1847.

Tagen pflegten in den Sommerferien mein Bruder und ich im Krüge zu Satrup für den Großvater die Zeitung zu holen und zugleich die etwa inzwischen eingetroffenen Briefe. Eingetroffen waren diese wie auch die Zeitungen eigentlich auf der Poststation in Sonderburg. Daß sie nach Satrup gelangten, war das Verdienst der Sonderburger Kuchenfrau. Vielleicht war der Umstand, daß diese Trägerin des Weltverkehrs nur dreimal in der Woche nach Satrup kam, der Grund, weshalb der Großvater auch nur dreimal in der Woche die Zeitung erhielt.

Das Pastorat selbst, heute noch wesentlich dasselbe wie damals, ist ein nicht großer aber ansprechender Bau. Wenigstens der Saal, das Festzimmer des Hauses, und das daran anstoßende Fremdenzimmer, in dem wir zu schlafen pflegten, hatten damals weißgekalkte Wände. Das Sofa des Saals war ein Roßhaarsofa. Im Wohnzimmer wie auch im Arbeitszimmer des Großvaters bestand das Sofa aus einer mit Lehnen versehenen und mit Sitzkissen wie Rück- und Seitenkissen ausgestatteten Holzbank. So entsprach es der damaligen Sitte in den schleswigschen Pastoraten, wenigstens in denen der älteren Generation.

Mit den Knechten und Mädchen waren wir gut Freund, soweit wir uns mit ihnen verständigen konnten. So selbstverständlich es war, daß im Familienzimmer deutsch gesprochen wurde, ebenso selbstverständlich war die dänische Sprache in der Leutestube. Was der Mensch gewohnt ist, erscheint ihm natürlich. Als ich später als Primaner einen Anglifer Pfarrhof, dessen Inhaber mir verwandt war, besuchte, kam es mir gar eigentümlich vor, daß nicht nur im Familienzimmer, sondern auch in der Gesindestube deutsch gesprochen wurde.

Die Stellung des Geistlichen, namentlich des Geistlichen auf dem Lande, war damals stark beamtenmäßig geprägt. Das gesamte Kirchen-, Schul- und Armenwesen einschließlich des Standesamts lag in seiner Hand und damit das Wesentlichste der damaligen ländlichen Verwaltung. Die Bauern, die den Großvater aufsuchten, fragten: „er ä Her hjem?“ (ist der Herr zu Hause?). Die Holzschuhe, die sie alle trugen, auch die großen Bauern, wurden an der Tür abgestellt; das Zimmer des Großvaters betraten sie in Socken. Knabenhaft, aber nicht unrichtig schilderte ich meinen Kameraden in Husum die Stellung meines Großvaters, indem ich sagte, er sei in seiner Gemeinde das, was in Husum der Propst und der Bürgermeister.

Die Mutter blieb gern in Schnabek, so lange wie möglich. Da meine Schulverpflichtungen die Zeit kürzten, nahm das Haus des Onkels mich für Wochen auf und ich lebte in demselben wie ein Kind des Hauses, eher verzogen als zurückgesetzt. Während ich die Verwandten von mütterlicher Seite zumeist in Pfarrhäu-



fern fand, lebte ich hier in der Sphäre eines Kaufhauses. Das blieb nicht ohne Einfluß, aber veränderte mich nicht. Der einzige Sohn des Hauses, zwei Jahre älter als ich, war selbstverständlich geprägt von dem Geist seines Vaterhauses. Sein Ideal war es, ein Hamburger Kaufherr zu werden; ich sollte mittun als sein Kompagnon. Bestimmt von seiner Zuneigung zu mir, ging ich darauf ein, ohne eigentliche Neigung. Mir steckte im Blut, ein Pastor zu werden. Daraus erwuchs mir dann eine gewisse innere Not, bis mich ein glücklicher Zufall befreite. Einfach mein Wort zurückzunehmen, erschien mir als Wortbruch. Da kam es damals auf, daß die Manufakturisten — ein solcher war mein Onkel — anfangen, Schneider in ihren Dienst zu nehmen, um den Kunden statt der Kleiderstoffe fertige Kleider zu liefern. Scherzend sagte eines Abends mein Onkel, der diesen Weg noch nicht beschritten hatte: „wir (die Manufakturhändler) müssen alle noch Schneider werden“. Das griff ich auf und sagte: „Nein, das will ich nicht“, und damit zerriß ich das unwillkommene Band. Natürlich sagte man mir, das sei ja Torheit, des Onkels Wort sei ein Scherz gewesen. Aber los gekommen, ließ ich mich nicht wieder binden. Man drängte dann auch nicht weiter in mich. In meinem Gedächtnis lebt aber heute noch, wie frei ich mich danach fühlte.

Die geistigen Interessen, die uns nahe gebracht wurden, waren nicht groß. Die Mutter, die, wie droben erwähnt, mit uns eine tägliche Andacht hielt, nahm uns sonntäglich mit in die Kirche, anfangs vielleicht, weil das Bedingung war für den eigenen, ihr unentbehrlichen Kirchgang. Ich habe das nie als Zwang oder Last empfunden. Daß ich mein Leben lang, auch wenn ich nicht selbst den Gottesdienst zu halten hatte, den Sonntag nicht als Sonntag empfand, wenn ich nicht in der Kirche war, wurzelt zweifellos in jener frühen Gewöhnung. Daß davon heute so wenig in Übung ist, ist nicht das Letzte, das den Niedergang des kirchlichen und damit des religiösen Lebens verschuldet hat. Wir hatten oder richtiger meine Mutter hatte das große Glück, daß der Hauptpastor in Husum ein Mann war wie Propst Caspers, einer der hervorragendsten unter den Predigern des vorigen Jahrhunderts. Einzelne seiner Predigten faßten, wiewohl ich nur ein Knabe war, auch mich. Er war zugleich eine eigentümliche Erscheinung, apart, vornehm. Als ich später nach Flensburg kam, gewöhnte ich mich nur schwer daran, daß andere, die so ganz anders sich gaben als er, richtige Pastoren waren.

Die Lektüre — ich war in Husum vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr — beschränkte sich, wie das natürlich war, auf allerlei Jugendschriften. Schillers gesammelte Werke mit weißen Pergamentrücken waren zwar vorhanden, aber mehr Gegenstand stiller Ehrerbietung, als daß in ihnen gelesen wurde, wiewohl das

auch einmal geschah. Unter den Jugendschriftstellern fesselten mich Gustav Nieritz und Franz Hofmann, namentlich der letztere. Heute sind das wohl unbekannte Größen. Mit einem Buch von Franz Hofmann mich in eine Ecke setzen, alles um mich her vergessen, ganz in der Phantasiemwelt dieses Buches leben, war mir ein großer Genuß. Nur eins gab es, das darüber hinausging. Das war das selten, aber doch einmal gebotene Glück, einem Schauspiel beizohnen zu dürfen. Ein solches fesselte mich namenlos. Wenn nur nicht der Vorhang immer wieder niedergegangen wäre! Jedes Niedergehen kündigte immer ernster ein letztes an. Mir selbst ist später im Leben interessant gewesen, daß ich trotz dieser regen Phantasie für Märchen, die doch das Entzücken so vieler Kinder sind, unzugänglich war. Den auffallenden Vorgängen gegenüber fragte ich, ob das wirklich sei. Wurde das verneint, erlahmte mein Interesse. Kündigte sich darin der Mann, der später als Theologe in so starkem Maße Wirklichkeitsmensch war, wie ich das bin?

Mit einem Wort über die Schule will ich die Schilderung des Husumer Lebens schließen. Um einer Privatschule willen, wenigstens zum Teil um ihretwillen, war meine Mutter nach Husum gegangen. Ich besuchte diese in meinen ersten Husumer Jahren, mein Bruder bis zum Fortgang. Der Lehrer hieß Thomsen, ein braver Mann, der seine Schule unter Dampf treu verwaltete. In diesem Dampf sahen wir nichts Ungehöriges. Wir kannten es nicht anders, als daß zu einem Schullehrer eine lange Pfeife gehöre.

Die zwei letzten Jahre besuchte ich die sogen. Gelehrtenschule, die der Rest des alten Gymnasiums war, auch im alten Gymnasialgebäude hauste; es war eine höhere Bürgerschule mit Lateinunterricht. Hier kam ich, abgesehen von dem harmlosen Verkehr in Schnabek, zum erstenmal persönlich bewußt mit dem Dänentum in Berührung. Husum war eine durchaus deutsche Stadt. Die Beamten waren, je höher sie standen, um so sicherer, wenn auch nicht ganz ohne Ausnahme, dänisch gesinnte Männer. Unter den Bürgern gab es solche nur vereinzelt. Man betrachtete sie mit einem gewissen Mißtrauen. Kaum mit Recht. Warum sollten nicht auf Grund einer Jahrhunderte langen Verbindung unseres Landes mit Dänemark, vielleicht unter Mitwirkung persönlicher Verwandtschaftsverhältnisse, einzelne Husumer dänisch gesinnt sein? Aber so reflektierte ich damals nicht. Ein Husumer dänisch gesinnt — darin lag etwas Unheimliches.

Die Lehrer der „Gelehrtenschule“ waren bis auf einen oder zwei, die vom alten Gymnasium übernommen waren, Dänen, der Rektor — wenn ich nicht irre, hieß er Taesse — sogar ein Nationaldäne. Wir werden auch dänische Stunden gehabt haben, aber ich entsinne mich derselben nicht. Im Gedächtnis ist mir geblieben,

daß der Rektor, der bei mir ein Interesse für das Erlernen der dänischen Sprache entdeckt hatte oder entdeckt zu haben glaubte, mir ein dänisches Buch mit kleinen Geschichten lieh, die ich dann mit Hilfe meiner Mutter zu lesen versuchte; aber weit brachte ich es darin nicht. Ich fand es damals außerordentlich liebenswürdig von dem großen Mann, daß er sich meiner so freundlich annahm. Es mochte auch Freundlichkeit darin stecken. Daß aber noch einiges andere darin steckte, wird nicht zu bezweifeln sein.

Als Schüler dieser Schule habe ich auch einmal eine politische Schülerrolle gespielt. König Friedrich passierte mit der Gräfin Danner <sup>1)</sup> Husum. Aufenthalt in der Stadt nahm er nicht; er passierte sie nur auf der Bahn. Das war auch richtiger. Die Dänen haben den geistig unbedeutenden und sinnlich veranlagten, aber gutmütigen Mann Kong Folkekjær <sup>2)</sup> genannt. In Husum war er nicht geliebt. Selbstverständlich wurde alles aufgeboten, um gelegentlich der Durchreise so viel Huldigung aufzubringen wie möglich. Dazu gehörte, daß wir Schüler zur Aufstellung auf den Bahnhof kommandiert wurden. Natürlich interessierte es den Knaben, einen König zu sehen. Das Bild des Königs wie das der Gräfin lebt noch von jener Stunde her in meinem Gedächtnis.

Nicht lange danach ging unser Husumer Aufenthalt zu Ende. Mein Großvater, inzwischen alt geworden, hatte im Herbst des Jahres 1858 seinen Abschied genommen und war mit seiner Frau und einer Tochter, die, unverheiratet geblieben, die Haustochter der Eltern war, nach Flensburg gezogen, wo er auf dem Friesischen Berg eine zusageade Wohnung fand.

Das lockte meine Mutter. Wie einst der Wohnsitz ihres Kurators und unseres Vormundes ihre Gedanken auf Husum lenkte, so lenkte jetzt der Wohnsitz der Eltern ihre Gedanken auf Flensburg. Und wieder kam ein Schulinteresse ergänzend hinzu. Sollten wir studieren, wie wir sollten und wollten, so war es Zeit — ich wurde damals zwölf Jahre alt —, daß wir in eine Gymnasialstadt übersiedelten. Kurz und gut: um die Osterzeit 1859 verließen wir die graue Stadt am grauen Meer und zogen nach Flensburg. Meine Mutter freilich nicht ganz ohne Bedenken. Das Gymnasium war ein utraquistisches, aber wesentlich dänisches. Ein rein deutsches Gymnasium wäre ihr lieber gewesen. Aber ganz war dem Dänentum im damaligen Schleswig doch nicht zu entgehen; dazu die lockende Gemeinschaft mit den Eltern und der Schwester. Es blieb bei Flensburg.

<sup>1)</sup> Der König war in dritter Ehe mit einer Kopenhagener Putzmacherin, die er dann zur Gräfin Danner erhob, morganatisch vermählt.

<sup>2)</sup> Das Wort ist nicht ganz leicht zu übersetzen; es bedeutet, daß er dem Volke zugetan und das Volk ihm zugetan gewesen.

## 2. Flensburg.

Im Jahre 1859 war Flensburg wesentlich noch Talstadt und zählte etwa 20 000 Einwohner. Erst vor wenigen Jahren hatten die Hauptstraßen Kopfsteinpflaster erhalten. Das Friesische Tor war damals schon niedergebrochen, das Rote Tor stand noch. Ein altes Rathaus lag an der Großen Straße, der damaligen Rathausstraße gegenüber. Die vier alten schönen Kirchen der Stadt waren im Geschmack des Rationalismus „restauriert“. Auf der Höhe im Norden stand noch ein kümmerlicher Rest der alten Ruine Duburg. Oeffentliche Gefährte gab es nicht in den Straßen, und auf der Förde verkehrten keine Förbedampfer. Der erste dieser Art erschien 1866 auf der Bildfläche, freudig begrüßt, aber zugleich mit der Sorge, das Unternehmen werde sich nicht halten können, da das Schiff nur auf der Förde fahren sollte. Dagegen lagen noch die letzten Grönlandsfahrer (Walfischfänger), dickbauchige Schiffe, im Flensburger Hafen. Da, wo der jetzige „Staatsbahnhof“ liegt, stand ein langgestrecktes Gebäude mit zwei Portalen; das eine führte zur Eisenbahn, das andere zur Post. Für den Verkehr genügte damals ein Schalter. Der Erholung im Freien dienten neben dem Tivoli am Friesischen Weg die Marienhölzung, in der im Sommer zweimal in der Woche konzertiert wurde, Nölks Garten auf dem Friesischen Berg und auf der Jürgensbyer Seite die Pilken-tafel, ein Wirtsgarten.

Aber wie bescheiden auch das damalige Flensburg ausgestattet war, es war immerhin reicher als Husum; außer dem alten, aus der Reformationszeit stammenden, mit einer Realschule verbundenen Gymnasium beherbergte es ein Appellationsgericht und eine Generalkommandantur. Auch lebten in seinen Mauern eine jüdische und zwei katholische Familien; Juden und Katholiken mit leiblichen Augen gesehen zu haben, dünkte uns ein Stück Weltbildung.

Die Volkssprache in Flensburg war vorzugsweise deutsch, in den nördlichen Stadtteilen zum Teil dänisch. Auch im Süden konnte man Frauen im dänischen Patois ihre Waren ausrufen hören (Bil J har levend Torfk! Bil J har Gulerör, Persillie usw.), aber in den Bürgerhäusern, auch den dänisch gesinnten, wurde so vormiegend deutsch gesprochen, daß, als der die Dänen vereinigende Bürgerverein den Beschluß faßte, künftig in den Zusammenkünften dänisch zu reden, sich das nicht durchführen ließ. Die Kirchen- und Schulsprache war wie seit der Reformation deutsch; den dänischen Beamten und sonstigen Dänen, die miteinander eine Personalgemeinde bildeten, war die Heiliggengeistkirche zugewiesen und oberhalb derselben war, von einer dänischen Pri-



vatschule für Mädchen abgesehen, eine erste „Dansk Borger-skole“ errichtet; in ihrem Gebäude haust heute die katholische Schule.

Das war das Flensburg, in das wir übersiedelten. Wir fanden eine bescheidene Wohnung in der Süderfischerstraße. Das Fenster der Stube, in der mein Bruder und ich schliefen und im Sommer auch arbeiteten — im Winter verbot dies das Fehlen eines Ofens —, ging auf den Johanniskirchhof. Wir gehörten zur Johanniskirche, unsere Großeltern zur Nikolaikirche; die Mariengemeinde im Norden blieb uns mehr oder weniger fremd. Meine Mutter lebte auf; ihr war Flensburg heimischer als Husum. Auf der Ostküste war sie aufgewachsen und Pfarrfrau gewesen. In Flensburg hatte sie nicht nur ihre Eltern; sie trat hier zu Frauen ähnlicher Lage, Witwen aus akademisch gebildeten Kreisen, in freundschaftliche Beziehungen. In diesen größeren Verhältnissen wich der Druck, der in Husum auf uns gelegen hatte. Auch mir war es, als hätte mit der Uebersiedelung nach Flensburg mein Leben erst recht begonnen. Was übrigens auch damit zusammenhängen wird, daß ich jetzt in die Jahre kam, in denen aus dem Knaben der Jüngling heranwächst.

In den Mittelpunkt des Lebens trat die Schule. Sie war, wie schon erwähnt, utraquistisch, aber vorwiegend dänisch. Latein lernte ich auf Dänisch, Griechisch auf Deutsch, Geschichte auf Dänisch, Geographie auf Deutsch, Algebra auf Dänisch, Geometrie auf Deutsch usw. Das hieß zunächst, daß ich so und so viel der Schulweisheit in einer Sprache in mich aufnehmen sollte, die ich nicht verstand. Anfangs bot mir das große Schwierigkeiten. Die Herrlichkeiten der lateinischen Grammatik, die Geheimnisse der Algebra wurden in flüssigem Kopenhagener Dänisch vor meinen Ohren verkündet, aber ich war wie taub. Ich sah, wie vor meinen Augen eine Pflanze zerfasert wurde, aber die Begleitworte verstand ich nicht. Wohl brauchte einmal ein freundlicher Lehrer ein deutsches Wort oder übersetzte einen Satz, aber zu viel Rücksicht durfte er selbstverständlich auf einen einzelnen Schüler nicht nehmen. Kräftiger griff mein Lateinlehrer, Herr Möller, durch. Er ließ mich längere Zeit hindurch regelmäßig in sein Haus kommen, um mit mir Latein zunächst auf Deutsch „zu lesen“ und dann allmählich ins Dänische überzuleiten. Sein Bild steht mir noch vor Augen, und meine Dankbarkeit ist heute noch lebendig. Ueberhaupt — man redete von den nach Schleswig gesandten dänischen Beamten nicht viel Gutes in deutschen Kreisen; es waren auch unerfreuliche Elemente unter ihnen; ganz natürlich: in den Dienst einer Regierung, die die natürlichen Interessen der Bevölkerung unterdrückt, melden sich nicht immer die besten — aber es wäre ein Unrecht zu verkennen, daß auch krave Männer unter ihnen waren. Und von dieser Art war an der Schule Herr Möller nicht der einzige. Es

waren auch solche da, von denen auch von den dänischen Schülern Arges erzählt wurde. Aber vielleicht war das Schulklatzsch. Es herrschte zum Teil kein guter Geist in der Schülerschaft. Ich selbst bin davon afficiert worden und habe ernstlich kämpfen müssen, um davon wieder frei zu werden.

Aber die Sprachschwierigkeiten waren schließlich nur Schwierigkeiten des Anfangs. Immer tiefer drang ich hinein in die mir ursprünglich trotz kleiner früherer Anfänge fremde Sprache. Nach einigen Jahren sagte mir eine Kopenhagnerin, Mutter eines Schulkameraden, ich spräche dänisch wie ein Däne, was mich sehr freute, denn ich sah schon damals darin, daß man eine fremde Sprache schlecht spricht, kein Moment eines lobenswerten Patriotismus. Als ich der „neunten studierenden Klasse“ (der Prima) angehörte, in der kleine Vorträge über vertraute Stoffe von den Schülern zu halten waren, war es mir einerlei geworden, ob ich einen solchen Vortrag auf Deutsch oder auf Dänisch zu halten hatte. Ich habe, nachdem ich nach 1863 fast ein Jahrzehnt des Dänischen entwöhnt gewesen, das Dänische so flott nicht wieder sprechen gelernt, abgesehen vom religiösen Sprachgebiet, auf dem ich durch mein Amtieren wieder heimisch wurde in dänischer Sprache. So in Apenrade. Später, als ich Generalsuperintendent war, bereitete mir der Umstand eine gewisse Schwierigkeit, daß ich etwa zehn Monate kein Dänisch hörte oder sprach und dann, plötzlich auf der Visitationsreise ins Dänische versetzt, nun in dieser Sprache zu fungieren hatte. Aber das währte immer nur kurze Zeit; wenn ich von Nordschleswig heimkehrte, war ich im Dänischen wieder so heimisch, daß ich Tage lang mit meiner Frau meist dänisch sprach. Ueberhaupt — was für Tausende meiner engeren Landsleute von frühester Jugend an galt, galt für mich auf Grund meiner Erziehung. Wir empfinden das Dänische nicht als eine fremde Sprache; es war uns wie eine zweite Muttersprache. Das haben selbst deutsche Schleswiger, erst recht Holsteiner und südlicher wohnende Deutsche nicht verstanden; sie witterten darin gelegentlich heimliches Dänentum. Wir deutschen Nordschleswiger fühlen uns ganz nur da zu Hause, wo man deutsch und dänisch redet. Wie sehr das unter uns galt, illustriere folgender kleiner Zug. Im Januar 1864 starb mein Großvater infolge eines Schlaganfalls auf der Flensburger Straße; ich hatte meiner alten Großmutter die Nachricht zu bringen. Als sie meine Botschaft begriff, sprach sie, die nie ein dänisches Wort mit mir geredet hatte, Sonderburger Dänisch.

Aber nicht nur die dänische Sprache drang in Flensburg mächtig auf mich ein — in der Schule herrschte dänischer Geist. Die „vaterländische“ Geschichte, die wir lernten, war dänische Geschichte

bis in Norwegen hinein. In der Geographiestunde charakterisierte Herr Kjellerup Deutschland durch den Vers:

Man sagt mir, Deutschland sei ein Land;

Dagegen erhebe ich den Einwand:

Ist Charpie denn Weinwand?

Hatte der Mann damals ganz unrecht? Dem „großen Vaterlande“ entfremdete er mich dadurch nicht.

Ja, ich bin direkt Gegenstand von Danisierungsversuchen gewesen. Ingermanns Romane wurden uns in die Hand gegeben. Sie spielen hier und da auch auf Schleswigs Boden und waren wenigstens damals für die nationale Erziehung der dänischen Jugend von erheblicher Bedeutung. Sie machten auch auf meine jugendliche Seele Eindruck. Nur dänisch machten sie mich nicht. Die Danisierungsversuche nahmen aber noch realere Gestalt an.

Es standen an der St. Johanniskirche zwei Pastoren. Der Diakonus, der nachmittags predigte, war ein Deutscher. Zu dem hielten wir uns. Der Hauptpastor war ein Däne, soweit mir bekannt, ein braver Mann. Dieser überraschte eines Tages meine Mutter durch seinen Besuch. Er habe von ihr und ihren Verhältnissen gehört, sagte er, er wolle sie darauf aufmerksam machen, daß es auf der Schule unter besonderen Verhältnissen eine Befreiung vom Schulgeld gäbe; meine Mutter möge doch bei dem Lehrerkollegium, das darüber verfüge, eine solche für ihre Söhne erbitten.

Nun — das war sehr liebenswürdig. Meiner Mutter wurde es schwer genug, alles aufzubringen. Also schrieb sie das empfohlene Gesuch.

Da empfing sie einen zweiten Besuch. Herr Monrad, einer unserer Lehrer, der zugleich die erwähnte dänische höhere Töchter-schule leitete<sup>1)</sup>, besuchte sie. Er sagte meiner Mutter, daß das Kollegium nicht abgeneigt sei, auf das Gesuch einzugehen, ja, auch bezüglich der Lehrmittel sei man Erleichterung zu schaffen geneigt. Aber das Kollegium wünsche sich zuvor über die Lage zu orientieren; deshalb käme er. Ob er voraussetzen dürfe, daß wir nach Beendigung der Schule die Universität Kopenhagen beziehen würden? Dort werde man uns die Regenz<sup>1)</sup> verschaffen und auch sonst nach Möglichkeit für uns sorgen.

Das war für unsere Mutter eine Versuchung. Sie stand vor der großen Aufgabe, ihren Söhnen das Studium zu ermöglichen, und verfügte nur über geringe Mittel.

<sup>1)</sup> Auch nach Auflösung seiner Schule blieb er in Flensburg. Ich habe ihn auf der Visitationsreise als Generalsuperintendent noch als Kirchenältesten der St. Mariengemeinde in Flensburg angetroffen.

<sup>2)</sup> Die Regenz ist ein Institut, das Studenten Freiwohnung und noch andere petuniäre Vorteile bietet.

Aber wer sie so gewinnen wollte, hatte nicht mit dem Charakter dieser Frau gerechnet. Meine Mutter, die natürlich alles durchschaute, war innerlich betroffen, aber sagte sich schnell und antwortete freundlich aber bestimmt, ein solches Versprechen könne sie nicht geben; ihre Söhne schwärmten für deutsche Universitäten.

Etwas verstimmt erhob sich Herr Monrad mit dem Bemerkten, daß damit seine Mission beendet sei; meine Mutter werde auf ihr Besuch eine schriftliche Antwort bekommen. Diese lautete dann dahin, daß ihr für meinen Bruder das Schulgeld eines Jahres erlassen werde.

Auch sonst wurden wir wohl einmal angefaßt. Wohlwollende Leute wiesen uns darauf hin, daß wir mit unserem starren Deutschtum unsere Zukunft gefährdeten — niemand dachte damals an ein so baldiges Ende des Dänenregiments, wie wir das dann erlebten. Mein Bruder wollte damals Advokat werden; in der Stellung glaubte er, am besten der Sache des Landes dienen zu können. Das bestimmte ihn, nicht Neigung für die Jurisprudenz. Ich wollte Pastor werden. Ja, hieß es, was würde ich als solcher bei meinem Starrsinn erreichen? Höchstens „et lille Embede i Jylland“ (ein kleines Amt in Jütland). Aber was fragten wir in unserem jugendlichen Mut nach unserer Zukunft. Sich halten, wie es recht ist, und damit Punktum.

Unsere Lehrer haben uns dann auch nicht weiter mit Zumutungen gequält. Als der Geschichtslehrer im Begriff stand — das war im letzten dänischen Sommer — die Geschichte der Schlacht von Idstedt zu erzählen, verließ ich — wir Primaner durften das ohne Erlaubnis — die Klasse und blieb draußen, aber lange, weit länger, als der Zweck, für den diese Freiheit gestattet war, erforderte, so lange, bis nach meiner Meinung jene traurige Erzählung beendet war. Dann ging ich wieder in die Klasse und setzte mich still auf meinen Platz. Herr Rasch, der Geschichtslehrer, sah mich an, lächelte, aber sagte nichts. Das war gescheit.

Ich habe Grund anzunehmen, daß wenigstens etliche unserer Lehrer trotz des Bedauerns eine stille Achtung davor hatten, daß wir in Treue festhielten an der Tradition unseres Hauses. Nach Einzug der deutschen Soldaten in Flensburg verzogen nicht nur die Dänen unter unseren Schulkameraden mit ihren Eltern nach Kopenhagen, sondern auch einzelne dänisch gesinnte Schleswiger. Einer unter diesen erzählte uns, als er in den Ferien heimkehrte, daß einer unserer früheren Lehrer im Gespräch mit ihm von uns gesprochen und gesagt habe: „Nu ere de to Raftan vist glade“ (jetzt sind die beiden Raftan gewiß froh) und ihm aufgetragen habe, uns zu grüßen.

Dieser unserer nationalen Stellung würde es entsprochen haben, wenn unser Knabeninteresse und unsere Jünglingsbegeiste-



nung sich gesättigt hätten an der nationalen Geschichte unseres Landes oder doch sich der Entwicklung der damaligen politischen Verhältnisse, die ja nicht stillstand, zugewandt hätten.

Aber von dem allen war nicht die Rede. Von der damaligen politischen Entwicklung erfuhren wir so gut wie nichts. Unser Großvater war ein alter, schweigsamer Mann. Die Frauen der Familie waren national treu, aber redeten nicht viel von Politik. Das einzige, dessen ich mich als Gegenstand der häuslichen Gespräche erinnere, war das Verhalten der schleswigschen Stände, in denen der Landmann Hansen aus Grumbye und der Ratsmann, spätere Amtmann Thomsen aus Oldenswort, der Vater des späteren deutschen Admirals gleichen Namens, eine führende Rolle spielten. Zeitungen lasen wir so gut wie gar nicht. Wir hätten da auch nicht viel zu lesen bekommen. In Nordschleswig haben sich zur Preussischen Zeit die Söhne dänischer Häuser an dem Inhalt dänischer Zeitungen national entzündet. Damals war Entsprechendes nicht möglich. Hätte eine deutsche Zeitung in Schleswig damals sich auch nur einmal halb so national gebärdet, wie die dänische Presse das in Nordschleswig Tag für Tag getan hat in preussischer Zeit, wäre ihr sicherlich sofort das Lebenslicht ausgeblasen worden. Was die Schule uns in dieser Beziehung bot, sagte ich schon. Von deutscher Geschichte hörten wir wenig. Als die große Wendung eintrat, mußte ich, wiewohl ein Primaner, von der Geschichte Preußens nicht mehr als ein heutiger Primaner von der spanischen.

Aber irgendetwas braucht die heranwachsende Knaben-, braucht die Jünglingsseele, davon sie leben kann. Wird ihr die normale Nahrung, d. i. die nationale vorenthalten, geht sie ihre eigenen Wege.

Das taten auch wir. Die meisten meiner Schulkameraden waren dänische Beamten söhne. Diese stellten allmählich das Hauptkontingent für die sogen. studierenden Klassen. Während noch in der der meinigen vorhergehenden Klasse von den Schülern, nicht ohne Demonstration, vorwiegend plattdeutsch, richtiger niederdeutsch gesprochen worden war, war die Schülersprache in meiner Klasse vorwiegend die dänische. Ich stand mich gut mit meinen dänischen Kameraden, aber in eigentlich intimere Beziehungen trat ich zu ihrer keinem. Der, den ich hier als Freund gewann, war nur in Selbsttäuschung ein Däne. Es war Paul Heims, der spätere Marinepfarrer, der in weiteren Kreisen bekannt geworden ist als Novellist. Sein Vater war ein Altonaer, von Haus aus ein Kunstmalers; der hatte als Zeichenlehrer Anstellung gefunden an der Flensburger Schule; seine Mutter, eine Mecklenburgerin, war eine Frau, die den Durchschnitt erheblich überragte. Geboren war er in Kopenhagen, bis dahin aufgewachsen in Paris. Dänisch

konnte er, als er ungefähr gleichzeitig mit mir in die Schule eintrat, kaum mehr als ich; das Französische floß ihm von den Lippen. Wir fanden Gefallen aneinander. Leider stand der intimen Freundschaft ein arges Hindernis im Wege: eben dies, daß er dänisch gesinnt war. Er berief sich auf seine Kopenhagener Geburt und schwamm mit dem Strom. Aber wir mußten uns zu helfen. Wir vereinbarten, daß wir ihn auf Grund seiner Pariser Erziehung als Franzosen werten wollten und er durfte uns auf Grund unserer Abstammung als Polen betrachten. Franzose und Pole — das ging. Und so stand unserer intimen Freundschaft nun nichts mehr im Wege.

Und unsere Freundschaft fand reiche Ausgestaltung, eben auf den Sonderwegen, die wir einschlugen, weil uns die normale Geistesnahrung vorenthalten blieb. Mein Bruder und ich und Paul Heims — wir drei faßten den Plan, sobald wir herangewachsen, nach Amerika auszuwandern. Wir wollten Farmer werden, im fernen Westen, in der Gegend der Felsengebirge. Nur so glaubten wir ein wahrhaft freies und menschenwürdiges Leben gewinnen zu können. So töricht dieser Gedanke war und alles, was er in sich schloß, so blutig ernst war er uns. Wir hatten ihn plötzlich gesagt, als wir an einem Septembertag des Jahres 1861 miteinander gegen Unbill des Wetters Zuflucht suchten in einer baumartigen Hecke am Friesischen Wege, aber, nachdem er einmal gesagt war, hielt er uns lange fest. Auf dem Friedenshügel bei Flensburg gelobten wir uns feierlich gegenseitige Treue, schlugen fest, daß keiner für sich allein zurücktreten dürfe; hielten zwei fest, sollte der Dritte verpflichtet sein mitzugehen<sup>1)</sup>. Sobald wir erst konfirmiert wären, sollte die Sache beginnen; Paul wollte zunächst in die Schlosserlehre gehen, ich in die Zimmerlehre; mein Bruder, der körperlich schwächste, sollte ein wenig Theologie und ein wenig Medizin studieren, um uns in der einsamen Farmeregistenz pastoral und medizinal zu bedienen. Daß man als Farmer sich ein Blockhaus zu bauen habe, auch etwas vom Roden des Waldes und von der Bebauung des Ackers verstehen müsse, trat nicht in unser Bewußtsein. Mit großem Eifer arbeiteten wir an Verzeichnissen all der Gegenstände, die wir glaubten aus Europa mitnehmen zu müssen. Woher uns das dazu erforderliche Geld kommen sollte, machte uns keine Sorge. Wir lebten in dieser Phantasiemwelt so kräftig, daß das wenigstens für mich nicht ohne bedenkliche Folgen blieb. Mein Fleiß im Lateinischen und Griechischen erlahmte, nicht aus Faulheit, sondern aus einer sehr ver-

<sup>1)</sup> Einer von uns hat wenigstens die Felsengebirge gesehen, Paul Heims, dem seine Reisen als Marinepfarrer das ermöglichte; mir schickte er von dort aus eine Karte.

ständigen Erwägung: was in aller Welt konnten mir lateinische und griechische Vokabeln nützen auf der Farm in den rocky mountains? Die Folge war, daß ich in der Klasse zurückblieb.

Aber diese Schwärmerei mußte in sich zergehen, als wir älter wurden, und sie zerging. Ein anderes trat an ihre Stelle. Der heranreisende Geist wandte sich der schönen Literatur zu, der dänischen wie der deutschen, vorzugsweise der letzteren. Das Leben in Literatur und Poesie erschien uns jetzt als das Wesentliche, als der Kern des menschlichen Daseins; in Büchern und Dramen sahen wir des Lebens entscheidende Größen. Die große Wendung der Dinge 1864 brachte auch in unser Leben neue Interessen, aber das Leben in Literatur und Poesie hörte mit dieser Wendung keineswegs auf. Dieses unser literarische Leben war nicht etwa nur ein passives; wir wurden sehr aktiv. Das spätere Schriftstellertalent von Paul Heims begann schon damals sich zu gestalten. Er schrieb froh gelaunte Gedichte. Meine Gedichte waren im ersten Anfang sehr sentimental. Das älteste begann mit der Strophe: „Kalte Welt, hör meine Klage“. Aber meine so beginnende literarische Tätigkeit war ein Wiederaufnehmen von einer ähnlichen, die sich schon vor der Amerikaschwärmerei geregt hatte. Es wird im letzten Schnabecker Sommer gewesen sein, daß ich mir dort einen Foliobogen verschaffte, um auf diesem ein Drama zu beginnen. Ein eigentlicher Plan lag natürlich nicht vor. Auch brachte ich es nicht über eine Szene hinaus; ich weiß aber heute noch, um was es sich in dieser handelte. Es war das Gespräch eines jungen Fürsten, der soeben den Thron seiner Väter bestiegen hatte, mit dem alten Rat seines verstorbenen Vaters. Wie in aller Welt ich als Elfjähriger auf solche Gedanken gekommen bin, weiß ich nicht mehr.

Die Schriftstellerei, die ich als älterer Gymnasiast betrieb, beschränkte sich nicht etwa auf einige lyrische Gedichte, wie sie nahezu jeder geistig lebendige deutsche Jüngling verfaßt, sondern war eine recht umfassende. Neben den lyrischen Gedichten verfaßte ich Balladen, wagte mich auch an Romanzenkränze, ja an ein Epos. Novellen wurden geschrieben und ein Roman ins Auge gefaßt. Den Höhepunkt bildeten die Dramen. Eins handelte von einer Polenheldin, ein anderes von Parricida.

Auch mein Bruder schrieb Dramen. Wir und Paul Heims lasen uns unsere Arbeiten gegenseitig vor und kritisierten sie. Es lag mir aber daran, auch reifer Männer Urteil zu hören. Dazu benutzte ich die Gepflogenheit, daß in der Prima in der deutschen Stunde frei gewählte Gedichte von uns deklamiert wurden, worauf der Lehrer Wahl und Vortrag beurteilte. Ich trug eigene vor, ohne meinen Namen zu nennen und erntete freundliche Beurteilung. Ich faßte auch ernstere Studien ins Auge, um mich besser

für solche Arbeiten zu rüsten. So bis in meine Universitätszeit hinein. Als ich 1866 durch die Lüneburger Heide fuhr, die ich literarisch aus des Dänen Baggesens Schriften kannte, faßte ich meine Empfindungen in ein Gedicht. Als mich auf der Universität Freitags „Soll und Haben“ packte, dankte ich dem Verfasser durch ein an ihn gerichtetes, aber nie abgesandtes Gedicht. Aber das waren Ausläufer. Je mehr Theologie und Kirche von meiner Seele Besitz nahmen, um so mehr erlahmte die Tätigkeit jener Art — der umgekehrte Vienhard.

Auch diese literarische Tätigkeit kann man als Jugendtorheit charakterisieren, aber verständiger als die Amerikaschwärmerei war sie jedenfalls. In ihr erlebte ich die literarische Periode, die unser deutsches Volk durchlebte, ehe es politisch erwachte. Auch war dieses Erleben für meine Bildung nicht ohne Nutzen; es hat zweifellos dazu gedient, mir Gewalt über die Sprache zu geben.

An die Stelle der früheren Reisen nach Schnabeck traten jetzt Ferienreisen nach Tondern. Der dortige Diakonus Carstens — später Propst von Nordtondern — war mit einer Schwester meiner Mutter verheiratet. Damals war eine Reise nach Tondern noch eine Reise. Wir machten sie mit einem Wochenwagen, später zum Teil auch zu Fuß. Der Wochenwagen brach zwischen 8 und 9 Uhr in Flensburg auf und traf etwa um 6 Uhr in Tondern ein. Der Aufenthalt im Hause des Onkels war geistig belebt; seine literarischen und schöngeistigen Interessen kamen auch uns zugut, und mit einer Tochter und ihrer Freundin unternahmen wir die Aufführung kleiner Schauspiele, zumeist von Körner.

Selbstverständlich war die Hausprache dort deutsch. Das machte ein neben dem Diakonat wohnender Archidiakonus dem Onkel zum Vorwurf. Wie oft habe ich dessen gedacht, wenn ich später einem Altpreußen oder einem „patriotischen“ Schleswig-Holsteiner gegenüber ein nordschleswigisches Pfarrhaus um seiner dänischen Hausprache willen zu verteidigen hatte.

Leider verloren die Verwandten kurz nacheinander die erwähnte Tochter und einen jüngeren Sohn an einer durch den Krieg von 1864 eingeschleppten Seuche. Ihr Sterben machte einen gewaltigen Eindruck auf mich; ich konnte lange nicht glauben, daß die mir gleichaltrige Rufine wirklich tot sei; es muß wohl jeder ernsthafteste Mensch in seinem Leben einmal lernen, was Sterben heißt; ich lernte es hier. Der jetzt kinderlose Onkel wandte dann um so stärker sein Interesse und seine Liebe den vaterlosen Nissen zu, die das durch dankbare Zuneigung erwiderten.

Durch die Erwähnung des Krieges von 1864 habe ich der Entwicklung vorgegriffen. Unser vorstehend geschildertes Stillleben ward jäh unterbrochen durch die von Glücksburg ausgehende Nachricht, daß der dänische König Friedrich VII. nach kurzer Krank-



heit gestorben sei. Der Eindruck dieser Nachricht war so gewaltig, daß noch Jahrzehnte hindurch kein 15. November auftauchte, ohne daß ich des 15. November im Jahre 1863 gedachte.

Am 30. November bewegte sich in später Abendstunde ein Fackelzug durch Flensburgs Straßen, der ein charakteristisches Gepräge trug durch die vielen Geistlichen in Summar und Priestertragen, die in dem Zuge einherschritten. Es war der Zug, der den toten König von seinem Glücksburger Schloß zu dem königlichen Dampfer geleitete, der seine Leiche von Flensburg nach Kopenhagen überführen sollte zur Beisetzung im Roeskilder Dom.

Dieses nächtliche Erlebnis war der Anfang vom Ende der Dänenzeit.

Dänische Politik. Angesichts der Dänenzeit drängt sich eine politische Betrachtung auf. In unserem Gedächtnis lebt die Dänenzeit als eine böse Zeit. Die dänische Presse Nordschleswigs schrieb später von dieser Zeit als einer goldenen Zeit, als einer Zeit der Freiheit. Diese letztere Charakteristik jener Zeit war nun wohl die verkehrteste, die von ihr gegeben werden konnte. Grade von Freiheit war damals keine Rede. Es war eine Zeit der Knebelung der öffentlichen Meinung und polizeilicher Willkür. Meine dänischen Landsleute, die vielfach die preussische Zeit ähnlich empfunden haben wie wir deutschen Schleswiger die Dänenzeit, brauchen nur des von ihnen in Nordschleswig unter preussischem Regiment entfalteten dänischen nationalen Lebens zu gedenken, um erdrückt zu werden von Belegen, wie viel günstiger sie gestellt gewesen sind zur Preußenzeit als wir deutschen Schleswiger zur Dänenzeit. Als ein gerecht Urteilender übersehe ich dabei nicht, daß die Verhältnisse in den zivilisierten Ländern sich inzwischen freier gestaltet hatten, verferne nicht das Maß von Entlastung, das daraus der dänischen Regierung erwächst, aber das hebt den Unterschied zwischen der Dänenzeit und der Preußenzeit im tatsächlichen Bestand nicht auf.

Was uns deutsche Schleswiger vor allem erbitterte, waren die Sprachverfügungen. Die naive Meinung, durch sprachliche Vergewaltigung einen fremdnationalen Bruchteil im Staate für die Nationalität des Staates gewinnen zu können, scheint zum internationalen Inventar der Bürokratie zu gehören.<sup>1)</sup> Daß die dänische Regierung, als sie das Heft in die Hände bekam, der dänischen Sprache in Schleswig größere Geltung zu verschaffen suchte, als sie ebenda vor 1848 gehabt hatte, wird kein billig Denkender ihr vorwerfen. Auch war ihr Vorgehen nicht aller Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse bar. Sie teilte das Herzogtum Schleswig in sprachlicher Beziehung in drei Bezirke, einen dänischen, einen gemischten, einen deutschen. Der gemischte Bezirk umfaßte außer den nordschleswigschen Städten sämtliche ländliche Kirchspiele des Amtes Flensburg (späteren Propsteien Flensburg und Nordangeln) sowie aus dem Amte Tondern (und zwar aus dem Bezirk, der später die Propstei Südtondern bildete), die Kirchspiele Medelby, Ladelund, Süderlügum, Humptrup, Braderup, Karlum, Klirbüll und Vek, aus dem Amt Husum die Kirchspiele Joldelund, Bösl, Olderup und Schwesing und aus dem Amt Gottorp (und zwar aus dem Bezirk, der die spätere Propstei Südangeln bildete) die Kirchspiele Treia, Uelsby, Fahrenstedt, Havetoft, Satrup, Struzdorf, Thumby, Boel und Norderbrarup. Daraus ergibt sich ohne weiteres, wie der dänische und wie der deutsche Bezirk begrenzt war. Die Teilung als solche war eine sachlich begründete. Das Unrecht lag in der südlichen Ausdehnung des gemischten Bezirks. In diesen wurden Gemeinden einbezogen, in denen kaum noch einige Alte dänisch sprachen.

1) Es ist interessant, daß in Gemeinschaft mit Oesterreich dasselbe Preußen, das die Sprachverfügung von 1888 erließ, in den fünfziger Jahren desselben Jahrhunderts auf die dänische Regierung einzuwirken suchte im Sinn einer Zurücknahme ihrer Sprachverfassung.

Ein weiteres Unrecht lag in der Art, wie man in diesem gemischten Bezirk vorging. Die Schule wurde als eine dänische geordnet, das Deutsche auf sechs Stunden beschränkt. Das erscheint als entgegenkommend im Vergleich mit dem späteren preussischen Verhalten in Nordschleswig. Ueber dieses später. Jenes Entgegenkommen wurde wettgemacht durch die Behandlung des Religionsunterrichts und der Kirche. Der erstere wurde ohne weiteres danißiert. In der Kirche wurde von oben dekretiert, in jeder Kirche dieses Bezirks sei jedes andere Mal der Gottesdienst in dänischer Sprache zu halten. Diese verstanden die Gemeindeglieder vielfach nicht und die sie verstanden, liebten sie nicht. In mancher Gemeinde erschienen, wie mir erzählt worden ist, in diesen dänischen Gottesdiensten nur die Familien des Pastors, des Küsters und des Gensdarmen.

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: mußte das so sein? Nach den Opfern und Anstrengungen in den drei Kriegsjahren war in Schleswig-Holstein eine gewisse Erschöpfung, fast eine gewisse Entmutigung eingetreten. Der deutsche Bund hatte uns nicht helfen können. Die deutschen Großmächte hatten unser Land „pazifiziert“. Hier hätte eine kluge Politik der dänischen Regierung einsetzen können und das um so mehr sollen, als eine solche Politik ihr durch ihre eigene Lage nahegelegt war. Die Herzogtümer waren dem dänischen Staat nicht bedingungslos ausgeliefert worden. Schleswig durfte nicht dem dänischen Staat einverleibt werden. Das indizierte eine Gesamtstaatspolitik, wie wir das nannten. Für eine solche fehlte es auch in unserm Lande nicht an Boden, selbst in Holstein nicht. Ein so hervorragender Vertreter der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, wie der Baron Scheel-Blessen, der spätere erste preussische Oberpräsident, war Gesamtstaatsmann, und er stand als solcher im holsteinischen Adel nicht allein. Auch darf nicht übersehen werden, daß wir Jahrhunderte lang mit Dänemark in Staatsgemeinschaft gelebt hatten, und zwar in langen Zeiten in friedlichster Weise. Alten Schleswig-Holsteinern war bis in unsere Zeit hinein Kopenhagen zweifellos ein vertrauterer Name als Berlin. Hätte nach Beendigung des Kriegs eine kluge Gesamtstaatspolitik eingesetzt, hätte Rücksichtnahme auf die Interessen der Volksseele — zu diesen gehört die Muttersprache — gewaltet, überhaupt eine versöhnliche Haltung anstelle des knechtenden Uebermuts sich geltend gemacht, wer weiß, wie die Dinge dann sich entwickelt hätten.<sup>1)</sup> Man vergeße nicht, daß die deutschen Großmächte das Londoner Protokoll unterzeichnet und das heißt die Erbfolge des Glücksburger Prinzen Christian anerkannt hatten. Bei einer dänischen Gesamtstaatspolitik hätte ihnen jede Handhabe gefehlt, um 1863 in den Lauf der Dinge einzugreifen. Diese bot ihnen die dänische Regierung selbst durch ihre auf die Einverleibung Schleswigs gerichtete Politik, durch die sie die Bestimmungen des Londoner Protokolls durchbrach. Ja, wer chauvinistische Politik treibt, ob dänische oder deutsche, bejorgt die Geschäfte — seiner Gegner. Damals kam das uns deutschen Schleswigern zu gut.

1) Unmittelbar nach der Pazifizierung ist durch das dänische Ministerium Bluhme zwar der Versuch gemacht worden, die dänische Politik in gesamtstaatliche Bahnen zu leiten. Aber das war wohl nur eine schwache Frucht der übernommenen Verpflichtungen. In kurzer Frist gewann das Eiderbänentum, der dänische Chauvinismus, die Herrschaft. Vgl. Btschr. d. Gesellsch. für schl.-holst. Gesch., Bd. 47, S. 312.

### III.

## Deutsch!

Friedrich VII. tot. Daß er gerade jetzt starb, war verhängnisvoll. Im Frühjahr desselben Jahres war für Holstein eine Sonderregierung in Plön errichtet und bald darauf dem Reichsrat in Kopenhagen ein Schleswig mit Dänemark verbindendes Grundgesetz (Verfassung) zur Beschlußfassung vorgelegt worden. Der deutsche Bund erhob im Interesse Holsteins Protest und beschloß am 1. Oktober Bundesezekution. Die deutschen Großmächte protestierten als Garanten des Londoner Protokolls. Dänemark trotzte — im Vertrauen auf fremde Hilfe. Am 13. November wurde die Vorlage vom Reichsrat zum Beschluß erhoben. Da der König schon am 15. November starb, hatte er das Grundgesetz nicht mehr zeichnen können.

Der Protokollkönig Christian IX. bestieg den dänischen Thron. Würde er, der Schleswiger, unterzeichnen? Das Ministerium, von der Kopenhagener Volksmasse unterstützt, ließ ihm keine Wahl, wollte er König bleiben. „Skriv under eller reis“ — so las man in Kopenhagen auf öffentlichen Anschlägen. Der König fügte sich und unterschrieb — schon am 18. November.

Gewaltig bewegte uns die Frage, was nun werden würde. Die Entmutigung, die aus dem Anfang der fünfziger Jahre stammte, ließ uns nicht allzuviel erwarten. Wie damals unter uns die Weltverhältnisse eingeschätzt wurden, illustriere ich durch Mitteilung eines Gesprächs aus den kritischen Tagen mit einem Schulkameraden, der der Sohn eines höheren dänischen Beamten<sup>1)</sup> war. Der empfing mich mit den Worten: „Rastan, es gibt keinen Krieg“. — „Warum nicht?“ „Lord Palmerston hat nach Berlin depeschiert, er wolle vom Krieg nichts wissen.“ Ja, dann! So urteilten damals nicht nur Schüler. Der eigentlich Gewaltige jener Tage war freilich nicht der Engländer, sondern der Franzose. Um die Jahreswende pflegte die Welt zu lauschen: Was hat Er gesagt? Ra-

---

<sup>1)</sup> Nebenbei bemerkt: Dieser trat später in den preußischen Staatsdienst. Ich bin selbst noch kurze Zeit in der schleswighischen Regierung sein Kollege gewesen. Mein Schulkamerad wurde später preußischer Offizier.

poleans Aeußerungen beim Neujahrsempfang der fremden Diplomaten galten damals als politische Offenbarungen für Europa. So steht es in meiner Erinnerung. Was wir damals von Napoleon erwarteten, hat sich meinem Gedächtnis nicht eingeprägt. Aber schwerlich etwas Gutes. Die Dänen waren gutes Muts, auch im Hinblick auf einen etwaigen Krieg. Ein Offizier, der in der Nähe meiner Großeltern wohnte und uns flüchtig bekannt war, sagte: „Dad de Tyske kun komme; de skal nok faae Klø“. (Daß die Deutschen nur kommen; wir werden sie schon verhauen.) Die Dänen waren der Meinung, daß sie sich im ersten schleswigschen Krieg nicht nur als eine tapfere — das bestreitet ihnen niemand —, sondern auch als eine kriegerisch sonderlich befähigte Nation erwiesen hätten. Einer meiner dänischen Mitschüler fragte unsern Geschichtslehrer, ob die Deutschen „uns“ besiegen, ob sie das Dannewerk und ob sie Düppel nehmen könnten. Herr Rasch erwiderte, daß die Deutschen „uns“ gegenüber eine gewaltige Uebermacht hätten. Wollten sie so und so viele Tausende von Soldaten opfern, könnten sie das Dannewerk nehmen; Düppel sei uneinnehmbar.

Im Dezember war Holstein von Bundestruppen besetzt worden. Ohne Kampf, da die Dänen wichen. Herzog Friedrich, der von Dolzig aus schon am 16. November seine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner unter der Devise „Mein Recht ist Eure Rettung“ erlassen hatte, zog nach Kiel. Das alles packte uns. Eine Antwort auf die Frage: was wird werden? gab uns das alles nicht. Schleswig blieb in dänischen Händen. Wir Schleswiger gehörten nicht zum Deutschen Bund. Am 16. Januar aber verlangten Preußen und Oesterreich kategorisch von Dänemark die Zurücknahme der unberechtigten Novemberverfassung; am 18. Januar lehnte Dänemark ab. Jetzt stand der Krieg fest, ein Krieg um Schleswig. Ich erfuhr das von irgend jemand auf dem Weg zur Großmutter. Mir steht heute noch in lebendigster Erinnerung, wie ich, den friesischen Berg hinanschreitend, diese Nachricht in meiner Seele bewegte. Sie stimmte mich ernst, hatte ich doch unter den Meinigen von Krieg und Kriegszeit gehört. Im ersten schleswigschen Krieg hatte meine Familie nicht nur Gut, auch Blut geopfert. Dennoch war ich froh. Verlieren konnten wir Schleswiger jetzt nichts. Nur gewinnen. Wer weiß — so fragte die jugendliche Zuversicht —, was hier für Schleswig an neuen Lebensmöglichkeiten auftaucht?

Am 1. Februar überschritten die Preußen und Oesterreicher die Eider. Hätte Moltke seinen Kriegsplan durchgesetzt, Wrangel ihn nicht durchkreuzt, wäre der Krieg wahrscheinlich in einigen Tagen beendet gewesen und zwar durch Gefangennahme der ganzen dänischen Armee. Der kluge General de Meza rettete die-



selbe durch rechtzeitigen Rückzug seinem Vaterland, wofür dieses Vaterland ihn absetzte.

Am Sonnabend, dem 6. Februar, — es war um die Zeit kräftiges Winterwetter — zog ein großer Teil dieser Armee durch Flensburg. Die armen Soldaten waren von dem anstrengenden Marsch im Schnee so erschöpft, daß sich, sobald Halt kommandiert wurde, viele ohne weiteres in ihren Mänteln auf die in Flensburgs Straßen liegenden Schneehaufen niederwarfen, um auszuruhen. Aus den Häusern kamen Bürger und Bürgerfrauen, ganz einerlei, ob deutsch oder dänisch gesinnt, um sie mit Speise und Trank zu erquicken. Eine solche still sich zurückziehende Armee macht einen eigenartigen Eindruck. Wir waren alle ernst gestimmt, auch wir Deutschen. Bei uns brachen freilich durch den Ernst ab und zu frohe Gedanken hindurch; aber wir hatten die Empfindung, eine aus verschiedenen Motiven gemischte Empfindung, daß wir das nicht zeigen durften; hatten wir uns frohe Kunde mitzuteilen, traten wir in ein Hoftor.

Am Spätnachmittag sahen wir vom friesischen Berge aus Feuer aufblitzen und hörten Geschützdonner von Dømersee her; dort befand sich die dänische Nachhut im Kampfe mit den Oesterreichern. Als ich in die Wohnung meiner Großmutter mich begab, fand ich sie verschlossen, was sonst nie der Fall war. Meine Tante nähte hinter verschlossenen Türen eine blau-weiß-rote Fahne — für morgen!

An dem Tage selbst erwarteten wir keine deutschen Truppen, ja, aus irgend einem Grunde bildeten wir uns ein, der Einzug solcher würde auch am folgenden Tage erst später stattfinden. So gaben wir, mein Bruder und ich, uns nach dem ermüdenden Tag der Ruhe hin.

Aber schon in der Frühe des Sonntags (7. Februar) stürzte meine Mutter mit dem Ruf: „Sie kommen!“ in unser Zimmer. Aus dem Bett springen, in die Kleider fahren, ungekämmt und ungewaschen auf die Straße laufen — alles das war das Werk von wenig Minuten. Wahrhaftig! Da waren sie. Als wir zur Angelburgerstraße kamen, kamen wir gerade noch rechtzeitig, um die preußischen Ulanen, vom Hafermarkt und d. h. aus Angeln kommend, vorbeireiten zu sehen.

Unvergeßlicher Augenblick! Deutsche Soldaten! Leibhaftig auf Flensburgs Straßen!

War das Traum oder Wirklichkeit? Kein Traum, sondern Wirklichkeit, sinnlich greifbare Wirklichkeit, beglückende Wirklichkeit!

Wir gingen tief sinnend heim, um Toilette zu machen und zu frühstücken. Nachher natürlich wieder hinaus! Und zwar nach dem Südermarkt, wo die Ulanen Halt gemacht hatten. Hier wa-

ren deutsche Männer und Frauen im Begriff, den Soldaten kleine Erquickungen zu reichen. Wir kauften uns Zigarren, um uns daran zu beteiligen. Die Ulanen merkten bald, daß sie nicht unter Feinden waren; die Mienen, die so ernst ausfahen, als sie vorhin mit gespannter Waffe vorbeigeritten, hatten sich in schmunzelnde Züge aufgelöst. Bei der Natur meiner Landsleute kann ich mir sehr wohl vorstellen, daß die Reiter zunächst nicht gewußt hatten, woran sie waren. Still und zurückhaltend sah man sie kommen. Auch junge Leute wie mein Bruder und ich erlebten schweigend, was sie erlebten, obwohl das Herz so voll war.

Am Vormittag — inzwischen hatte sich eine Fülle deutscher Fahnen, namentlich auch schleswig-holsteinischer, mit Jubel begrüßt, entfaltet — durchzog Infanterie mit voller Musik die Große Straße. Sie kamen vom Norden her. Vielleicht haben sie geglaubt, die Stadt umgehend, noch einen Teil der dänischen Armee abfangen zu können.

Was spielten sie? Wir lauschten. Es war nicht Schleswig-Holstein. Eine Enttäuschung. Sie spielten vielleicht das Preußenlied. Dieses kannten wir nicht. War es so, war das auch die passende Overtüre zu dem, was kam.

Am Nachmittag dieses Sonntags bekam meine Mutter Besuch von einer ihr befreundeten Dame. Mein Bruder und ich saßen im Nebenzimmer. Die Dame sagte zu meiner Mutter: „Ach, wenn wir jetzt nur nicht preußisch werden!“ Wir hörten das, und ich sagte zu meinem Bruder: „Hörst du, was das verrückte Frauenzimmer sagt?“

Am Nachmittag sahen wir Wrangel, der von Schleswig kam, an der Spitze von Truppen durch das Rote Tor einziehen. Später gingen wir am Schulhof vorbei. In der Pforte des Hofes stand der Bedell. Wir sprachen ihn an: „Er der Skole imorgen?“ (Wird morgen Schule gehalten?) und er antwortete, sich der weltgeschichtlichen Situation anpassend: „Ja, morgen is Sjule, aber alles deuts; der Professor (der Rektor) hat gewesen beim General.“

Zwar wurde am nächsten Morgen noch nichts aus der Schule, aber am Mittwoch. Erwartungsvoll gingen wir hin. Gemeinsame Andacht in der Aula kannten wir nicht. An diesem Morgen aber wurden wir alle in die Aula gerufen. Die Schülerzahl war schon geschmolzen. Manche der älteren Schüler, gerade auch meiner Kameraden, waren nicht mehr da. Soweit ich mich besinne, waren von den Primanern nur noch Deutsche da oder solche, die befähigt waren, es zu werden.

Der Rektor, Professor Siemsen, hielt eine Ansprache, natürlich auf dänisch. Er sprach von der schweren Zeit, die über unser Land gekommen. Aber das dürfe uns nicht stören in unserer Arbeit. Hier sei eine Stätte des Friedens, an der wir weiter leben

molten, wie bisher, wenn auch draußen der Krieg tobe. Er sei bei den Zivilkommissaren — diese waren inzwischen eingetroffen — gewesen, habe den Plan der Schule vorgelegt, auf die Gleichberechtigung der beiden Sprachen hingewiesen und die Billigung erhalten, den Unterricht einstweilen in alter Weise weiter zu führen.

Das war alles verständlich von seinem Standpunkt aus; ja, man kann fragen: Was sollte der Mann anderes tun?

Aber ebenso klar ist es und wohl ebenso verständlich, daß das auf uns wie kaltes Wasser wirkte. Wir hatten die Empfindung, als wenn wir uns jetzt in der Schule zusammenschließen sollten als eine Schar getreuer Dänen, die in der Stille besserer Zeiten harrten. Das war eine Rolle, die wir wirklich nicht spielen konnten; ein Teil von uns, so auch wir, verließen die Aula, ohne in die Klasse zu gehen.

Wir deutschen Primaner berieten uns dann miteinander und beschlossen, die Schule einstweilen noch zu besuchen, aber gleichzeitig uns um Abhilfe zu bemühen. Die Glensburger Volksschulen waren schon von den Dänen für Lazarettzwecke in Anspruch genommen worden. Das weckte die Frage, ob nicht das Gymnasium jetzt den Deutschen zu demselben Zweck dienen könne. Wir wandten uns an einen der deutschen Führer, den Buchhändler Herzbruch, der als solcher Beziehungen hatte zu den jetzt regierenden Gewalten, nannten ihm, da der Rektor sich auf die Gleichberechtigung der beiden Sprachen berufen hatte, die Zahl unserer dänischen und die unserer deutschen Stunden, wiesen ihn auf die Möglichkeit hin, das Gymnasium für Lazarettzwecke in Anspruch zu nehmen und baten ihn, das militärische Kommando auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen. Das hatte dann den Schluß der Schule zur Folge — die beste Lösung für alle.

Einstweilen ordnete ich mir ein privates Arbeitsleben. Es dauerte aber nicht lange, da wurde von der deutschen Verwaltung die Schule reorganisiert. Das Schulgebäude konnte, weil als Lazarett verwandt, nicht benutzt werden. Für die Prima und die Sekunda wurde ein auf einer westlichen Höhe nicht weit von dem damals einzigen Kirchhof in einem Garten gelegenes Häuschen gemietet. Die Schülerzahl war in den oberen Klassen zunächst eine äußerst geringe.

Mit der Reorganisation war der frühere deutsche Rektor des Glensburger Gymnasiums, Dr. Lübker, der während der Dänenzeit in Mecklenburg Anstellung gefunden hatte, betraut worden. Zwei alte Lehrer, der Konrektor Schumacher und der Subrektor Dittmann, die emeritiert worden waren, wurden in ihre alten Stellen wieder eingesetzt. Die hinzutretenden neuen Lehrer waren zumeist junge Männer, die uns im Lebensalter relativ nahe standen. Dies einerseits, andererseits die Kleinheit der Schülerzahl

bewirkte, daß das neu beginnende deutsche Schulleben in der Prima einen gewissen familiären Charakter gewann. Am 18. April spazierten wir in der Vormittagspause mit Dr. Wallichs (später Direktor in Rendsburg) in unserem Schulgärtchen. Es war östlicher Wind. Der trug den Geschützdonner von Düppel bis an unser Ohr. Dieser war heute besonders lebhaft. Punkt 10 Uhr war plötzlich alles still. „Jetzt stürmen sie“, sagte Dr. Wallichs. Gegen Abend sahen wir Vermundete und Gefangene in Flensburgs Straßen.

Ich entschloß mich, wiewohl ich schon fast ein Jahr Primaner war, noch eine volle deutsche Prima durchzumachen. Das tat auch not. Direktor Lübker urteilte, als er uns kennen lernte, wir Primaner seien in den alten Sprachen nicht weiter als deutsche Sekundaner. Darin hatte er gewiß Recht. Ich bin trotz der noch durchlebten deutschen Prima nie recht heimisch geworden in der Literatur des klassischen Altertums. Das bedaure ich. Aber ich stelle mit voller Ueberzeugung daneben: in zwei Sprachen und zwei Literaturen aufwachsen, wie wir das getan, auch das hat für die geistige Ausbildung einen eigenartigen Wert.

Im neuen Lehrplan waren einige dänische Sprachstunden vorgesehen. Angesichts der Sprachenverhältnisse Schleswigs sehr verständig. Später hat man sie abgeschafft, sogar in Hadersleben. Als vor dem Weltkrieg die Regierung sie verständiger Weise in Hadersleben wieder einführen wollte, hatten gewisse „Patrioten“ Beklemmungen. Aber so verständig der Gedanke als solcher war — wir aus der wesentlich dänischen Schule kommenden Primaner brauchten diese Stunden nicht. Als sie ins Leben traten, und Herr Dr. Christensen sich bemühte, uns Dänisch zu lehren, bemächtigte sich unserer der Gedanke: „wie wäre es, wenn wir tauschten? Du auf die Bank und wir aufs Katheder?“ Dr. Christensen mochte selbst ähnliche Empfindungen haben; denn, als wir ihm vorschlugen, er möge uns lieber englische Stunden geben, ging er, augenscheinlich erleichtert, darauf ein, und da der Direktor damit einverstanden war, ward es so; ein Provinzialschulkollegium gab es damals nicht.

Die Persönlichkeit des Direktors Lübker machte einen starken Eindruck auf uns. Er war eine ganz anders bedeutende Persönlichkeit als der gute Professor Siemsen, in dem wir bisher unsern Rektor verehrten. Lübker war ein Repräsentant der Melancthonschen Schule, der Verbindung von Christentum und klassischem Altertum.

Auch ich versuchte, diese zwei Elemente zu verbinden. Am meisten interessierte mich aus dem letzteren Horaz. Ich meinte damals, das Wichtigste sei es, im täglichen Leben sich in der Linie des Horaz zu bewegen und für die großen und ernstesten Stunden



des Lebens das Christentum festzuhalten. Was für Gegensätze bei-  
einander wohnen können in einem jungen gährenden Kopf!

Allmählich füllte sich die Klasse wieder. Neue Schüler traten hinzu, unter ihnen ein bald uns näher tretender Sohn des Konrektor Schumacher, der zur Dänenzeit die Schule verlassen hatte und Gärtner geworden war, nun aber, da alles deutsch geworden, zu den Studien zurückkehrte. Er und ich unternahmen allerlei gemeinschaftlich. Ich erzählte schon, daß ich das früh begonnene Dichten auch nach der großen Wendung nicht aufgab. Ich verherrlichte meine nordische Heimat in einem Gedicht, das da verriet, daß ich Göthes: „Kennst du das Land . . .“ mit Nutzen gelesen hatte. Schumacher, musikalisch begabt, komponierte es. Für dieses gemeinsame Werk gelang es ihm, in Hamburg einen Verleger zu finden. Es erschien als opus I. Das opus II harrt noch des Erscheinens.

Auch in anderer Weise traten wir gemeinschaftlich in die Öffentlichkeit. Unser Lehrer im Hebräischen, Pastor Koch, ein etwas unbeholfener, aber geistig tief angelegter Mann, hatte einen Vortrag über Byrons Manfred gehalten, in dem er auch die Frage erörterte, wie es wohl würde gewesen sein, wenn dem Manfred bezw. dem Byron das echte evangelische Christentum in rechter Weise nahe getreten wäre. Darüber machte Wilhelm Jensen, der bekannte Novellist, der damals die Flensburger Norddeutsche Zeitung redigierte, hämische Bemerkungen. Das veranlaßte uns, in einem gemeinsam verfaßten Artikel für unseren Lehrer und seine Frage einzutreten. Wir brachten den Aufsatz auf die Redaktion. Diese verlangte Namensunterschrift. Wir lehnten diese ab, weil wir uns für zu jung hielten, um öffentlich aufzutreten. Die Redaktion brachte aber dann den Artikel, unterschrieben: „Zwei Primaner“.

Der Direktor ermittelte, wer die „zwei Primaner“ seien, und nahm dann uns besonders und bedeutete uns, daß Primaner sich nicht an der öffentlichen Diskussion zu beteiligen hätten, sonderlich nicht, wenn es sich um einen ihrer Lehrer handele. Wir ließen uns das um so lieber sagen, als wir durchfühlten, daß der von uns verehrte Direktor im Grunde uns nicht zürnte.

Aber auch in legitimer Weise trat ich als Schüler in die Öffentlichkeit. Die Entlassung der Abiturienten war damals ein öffentlicher Akt. In der Aula versammelte sich mit der Schule ein Teil der Flensburger Gesellschaft. Es wurden von den Primanern einige kleine Vorträge gehalten, von anderen Schülern Gedichte in verschiedenen Sprachen deklamiert, und vor allem hielt der Direktor eine Entlassungsrede. Bei solcher Gelegenheit sprach ich über die Muttersprache und hatte die Genugtuung, daß nicht nur die Flensburger Zeitung, sondern auch auswärtige Zeitungen von

meinem Vortrag Notiz nahmen. Gelegentlich meines eigenen Abituriums sprach ich über das Thema: Die Ideale stehen höher als das Leben.

Damit schloß der Flensburger Lebensabschnitt.

**Nationaler Uebergang:** Wer den Uebergang seiner Heimat aus dem Regiment der einen in das Regiment einer anderen Nationalität erlebt, hat Gelegenheit, eigenartige Studien zu machen. Es gab unter uns nicht ganz wenige, die sich zur Dänenzeit als Dänischgesinnte gaben, sich dann aber nicht minder gut in das preußische Regiment zu schicken wußten. Sybel in seiner Geschichte der Errichtung des deutschen Reichs lobt diese als verständige Leute. Auch sah die regierende Bürokratie sie nicht ungern. Ihr sind biegsame Männer willkommener als solche mit Rückgrat. Aber auch ich will nicht zu hart über sie urteilen. Mancherlei Gründe wirken entschuldigend; auch ist es nicht jedermanns Ding, ein Charakter zu sein. Namentlich soll man milde urteilen, wenn es sich um junge werdende Menschen handelt. Nur das habe ich hernach nicht vertragen können, wenn Männer dieser Art mir, wenn ich für die unterdrückten dänischen Landsleute eintrat, sich selbst als „Patrioten“ präsentierten. Das war eine arge Verwechslung von Gouvernentalismus und Patriotismus.

**Schleswig ungeteilt.** Schleswig-Holstein eine preußische Provinz, das war schließlich das Ergebnis der Entwicklung, die mit dem 15. November 1863 einsetzte. So ganz verrückt war das „verrückte Frauenzimmer“ nicht gewesen.

Das ganze Schleswig. Von einer Teilung Schleswigs nach der Nationalität war Abstand genommen. Das befriedigte und erfreute uns; es war mehr, als ich damals geglaubt hatte erwarten zu dürfen. Schon in den fünfziger Jahren, als wiederholt unter den Mächten über die Stellung Schleswigs verhandelt wurde, hatte ein englischer Staatsmann, Lord Russell, vorgeschlagen, innerhalb des dänischen Gesamtstaates die nördliche Hälfte mit Dänemark, die südliche mit Holstein zu vereinigen. Wäre Dänemark darauf eingegangen, die deutschen Großmächte hätten schwerlich dem genehrt. Dänemark hätte eine relativ südliche Linie durchgesetzt, und diese Ordnung hätte voraussichtlich das Kommen präjudiziert. Aber für Derartiges war Dänemark damals nicht zu haben. Das versteht, wer persönlich in Berührung kam mit der Siegesstimmung und dem Machtgefühl, welche in jenen Jahren die Dänen beseelten. Auch später noch hätte Dänemark Nordschleswig haben können. In London wurde auf der Konferenz nach dem Tage von Wüppel die Teilung Schleswigs sehr ernsthaft verhandelt. Hätte Dänemark sich mit einer Linie Emmerleff-Åpenrade begnügt, würden die anderen Mächte trotz der aus Nordschleswig einlaufenden Proteste darauf eingegangen sein. Das ist mir klar geworden unter der Lektüre des „Briefwechsels zwischen Dr. Karl Lorenzen und den Führern der Augustenburgischen Partei 1863–6“<sup>1)</sup>. Aber Dänemark wollte nicht. Ob seine Vertreter mit Blindheit geschlagen waren — sie konnten doch nach dem bisher Erlebten nicht mehr auf den Beistand fremder Mächte zur Erreichung ihrer Wünsche hoffen<sup>2)</sup> — oder ob sie in ihrer

1) Der Geheimrat Dr. Runkle in Schleswig hat diesen Briefwechsel herausgegeben. Er findet sich in den Schriften der Gesellschaft für Schleswig-holsteinische Geschichte aus dem Jahre 1914. Lorenzen scheint unter den augustenburgischen Politikern der geschickteste gewesen zu sein. Besonders Interesse verdienen unter diesen Briefen 243 (Schreiben von Holzenborff) und 246 (Schreiben von Lorenzen).

2) Rat war die dänische Forderung daß den damaligen Verhandlungen in London

Haltung bestimmt waren durch die Furcht vor der Volksstimmung, namentlich in Kopenhagen, lasse ich dahingestellt. Wir haben uns damals der Haltung Dänemarks gefreut; sie diente unserem Wunsch: das ganze Schleswig deutsch! In diese Freude hat dann freilich später die preußische Nordmarkpolitik bittere Tropfen gemischt. Preußen, dem wir Deutschen so viel verdankten, verstand leider nicht, die seiner Machtsphäre unterworfenen Volksbestandteile fremder Nationalität richtig zu behandeln. „Das scheinen wir nicht zu verstehen“, hat mir in einem diesbezüglichen Gespräch ein hoher preußischer Staatsbeamter gesagt. Jene bitteren Tropfen waren mir so bitter, daß ich in einem vertrauten Gespräch mit einem deutschen Geistlichen Nordschleswigs wohlbedacht geäußert habe: „Angesichts dieser Politik drängt sich einem wie ein objektives Urteil die Frage auf, ob es nicht trotz des darin liegenden Schmerzes allseitig besser gewesen wäre, Schleswig wäre zu rechter Zeit geteilt worden.“ So damals. Auf das Jetzt komme ich in einem späteren Zusammenhang.

Schleswig-Holstein preußisch. Schleswig-Holstein preußisch — das entsprach nicht dem, was in Schleswig-Holstein selbst erstrebt und erhofft worden war. Die Erbfolgefrage war eine verwickelte. Daß der augustinburgische Herzog immerhin der bestberechtigte war, ist bisher nicht widerlegt<sup>1)</sup>. Schleswig-Holstein begehrte — das war, auch abgesehen von dem Dänentum in Nordschleswig kein einheitliches, aber doch das weitaus überwiegende Begehren —, ein an Preußen sich anlehnender selbständiger Staat im deutschen Staatenbunde zu werden<sup>2)</sup>. Warum auch nicht? Das Bedenken, es sei nicht erwünscht gewesen, einen neuen Kleinstaat zu schaffen, hätte, soweit es denn berechtigt war, seine Erledigung gefunden im Eingehen auf die Februarbedingungen (Anlehnung an Preußen in militärischen, diplomatischen und Verkehrsangelegenheiten). Volleends trat bei Errichtung des deutschen Reichs ins Licht, wie gleichgültig es für Deutschland war, ob Schleswig-Holstein als selbständiger Staat existierte oder als preußische Provinz, was freilich damals als so bald eintretend nicht vorauszusehen war. Aber auch das erstere genügte. Schles-

der Londoner Traktat von 1851-2 zu Grunde zu legen sei, d. i. der Traktat, den gerade Dänemark gebrochen und dessen Bruch den damaligen Krieg veranlaßt hatte.

Ministerpräsident war damals in Dänemark Bischof Monrab, ein trefflicher Geistlicher, aber ein schlechter Politiker. Längere Zeit nach seinem Tode hat der dänische Historiker Nage Friis eigene Aufzeichnungen Monrabs unter dem Titel: Monrabs Deedtagelse i Begtvenhederne 1864 veröffentlicht (Kjöbenhavn 1914). Vergl. zur damaligen Stimmung des dänischen Volkes namentlich das S. 66 ff. Mitgeteilte.

1) Bismarck hielt (Gedanken und Erinnerungen II, S. 11) den Gewissensbedenken seines rechtlich denkenden Herrn entgegen, „daß die Augustinburger kein Recht hätten auf den Herzoglichen und den Schauenburgischen Teil, nie ein solches gehabt, und auf den königlichen Teil zwei Mal 1721 und 1852 entagt (soll wohl heißen: verzichtet) hätten“. Auf die erste Behauptung eingeht, siehe hier die ganze Erbfrage aufrollen. Was 1721 angeht, baßte ihm die dänische Auffassung des Vorgangs; sie ward von ihm ohne nähere Prüfung aufgenommen. Zur Sache vergl. das Blatt 24 Citierte. Daß er dabei den königlichen und den Herzoglichen Anteil miteinander verwechselte, dürfte verraten, daß er sich persönlich mit der Sache nicht beschäftigt hat. Auch der Vorgang von 1852 ist falsch dargestellt. Nicht die Augustinburger, Herzog Christian hat verzichtet. Kein Agnat hat zugestimmt. Ob dieser rein persönliche Verzicht rechtlich hinfällig geworden ist durch den Bruch des Londoner Traktats, wie behauptet worden ist, kann ich nicht beurteilen. Für die Sache ist das irrelevant. Aber ist der Vorgang von 1852 nicht ein Flecken auf dem deutschen Schilde? Hätten nicht die deutschen Großmächte den deutschen Fürsten gegen die Vergewaltigung durch die Dänen schützen können und müssen? Der Herzog hatte doch nur für sein gutes Recht gegen dänischen Rechtsbruch (1846) gekämpft.

2) Wäre Dänemark auf der Londoner Konferenz auf den Teilungsvorschlag eingegangen, wäre voraussichtlich gleichzeitig die Anerkennung Herzogs Friedrichs als Herzog von Schleswig-Holstein erfolgt. Am 1. Juni 1864 hat dann der „robuste Stodpreuße“ Bismarck unserem, ihm geistig nicht gewachsenen Herzog, der die Krone so gut wie in Händen hatte, diese entwidnen. Vgl. „Das Rätsel des 1. Juni 1864“ in der Unterhaltungsbeilage 125 der Täglichen Rundschau 1914. Uebrigens waren an dem Gesamtverlauf der Dinge die Politiker des Herzogs nicht ohne Schuld. Nicht alle hatten so klare Augen wie Lorenzen. Des Herzogs Ratgeber waren in ihrem Urteil durch ein unbegründet großes Vertrauen auf Oesterreich getrübt. Vgl. auch W. Hopf: Die Krisis des Jahres 1866, S. 25 ff.

wig-Holstein hatte Jahrhunderte lang sich der Entscheidung seiner Angelegenheiten in Kopenhagen gefügt. Daß es jetzt nicht wünschte, das ihm fremde Berlin mit Kopenhagen zu vertauschen, sondern endlich seine eigenen Angelegenheiten selbst zu verwalten begehrte, war nicht unverständlich, zumal angesichts der starken Zentralisierung in Preußen, das noch immer nicht ganz begriffen hatte, daß der damalige preußische Staat eine anders geartete Größe war als das ehemalige Kurfürstentum Brandenburg. Wenn Fürst Bismarck in seinen Erinnerungen (I, 292) die Meinung ausspricht, „die Aussicht auf einen selbständigen kleinen Hof mit Ministern, Hofmarschällen und Orden“ habe „starke partikularistische Bewegungen in den Elbherzogtümern hervorgerufen“, so paßt das auf die Wirklichkeit wie die Faust aufs Auge.

Aber Schleswig-Holstein hat sich dann nicht unwillig in sein Geschick gefügt. Sonderlich galt das von Schleswig, und das, wiewohl die schleswig-holsteinischen Fürstenfamilien, sowohl die Augustenburger wie die Glücksburger, genau bezeichnet, schleswigische Familien waren. Das hatte darin seinen Grund, daß uns die Frage, ob deutsch, ob dänisch viel tiefer berührte als die Holsteiner. Dieser Frage gegenüber war uns das wie eine Frage zweiten Ranges. Wir sahen in der Einverleibung in Preußen summa summarum eine Sicherung unserer deutschen Zukunft. Was wir dann im deutschen Zusammenbruch erlebt haben, lag damals gänzlich außerhalb unserer Gedanken, ja außerhalb dessen, das uns als möglich galt.

Preußische Gesinnung. Aus sittlichen wie nationalen Gründen habe ich seit 1888 der preußischen Nordmarkpolitik opponiert. Das hat mir gelegentlich den Ruf eingetragen, ich sei antipreußisch gesinnt. Das ist falsch. Als Preuze im eigentlichen Sinn habe ich mich nie gefühlt, zu keiner Zeit meines Lebens. Aber das gehörte nicht in die Kategorie des Politischen, sondern des Allgemeinmenschlichen. Wie sollte ich, dem bis in die Jünglingsjahre hinein alles Preußische völlig fremd gewesen, dazu kommen, das zu werden, was recht eigentlich ein Preuze ist. Hätte ich den gespielt, wäre das mir selbst als etwas Unnatürliches, als etwas nicht eigentlich Wahrhaftiges vorgekommen. Aber antipreußisch war ich nicht. Im August 1867, also nicht lange nach der Annexion, besuchte ich mit Freunden den Hohenstaufen und gab, wie mir das damals noch natürlich war, meinen Empfindungen sofort in einem Gedichte Ausdruck; der letzte Vers dieses Gedichtes lautete:

Deutschland, denke deiner Kaiser,  
Denke der Vergangenheit!  
Dann erblüht in Hohenzollern  
Deine neue Herrlichkeit.

Das lautet nicht antipreußisch. Als herangewachsener Mann bin ich dann, wenn mir auch dies und jenes nicht gefiel<sup>1)</sup>, nicht ungern preußischer Staatsangehöriger gewesen. Ich habe mich, wenn auch nicht gerade wachsend, wohl gefühlt in Preußen. Aber ein Feigenbaum, der, in einen Weinberg verpflanzt, dort gedeiht, wird deshalb doch nicht ein Weinstock.

Nie tat ich das Leiseste, das meine Kinder, deren erwachende Augen den preußischen Adler über der Heimat flattern sahen, im Preußischsein hätte hemmen können. Als unser alter Heldenkaiser zur Grundsteinlegung des Nordostseekanals nach Kiel kam, nahm ich, von Dienst wegen dorthin reisend, meine Kinder mit und begab mich mit ihnen gegen meine Neigung in die Volksmasse, die auf dem Bahnhofsplatz den alten Kaiser erwartete. Ich wollte ihnen für ihr Leben die Freude sichern, diesen

1) In der Lektüre von Moons Biographie begegnete mir hernach ein Preußentum, das mir herzlich sympathisch war.



herrlichen Fürsten selbst gesehen zu haben. Sie sollten gute Preußen werden, nur dabei heimattreue Schleswig-Holsteiner bleiben.

Was in Preußen mich am meisten anzog, war das Geschlecht der Hohenzollern. Heute werde ich, wenn ich das ausspreche, schwerlich des Byzantinismus beschuldigt, der in meinen Augen ein ekelhaftes Gewächs ist. Dabei meine ich nicht, daß gerade jeder der Hohenzollern ein Denkmal in der Siegesallee verdiente, und noch ferner lag und liegt mir der fast religiöse Zug in der altpreußischen Wertung des Hohenzollerntums; in diesem habe ich immer eine Abfärbung des Zarentums auf Preußen gesehen. Aber wo findet sich ein Fürstengeschlecht, das seinem Lande das war, was die Hohenzollern dem Staate Preußen gewesen sind? Wilhelm der Erste wurde schwerlich richtig charakterisiert, wenn sein dankbarer Enkel ihn den Großen nannte, aber es hat wenige Fürsten gegeben, die so wie er Könige waren vom Scheitel bis zur Zehe. Im Hinblick auf seinen Enkel ist mir weh ums Herz. Vielseitig begabt und vom edelsten Willen beseelt, hat er, aufgewachsen im Glanz des neu erstandenen Reichs und zu früh auf den Thron gekommen, wie sein eigenes Können so die Stärke des Reichs überschätzt. Daß ihm zumeist gerade das fehlte, was ein Regent als Regent braucht, vor allem klares Urtheil über Menschen, war mehr noch als sein Fehler sein Geschick. Unsere Hoffnung ist jetzt Wilhelm der Dritte, der nach seinen Charakteranlagen Wilhelm dem Ersten gleichen soll, Wilhelm der Dritte als dereinstiger Träger eines freilich modifizierten, aller Züge des Absoluten entkleideten preußischen Königtums.

#### IV.

### Lehrjahre.

Der Gedanke, ein Diener der Kirche zu werden, war sozusagen mit mir geboren. Einen Entschluß, Theologie zu studieren, habe ich nie gefaßt.

Unter meinen Lehrjahren verstehe ich die Jahre vom Abiturium bis zur Ordination, obwohl ich auch vor jenem lernte, was mir im Amt dienlich gewesen ist, und nach dieser mehr gelernt habe als vorher.

Von meiner religiösen Entwicklung sagte ich bisher nichts. Mein Tagebuch redet fast Seite nach Seite von religiöser Entwicklung und sittlichem Kampf; beides hat mich in dem reichen Jugendleben, das Gott mir schenkte, stark in Anspruch genommen; ich habe religiös gerungen, auch mit austauchenden Zweifeln, aber namentlich um das Leben in Christus; ich habe sittlich gekämpft, um meine Sinne in Zucht zu halten, sich regender Eitelkeit zu wehren und meine natürliche Heftigkeit, die sich in Unfreundlichkeit auswirken konnte, zu überwinden. Näheres gehört nicht hierher. Ich schreibe nicht eine Biographie, sondern Erlebnisse und Beobachtungen. Daher hier nur das, was erforderlich ist für das Verständnis dieser.

Aufgewachsen bin ich in kirchlicher Tradition; ich habe es nie anders gewußt, als daß ich ein Christ zu sein hätte, und zwar im Sinn der Kirche. Ich habe das, abgesehen von dem Widerspruch des alten Menschen gegen Gottes Gebote, nie als ein Sollen empfunden. Der Religionsunterricht der Schule hat mir nicht viel geboten, auch der Konfirmationsunterricht nicht; ich habe den einen wie den anderen mit Ehrerbietung empfangen, die Konfirmation ernst, den ersten Abendmahlsgang mit einer gewissen Scheu erlebt. Meinen Willen, ein Diener der Kirche zu werden, hat das alles weder befestigt, noch erschüttert. Nur weckte die Langweiligkeit des Religionsunterrichts in mir eine gewisse Besorgnis, das Studium der Theologie werde langweilig sein. Aber das mußte dann ertragen werden; es gab nun einmal keinen anderen Weg in den Dienst der Kirche, und in den wollte ich.

Auf der Universität erwachte dann das Interesse an der Theologie, namentlich unter dem Einfluß Hofmanns, aber davon hernach. Die meiner Erziehung entstammende positive, ja orthodoxe Auffassung des Christentums brachte ich mit auf die Universität. Nicht daß ich nicht auch in Berührung gekommen wäre mit gegen-  
 teiligen Strömungen. Ich ließ kein Buch deshalb ungelesen, weil es von ihm hieß, es widerlege den christlichen Glauben. Ja, ich habe im jugendlichen Kampf um eine Weltanschauung — um eine Weltanschauung allein war es mir zu tun; eigentliche Gelehrsamkeit zog mich nie an — zu Zeiten ernstlich gefragt, ob nicht der Materialismus die Wirklichkeit, die Wahrheit repräsentiere, solche Anfechtung aber dann immer wieder ehrlich überwunden. Der eigentliche Liberalismus hat mich nie gepackt; wohl aber ward ich allmählich theologisch freier, lenkte schon auf der Universität in die Bahnen ein, die ich später verfolgte. Das Meiste an theologischer Bildung, das ich besitze, habe ich nach der Universitätszeit erworben.

Von erheblicher Bedeutung für mein Christsein wie für meine Theologie ist es gewesen, daß ich im Jahre 1870 eine Erweckung erlebte, nicht im Hörsaal, auch nicht unter einer Kanzel, sondern in dem Hause, in dem ich einst geboren ward, unter dem Anhören eines geistlichen Liedes, das mit Klavierbegleitung gesungen ward. Die es sang, ahnte nicht, hat auch nie erfahren, wozu Gott ihr Lied brachte. In der Erweckung ist es, wie wenn eine den Blick trübende Haut, die über dem Auge gelegen, zerrisse. Eine Erweckung ist ein Gnadengeschenk Gottes, wertvoll für jeden, der sie erlebt, doppelt für den, der als Pastor zu dienen hat. Nicht daß nicht auch ein in Gottes Wort gegründeter Pastor ohne solches mehr oder weniger plötzliche Erlebnis befähigt wäre, den Erweckten als Seelsorger zu dienen, aber wer selbst Derartiges erlebte, versteht sie besser; sie selbst haben einen feinen Spürsinn dafür und fassen um so eher Vertrauen.

Eine Erweckung ist ein nicht ganz ungefährliches Erlebnis. Ich kennzeichnete sie droben als ein Sehendwerden. Man kann ebenso gut sagen, sie sei ein Versehtwerden ins Himmlische. Wir leben aber zurzeit nicht im Himmel, sondern auf der Erde. Das will begriffen, beides will in rechter Weise miteinander ausgeglichen sein. Als Seelsorger habe ich beobachtet, daß das manchem schwer wird. Auch mir ward das nicht leicht. Von großer Wichtigkeit ist, daß Erweckung und Bekehrung nicht verwechselt werden, daß hier das einsetzt, davon Luther in dem Zum Vierten im vierten Hauptstück spricht, bezw. wenn es schon eingesetzt hat, wie das bei mir der Fall war, das nicht geschwächt, sondern gestärkt wird. Es ist, wie Luther an einer anderen Stelle sagt: Der Christ ist nicht im Gewordensein, sondern im Werden. Das mag die Heilsgewißheit eines Methodisten, vielleicht überhaupt die eines Reformierten

anfechten. Einen lutherischen Christen sichts das nicht an. Der gründet seine Heilsgewißheit weder auf die Erweckung, noch auf die Bekehrung, sondern allein auf die Gnade Gottes, die in ihrer ganzen Fülle schon in der Taufe sich ihm erschloß. Das Maß, in dem er diese Fülle sich bewußt aneignet, ist bedingt und bestimmt durch das Maß des Glaubens, mit dem er diese Fülle erfährt. So ist es biblisch, so lutherisch. (Viertes Hauptstück: Zum Zweiten.)

Selbst im Kreise meiner Nächsten redete ich nicht von dem, das ich erlebt hatte; ich konnte das innerlich nicht. Meine Mutter merkte ohne Worte, daß in mir etwas vorgegangen war.

Unter den Lehrjahren stehen die Universitätsjahre in erster Linie. Ob ich auch nicht ohne Bedenken war im Hinblick auf das Studium der Theologie, auf die Universität als solche freute ich mich. Wer in den Kreisen der akademischen Bildung aufgewachsen ist, dem tritt die Zeit der Universitätsjahre in hellstes Licht. Theologische Ratgeber, namentlich Direktor Lübker, hatten auf die Erlanger Fakultät hingewiesen als die zurzeit beste in Deutschland. Also auf nach Erlangen! Am 13. April 1866 brach ich auf in Gemeinschaft mit Paul Heims. Zu dem, daß es jetzt auf die Universität ging, gesellte sich das andere, daß es die erste große Reise war, die ich unternahm. Schnellzüge mit dritter Klasse gab es damals nicht; jedenfalls kamen sie für uns nicht in Betracht. Wir reisten von Jütlensburg nach Erlangen in drei Tagen. Am ersten nach Hamburg, wo wir Besuche machten. Am zweiten fuhren wir morgens mit einem kleinen Dampfer über die Elbe nach Harburg — Elbbrücken gab es damals nicht —, von wo wir über Hannover nach Kassel fuhren. Am dritten Tag von Kassel durch Thüringen über Dichtensfels und Bamberg nach Erlangen, wo wir spät abends eintrafen. Für mich kam ein Drittes hinzu. Ich sah jetzt zum erstenmal mit leiblichen Augen das viel genannte und viel bewunderte und viel geliebte „große Vaterland“. Wie ich das genoß und wie mir das Eindruck machte! Mit welchem Respekt grüßte ich die ersten bescheidenen Berge, die in der Nähe von Nordstemmen auftauchen, von denen die Marienburg ins Tal herniedersehaut. Wie freute ich mich an Thüringen! Welchen Eindruck machte es auf mich, daß ich in Bamberg war.

In Bamberg mußten wir warten. Als wir dann mit dem von Hof kommenden Zug weiter fuhren, stieg ein Student, der eine weiße Mütze trug mit schwarz-goldener Perkussion, zu uns ins Abteil. Wir erkannten uns an der Sprache gegenseitig als Landsleute. Er hatte uns schon zuvor als solche erkannt und bemerkt; nicht ohne Absicht war er zu uns eingestiegen. Er stellte sich vor als Uttenreuther und lud uns ein, ihre Rneipe zu be-



fuchen. Sehr freundlich von unserm Landsmann! Warum sollten wir dieser Einladung nicht folgen? Wir besuchten also alsbald die Uttenreuther auf ihrer Kneipe, und es gefiel uns bei ihnen. So gerieten Paul Heims und ich in die Uttenruthia; mein Bruder und Schumacher, die im Herbst eintrafen, folgten unserm Beispiel.

Hätte ich damals von der ursprünglichen christlich-deutschen Burschenschaft gewußt und ihrer Verfolgung seitens der preussischen Behörden<sup>1)</sup>, wäre ich wahrscheinlich ohne weiteres in eine Burschenschaft eingetreten. Ich wußte aber von dem allen damals nichts. Das war auch gut. Indem ich Uttenreuther wurde, kam ich in eine Gemeinschaft, die der ursprünglichen Burschenschaft verwandter ist, als die heutigen Burschenschaften es sind.

Die Uttenruthia, 1836 gegründet, ist die älteste der sogen. christlichen Studentenverbindungen. Von ihr hat sich der Wingolf abgezweigt. Dieser ist dogmatisch bestimmt, während die Uttenruthia sich darauf beschränkt, dem Christentum die sittlichen Grundsätze für ihr Gemeinschaftsleben zu entnehmen. Da christliche Sittlichkeit im christlichen Glauben wurzelt, hat der Wingolf den Vorzug größerer Konsequenz. Trotzdem ist die ältere Weise richtiger, gesunder, weil freilassender; es will bedacht sein, daß es sich hier um eine Lebensordnung für Studenten handelt und das heißt, für junge werdende Männer. Die Lebensordnung der Uttenruthia war eine ideale. Jedes Pouffieren der Mädchen und erst recht jeder unerlaubter Verkehr mit ihnen war ausgeschlossen. Wer sich dem nicht fügen wollte, wurde nicht zugelassen bezw. wenn er schon Mitglied geworden war, hinausgetan. Ebenso war jede Trunkenheit verpönt. Jeder konnte trinken, so viel er wollte, mußte aber sein Maß kennen. Es konnte sich ja einer einmal, ohne daß er das wollte, übernommen haben. Darum gab es hier eine gewisse Stufenfolge in der Reaktion der Verbindung gegen solche Ungebühr, aber führte diese nicht zu einer Beseitigung derselben, hieß es auch hier: hinaus! Das Duell war ausgeschlossen. Auch das wurde sehr ernst genommen; man berief sich auch dem studentischen Duell gegenüber auf das fünfte Gebot. Das ging zu weit. Die Mensuren, die mit Recht so heißen, sind nicht eigentlich ein Duell, sondern ein Kampfspiel. Daß einer in demselben das Leben verliert, kommt kaum vor und ist, wo es geschieht, als Unglücksfall zu werten. Dieses Kampfspiel als solches hat auch abgesehen von der körperlichen Uebung<sup>2)</sup>, die es einschließt, insofern einen ge-

<sup>1)</sup> Vgl. Karl von Raumers Leben. Von ihm selbst erzählt. 1866, namentlich S. 286 ff. Dieser hochgefinnte und tapfere Mann bekämpfte wie jede Ausschweifung der Burschenschaft so das törichte Einschreiten der Regierung gegen sie. Als er damit scheiterte, gab er seine Aemter auf und verließ Preußen.

<sup>2)</sup> Diese ließen auch wir uns nicht entgehen. Auch wir belegten den

wissen Wert, als es die Leute festigt und ihnen eine größere Sicherheit gibt im öffentlichen Auftreten. Aber der Schade, der in ihm steckt, überwiegt den Wert. Nicht nur, daß die Mensuren nur zu leicht wenn auch nicht Raufbolde so doch Renommierburschen züchten, vor allem verschlingen sie zu viel Zeit und zu viel Kraft und zu viel Interesse; sie verflachen das Studentenleben.

Ein Student soll studieren. Dazu ist er Student. Aber es ist nicht nur berechtigt, es ist heilsam und gut, wenn er nicht nur studiert, sondern sich zeitweise auch an dem „Studentenleben“ beteiligt. Dieses pulsiert in den sogen. Verbindungen. Der Wert des Verbindungslebens liegt nicht nur in der frohen Gemeinschaft, die es bietet, auch in der Erziehung, die es stillschweigend übt. Die im Verbindungsleben beschlossenen Verpflichtungen dämpfen den Egoismus, lehren Rücksicht nehmen auf andere und erziehen dergestalt für das mannigfaltige Gemeinschaftsleben der Zukunft. Sogar ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung steckt in diesem Leben, insofern dasselbe ein gewisses Verfassungsleben in sich schließt. Ich habe mein Amtsleben zumeist in leitenden Stellungen zugebracht. Die ersten Versuche dieser Art machte ich in meinem letzten Erlanger Semester als zweiter Sprecher.

Die Uttenruthia, die in höchst erfreulicher Weise ungefähr zu gleichen Hälften aus Norddeutschen und Süddeutschen bestand, stand in Kartell d. i. in Bundesbeziehungen zur Germania in Göttingen und zur Tuiskonia in Halle. Diese drei Verbindungen bildeten damals den inzwischen gewaltig gewachsenen Schwarzburgbund, der in seiner Achtung vor der Religion, seiner Pflege christlicher Sitte und seiner Ausgleichung von Arbeit und Frohsinn heute noch eine der erfreulichsten Erscheinungen des deutschen Studentenlebens ist. Hoffentlich werden jüngst aufgetauchte Wirren überwunden. Hauptsache ist freilich, daß das Prinzip ungeschwächt bleibt.

In sonderlich lieber Erinnerung steht mir das studentische Wandern. Wiewohl wir auf geordneten Kollegienbesuch hielten, taten wir das doch nicht als Philister. Wenn im Frühsommer die Sonne gar so herrlich schien, konnte es geschehen, daß wir uns plötzlich entschlossen, statt ins Kolleg in die Berge zu gehen, zumeist unter Führung unseres lieben alten Philisters, des Professors und Konsistorialrats D. Ebrard, der trotz seiner weißen Haare fast kameradschaftlich mit uns Studenten verkehrte.

Ausgedehnter wanderten wir in den Ferien, wie in den französischen, so in den Thüringer Bergen; in den letzteren mit unsern Kartellbrüdern. Auch die schwäbische Alb und der Schwarzwald

---

Fechtboden der Universität. Daß es nicht Feigheit war, wenn die Uttenreuther nicht „losgingen“, haben sie in Kriegszeiten vollauf bewährt.

murden besucht. Was gibt es Herrlicheres, als in der Sommerzeit mit frohen Gefellen wandern in den deutschen Waldbergen!

An die Wanderschaft schlossen sich andere Reisen oder traten je nach der Jahreszeit an ihre Stelle. Fleißig wurde das benachbarte Nürnberg besucht, in dem wir Schleswig-Holsteiner mit stauender Freude die Reste und Zeugen mittellaterlicher deutscher Herrlichkeit bewunderten. In den ersten Weihnachtsferien waren wir in München, wo sich uns die bildende Kunst in ihrer Fülle erschloß. Wir genossen Münchens Architektur wie seine herrlichen Kunstschätze. Sonderlich zogen uns die beiden Pinakotheken an. Zunächst machte die neue auf uns den größeren Eindruck. Wir verstanden sie besser. Als wir aber am Tag unserer Abreise den Zug verfehlten und so Zeit gewannen, noch einmal in die Pinakotheken zu gehen, gingen wir vorzugsweise in die alte. Das ist die Zauberkraft des Klassischen.

Aber wo bleibt das, um des willen man eine Universität bezieht? Das kleine Schlußerlebnis der Reise, das uns in die Uttenruthia führte, hat es veranlaßt, daß ich hier zunächst vom Studentenleben und dem, was dieses mit sich bringt, gesprochen habe. Es bedeutet nicht, daß dem Studentenleben gegenüber das Studium in den Hintergrund getreten wäre. Das war nicht der Fall.

Drei Professoren waren es, die damals den Ruf der Fakultät begründeten: Hofmann, Thomasius und Delitzsch, namentlich der erstere.

Frank war schon damals dort, aber noch nicht berühmt. Ich hörte im ersten Semester das Johannesevangelium bei ihm, ohne daß diese Vorlesung auf mich sonderlichen Eindruck machte. Seine Begabung lag auf einem anderen Gebiet. Nicht lange nach meinem Eintreffen ward Zejschwiß berufen. Ich habe ihn gern predigen gehört, aber sein Römerbrief fesselte mich nicht. Um ihn stand es ähnlich wie um Frank. Die Exegese war nicht das Gebiet, auf dem diese Männer erzellierten.

Delitzsch war eine kleine feine Persönlichkeit, stets sorgfältig gekleidet, versehen mit einem Halstuch von leuchtendem Weiß<sup>1)</sup>. Er war Aesthetiker, liebte, sich geistreich zu geben, was nicht immer gelang. Er war ein tief frommer Mann und ein warmer Freund Israels. Wissenschaftlich lebte er in der traditionellen Auffassung des Alten Testaments, das er wie wenige kannte. Daß er sich später einer freieren, der Tradition gegenüber freieren Auffassung zu-

<sup>1)</sup> Delitzsch liebte es, allerlei deutsche Ausdrücke scherzend auf hebräische Wurzeln zurückzuführen. Dem trugen die Studenten dadurch Rechnung, daß sie seinen Namen zurückführten auf die Wurzel dalasch = eine weiße Halsbinde tragen.

gänglich ermies, entsprang seiner großen Wahrhaftigkeit<sup>1)</sup>. Damals führte er uns schlecht und recht ein in die israelitische Welt, wie das altüberlieferte Verständnis dieselbe auffaßt.

Eine nicht minder treffliche und fromme Persönlichkeit war Thomasius, aber von ganz anderer Art. Ich hörte in den letzten Semestern seine Dogmengeschichte und seine Dogmatik. In der ersteren ist er bekanntlich stark von der Hegelschen Methode beeinflusst, was ich aber damals weder mußte noch verstanden hätte. Auch Thomasius lebte in der überlieferten Theologie, aber wie Delitzsch in geistiger Freiheit. Seine verfehlte Kenosislehre war ein ehrlicher Versuch, das der griechischen Theologie entstammende Christusbild mit dem Jesusbild der Evangelien auszugleichen. Seine Dogmatik hörte ich mit Ehrerbietung. Immerhin verstehe ich, daß ein anderer Zuhörer sie als eine Art höheren Konfirmandenunterrichts charakterisierte. In die dogmatischen Probleme unserer Zeit wurden wir nicht eingeführt. Irgendwie hat das zu geschehen, wenn die Dogmatik selbst auch noch so schlicht und positiv gegeben wird<sup>2)</sup>. Daß Thomasius wirkte und wie er wirkte, beruhte mehr auf der Persönlichkeit als auf dem, das er bot.

Weitaus der hervorragendste war Hofmann. Ich sagte oben schon, daß ich ihm mein Interesse für die Theologie verdanke. Wenn ich anderen gegenüber diesen meinen Lehrer herausstrich, pflegte ich es in der Weise zu tun, daß ich sagte, er würde in jeder Fakultät ein hervorragender Vertreter derselben geworden sein. Seine geistige Begabung war nicht eine spezifisch theologische, sondern eine allgemein geistige. Seine Werke sind großgedachte Unternehmungen, sowohl der Schriftbeweis wie Weissagung und Erfüllung und erst recht sein großangelegtes, leider nicht zum Abschluß gekommenes neutestamentliches Werk, das das neue Testament in seiner göttlichen Eigenart zu deuten bestimmt war. Charakteristisch für Hofmann ist die heilsgeschichtliche Auffassung des Christentums. Man kann gegen dies und jenes, das er in dieser Beziehung vorträgt, allerlei einzumenden haben, aber daß die heilige Geschichte Heilsgeschichte ist, ist unter bibelgläubigen Christen kaum diskutabel; es ist Hofmanns Verdienst, dieses dem Be-

<sup>1)</sup> Gelegentlich des großen Gustav Adolf-Festes 1882 in Leipzig habe ich ihn noch einmal wiedergesehen und gesprochen. Es traf sich so, daß ich unter meines Bruders Führung mit ihm und anderen alttestamentlichen Theologen gemeinschaftlich frühstückte. Lebhaft wurde über Wellhausen disputiert. Ich hörte interessiert zu. Delitzsch schloß die Unterredung mit dem Wort: „Wir müssen noch von Wellhausen lernen und Wellhausen muß noch von uns lernen, und die Kirche Gottes wird davon Gewinn haben“.

<sup>2)</sup> Daß ich das zu werten weiß, dürfte erhellen aus meinen Aussagen über den wissenschaftlichen Charakter der Theologie in der Neuen kirchl. Zeitschrift 1916, Heft 1 und 2.



schlecht unserer Tage zum Bewußtsein gebracht zu haben. Hofmann übertraf in geistiger Freiheit sowohl Delitzsch wie Thomasius. Er mußte sich nicht nur wie Thomasius nicht als Knecht, sondern als Sohn im Hause seiner Kirche, sondern verfocht ausdrücklich das Recht, alte Wahrheit in neuer Weise zu lehren. Trotzdem war er, soweit ich sehe, traditionell stärker gebunden, als heilsam war. Sonderlich in der Frage der Schrift, deren menschlich-geschichtlichen Charakter er nicht ausreichend würdigte. In seiner methodischen Abhängigkeit von Schleiermacher zollte er der Zeit seinen Tribut. — Zuerst hörte ich bei ihm ein exegetisches Kolleg. Seine scharfsinnige Exegese fesselte mich. Im Vortrag überzeugte sie auch; hernach aber stellten sich Zweifel ein. Ähnlich ist es mir mit seiner Exegese auch später gegangen. Trotzdem entdeckte und entdeckte ich in ihr immer wieder viel Wertvolles. Habe ich über einen apostolischen Text zu predigen, lese ich keinen Kommentar so gern wie den seinigen. Unter den scharf wissenschaftlichen Auseinandersetzungen blitzen hier und da Aeußerungen auf, die gerade auch für die Predigt Verwendbares bieten oder Wertvolles anregen<sup>1)</sup>. Es war aber nicht eigentlich seine Exegese, die in mir den Theologen weckte, sondern seine biblische Theologie, die ich im zweiten Semester hörte. Sie gehört weder zu dem Bedeutendsten, das er geboten hat, noch sind ihre aus seiner gebundenen Schriftauffassung erwachsenen Schwächen verkennbar; daß sie mich packte, beruhte wie auf der Großzügigkeit, die sich auch hier nicht verleugnete, so darauf, daß mir hier zum erstenmal das im Worte Gottes erschlossene Verständnis unseres Gesamtdaseins entgegen trat. Leider konnte ich Hofmann nur sporadisch hören, da er als Abgeordneter viel in München war. Damit aber, daß er den Theologen in mir weckte, hatte ich das Wertvollste, das er mir geben konnte,

<sup>1)</sup> Diese Wertschätzung der Exegese Hofmanns veranlaßte mich 1919 in der Neuen Kirchlichen Zeitschrift (S. 637 ff.), ohne die Schwächen der Hofmannschen Exegese unerwähnt zu lassen (S. 641), den Vorschlag zu machen, auf Grund seiner Kommentare eine Uebersetzung der von ihm kommentierten Briefe zu fertigen und in einem kleinen Heft herauszugeben; Anmerkungen unter dem Text mußten, soweit erforderlich, den von H. bevorzugten Text angeben, auch sonst etwa erforderliche Aufklärungen bringen. Verschiedene wandten sich an mich. Ein schätzenswerter Theologe, der ähnliche Gedanken gehabt hatte, sandte mir eine Probe seiner Uebersetzung. Sie war reichlich holperig. Ich habe mich selbst an die Uebersetzung einiger Briefe gemacht und erfahren, wie schwer es ist, Hofmanns Textverständnis in gut lesbarer Form wiederzugeben. Dabei sah ich mich zu reichlich vielen Anmerkungen genötigt. Aus dieser Arbeit erwuchs mir der Gedanke, daß es fruchtbarer sein wird, statt der Uebersetzung einen alle Auseinandersetzung mit anderen Kommentatoren streichenden Auszug aus Hofmanns Kommentaren zu geben. Auch eine solche Arbeit liegt bereits vor. Selbstverständlich erfordert diese statt des von mir gedachten kleinen Heftes ein umfängliches Buch; leider ist aber die Herausgabe eines solchen zurzeit als ausgeschlossen anzusehen.

empfangen. Ich kam jetzt in steigendem Maße dahinter, was für ein interessantes Studium das der Theologie ist, und das ist schließlich die Hauptaufgabe des Universitätslehrers, Interesse und Verständnis zu wecken; ist das geweckt, kann ja freilich der Lehrer selbst auch die Befriedigung bieten, aber für diese steht nicht minder eine reiche Literatur zu Gebote.

Trotz dessen aber, was ich von Hofmann empfang, darf ich mich bei aller Dankbarkeit und Verehrung nicht im Vollsinn als seinen Schüler bezeichnen, wie überhaupt nicht als Schüler der Erlanger Theologie. Ich sage: im Vollsinn; denn wenn ich in späteren Jahren über mich selbst als Theologen reflektierte, tauchte je und je der Gedanke auf, ob ich mit meinem festen Halten an Gottes Wort und meiner großen Freiheit gegenüber menschlicher Tradition nicht trotz aller Differenz tatsächlich doch in den Spuren meiner Erlanger Lehrer wandle, nur als einer, der frei geworden von den scholastischen Zügen, die jenen noch anhaften.

Ihrer aller gedenke ich in Ehrerbietung und in Ehrfurcht, und wenn ich mich prüfe, worin das wurzelt, habe ich nur die Antwort: darin, daß sie alle theologische Charaktere waren und das heißt, daß sie in den allerintimsten Beziehungen zur Kirche standen. Unter der Kirche verstehe ich hier selbstverständlich weder einen konsistorialen Aufsichtsbezirk, noch die Summe der religiös interessierten Genossen der christlichen Kulturwelt, sondern die um Wort und Sakrament gesammelte Gemeinde Jesu Christi. Diese und die Theologie gehören unlöslich zusammen. Die Kirche kann die Theologie nicht entbehren, und die Theologie existiert nicht ohne die Kirche. Die Theologie ist ein Moment des Lebens der Kirche, das Moment ihrer Selbstbefinnung. Daraus ergibt sich die richtige Stellung der Professoren der Theologie gegenüber der Kirche. Diese darf und kann durch die Entartung dieser Stellung, die uns in der römischen Gestaltung der Dinge entgegentritt, nicht in Frage gestellt werden. Daß die Stellung der theologischen Professoren zur Kirche da eine andere wird und ist, wo sie, genau gesehen, Professoren der Theologie nur heißen, in Wirklichkeit Professoren der Religionswissenschaft sind, versteht sich von selbst. Es ist verständlich, wenn solche nach der Kirche nicht viel fragen, wenn ihre Stellung zur Gesamtuniversität die Frage ihrer Stellung zur Kirche in den Hintergrund drängt — was dann entsprechend unsere Stellung zu ihnen bestimmt.

In Erlangen blieb ich vier Semester. Ostern 1868 siedelten mein Bruder und ich über nach Berlin. Aber ich will von Erlangen nicht scheiden ohne ein Wort darüber, wie wir, Norddeutsche und Süddeutsche, 1866 den deutschen Bruderkrieg miteinander erlebten. Derselbe fiel in mein erstes Semester. Eines Mittags wurde ich aus meiner Ruhe aufgeschreckt durch eine ungewohnte

Bewegung auf der Straße. Alles stürzte aus der Karlsstraße, in der ich wohnte, in die Friedrichsstraße. Ich, Pferdegetrappel hörend, schloß mich an. Durch die Friedrichsstraße ritt „feindliche“ Kavallerie, darauf bedacht, den Bahnhof und andere „bedeutungsvolle“ Gebäude Erlangens zu besetzen. Als bald folgte „feindliche“ Infanterie. Diese nahm Aufstellung auf dem Markt. Es war ein mecklenburgisches Regiment. Quartierzettel wurden verteilt, und die einzelnen rückten in freundschaftlicher Begleitung ihrer Quartierwirte in die Quartiere, in diesen sich das Erlanger Bier munden zu lassen, bis sie dann weiter zogen. So harmlos erlebten wir in Erlangen den sonst so ernsten, auch in anderen Teilen Bayerns tiefe Spuren hinterlassenden Krieg. Unser Gemeinschaftsleben in der Uttenruthia störte er nicht. Von einer Spaltung zwischen den Norddeutschen und den Süddeutschen war nicht die Rede.

Also 1868 ging es nach Berlin. Persönlich zog uns nichts dorthin. Unser Vater hatte in Berlin studiert und dort viel empfangen, namentlich durch Neander. Von daher stammte der Wunsch unserer Mutter, auch wir möchten in Berlin studieren.

Wir reisten über Dresden. Dresden und seine Umgebung gefielen uns ausnehmend gut. Ach, daß doch die Berliner Universität in Dresden läge! Aber die Heingelmmännchen waren damals schon tot. Die Berliner Universität lag und blieb in Berlin, und so mußten auch wir uns dahin aufmachen.

Wir waren aber nicht viele Tage in Berlin, ehe wir uns gestanden, das sich auch in Berlin leben lasse.

Unsere Situation war eine recht günstige. Die Mutter von Paul Heims war mit einer Schwester für dieses Jahr nach Berlin gegangen, um ihrem Jungen in Berlin hauszuhalten. In diesem Haushalt fanden auch wir ein Unterkommen und blieben so vor Berliner Studentenbuden bewahrt. Wir wohnten in der Anhalter Straße nahe dem Askanischen Platz. Mein Bruder und ich hatten ein schönes Arbeitszimmer, durch dessen Fenster wir über die Straße hinüber hineinschauten in den Park des Prinzen Albrecht.

Das Studentenleben war vorbei. Aus den Studenten waren Studierende geworden. Wohl kamen wir wöchentlich einmal mit Uttenreuthern bezw. Schwarzburgbündlern zusammen, aber das spielte keine Rolle. Wir hörten vornehmlich Dorner und Steinmeyer, unter den Philosophen Trendelenburg. Von den Vorlesungen des letzteren hatte mein Bruder mehr als ich, aber auch ich schätzte sie. Stärker als Trendelenburgs Kollegvortrag hat sich mir von ihm ein Wort persönlicher Art eingeprägt. Als wir bei ihm eintraten — wir hatten eine Empfehlung an ihn —, legte er gerade eine Zeitung aus der Hand und sagte dann, nach der Begrüßung mit der Hand auf die Zeitung deutend: „Da vertut man

seine Zeit damit, daß man Zeitungen liest, und das Wichtigste aus der Politik erfährt man aus ihnen doch nicht. Man sollte überhaupt nicht zu viel von dem flüchtig Erscheinenden lesen. Klassiker muß man studieren. Sie als Theologen sollten vornehmlich Augustin und Luther lesen; davon haben Sie am meisten“. Dorner war uns in Erlangen erschienen als der Großkophtha der preussischen Union. Wir hatten uns daher von ihm ein ganz anderes Bild gemacht als das, was die Wirklichkeit bot. Dorner war eine feine, anspruchslose Erscheinung, die, ein Samtkäppchen auf den lang herabfallenden Haaren, uns in seinem Hause in einem alten Frack und bequemen Hausschuhen empfing. Keinem der anderen Dozenten traten wir in Berlin so nahe wie ihm. Der Verkehr in seinem Hause wurde erweitert und vertieft, als er im Sommer 1868 uns aufforderte, jeden Sonnabend Abend gemeinschaftlich mit Schumacher zu ihm zu kommen, um Martensens „Om Tro og Videnskab“ (Glaube und Wissen) zu übersetzen, das er dann mit uns besprach. Es waren für uns reiche Abende; er kehrte gar nicht den Dozenten heraus, war es aber immer. Schließlich bat er uns, die Broschüre schriftlich zu übersetzen, was wir taten. Er druckte sie dann ab in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, die er herausgab. Vor dem Druck hatte er Martensen die Uebersetzung zugesandt. Dieser war befriedigt, ließ uns grüßen und auffordern, wenn wir nach Kopenhagen kämen, ihn zu besuchen. Davon habe ich etwa ein Jahrzehnt später, als ich eine Studienreise in Dänemark machte, Gebrauch gemacht. Gehört haben wir vornehmlich Dorners Ethik. Das Kolleg hatte erbauliche Züge. Die Person stand hinter dem Wort. Das dagegen, was man Dorners Theologie nennt, seine mit Philosophie verquidete Theologie zog mich nicht; dazu war ich zu sehr lutherischer Worttheologe. Am stärksten fesselte mich Steinmeyer. Ich hörte bei ihm praktische Theologie. Als Beweis, wie fesselnd er dozierte, pflegte ich damals anzuführen, selbst Liturgik könne man bei ihm mit Interesse hören. Wir versäumten auch keine seiner geistvollen Predigten. Predigte er nicht, gingen wir zu Kögel. Trotz der Glätte steckte in dessen Predigten Wucht. Wir versuchten auch einmal, den alten Büchsel zu hören. Es war an einem Weihnachtstag. Er sprach sonderlich von der drohenden Aufhebung der geistlichen Schulinspektion. („Sie hatten keinen Raum in der Herberge.“) Das lockte uns nicht, den Besuch zu wiederholen.

Aber wir beschränkten uns in Berlin nicht auf Universität und Kirche. Nach Möglichkeit zogen wir Museum und Theater in den Kreis unserer Interessen. Und zwar ernsthaft. Wir machten es nicht so, daß wir auch einmal in ein Museum gingen. Die Museumsbesuche standen genau so wie die Kollegbesuche auf unserem Studienplan; jene wurden so treu gehalten wie diese, und zwar in



so geordneter Weise, daß wir dabei etwas lernten. Schwieriger stand es um den Theaterbesuch, insofern der nicht kostenlos zu haben war, uns aber nicht viele Mittel zur Verfügung standen. Trotzdem wurde er unter bescheidenen Ansprüchen ermöglicht. Wesentlich kamen damals nur die Königlichen Theater in Betracht. In diesen haben wir wohl alle klassischen Dramen gesehen, die während unseres Berliner Aufenthaltes gespielt wurden.

Aber auch auf die Kunst beschränkten wir uns nicht außer der Wissenschaft. Auch was sonst die Großstadt uns an Bildungsmitteln bot, wurde fleißig ausgenutzt. Namentlich nahmen wir Kenntniss von allem dem, das der Sphäre der sogenannten Inneren Mission angehörte. Auch habe ich in Berlin den Vater der Lichtfreunde, Uhlich, mit Interesse gehört.

Dergestalt bot Berlin uns viel. So ungern ich hingegangen war, so gern bin ich da gewesen. Ja, ich habe damals für Berlin ein so reges Interesse gewonnen, daß ich später, ehe mich persönliche und amtliche Beziehungen häufig nach Berlin führten, etwaige Reisen wo möglich über Berlin legte, nur um wieder einmal in Berlin zu sein und von der Weiterentwicklung dieser mich interessierenden Stadt Kenntniss zu nehmen.

Im Sommer 1869 „philistrierten“ wir. Zum Teil in Tondern beim Onkel, zum Teil in Flensburg bei der Mutter. Ein solches Semester in der Stille ist sehr fruchtbar. Es wird ohne Abhaltung studiert. Wenigstens hielten wir es so.

Im Herbst gingen wir nach Kiel. Schließlich mußten wir auf die Landesuniversität. Diese hatte uns nicht gelockt. In Kiel fanden wir unter den Dozenten Bernhard Weiß. Ich belegte bei ihm ein neutestamentliches Seminar. Das interessierte mich, und ich hatte Gewinn davon. Auch hörte ich bei ihm das Leben Jesu. Damals glaubte ich noch, daß man ein Leben Jesu schreiben könne<sup>1)</sup>. Gleichzeitig mit uns war Klostermann nach Kiel gekommen. Wir belegten bei ihm. Vorlesungen waren aber schon damals nicht seine Stärke. Seine Texterörterungen gingen über das Interesse eines nicht spezifisch alttestamentlich interessierten Studenten hinaus. Seine Gesamtauffassung des alten Testaments als des heiligen Buchs der alttestamentlichen Gemeinde hat mir später viel gegeben. Ich freue mich der wachsenden Anerkennung, die er noch vor seinem Tode gefunden hat. Eine gewisse Bedeutung hatte Lipsius. Ich hörte bei ihm Geschichte der neueren Theologie. Aber in ihm und seinem Wirken wehte ein fremder Geist.

<sup>1)</sup> Wer sich davon überzeugen will, daß man das nicht kann, dem empfehle ich A. Schweitzers interessantes Buch: „Von Reimarus bis Brede“. Alle diese Versuche, einschließlich des Versuchs von Schweitzer, drängten mir auf, was sich etwa so ausdrücken läßt: „Daß die Toren ihre Toren begraben, du aber halte am Wort.“

Er war Philosoph, nicht Theologe. Mich stieß er ab. Viel hatte ich von Jensen<sup>1)</sup> Predigten; vielleicht war das, was er mir gab, das Wertvollste, das ich in Kiel empfang.

Wir hatten in Kiel wieder das Glück, herrlich zu wohnen. Am jetzigen Klaus-Groth-Platz. Von dort ging man damals noch zum Teil auf einem von Hecken eingeschlossenen Weg in die Universität. Von unseren Fenstern aus überblickten wir den Schwannweg, von dem her an Sommerabenden Nachtigallengesang uns grüßte.

Wir waren fleißige Studenten. Nur arbeiten wollten wir in Kiel. Selbst in den theologischen Verein einzutreten, lag uns fern. Erst als wir hörten, zwei ältere Liberale seien eingetreten, sagten wir uns: dann auch wir.

Ich hatte, bevor ich nach Kiel ging, beim Generalsuperintendenten D. Godt das Tentamen (damals unser erstes Examen) bestanden. Jetzt beschäftigten mich sonderlich meine Examensabhandlungen<sup>2)</sup>. Allmählich machte sich bei mir eine starke Nervosität bemerkbar. Ich sah das mit Sorge, aber gab nicht nach. Ich dachte: Du holst es schon durch bis zum Examen. Hernach kannst du dann deine Krankheit erledigen! Als ich aber eines Nachts nicht nur nicht schlief — das kam öfter vor —, sondern die ganze Nacht hindurch keinen Gedanken mehr festhalten konnte, sagte ich am Morgen zu meinem Bruder: „Ich glaube, ich werde verrückt. Jetzt gehe ich zu Bartels“. Bartels war der Direktor der Klinik für innere Krankheiten. Bartels beriet mich ebenso liebenswürdig wie verständig. Als ich heim kam, teilte ich meinem Bruder in freudiger Erregung mit: „Verrückt werde ich nicht. Es sind nur die Nerven.“ Ach, nur die Nerven! Zunächst durfte ich so gut wie gar nicht arbeiten. Ich ging dann viel in der frischen Luft und — studierte in meiner Seele die dritte Bitte. Das, was ich damals innerlich durchkämpfte, hat mir später noch persönlich, nicht selten auch in der Seelsorge gedient. Allmählich konnte ich dann wieder etwas arbeiten und das ermutigte. Meine Abhandlungen schrieb ich mit einem in die Hand gepreßten Kopf.

Im Sommersemester ging es besser. In dieses fiel für mich ein theologisches Erlebnis von weittragenden Folgen. Es handelte sich um die Schrift. In Erlangen wurde zwar nicht eine Verbalinspiration gelehrt — es sei denn von dem reformierten Theologen Ebrard — aber die ganze theologische Ausbildung vollzog sich doch ungefähr so, als bestünde jene zu Recht. Der Berliner Lehrer, der mich am stärksten beeinflusste, Steinmeyer, stand ihr jedenfalls sehr

<sup>1)</sup> Jensen war der spätere Generalsuperintendent von Holstein.

<sup>2)</sup> Damals wurden noch zwei geschrieben, und zwar die eine in lateinischer Sprache. Auch ein Viertel der Klausurarbeiten wurde in dieser Sprache geschrieben.

nahe. Das alles befremdete mich auch nicht. Ich hatte sie wie so viele unserer Frommen ohne viel Reflexion als den einfach richtigen Ausdruck für die Würde der Schrift übernommen. Ich scheute auch die Konsequenzen nicht. Ich erinnere mich, daß ich in Berlin darüber reflektierte, ob nicht die Bugtorfe doch eigentlich ganz gescheute Leute gewesen seien, die das Richtige trafen. Diese hatten gelehrt, daß auch die, etwa im achten Jahrhundert auftretende, masorethische Vokalisation des hebräischen Textes auf Inspiration beruhe. In dem auf Berlin folgenden Semester, in dem wir philistrierten, verteidigte ich auf einem Spaziergang in der Flensburger Marienhölzung gegenüber meinem Bruder sehr eifrig die These, daß der Theologe gerade so stehe wie der Naturforscher; wie dieser in der Natur Objekt und Quell seiner Forschung habe, so der Theologe in der von A bis Z inspirierten Schrift<sup>1)</sup>. Mein Bruder wollte es anders formuliert wissen; ich weiß nicht mehr: wie. Wankend machte er mich nicht.

Da kam mir im Sommersemester 1870 in Kiel zufällig, d. i. durch Gottes Fügung die kleine Streitschrift in die Hände, in der Rahnis wider Hengstenberg für die Schrift eintritt, d. i. für die wirkliche Schrift gegen die in der Lehre von der Verbalinspiration konstruierte.

Ich habe diese Streitschrift später nicht wieder in Händen gehabt; ich weiß nicht einmal mehr ihren Titel und ebensowenig das einzelne ihres Inhalts<sup>2)</sup>. Aber so lebhaft wie irgend etwas lebt in meiner Seele der Eindruck, den sie auf mich machte. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Jetzt sah ich die wirkliche Schrift, und zwar ohne Erschütterung meines alten Christenglaubens, daß wir in dieser Schrift Gottes Wort haben. Wie ward ich froh und frei! Der Advokat der Schrift verstarb und ihr begeisterter Schüler wurde geboren. Mir war zu Mute wie einem, der sich lange vorsichtig in einem verschnittenen und verzäunten Park bewegte und dann hinausgelangte in Gottes freien Wald, wo die Bäche rauschen und die Vögel singen und er sich ergehen darf in freier Wanderlust. Meine Dankbarkeit für das Erlebte habe ich dadurch abzutragen gesucht, daß ich nicht nur um immer besseres Verständnis der Schrift innerlich rang, sondern auch das Errungene anderen zu vermitteln mich bemühte. Dabei aber habe ich immer wieder erlebt, daß treffliche Menschen, darin Luther sehr unähnlich, sich nicht frei machen können von den Banden kirchlicher Ueberlieferung. In dem damit verbundenen Beobachten und Erleben habe ich dann nicht minder gelernt, daß auch

<sup>1)</sup> Auch heute noch steckt mir mut. mut. in dieser These eine Wahrheit.

<sup>2)</sup> Vermutlich ist es die Schrift gewesen, die den Titel führt: Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg.

wir Freigewordenen nicht Fanatiker unserer Erkenntnis sein dürfen. Laien, die das alttheologische Schriftverständnis in *Mainit*ät festhalten, sollen wir, so lange diese währt, ruhig dabei belassen, nicht darin bestärken — das wäre wider die Wahrhaftigkeit —; es möchte ihnen mit ihrem Schriftverständnis ihr Schriftglaube erschüttert werden. Der Jugend, die wir unterweisen, sollen wir den Tatbestand zeigen — anders handeln wäre Verletzung der Seelsorgerpflicht —, aber nicht von der Negation sondern von der Position aus. Theologen, die von der Verbalinspiration nicht lassen können, sollen wir, solange sie diese mit gutem Gewissen vertreten, in ihrem Irrtum zu verstehen suchen; übel ist es, wenn aus diesem Lehrpharisäismus entsteht, ein aus einer schwachen Position nur zu leicht erwachsender Fanatismus. Eine Gesamtaufgabe aber der lutherischen Christenheit bleibt es, sich von diesem reformierten Sauerteig zu reinigen und zur befreienden Erkenntnis der Wahrheit von der Schrift hindurchzudringen.

Das Sommersemester 1870 fand einen jähen Schluß. Am Himmel stiegen Kriegswolken auf. Als wir an einem schönen Sonnabend im Garten der damaligen Seebadeanstalt saßen, kam unser Freund Gürsen zu uns mit der Nachricht, der Krieg sei erklärt. Nicht lange darauf fuhr am Garten ein Schiff vorüber voll von Matrosen, von Friedrichsort nach Kiel. Hunderte von kräftigen Männerstimmen sangen die Wacht am Rhein. Das war in kurzer Zeit der dritte Krieg, den wir erlebten. Daß Theologen nicht mit der Waffe zu dienen hätten, stand damals ohne weiteres fest. Theologische Freunde von mir gingen als Felddiakone in den Krieg. Ich wäre gern mitgegangen, aber konnte an derartiges nicht denken. Ob ich auch erheblich kräftiger geworden, ich würde, wäre ich ins Feld gegangen, in kürzester Zeit selbst der Felddiakonie bedürftig gewesen sein.

Bei Ausbruch des Krieges waren wir guter Zuversicht, aber erwarteten, zunächst geschlagen zu werden; die Nachrichten von Wörth und Weißenburg packten uns gewaltig. Dann ging es von Sieg zu Sieg. Aber von dem allen sage ich nichts. Besondere persönliche Erlebnisse knüpfen sich für mich an diesen Krieg noch weniger als an den von 1866, was natürlich nicht ausschließt, daß ich ihn mit voller innerer Teilnahme durchlebt habe.

Die Jahre des Universitätslebens waren jetzt abgeschlossen. Den Winter 1870-71 brachte ich wieder bei der Mutter in Glensburg zu; hier widmete ich mich der letzten Vorbereitung auf das Amtsexamen. Dieses bestand ich im Ostertermin 1871. Ich war gut vorbereitet. Das Examen interessierte mich daher auch mehr, als daß ich es fürchtete. Ich erinnere mich, daß ich im Examen mit Professor Weiß in einen Disput geriet. So sehr entschwand der



Gedanke des Examens. Andererseits hatte ich auch Glück. Im Hebräischen war ich nicht so fest, wie ich hier erschien. Dem allem entsprach das Resultat; ich erhielt von den damals üblichen sechs Prädikaten das zweithöchste. Nachher wurde mir erzählt, es sei im Kollegium erörtert worden, ob man mir das höchste geben solle. Daß es nicht geschah, war gut. Mein Bruder überragte mich theologisch. Nun konnte er, als er ein halbes Jahr später zum Examen kam, ein höheres Prädikat bekommen; dasselbe ist im letzten halben Jahrhundert nicht wieder verliehen worden.

Was nun? Als ich mit meinem Freunde Schacht bei dem schon erwähnten Geistlichen, Hauptpastor Jensen, der als Konsistorialrat Mitglied der Examenskommission war, vor dem Beginn des Examens den pflichtschulbigen Besuch machte, sagte er: „Sie gehen wohl nach Hadersleben“. Dort war vor nicht langer Zeit von D. Godt das nordschleswigsche Predigerseminar errichtet worden, das die deutsch gebildeten Theologen für den Kirchendienst in dänischer Sprache auszurüsten bestimmt war. Wer dasselbe besuchte, wofür ausreichende Stipendien zur Verfügung standen, mußte sich verpflichten, fünf Jahre in Nordschleswig zu dienen. Ich wollte überhaupt nicht nach Nordschleswig. Mein Lebensziel war, als ich studierte, abschließend einmal entweder das Hauptpastorat in Voit oder das Hauptpastorat an St. Nikolai in Flensburg zu erringen. Das erstere aber hatte ich aufgegeben. Ich wollte nicht wieder in den deutsch-dänischen Kampf hinein. Auch scheute ich mich damals, mich für fünf Jahre zu binden. Ich antwortete daher dem Konsistorialrat mit einem Nein! und beantwortete die Frage: „Warum nicht?“ mit der flotten Erklärung: „Ich will meine Freiheit nicht verkaufen.“ Erst zuckte es ein wenig in den Mundwinkeln; dann schalt Jensen mich. Godt habe das Beste erstrebt; meine Auffassung der Sache sei eine ungeziemende. Ich schwieg. Als wir fortgingen, sagte Schacht zu mir: „Nun, bei dem hast du dich gut inszeniert.“ „Ja“, antwortete ich, „das muß nun seinen Willen haben. Der Mann hat ja Recht. Meine Antwort war keine geziemende. Ich will beim Abschiedsbesuch ihn um Entschuldigung bitten. Es jetzt tun — das sähe so aus, als wollte ich um gut Wetter bitten; das paßt mir nicht.“ Um Entschuldigung habe ich hernach gebeten; aber bei dem, was ich gesagt, hatte es sein Bewenden.

Daraus, daß ich nicht nach Hadersleben wollte, folgte, daß ich einen sechswöchentlichen pädagogischen Kursus auf einem Lehrerseminar durchzumachen hatte. Das war in Altpreußen Vorschrift, und diese Vorschrift war kürzlich auf Schleswig-Holstein übertragen worden. Der von mir absolvierte Kursus war der erste dieser Art in unserer Provinz. Abgehalten wurde er in E k e r n f ö r d e.

Mir tat sich hier eine neue Welt <sup>1)</sup> auf, und zwar eine Welt, die mich lebhaft fesselte. Ich hatte mit der Volksschule bisher keine Berührung gehabt und erst recht nicht mit der Ausbildung unserer Volksschullehrer. Es ist oft höhnisch über diesen sechswöchentlichen Kursus geredet worden. Man hat diesen Kursus „die pädagogische Schnellbleiche“ gescholten. Lehrer haben gefragt, ob denn Kandidaten der Theologie in sechs Wochen lernen könnten, wozu sie drei Jahre brauchten. Ich halte diese Reden für töricht. Diese sechs Wochen konnten jungen, auch akademisch gebildeten Männern selbstverständlich nur einen Einblick in dieses Stück Leben gewähren, aber das konnten sie auch. Ob das dann auf größeres oder geringeres Interesse stieß, war individuell bedingt. Dem ernsthaft Teilnehmenden boten diese Wochen eine ausreichende Handreichung, um sich mit diesen Dingen so weit fruchtbar beschäftigen zu können, wie das für einen späteren „Königlichen Schulinspektor“ erforderlich war. Daß der, welcher möglichst teilnahmslos die Sache mitmachte und hernach sich um nichts von dem kümmerte, das ihm hier nahegelegt wurde, von solchem Kursus nichts hatte, war selbstverständlich. Das spricht aber nur gegen ihn, nicht gegen den Kursus.

An dem Kursus nahm u. a. auch Graf Baudissin teil, der spätere Professor des Alten Testaments an der Universität Berlin. Wir hatten uns schon im Examen getroffen, fanden Gefallen aneinander und verabredeten, hernach gemeinsam ins Bad zu gehen. Mir hatte Professor Bartels dringend geraten, nach Beendigung meiner Ausbildung das Nordseebad Westerland aufzusuchen. Auch Baudissin bedurfte einer Ausspannung und ihm war Westerland recht. So trafen wir uns da.

Selbstverständlich richtete ich mich in Westerland mit Rücksicht auf die Mittel meiner Mutter so bescheiden ein wie möglich. Das war auch damals nicht schwer. Nur um des Bades willen gebaute Häuser gab es kaum — abgesehen von den Gasthäusern. Bei einem Höker kaufte man die Badebillette. Ueber die Dünen führte ein schmaler Holzsteg, der so breit war, daß zwei Menschen sich begegnen konnten; das war die Summe der Strandbauten <sup>2)</sup>. In Westerland erlebte ich eine neue, mir bisher fremde Natur, die doch ein Stück meiner Heimat ist. Sie machte großen Eindruck

<sup>1)</sup> So damals. Heute ist diese Welt im Verschwinden. Die eigentümliche charaktervolle Ausbildung unserer Volksschullehrer wird heute steigend durch einen möglichst weitgehenden Abklatsch höherer Bildung ersetzt (?).

<sup>2)</sup> Wie man damals dachte, erhellt aus folgendem. In dem Jahre, ehe ich kam, war nicht weit hinter den Dünen das Hotel Royal gebaut worden. Das wird nicht lange stehen, sagten die alten Kapitäne. Die wandernden Dünen werden es begraben. Heute dient das Haus der Stadt Westerland als Rathaus.

auf mich. Westerland hat einen herrlichen Strand. Heute ist er in seiner Schönheit durch Bauten beeinträchtigt, auch ist er nicht mehr so breit wie ehemals. Bei gutem Wellenschlag dort baden, war ein eigenartiger Genuß. Aber Vorsicht war und ist geboten. Ich meinte als badegewohnt von Jugend auf — zu meinen Kindheitserinnerungen gehört, daß ich auf dem Arm einer Badefrau in den Alsfund gesteckt wurde —, auch bei starkem Nordwest baden zu können. So tat ich an einem stürmischen Tag. Vorschriftsmäßig nahm ich ein am Ufer befestigtes Tau in die Hand, als ich bis reichlich über die Knöchel ins Wasser ging. Als aber die starke heranbrausende Woge mich faßte, entglitt mir das Tau. Die zurückrauschende Woge drohte, mir den Boden unter den Füßen wegzunehmen. Urpöblich empfand ich ein: jetzt oder nie! Mit übermäßiger Kraftanstrengung behielt ich den Boden und eilte an Land. Aber auch das Wandern am Strande ist, vorausgesetzt, daß die Flut den Sandboden gefestigt hat, ein herrlicher Genuß. Ging das nicht, weil Wind und Wellenschlag zu stark, lagen wir auf der Düne und ließen uns vom Nordwest den Gischt der Wellen ins Gesicht spritzen. Wir besuchten List, die Nordspitze der Insel, die ein kleines Dünengebirge ist. Wir lagerten in einem der Dünentäler ganz still und beobachteten, wie wir leise versandeten. Zu unseren Häuptern die Nordseemöwen — wo sind die großen Möwen von damals geblieben? —, die mit ausgestreckten Flügeln daherrauschten.

Auf Sylt machte ich allerlei Bekanntschaft. Ich sah dort den alten, mir literarisch wohlbekannten Kirchenhistoriker Hase regelmäßig sein Bad nehmen. An den damals berühmten theologischen Dünenkongressen, die der Generalsuperintendent D. Kögel ins Leben gerufen hatte und leitete, durfte ich teilnehmen. Eines Abends begegnete mir auf dem Strande der Westerbilder Pastor (Höber), den ich von der Universität her kannte und besucht hatte, in Begleitung eines jugendlichen Ehepaares, mit dem er mich bekannt machte. Es war der Pastor Jensen aus Uelvestüll, der kürzlich begonnen hatte, ein Sonntagsblatt herauszugeben, und so mir schon bekannt und — damals war Derartiges noch etwas Besonderes — interessant geworden war, derselbe Jensen, der später in Breklum allerlei gründete, vor allem die Schleswig-holsteinische Mission, ein lieber Mann, mit dem ich später viel Berührung gehabt habe. Seine Frau blühte damals in jugendlicher Schöne. Wie oft war ich später ihr gern gekommener und, wenn ich nicht irre, auch gern gesehener Visitationsgast. Von einer andern bedeutungsvollen Begegnung erzähle ich später.

Das Leben auf Sylt war mir ein dolce far niente. In ihm galt es aber jetzt, die Zukunft planen und ordnen. Außer Landes

gehen und unter Deutschen in der Ferne der Kirche dienen, was ich heute für eine treffliche Vorschule halte, womit nicht gesagt ist, daß nicht der Dienst in der Diaspora auch Lebensarbeit zu sein hat, lag damals außerhalb meines Gesichtskreises. Ich hatte Neigung, um in ganz andere Lebenskreise hineinzuschauen, für eine Weile eine Erzieherstelle in einem unserer Adels Häuser zu übernehmen. Darüber sprach ich mit Baudissin und bat ihn, wenn er von einer empfehlenswerten Stellung dieser Art höre, mich auf dieselbe aufmerksam zu machen. Er verwies mich nicht lange danach auf das Haus des Grafen Ranzau auf Rastorf bei Preetz; dieser suchte einen Erzieher für seine ältesten Söhne. Er bezeichnete das Haus als ein solches, das mir gefallen werde. Ehe ich aber entsprechende Schritte tat, wollte ich ein anderes erledigt sehen, das inzwischen in meinen Gesichtskreis getreten war. Der Eckernförder Seminardirektor hatte mir erzählt, daß in seinem Hause D. Godt und der Schulrat D. Schneider sich besprochen hätten, ob es angezeigt sein möchte, mich auf den damals vakant gewordenen Posten eines Seminarlehrers und Leiters der dänischen Abteilung des Seminars in Tondern zu berufen. Das hatte mich lebhaft gefesselt. Bei dem Interesse, das ich für die Volksschule und sonderlich für die Lehrerbildung gewonnen hatte, zog ich eine solche Berufung der Tätigkeit eines Hauslehrers vor. Ich hatte aber bisher nichts darüber vernommen. Um mir nun nicht durch die Verhandlung mit Graf Ranzau eine solche Berufung eventuell zu verbauen, schrieb ich dem Generalsuperintendenten von meiner Absicht, mich um die Stellung auf Rastorf zu bewerben. Als dieser mir darauf schrieb, daß er mein Vorhaben billige, schloß ich ab mit dem Grafen. Kaum aber war das geschehen — da wurde mir von dem mir bisher persönlich unbekannten Schulrat D. Schneider der erwähnte Posten angeboten. Jetzt war es zu spät. Ich antwortete unter Hinweis auf meine Bindung an Rastorf. Er meinte, Staatsdienst gehe dem Privatdienst vor. Ich aber erwiderte, ich hätte dem Grafen mein Wort gegeben und das müsse und würde ich halten. Um dieselbe Zeit bat mich der bekannte Pastor Dohrn in Altona, bei ihm als Hilfsgeistlicher einzutreten. Bald darauf wurde das Pastorat in Westerland vakant. Hätte ich mich nicht auf Rastorf gebunden, würde, so wurde mir gesagt, das Konsistorium mich nach Westerland geschickt haben. Meine rückschauenden Gedanken haben öfter bei dieser Reihe von Anfangsmöglichkeiten verweilt — sie alle indizierten sehr verschieden geartete Lebenswege. Daß ich nach Rastorf ging, verlängerte die Zeit meiner Lehrjahre.

Anfang Oktober reiste ich dorthin. Von meiner Mutter, die fast alles für die Ausbildung ihrer Söhne hergegeben hatte, nahm ich in der stolzen Freude Abschied, jetzt endlich ihrer pekuniären Hilfe nicht mehr zu bedürfen.



Auf Rastorf war ich fünf viertel Jahre, und ich war dort gern. In der letzten Zeit meines Aufenthalts auf Sylt lernte ich zufällig den Kandidaten kennen, der bisher auf Rastorf Erzieher gewesen war und jetzt im Begriff stand, in eine Pfarre des ihm heimischen Altpreußens überzugehen. Natürlich benutzte ich die Gelegenheit, mich nach den Rastorfer Verhältnissen eingehend zu erkundigen. Er gab mir allerlei Ratschläge bezüglich meines Verhaltens, die sehr wohlgemeint waren und von denen ich auch meinte, daß ich ihnen folgen müsse. Soll ich sie charakterisieren, so ließen sie darauf hinaus, eine gewisse Kavallerstellung durchzusetzen. Mein Verhalten im Anfang entsprach dem; mir wurden auch keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt; ich selbst aber empfand diese Haltung als eine Zwangsjacke und sagte mir sehr bald: die wirfst du ab; du willst ja gar kein Kavaller sein, sondern ein Pfarramtskandidat; so halte dich auch als einen solchen. Ich tat so. Es wurde zwischen dem Grafen bezw. der Gräfin und mir kein Wort darüber gewechselt. Aber wir verstanden uns ohne Worte. Ich hatte die Empfindung, als wäre damit eine Wand zwischen uns gefallen; das Verhältnis wurde wärmer und vertrauter. Graf Ranzau war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Der Verkehr mit einem solchen<sup>1)</sup> ist anziehend. Die Gräfin galt in fernstehenden Kreisen als hochfahrend. Ich lernte sie sehr anders kennen. Vielleicht hatte der Graf mehr Adelsstolz als die Gräfin. Der Verkehr des Hauses war, wohl mit Rücksicht auf die große Familie, ein relativ beschränkter. Das kam mir zu gut.

Mit den zwei bis drei Knaben, die ich zu unterrichten hatte, stand ich auf bestem Fuß. Die Disziplin machte mir keine Schwierigkeit. Den Unterricht erteilte ich gern. Ich empfand es als mir selbst zuträglich, was ich einst auf der Schulbank gelernt, jetzt zu repetieren, um es zu lehren. Nachdem die ersten Monate vergangen waren, nahm mich der Unterricht nicht mehr so in Anspruch, daß ich nicht auch Zeit für eigene Arbeit gehabt hätte. Wie ich hier die erste theologische Arbeit fertig stellte, erzähle ich später.

Aber auch mit den Leuten, die zu einem großen Adelshof gehören, Pächter, Inspektor und Förster, stand ich mich gut. Nicht minder mit den dienenden Hausgenossen, sonderlich dem Diener, der mich bediente. Mit diesen allen verkehrte ich stets freundlich und niemals vertraulich.

Unter den Hausgenossen interessierte mich besonders die Erzieherin der Töchter, eine jugendliche, fein gebildete, sehr gut aussehende Engländerin. Daß die Erzieherin eine Engländerin war,

<sup>1)</sup> Ein Junker ist etwas ganz anderes als ein Edelmann; jener ist die Karikatur von diesem, wie ein Pfaffe die Karikatur eines Geistlichen ist.

hatte zur Folge, daß bei Tisch und im Salon viel Englisch gesprochen wurde. Die Kinder sollten Englisch lernen. Auch die gräflichen Damen, außer der Gräfin zwei liebenswürdige Schwestern des Grafen, die häufig auf Rastorf weilten, wollten davon profitieren. Der Graf hielt sich zurück. Mir ward bald klar, daß, wenn ich hier mich voll beteiligen wollte an dem Verkehr bei Tisch und im Salon, ich mich an englischer Konversation müsse beteiligen können. So machte ich mich daran, auf eigene Faust wieder Englisch zu treiben. Auch paßte ich gut auf, wenn die anderen englisch sprachen. Das machte im Anfang mich nervös. Ich mußte das Gehörte sozusagen in Druckschrift übersetzen, um es zu verstehen. Bald aber war ich so weit, daß ich mich selbst aufs Eis wagte. Zunächst unterhielt ich mich englisch mit den deutschen Gräfinnen, die ich besser verstand. Aber es dauerte nicht lange, bis ich auch mit der Miß in englischen Verkehr trat. Als ich fortging, war ich, zumal ich vielfach auch religiöse Gespräche auf Englisch geführt hatte, so weit, daß, wenn mir damals gesagt worden wäre: am nächsten Sonntag sollst du englisch oder dänisch predigen, ich wahrscheinlich das erstere gewählt haben würde. Die Miß sagte mir: You speak quite right but with a strenge accent. Mein freundschaftlicher Verkehr mit dieser englischen Dame war um so unbesangener, als sie verlobt war und ich eine stille Liebe im Herzen trug. Graf und Gräfin schenkten uns volles Vertrauen. Wir saßen nach Tisch oft lange allein mit einander im Salon; öfter fuhren wir auch mit einander in die Kirche oder spazierten mit einander im Park. Der Inhalt unserer Gespräche war vielfach ein religiöser, mein Verkehr mit ihr nicht ohne einen von ihr veranlaßten beichtväterlichen Zug. Ich habe da in ein ganz anderes Menschenleben hineingeschaut, und das hat mich innerlich bereichert.

Klosterprediger in Breeß war damals der Pastor Valentiner, der, wie mein Vater 1850 von den Dänen abgesetzt, Pastor in Jerusalem gewesen war. Er, einst Lehrer der Gräfin, kam jeden Mittwoch zu Tisch. In meinem Verkehr mit ihm hörte ich mancherlei vom heiligen Lande, ohne zu ahnen, daß auch meine Füße noch einmal stehen würden in den Toren Jerusalems.

Den Elementarunterricht gab den gräflichen Kindern der Lehrer des zum Gut gehörigen Dorfes Ralsdorf. Wenn dieser seine Stunden im Herrenhause gegeben hatte, kam er gern einmal zu mir auf mein Zimmer, und ich sah ihn gern kommen. Durch ihn erfuhr ich allerlei über die Lebensverhältnisse auf dem Gut. Mir lag es auf der Seele, daß das kirchliche Leben hier so schwach war. Kirchlich gehörte das Gut zu Breeß. Trotz des guten Beispiels der gräflichen Familie sah man die Leute aus den Gutsdörfern nur selten in der Kirche. Durch meine Seele ging der Gedanke, hier

mit Bibelstunden einzusetzen. Ich besprach das mit Herrn Doormann; so hieß der Lehrer. Er war bereit, mir für diese sein Schulzimmer zur Verfügung zu stellen und den Gesang zu leiten. Graf und Gräfin waren sehr einverstanden. Ebenso der zuständige Pastor. Als ich das erste Mal zur Bibelstunde ging, erwartete ich angesichts der Unkirchlichkeit der Gemeinde nur wenige Besucher vorzufinden, aber die ganze Schultube war gefüllt. Es kamen dann Abende, an denen der Lehrer mir sagte, es sei alles da, was abkömmlich sei. Ich lernte hier mit großer Freude, auch für später, daß auch da noch etwas möglich ist, wo es steril zu sein schien. Auf Rat von Herrn Doormann brach ich die Bibelstunden mit Ostern ab. Als ich auf Wunsch der Gräfin trotzdem einen Versuch machte, fiel derselbe kläglich aus. Jetzt ermüdete die Feldarbeit. Als ich aber im nächsten Winter wieder anfang, war der Besuch der alte. Auch allerlei Leute vom Gutshofe kamen. Mit denen ging ich abends zurück. Ich fragte sie, warum sie, die doch so fleißig in die Bibelstunde kämen, nicht in die Kirche gingen. Ich erfuhr, daß solch ein einfaches Schulzimmer sie mehr anspreche als die stattliche Kirche. Auch das gab mir zu denken. Die Gräfin legte mir nahe, auch seelsorgerliche Besuche zu machen. Aber dazu konnte ich mich nicht entschließen.

Auf Rastorf lernte ich einen Teil des holsteinischen Adels kennen. Ich sah hier zuerst solche, mit denen ich später in nähere Berührung kam. Die Bedeutung des Adels war schon damals im öffentlichen Leben eine geringere, als sie einst gewesen. Ich habe aber in dem, was mir damals entgegentrat, Verständnis dafür gewonnen, daß so ein Landadel, durch Familienbände und geschichtliche Traditionen mit einander verbunden, ganz naturgemäß eine in sich geschlossene Gemeinschaft zu bilden geneigt ist. Erst wenn diese Geschlossenheit zur Kaste wird, wird die Sache vom Uebel.

Ich selbst hatte einmal eine hochmütige Anwandlung. Ich gedachte, wohl infolge bestimmter Vorgänge, auf einem Spaziergang eines Kommilitonen, der Erzieher war in einem Pfarrhaus. Da tauchte in mir der Gedanke auf: „Du bist doch vornehmer als er“. Aber ich schämte mich sofort. Der zweite Gedanke lautete: „Du Lakai!“

Der wertvollste Verkehr war mir der mit dem Grafen. Da mir, wie gesagt, zumeist unter uns waren, hatte ich Gelegenheit, über sehr verschiedene Lebensverhältnisse mich mit ihm zu unterhalten, und aus seiner Lebenskenntnis und seiner Einsicht Gewinn zu ziehen. Auf Rastorf habe ich das Zeitungslesen angefangen. Daß ich und wie ich in der Dänenzeit nicht dazu kam, habe ich früher erzählt. Aber auch nach dieser fing ich das nicht an. Wir waren deutsch. Das war mir genug. Die Parteien inter-

effizierten mich nicht. Auch als Student habe ich keine Zeitungen gelesen. Wohl Kirchenzeitungen, aber keine politischen. Die Kirche interessierte mich mehr als der Staat.

Erst auf Rastorf gewann ich Interesse für die Politik. Der Graf hielt eine konservative, eine nationalliberale und eine fortschrittliche Zeitung. Wenn er sie gelesen hatte, wurden sie auf mein Zimmer gebracht. Ich las die verschiedenartigsten Artikel und versuchte, mir allmählich eine eigene Meinung zu bilden. Hierin war der Verkehr mit dem Grafen, der Widerspruch vertragen konnte, mir förderlich. Ich habe da selbst erlebt, was es an geistiger Arbeit kostet, um sich eine eigene politische Ueberzeugung zu bilden. Ich gestehe, daß ich von da aus immer mit einer gewissen Geringschätzung auf das allgemeine Wahlrecht geschaut habe als auf eine Institution, welche die Urtheillosen zum Urtheilen zwingt. Als Ventil kann es nützlich, unter Umständen politisch notwendig sein. Aber das ist auch alles. Später las ich in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (II, 58), daß er im Hinblick auf die damalige politische Gesamtlage, zunächst im norddeutschen Bund, die Konzession des allgemeinen Wahlrechts gemacht habe in der Hoffnung, die Zukunft werde den Fehler wieder ausmerzen. Ob der kluge Bismarck das wirklich geglaubt hat? Es sieht aus wie eine aus einer Verlegenheitsauskunft gebildete Entschuldigung. Zu gesunden und natürlichen Verhältnissen kommen wir erst dann, wenn wir die liberale Auffassung des Staats als eines Sandhaufens, höchstens eines solchen, dessen Körner sich durch Beigabe von Edelmetall unterscheiden, überwunden haben und eine berufsständische Ordnung des Volkslebens gewinnen und diese dann der Wahlordnung zu Grunde legen. So dachte ich vor dem Zusammenbruch. Aber auch unter den neuen Verhältnissen wird es heilsam sein, diesen Gedanken nach Möglichkeit Rechnung zu tragen <sup>1)</sup> Vielleicht denkt dieser oder jener: der junge Mann hat mit Nutzen mit dem konservativen Grafen verkehrt. Mag sein. Immerhin verdanke ich diese Klärung erst einer späteren Zeit und ihrer Reife.

Nach fünf viertel Jahren verließ ich Rastorf, früher als ich gedacht. Es waren besondere Umstände, die mich zum Fortgang bewogen.

Hier muß ich etwas weiter ausholen. Als ich noch Primaner in Flensburg war, hatte ich bei einer Predigerwahl in St. Nikolai einen Pastor Hansen aus Winterhausen predigen gehört, der mich gewaltig faßte. Aber nicht er, sondern Pastor Birkenstädt,

<sup>1)</sup> Sollte es aussichtslos sein, das in der Weise zu erstreben, daß neben der politischen Kammer eine zweite als wirtschaftliche jener gesetzlich gleichgestellt wird?



hernach mein guter Freund, wurde gewählt, was mich damals tief kränkte. Als Pastor Hansen dann später — ich war damals schon Student und in den Ferien zu Hause — auch in St. Johannis (Flensburg) nicht gewählt wurde, war ich sehr betrübt. Ich traf ihn hernach auf dem Marienhölungsweg mit dem Propsten Peters, der mich ihm vorstellte. Ich machte keinen Hehl aus meinen Gedanken. Pastor Hansen war gerührt, tröstete mich und lud mich ein, wenn ich nach Bayern zurückkäme, zur Weinlese nach Winterhausen zu kommen. Diese Einladung lockte mich um so mehr, als ich gehört hatte, daß er mit einer Tochter Karl von Raumers verheiratet sei. Aber aus einem Besuch zur Weinlese wurde nichts.

Als ich im Sommer 1871 im Bade auf Sylt war, redete mich eines Abends auf dem Strande ein junges Mädchen an. Sie fragte mich, ob ich Herr Raftan sei. Auf meine Bejahung sagte sie mir, Pastor Hansen, ihr Vater, sei hier und wünsche mich zu sehen, worauf ich ihr zu ihm folgte. Pastor Hansen, der inzwischen nach Rappeln gekommen war, hatte dort nach zweijähriger Amtswirkksamkeit einen Schlaganfall erlitten und war seitdem ein gebrochener Mann. Jetzt ging es ihm besser. Der Arzt hatte eine Luftveränderung gewünscht. Das hatte veranlaßt, daß er mit einem bayerischen Freund und Amtsbruder und seiner jüngsten Tochter die Westseeinseln besuchte. Bei Pastor Höber hatten sie gehört, daß ich hier sei; die Tochter hatte im Album meines Freundes Schacht, der Hilfsprediger des Pastor Hansen geworden war, mein Studentenbild gesehen und hatte mich mit ihren scharfen Augen danach unter den Strandläufern erkannt. Ich brachte den Abend mit diesen Gästen zu. Am nächsten Tag reisten sie weiter. Pastor Hansen lud mich ein, vor meinem Antritt auf Raftorf meinen Freund Schacht und die Pfarrfamilie im Pastorat zu Rappeln zu besuchen. Das tat ich, und von da nahm ich die stille Liebe mit, die mich ganz unbefangen mit der anziehenden englischen Miß auf Raftorf verkehren ließ.

Schacht war inzwischen nach Arnis gegangen; unser Freund Fürsen war sein Nachfolger geworden. Als dann ein zweites Pastorat, dessen Errichtung schon von Schacht, mit Zustimmung von Pastor Hansen und Frau wesentlich auf Kosten des bisher alleinigen Pastorats, in die Wege geleitet war, in Rappeln errichtet wurde, wurde Fürsen für dieses gewählt. Die Adjunktur im Hauptpastorat war frei. Sie wurde November 1872 mir angeboten. Wie konnte ich nein sagen? Freilich war es mir peinlich, der gräflichen Familie schon zu Weihnachten zu kündigen. Ich legte die Entscheidung in ihre Hand. Alles konnte ich ihnen nicht sagen. Was ich ihnen aber sagte von meinen Beziehungen zu dieser Familie, genügte ihnen, mich frei zu geben, wiewohl sie nicht gern wechselten.

Mir wurde der Abschied nicht leicht. Ich schied in warmer Dankbarkeit für das, was ich auf Rastorf empfangen hatte. Der Graf sagte mir, wir wollten gute Freunde bleiben fürs Leben. Er hat das in Treue gehalten bis an seinen leider so frühen Tod.

Ich reiste nach Hause und von da, d. i. von Flensburg, aus nach Schleswig, um im dortigen Dom von D. Godt ordiniert zu werden. Das geschah am vierten Advent 1872. D. Godt sprach in seiner Ordinationsrede über ein Wort der Epistel; ich predigte über das Evangelium. Mit großer Freudigkeit stand ich an der Schwelle dessen, das das Ziel meines Sehnsens und meiner Arbeit gewesen, an der Schwelle des Dienstes, der der Kirche galt.

Im häuslichen Verkehr mit dem Generalsuperintendenten nach der Ordination sagte ich ihm in Anspielung an die bekannte geographische Erscheinung südlich von Hof: „Jetzt aber — ich ward für Rappeln ordiniert — jetzt, Magnifizenz, haben Sie mich auf die schiefe Ebene gestellt, die sich nach Süden neigt“. „Ja“, antwortete er, „wenn Sie durchaus nicht nach dem Norden wollen, will ich nicht in Sie dringen.“

## V.

### Im Pastorat.

Es ist ein eigen Ding um das Amt eines Pastors. Zwar prägt jeder Beruf seinen Träger und gestaltet dessen Leben, aber von keinem Beruf gilt das so wie von dem pastoralen. Das ist in seiner Eigenart begründet. Jeder andere Beruf steht im Dienst einer der Lebensinteressen, die in ihrer Gesamtheit unser Kulturleben ausmachen, der des Pastors ist überweltlich geprägt. Als Diener am Wort dient er der Kirche, d. i. der um Wort und Sakrament gesammelten Gemeinde Jesu Christi auf Erden, in der das Reich des ewigen Lebens wird und wächst.

Wie es heute eine Theologie gibt, die das nicht ist im eigentlichen Sinne des Worts<sup>1)</sup>, sondern im Sinn einer allgemeinen Religionswissenschaft, wie heute vielfach Kirche genannt wird, was nicht Kirche ist im eigentlichen Sinn des Worts<sup>2)</sup>, sondern ein Zweckverband zur Pflege religiöser Interessen, so gibt es heute auch ein Pastorat, das nicht eigentlich ein Pastorat ist. Sein Inhaber ist nicht Diener am Wort, sondern Diener der Religion. Die eigentliche Theologie kennt er nicht; die hält er für eine Illusion. Die, eigentliche Kirche will er nicht; diese hält er für eine katholisierende Fiktion. Als Diener der Religion will er eingeschätzt werden, als Diener einer der Kulturinteressen der Menschheit. Vielleicht dient er der Religion mit großer Wärme und vertritt sie mit regem Eifer, ein durchaus ideal gerichteter Mann, darum auch ein Mann, der aller Achtung wert ist. Nur ein Pastor ist er nicht.

Aber nicht nur in dieser Weise kann die Sache sich so gestalten, daß einer ein Pastor und doch kein Pastor ist. Die Form kann bleiben und der Geist entfliehen. Auch das Ueberweltliche existiert in dieser Welt in weltlichen Formen. Darin ist es begründet, daß es äußerlich fixiert und sozusagen weltlich behandelt werden

---

<sup>1)</sup> Theologie im eigentlichen Sinn ist wissenschaftliche Bearbeitung der in der Geschichte vorliegenden übergeschichtlichen Gottesoffenbarung.

<sup>2)</sup> Kirche im eigentlichen Sinn ist die Frucht der geschichtlich-übergeschichtlichen Gottesoffenbarung, die mit autoritativer Lehre und unveräußerlichen Riten ausgestattete Gemeinde.

kann. So hält es der, welcher den geistlichen Beruf ausübt wie einen weltlichen Beruf. Sonn- und Festtags hält er korrekte Predigten, liefert in allen vorkommenden Fällen die obligate Rede und vollzieht auch die weiteren, ihm obliegenden Verpflichtungen ordnungsgemäß. Als einer, der sein Amt so führt, empfängt er seinen Lohn mit dem Bewußtsein, ihn redlich verdient zu haben. Er kann als rechtlicher Mann ein gewisses Ansehen genießen und — um in altem Stil zu reden — bei seinem Abgang Anspruch haben auf den Roten Adlerorden vierter Klasse. Nur ein Pastor war auch er nicht. Fehlte dort das Objektive, das zum Pastor gehört, hier fehlt das Subjektive. Den überweltlichen Zug des Pastorats empfindet weder der eine noch der andere. Darum auch beide weder den eigenartigen Reiz kennen, der im Pastorat liegt, noch seine eigenartige Schwere.

Das überweltlich geprägte Pastorat fordert von seinem Inhaber eine entsprechende Gesinnung und im Leben eine entsprechende Haltung. Beides kann nicht gründlicher mißverstanden werden, als wenn in der ersteren pastorale Ueberhebung erblickt und die letztere als eine gemachte Salbung verstanden wird; wo das geschieht, verwechselt man die Sache mit ihrer Karrikatur. Um beides will innerlich gerungen sein und, wo es im Strom des Alltagslebens zu erschlaffen droht, will es immer wieder neu erkämpft werden durch Halten am Wort und durch Gebet. Um das durchzuführen, ist von vorn herein und allseitig auf eine entsprechende Umgebung zu halten. Der gesegnete Professor Beck in Tübingen soll gesagt haben: „Ich traue meinem besten Schüler nicht, so lange ich nicht weiß, was für eine Frau er hat“. Aber nicht nur die rechte Frau ist zu erbitten, es ist auch in rechter Weise Stellung zu nehmen in den Allgemeinverhältnissen des Lebens. Das Pfarrhaus soll sich den allgemeinen Interessen gegenüber, soweit diese recht und gut sind, nicht teilnahmlos verhalten, aber es soll in diesen Beziehungen, sonderlich auch in der Weise, in der es Geselligkeit pflegt, sich stets dadurch bestimmen lassen, daß es das Pfarrhaus ist. Das bedeutet weder Verschlossenheit noch Unzugänglichkeit. Im Gegenteil, allen freundlich erschlossen, soll es eine bescheidene, aber herzliche Gastlichkeit zu üben beflissen sein.

So viel vom Pastorat und seiner Eigenart <sup>1)</sup>. Ich darf und

<sup>1)</sup> In seiner Eigenart liegen Züge, die auch dann nicht verleugnet werden dürfen, wenn aus dem Pastorat ein Episkopat wird. Der General-superintendent hatte unter uns die Stellung eines hohen Beamten. Darin lag die Gefahr, daß der Beamte den Geistlichen in den Hintergrund treten ließ, sonderlich wenn er voll einging in den Strom der Geselligkeit, den seine Stellung ihm erschloß. Ich halte es nicht für richtig, daß er sich völlig aus alle dem zurückzieht, aber m. E. hat er sich nur in gewisser Beschränkung zu beteiligen. Weiß er hier nicht die richtige Linie einzuhalten, hält er sich besser, von offiziellen Veranlassungen abgesehen, zurück.



will nicht behaupten, daß ich das hier gezeichnete Ideal in meinem Leben verwirklicht habe, aber das darf ich sagen, daß dieses Ideal der Stern gewesen ist, der mir leuchtete, als ich in den Dienst der Kirche trat, und daß dieser Stern mir geleuchtet hat, so lange ich und wo immer ich ein Pastor war. Nicht zuletzt darin ist es begründet gewesen, daß ich in anderen und äußerlich höheren Lebensstellungen der Zeit, da ich ein Pastor war, immer wieder mit besonderer Liebe gedachte. Kein Beruf wird so niedrig und kein Beruf wird so hoch eingeschätzt wie der eines Pastors. Kein Leben in einem höheren Beruf ist so arm und keins ist so reich wie das seine, keins so glanzlos und doch keins so voll Glanz, voll Glanz der Ewigkeit.

### 1. Rappeln an der Schlei.

Die Zeit der ersten Liebe zum Amt habe ich als Hilfsprediger in Rappeln verlebt. Neun Monate war ich dort. Ich fühlte mich innerlich wohl in dem Hause, in dem ich lebte. Das Hauptpastorat in Rappeln ist ein stattliches Haus, außerhalb des Städtchens in einem großen Garten schön gelegen. Das Haus war wie gebaut für die Verhältnisse, die dort zu meiner Zeit bestanden. Das Erdgeschoß enthielt außer einigen Wirtschaftsräumen und einem Gartensaal, der im Winter als Konfirmandenzimmer diente, zwei für sich liegende Zweistubenwohnungen. Die eine bewohnte ich, die andere mein als Diakonus gewählter Vorgänger Fürsen, der, noch unverheiratet, einstweilen Wohnung und Verpflegung im Hauptpastorat behielt. Der obere Stock bot der Pfarrfamilie ausreichende Räume.

Das Haus war einfach und geschmackvoll eingerichtet, wie es sich für ein Pastorat geziemt. Dessen Bornehmheit — eine gewisse Bornehmheit geziemt ihm — besteht nicht in glänzender Ausstattung, sondern in feiner Einfachheit. Ein Pastorat hat, wie mir die dort waltende Hausfrau sagte, so eingerichtet zu sein, daß der Bornehmste der Gemeinde sich wohlfühlt und der Einfachste der Gemeinde sich nicht geniert. So entspricht es in der Tat dem, das ich droben davon andeutete, wie sich in einem Pastorat das Leben gestalten soll.

Die Seele dieses Pastorats war die Pastorin. Pastor Hansen, einst ein so gesegneter Geistlicher, war jetzt ein gebrochener Mann, der sein Leiden — Gehirnerweichung — mit großer Geduld trug und still teilnahm an dem Leben des Hauses, wie an dem, das aus dem Amtsleben in dasselbe hineinflutete; sich persönlich an der Amtsarbeit zu beteiligen war nahezu ausgeschlossen. Die Pastorin war eine hohe schlanke Gestalt mit edel geformtem Kopf, dessen feine Gesichtszüge im Rahmen der ganzen Er-

scheinung die Herkunft aus edler Familie verrieten. Als Tochter Carl von Raumers war sie aufgewachsen in einem gleichmäßig von hoher geistiger Bildung wie von ernster christlicher Gesinnung geprägten Familienkreis, dessen Erbe sie in Treue wahrte. Ihrem Mann war sie eine rechte Genossin. Ich selbst habe nur ihren Verkehr mit dem kranken Gatten erlebt. Fürsen, der einige Jahre später mit ihr an dem Sterbebett ihres Mannes stand, hat mir erzählt, wie dieser, schon in scheinbarer Bewußtlosigkeit daliegend, unmittelbar vor dem Sterben noch einmal die Augen aufschlug und seine Frau mit einem tiefen leuchtenden Blick voll Dankbarkeit und Liebe ansah, einem Blick, von dem mein Freund mir sagte, er werde ihn in seinem ganzen Leben nicht vergessen. Ihre beiden Töchter hatte sie vortrefflich erzogen. Mit ganzer Seele war sie Pastorin. Nicht, daß sie nicht auch andere Interessen gehabt hätte. Ihr Heim auszugestalten war ihr eine Lust. Das einfache und doch feine Mobiliar war von den Handwerkern zum Teil nach ihren Angaben und Zeichnungen hergestellt. Die wertvollen Kupferstiche nach altdeutschen und italienischen Meistern, die die Zimmerwände schmückten, ein Erbe aus dem väterlichen Hause, waren ihre besondere Freude. Wie sollte auch die Schwester eines Rudolf von Raumer und die Schwägerin eines Alexander von Dettingen nicht künstlerische und wie diese so auch literarische Interessen haben. Auch das vaterländische Interesse bildete einen kräftigen Einschlag in ihrem Lebensinteresse. Ihr Vater war Adjutant Gneisenaus gewesen und ihr leider früh verstorbener Bruder Hans von Raumer Mitglied des Parlaments in der Paulskirche. Das Kerninteresse ihres Lebens aber galt der Kirche. Sie hatte mit mancherlei körperlicher Schwachheit zu kämpfen, aber hielt die Teilnahme am Gottesdienst nicht für zu teuer bezahlt, wenn sie dafür hernach einige Stunden körperlich zu leiden hatte. In der Gemeinde dokumentierte sie dieses ihr Interesse durch Pflege kirchlich geprägter Diakonie.

Außer den beiden Töchtern befand sich ein drittes junges Mädchen im Hause, ein solches, das eine Pfarrfrau werden sollte, Charitas Dietrich, später verheiratete Bischof. Sie ist später in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß sie ihr eigenes vielbewegtes Jugendleben (Augenblicksbilder aus einem Jugendleben) wie das ihrer eigentümlichen Mutter Amalie Dietrich<sup>1)</sup> in viel gelesenen, gut geschriebenen Büchern beschrieben hat. Ihr Bräu-

---

<sup>1)</sup> Diese sammelte als verwitwete Frau im Auftrage des Hamburger Hauses Godefroy Naturgegenstände in Australien und bereicherte dadurch das naturgeschichtliche Museum dieses Hauses. Ihre Tätigkeit war wissenschaftlich so wertvoll, daß sie seitens der interessierten Kreise hochgeehrt wurde.

tigam<sup>1)</sup>, der kurze Zeit zur Aushilfe im Pastorat in Kappeln gewesen war und den Wert dieses Hauses erkannt hatte, hatte die Pastorin gebeten, seine in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsene Braut in ihr Haus aufzunehmen, was dann geschah. Die Charitas war ein liebenswürdiges und interessantes Mädchen, das durch seine Anwesenheit das Leben des Hauses bereicherte.

Das war das Haus, in dessen Atmosphäre ich meine ersten Versuche in pfarramtlicher Wirksamkeit unternahm. Daß der Anfang sich so gestaltete, rechne ich unter das Viele, dafür ich in meinem Leben zu danken gehabt habe. Aber nicht nur das Pfarrhaus hätte ich nicht seiner treffen können, auch die nächste Umgebung war eine erquickliche. Im Hause selbst lebte, wie erwähnt, Fürsen, im nächsten Pastorat, in Arnis, Schacht, mein sonderlicher Universitätsfreund, im zweitnächsten als Adjunkt des alten Pastor Juhl in Töstrup mein Freund Soltau, der spätere Superintendent von Lauenburg. Wir hielten treu zusammen, erneuerten nicht nur den früheren freundschaftlichen Verkehr, sondern taten auch sozusagen miteinander die ersten Schritte im Amt; hatten die anderen auch früher begonnen als ich, auch sie waren noch Anfänger. Uns allen leuchtete das gleiche Ideal. Wir arbeiteten mit Ernst, nicht ohne Zagen und doch mit Freudigkeit. Auch das Auge des Generalsuperintendenten muß das gesehen haben; ich hörte gelegentlich, er habe unsere Gegend die gute Ecke genannt.

Ich war mit der üblichen Naivität ins Pfarramt eingetreten, so wenig auf die pfarramtliche Geschäftsführung vorbereitet, wie das damals als ordnungsmäßig angesehen wurde. An einem Freitagabend kam ich an, hielt am Sonntag — es war der erste nach Neujahr — meine erste Predigt. Am Montag war Fürsen, der infolge des Fehlens einer Aushilfe im Hauptpastorat längere Zeit Maasholm (eine Halbinsel am Ausgang der Schlei) nicht hatte besuchen können, für den ganzen Tag dorthin gefahren. An diesem Tag kam einer, der einen Taufschein wollte. Ich mußte nicht, wie derselbe auszustellen sei. An sich war die Sache ja sehr einfach. Aber ich bedachte — damals waren die Kirchenbücher auch Standesamtregister —, daß hierfür besondere Vorschriften bestehen könnten. Den kranken Pastor konnte ich nicht fragen. Ich fragte die Pastorin. Diese, klüger als ich, empfahl mir, den Traupapieren des Archivs einen Taufschein als Muster zu entnehmen, was ich dann tat. Hernach kam ein anderer, ein jüngerer Mann, der sich „verändern“ wollte. Ich hatte Grips genug, um diesen mir noch unbekannten Ausdruck richtig zu deuten. Aber hier galt es erst recht Vorsicht üben. Trauung war damals zugleich ein bürgerlicher Rechtsakt. Wohl sah ich nach in Callisens „Kurzem Abriß des

<sup>1)</sup> Der spätere Pastor Bischof, der dann als Mann in den besten Jahren auf einer Dienstreise im Kaiser-Wilhelm-Kanal ertrank.

Wissenswürdigsten“, aber das Buch war alt; wie vieles konnte inzwischen geändert sein. Ich verhandelte also mit dem Mann, soweit ich orientiert war, bat ihn aber, am nächsten Tag noch einmal vorzusprechen. Als dann am Abend Fürsen heimkehrte, begab ich mich alsbald wissenshungrig in seine Wohnung, um mir ein collegium practicum über das „Wissenswürdigste“ der gegenwärtigen Amtsführung lesen zu lassen von seiner etwa einjährigen Erfahrung. Das alles, darum es sich damals handelte, bestand an sich aus Quisquillien. Aber sie waren insofern charakteristisch, als sie einen Ausschnitt dessen repräsentierten, wie unsere Vorbildung für das Amt eine rein theologische war; auf die Amtsführung als solche führte neben dem homiletischen und katechetischen Seminar lediglich die Vorlesung über die sogen. Praktische Theologie, oft genug ein „wissenschaftliches System“.

Im Mittelpunkt einer rechten Verwaltung des Pfarramts steht der Gottesdienst und das heißt in erster Linie die Predigt. Der Vorbereitung auf diese widmete ich meine ganze Sorgfalt. Ich hatte nur alle 14 Tage zu predigen. Wie oft habe ich später meinen jungen geistlichen Freunden gewünscht, sie möchten es in diesem Stück so gut haben, wie ich es gehabt hatte. Draußenvorstehende wissen nicht, was das für einen jungen Mann bedeutet, jeden siebenten Tag eine Predigt zu halten. Wie viele, die in ihren ersten Anfängen nicht nur dieses mußten — das gilt von den meisten —, sondern (als Adjunkten) zugleich ein großes Kirchspiel zu verwalten hatten, sind dadurch für die Predigt einfach verdorben worden. Sie wurden sozusagen gezwungen, ohne sorgfältige Vorbereitung zu reden und versielen dann nur zu leicht dem Wahn, eine halbe oder vielleicht gar eine ganze Stunde auf der Kanzel Sätze bilden heiße predigen. Ich hatte es, wie gesagt, besser und bin dafür dankbar gewesen mein Leben lang. Ich habe den Dank dadurch abzustatten gesucht, daß ich mein Leben lang an sorgfältiger Vorbereitung der Predigt festgehalten habe. Auch als alter Generalsuperintendent. Wiewohl ich auf den Visitationsreisen Tag für Tag auf grund kurzer Meditation frei zu sprechen hatte — übernahm ich eine Predigt, schrieb ich sie nieder wie in den Tagen meiner Jugend. So auch später in Baden-Baden. Diese Sorgfalt ist mir auch nicht schlecht bekommen. In den Gemeinden, in denen ich Pastor gewesen, hinterließ ich eine vollere Kirche, als ich vorgefunden, und wenn ich als Generalsuperintendent einmal gepredigt habe, hat es mir an Zuhörern nicht gefehlt. Das Sinken des Kirchenbesuchs hat mancherlei Gründe; unter ihnen fehlt aber auch der nicht, daß manche Pastoren es wenigstens am gewöhnlichen Sonntag an der voll ausreichenden Vorbereitung fehlen lassen. Der Kirchenbesuch in Rappeln war sehr schwach. Er war noch schwächer gewesen zur Zeit des Propsten Thies. Unter Pastor



Hansen und den ihm dann adjungierten Geistlichen hatte er sich gebessert, aber schwach war er immer noch. In schwachem Kirchenbesuch liegt für den Geistlichen eine große Entmutigung. Wer seine Leistungen gerecht beurteilen will, darf dieses Moment nicht übersehen. Wenn man aber in der schwach besetzten Kirche gewahrt wird, daß sie sich zwar nicht stark, aber doch immer mehr füllt, wie ich das, auf das Ganze gesehen, in Kappeln erleben durfte, so erfährt man dadurch eine Ermutigung, die jene Entmutigung völlig aufhebt. Ich habe in Kappeln mit viel Freudeigkeit gepredigt.

Der Predigt schlossen sich die Reden an, die gelegentlich der einzelnen Amtshandlungen zu halten waren. Jede einzelne war mir ein Ereignis. Sorgfältige Vorbereitung selbstverständlich. Manche sind geneigt, auch solche, die der Predigt große Sorgfalt widmen, es mit diesen Reden leicht zu nehmen. Das ist falsch. Sie sind es, die uns den Weg bieten, mit dem Wort auch an die Heranzukommen, die nie die Kirche betraten. Ein kluger Diener am Wort soll das fein auszunutzen wissen.

Sofort mit Antritt der Adjunktur hatte ich den Konfirmandenunterricht zu übernehmen. Die Disziplinfrage entschied sich in der ersten Stunde. Meine Konfirmandenschar bestand aus 75 fünfzehnjährigen Knaben, teils Kapplern aus den verschiedenen Schichten der Kappler Einwohnerschaft, teils Bauernjungen vom Lande, teils Schifferjungen von Maasholm. Der Diakonus unterrichtete die Mädchen. Bezirksteilung gab es damals nicht. Da ich nicht vorher hatte die Anmeldungen entgegennehmen können, mußte ich die nötigen Aufzeichnungen nebst Durchsicht der Papiere in der ersten Stunde vornehmen. Selbstverständlich verlangte ich nicht von den Jungen, daß sie während dieses zeitraubenden Vorgangs mauschenstill sitzen sollten. Aber allmählich wurden die Bewegungen lebhafter. Plötzlich durchzuckte mich die, wie ich glaube, richtige Empfindung: jetzt versuchen die Jungen, ob sie dich haben können oder ob du sie haben wirst. Uha, dachte ich, wenn ihr da rüber im Zweifel seid — diesen Zweifel kann ich euch lösen. Mit freundlich ernstem Wort griff ich ein. Alles verlief in gebührender Ordnung. Damit entschied sich für mich die Disziplinfrage überhaupt. Später in Apenrade tauchte eine solche nicht wieder auf; sie konnte nicht aufkommen gegen die Sicherheit im Auftreten, die jene erste Stunde mir verschafft hatte. Disziplin ist eine Frage der Persönlichkeit. Ich pflegte später meinen Konfirmanden in der ersten Stunde zu sagen, über die Sphäre der Disziplinfrage seien wir hier hinaus. Wer in dieser Beziehung es fehlen lasse, würde dadurch beweisen, daß er für den Konfirmationsunterricht noch nicht reif sei; ich würde ihn bitten müssen, von demselben zurückzutreten. Damit war alles erledigt. Den Konfirmandenunterricht selbst habe ich sehr gern erteilt, damals in Kappeln, wie auch später

in anderen Gemeinden. Natürlich fing ich recht systematisch an und wurde dann allmählich immer einfacher und praktischer. Wie ich heute über diesen Unterricht denke, erhellt aus dem Anhang zu meiner Katechismusauslegung.

Alles, was das Pfarramt mit sich brachte, wurde mir mehr oder weniger schwer, am schwersten die persönliche Seelsorge. Die Schüchternheit, von der ich oben gesprochen, in Verbindung mit einer starken Abneigung, Menschen etwas aufzudrängen, geschweige denn mich selbst, hielten mich zurück. Aber ich brach durch. Schon damals hatte ich die Empfindung, daß das unerläßlich sei. Später ist mir sehr klar geworden, daß eine rechte Führung des Pfarramts durch Treue in der persönlichen Seelsorge geradezu bedingt ist. Nur auf diesem Wege wird der Pastor wirklich heimisch in seiner Gemeinde, mit den Menschen vertraut und dadurch geschickt, ihnen wirksam zu predigen. Nur so gewinnt er in den weiteren Kreisen der Gemeinde das Vertrauen, daß er wirklich Pastor sei. Die Gemeinde weiß aus Erfahrung, daß diese Tätigkeit doch mehr oder weniger eine freiwillige ist, übersieht auch nicht, daß sie manche Opfer fordert. Eben deshalb ist sie ihr ein Erweis, daß der, welcher sie treibt, etwas will, das über das Brotverdienen hinausreicht, und das öffnet dem Pastor Ohren und Herzen, auch wenn er auf der Kanzel steht oder neben den Särgen. In die volle Seelsorge trat ich erst ein in Apenrade; hier aber tat ich die ersten zaghaften Schritte. Diese wurden mir dadurch erleichtert, daß die Leute mir durchweg freundlich entgegenkamen, auch für religiöse Gespräche nicht unzugänglich waren, was ich so in dieser unkirchlichen Gemeinde nicht erwartet hatte. Wie einfach auch die Verhältnisse waren, auch hier erlebte ich schon Sonderliches. In Kappeln lebte eine alte Schauspielerin, die aus vornehmer Wiener Familie stammte, gegen den Willen dieser zur Bühne gegangen und nach einem langen bewegten, aber nicht unehrenhaften Leben schließlich in Kappeln hängen geblieben war. Wovon sie eigentlich lebte, weiß ich nicht. Das Ganze war etwas geheimnisvoll. Ich vermute, daß Familienstiftungen in Verbindung mit Kappler Wohltätigkeit das Nötige darreichten. Auch sie besuchte ich, und sie war besonders dankbar für meine Besuche. Eines Tages wünschte sie das Abendmahl, bat mich aber — sie war Katholikin —, auf einen Uebertritt zu verzichten. Ich hielt mich für verpflichtet, ihr zu sagen, daß nach unserer Auffassung im lutherischen Empfang des Sakraments — und nur ein solcher könne in Frage kommen — ein Uebertritt liege; meinerseits stelle ich aber in dieser Richtung keinerlei weitere Forderung an sie. Daß ich dieser das Sakrament begehrenden Seele das Sakrament zu reichen hätte, war mir klar ohne Befragung von Visitatorium oder Konsistorium.

Mit dem Pfarramt war, wenn auch nebenamtlich, die Schulinspektion verbunden. Ich erhielt einen dahin zielenden Auftrag und suchte der Aufgabe nach besten Kräften zu entsprechen, besuchte gelegentlich den Unterricht, hielt Schulprüfungen ab, weihte die neu erbaute Mädchenschule und betätigte mich kräftiglich im städtischen Schulkollegium; der Bürgermeister, ein Kappler Bürger, genannt „Johann der Gerechte“, schob mir fleißig die auf die Schule bezüglichen Sachen zu, deren Bearbeitung ich auch gern übernahm.

Mit den Lehrern stand ich mich gut. Sie stellten sich in der Mehrzahl freundlich zur Kirche. Am nächsten trat mir ein junger Lehrer, namens Saß. Seine Bekanntschaft machte ich in folgender Weise. Ich saß an einem der Tage nach meiner ersten Predigt eines Abends arbeitend an meinem neben der Tür stehenden Schreibtisch. Da klopfte es. Auf mein Herein erschien ein jüngerer Mann mit einem sokratischen Gesicht. Ich erhob mich. „Sie kennen mich wohl nicht“, sagte der Eingetretene. „Habe nicht die Ehre.“ „Ich bin der Lehrer Saß, zweiter Lehrer an der Knabenschule. Wollte mich Ihnen vorstellen und ihnen die fälligen Listen bringen.“ „Sehr willkommen.“ Ehe ich weiter kam, fuhr er fort, indem er sich hinter das Ohr kratzte: „Einerlei, das war eine gute Predigt, die Sie Sonntag hielten“. Donnerwetter, dachte ich, was soll das? Aber ehe ich mich noch völlig gefaßt hatte, schloß er: „Davon will ich aber nicht weiter reden; das kann der alte Adam nicht vertragen“. Da wurde es in mir wieder hell und ich sagte: „Nun nehmen Sie aber Platz“. Es folgte eine für eine erste selten eingehende Unterredung. Wir sind seit derselben gute Freunde geblieben unser Leben lang.

Ja, Schulinspektion. Das führt auf die Frage: Kirche und Schule — eine große und schwierige Frage, mit der mich eingehend zu beschäftigen ich in meinem Leben viel Veranlassung gehabt habe, von der Kappler Adjunktur an bis hinein in die Eisenacher Kirchenkonferenz, ja bis auf den ersten deutschen evangelischen Kirchentag in Dresden 1919. Aber hier schneide ich diese Frage nicht an. Nur das will ich sagen und zwar aus jenen Tagen heraus. Ich habe den Mut, auch eine unkirchliche Gemeinde zu übernehmen, wenn — ich in den Lehrern dieser Gemeinde Gesinnungsgenossen habe. Ich brauche das nicht weiter auszuführen; es besagt das viel und vieles.

Im Anfang März verlobte ich mich mit der jüngeren Tochter des Hauses und legte damit den Grundstein, auf dem sich das häusliche Glück meines Lebens erbaut hat.

Bei einer Verlobung soll das Herz die erste Stimme haben, aber die Vernunft die zweite. Auch das Äußere will bei einer rechten Verlobung bedacht sein. Nicht Geld und Gut. Aber dies, daß die zwei Familien, die sich verbinden, irgendwie zusammen

stimmen. „Mesalliancen“ sind vom Uebel. Eine Ausnahme bestätigt die Regel.

Wenn das Herz die erste Stimme haben soll, so heißt das, daß die Verlobung aus persönlicher Neigung zu erwachsen hat. Unter dieser Neigung aber ist Größeres und Wertvolleres zu verstehen als das sogen. Verliebtsein, nämlich die Neigung, gerade mit diesem Menschenkind das Leben zu teilen, das alles, was ein Leben am Alltag und am Feiertag, an Freud und Leid, an Kampf und Frieden in sich schließt.

Eine so fundierte Verlobung verspricht eine rechte Ehe.

Meine Braut war das junge Mädchen, das, wie ich erzählte, mich auf dem Sylter Strand anredete, um mich zu ihrem Vater zu führen. Als ihr Vater, seinerzeit Kompastor am Dom zu Schleswig, wie der meinige von den Dänen vertrieben worden war, diente er zunächst als Feldgeistlicher der schleswig-holsteinischen Armee. Seine Frau ging inzwischen mit ihrem erstgeborenen Töchterchen zu den Eltern nach Erlangen. Dort, im Hause Karl von Raumers, wurde meine Braut geboren. Aufgewachsen ist sie in Winterhausen am Main, wo ihr Vater alsbald Pfarrer geworden war. Den Unterricht empfangen die beiden Schwestern vorwiegend von der Mutter. Einige Ergänzung boten Privatstunden des Lehrers. Den Katechismusunterricht empfangen sie vom Vater, den sie zu diesem Zweck in die Schule begleiteten. In dieser hatte er nach bayerischer Kirchenordnung den Katechismusunterricht zu geben. Manches und vielleicht das Beste empfangen sie durch den Kreis, in dem sie aufwuchsen. Wenn in den langen Universitätsferien die Großeltern auf der Winterhausener Pfarre hausten, unterrichtete der Großvater seine Enkelinnen auf Spaziergängen in der Umgegend in Naturgeschichte. Und wenn im Familienkreis, sei es dem engeren, sei es dem durch die Großeltern und andere Universitätsverwandte erweiterten, deutsche Literatur gepflegt wurde oder auch englische oder französische, durften sie, von der Mutter in den Fremdsprachen elementar unterrichtet, teilnehmen und wuchsen so in die Dinge hinein. Wer pädagogisch unterrichtet ist, sieht, daß diese zwei Mädchen ganz nach den Grundsätzen erzogen wurden, die Karl von Raumer für Mädchenerziehung in seiner Pädagogik empfohlen hat. Bei einem solchen Unterrichtsbetrieb wie dem hier geschilderten kommt die systematische Vollkommenheit des Unterrichts gar leicht zu kurz. Wer aber wollte verkennen, daß solche freie Erziehung auch ihre großen Vorzüge hat vor dem üblichen Schuldrill. So unmusikalisch oder wenigstens mangelhaft musikalisch ich bin, ebenso musikalisch war meine Braut. Sie hat früher gesungen als gesprochen. Man versteht, wie das gemeint ist. Meinem späteren Hause ist daraus manche Bereicherung erwachsen.



So gesellte sich 1873 zu dem schweren Reiz der unvergeßlichen ersten Amtsführung der erquickende Reiz der Brautzeit. Noch als alter Mann kann ich nicht ohne eine gewisse Bewegung das weißleuchtende Pastorat im Grün des Gartens draußen vor Rappeln erblicken.

Daß ich mich verlobt hatte, richtete allmählich die Gedanken auf ein eigenes Pastorat. Mit der Braut studierte ich Vakanzanzeigen.

Im Frühsommer fuhren wir nach Flensburg; ich wollte die Braut der Mutter zuführen. Als wir eines Nachmittags auf dem Wege nach Mürwik mit einander spazieren gingen, drehte sich unser Gespräch wieder um Vakanzten. Da packte mich eine Empfindung, der ich sofort auch Ausdruck gab: „Eigentlich ist das ein widerliches Gespräch, das wir führen. Hier lecken wir herum an diesem und an jenem. Hier gefällt dieses nicht, dort jenes. Ich mag das nicht. Ich will doch der Kirche dienen und nicht mir Leckerbissen aussuchen. Weißt Du, auf dem Rückweg gehe ich zu Godt und frage ihn, wohin ich gehen soll, und da gehe ich dann hin.“ Meine Braut war einverstanden.

Die Reise von Flensburg nach Rappeln ging damals über Schleswig, nach Schleswig mit der Bahn und von dort mit dem Schiff.

Ich traf D. Godt zu Hause. Er verstand und billigte, was mich zu ihm führte. Als bald sagte er: „Sie wollen ja nicht nach Nordschleswig; sonst wäre das Diakonat in Apenrade etwas für Sie.“ Ich wußte, daß dasselbe vakant war. In den Gesprächen mit der Braut hatte ich Apenrade nicht berührt, weil ich nicht nach dem Norden wollte. Aber ich verhehlte mir nicht, daß D. Godt auch Apenrade würde nennen können. Immerhin hatte ich einen südwärts gerichteten Lebensweg mit ihm vereinbart. Nun nannte er es doch, wenn auch in bedingter Weise.

Ich schwieg eine Weile. Dann sagte ich: „Wenn Sie mich bestimmt auffordern wollen, nach Apenrade zu gehen, werde ich mich fügen.“ „Ich komme in diesen Tagen nach Kiel“, erwiderte er, „da will ich mit dem Präsidenten sprechen und dann Ihnen schreiben.“

Was jetzt geschehen würde, wußte ich. Als meine Braut auf das Schiff kam, fand sie mich in der Kajüte sitzend, den Kopf in die Hände gestützt, schwermütig gestimmt. Mir hatte sich jetzt doch der Weg aufgetan, den ich nicht gehen wollte. Warum war ich auch zu Godt gegangen? Indes — entsinne ich mich recht, hatte leise die Frage mitgespielt, ob es auch recht sei, daß ich so entschieden mich Nordschleswig versagte.

Ich wurde in Apenrade mit Freund Schumacher (später in Broacker) und Pastor Dose (später in Stepping) präsentiert. Der Wahltermin war festgesetzt.

Da schrieb mir Graf Ranzau, jetzt sei Sarau vakant. Die Wahl könne warten bis nach der in Apenrade. Würde ich dort nicht gewählt, könne ich ihm oder dem Patron selbst, dem Grafen Reventlow auf Altenhof, telegraphieren. Damit sei ich dann präsentiert. Natürlich alles unter der Voraussetzung, daß ich nach Sarau wolle. Das wollte ich gern. Sarau hatte damals einen guten Ruf.

Kurz vor dem Apenrader Wahltermin erhielt ich die Nachricht, es sei in Apenrade ein Streit ausgebrochen über das Wahlrecht; der Wahltermin sei verschoben.

Aha! Vielleicht ein Ausweg! Bei der jetzigen Lage der Dinge sandte ich dem Patron eine ordnungsmäßige Bewerbung und erhielt dann die Zusage. Formell war mein Verhalten einwandfrei. Sachlich war es ein Versuch, eigene Wege einzuschlagen.

Der Versuch bekam mir schlecht. Die Guts herrschaft hatte schon vorher einen anderen (Büch sel) ins Auge gefaßt. Die Bauern nahmen — so wurde mir nachher erzählt — Anstoß an meiner nach ihrer Meinung schwachen Gesundheit. Ich erhielt nur wenige Stimmen.

Im September wurde ich dann in Apenrade mit großer Stimmenmehrheit gewählt.

Nach Nordschleswig. Vielleicht befremdet es gerade die, welche mich persönlich kennen, daß ich nicht nach Nordschleswig wollte, war und bin ich doch einer, der nicht nur in Nordschleswig geboren ist, sondern sich dort auch heimisch fühlt. Etwas hat meine damalige Stimmung mich später selbst befremdet. Dennoch kann ich sie erklären. Ich sollte nicht nur in Nordschleswig leben, sondern auch amtieren. Seit zehn Jahren war ich dem Dänischen entfremdet; ganz anders als seiner fühlte ich mich meiner Muttersprache mächtig. Auch hatte ich, wie droben angedeutet, eine gewisse Scheu, jetzt wieder in den deutsch-dänischen Kampf einzutreten. Meine ganze Jugend hatte unter seinem Zeichen gestanden. Der eigentliche Kampf hatte jetzt seinen Abschluß gefunden und zwar den von mir erwünschten. Wozu nun hinein in die Nachwehen? Das um so weniger, als ich so sehr Schleswiger war, daß ich auch den dänisch gesinnten Schleswigern gegenüber landsmännische Empfindungen hatte; um so weniger hatte ich jetzt Neigung, in eine gewisse Kampfesstellung ihnen gegenüber einzutreten.

Dazu kam, daß ich inzwischen voll eingetaucht war in das deutsche Leben. Dieses liebte ich von ganzer Seele und begehrte ungehemmt in ihm zu leben. Durch meine Verlobung war das nur verstärkt worden. Die Uebersiedlung aus dem sonnigen Tale des Mains, in dem der kräftigste deutsche Wein reift, an die nebligen Ufer der Schlei war für meine Braut schon eine starke Verpflanzung gewesen. Nun gar in die ihr fremde Gegend vorwiegend dänischer Zunge — das war eine weitere Entfernung aus dem ihr Heimischen, die ich ihr nicht gern zumutete.

Aber es kam dann anders, als ich geplant und gewollt. Ich wurde von einem anderen gegürtet und geführt, und daß ich mich darein geschickt — das habe ich nie bereut.

## 2. Apenrade.

Ende Oktober (1873) hielten wir Hochzeit und begaben uns noch an demselben Tage auf die „Hochzeitsreise“ — nach Apenrade. Am ersten Tage erreichten wir mit einem Wagen Flensburg, am zweiten mit der Bahn unser Ziel.

In strömendem Regen trafen wir in Apenrade ein. Niemand kümmerte sich um unser Kommen. Meine Frau war das im Süden anders gewohnt gewesen; ich kannte das nicht anders. Natürlich hatte ich mein Kommen dem Propsten gemeldet. Das hatte zur Folge, daß wir das Diakonat, das meine Braut mit ihrer Schwester vorher wohnlich eingerichtet hatte, offen fanden; auch hatte die freundliche Frau Präpstin Brot und Salz auf unsern Tisch gestellt. Wenige Tage später wurde ich eingeführt, nach damaligem Brauch von Landrat und Propst. Die Kirche war übergelüllt. Meiner Antrittspredigt legte ich das paulinische Wort 1. Cor. 2, 1—5 zu Grunde. Zu der Feier waren meine Mutter und ihre Schwester aus Flensburg herübergekommen. Sie als erste Hausgäste begrüßen zu dürfen erfüllte mich mit freudigem Stolz. Am Tage der Einführung waren die Visitatoren und die Kirchenältesten nach Landesbrauch unsere Tischgäste. So war nun alles wohl geordnet und das Apenrader Leben konnte beginnen.

Die Gemeinde Apenrade ist die, in der ich mein eigentliches Pastorleben geführt habe, ein reiches Pastorleben. Sie hat meinem Herzen bis in die Tage des Alters sonderlich nahe gestanden. Ich habe aber als lebenskundiger Mann nie beansprucht, daß sie auf die Dauer so an mir hängen sollte, wie ich an ihr. Eine Gemeinde wechselt in ihrem Bestand. Auch kann ihr ein Pastor, der ihr reichlich sechs Jahre diente, nicht das bleiben, was sie ihm, dem sie recht eigentlich die Gemeinde gewesen war, blieb. Aber vergessen wurde ich auch als ihr einstiger Pastor dort nicht. Als ich zur letzten Visitation in Apenrade erschien, fand ich nicht nur wie auch sonst die Kirche gefüllt, sondern fand sie reich, fast überreich geschmückt. Das hatten die Frauen Apenrades getan, die einst meine Konfirmandinnen gewesen waren. Eine unter ihnen, die Jahre lang bettlägerig war, hatte sich Laub aufs Bett bringen lassen, um mitzuwinden an den Kirchengirlanden. Das alles tat mir doch innerlich wohl.

Ehe ich auf die Gemeindeverhältnisse und meine Arbeit in der Gemeinde eingehe, zeichne ich ein wenig den Rahmen, in dem sich dieses Leben und seine Arbeit abspielte.

Apenrade, damals eine Stadt von 5 bis 6000 Einwohnern, hat in ihren ältesten Teilen (z. B. Schloßstraße) gewisse Reize, ist aber nicht eine eigentlich schöne Stadt. Dagegen ist sie vielleicht die schönst gelegene Stadt Schleswig-Holsteins. Sie liegt an der Spitze

des Apenrader Meerbusens, vorzugsweise auf einer leicht abfallenden Anhöhe gebaut, auf deren höchster Höhe die Kirche liegt. Die Stadt ist umgeben von einem breiten Wiesental, das eingeschlossen ist von bewaldeten Höhen. Sowohl für Spaziergänge wie für weitere Ausflüge bietet die Umgebung reiche Fülle.

Als ich nach Apenrade kam, fanden sich dort noch drei große Schiffswerften, die hölzerne Schiffe bauten, sonderlich für den Verkehr in den chinesisch-japanischen Gewässern. Als ich nach reichlich sechs Jahren Apenrade verließ, waren die zwei Werften eingegangen; auf der dritten stand noch ein Schiff im Bau, aber es war das letzte, und daß es gebaut wurde, entsprang mehr dem Wohlwollen, das den Schiffszimmerleuten Arbeit zuweisen wollte, als dem Geschäftstrieb. Die Zeit der hölzernen Schiffe war vorüber. Gemeinsam eine Werft für den Bau eiserner Schiffe zu errichten, wie ich ihnen vorschlug, — dazu erklärten die Apenrader nicht kapitalkräftig genug zu sein. Das wirtschaftliche Leben hat dann andere Wege einschlagen müssen, namentlich durch Erweiterung des bisher schon betriebenen Holzhandels.

Aber zu meiner Zeit drehte sich das wirtschaftliche Leben Apenrades noch um das Schiff. Die Apenrader waren zu einem guten Teil wenn nicht Schiffsreeeder so doch Schiffspartner oder sie waren Schiffbauer oder endlich Seeleute, die die Schiffe bemannten. Ob es wirtschaftlich gut stand oder nicht, war wesentlicher als durch die heimische Ernte durch die Verhältnisse in den chinesisch-japanischen Gewässern bedingt. Was das weitere Deutschland erst allmählich hat lernen müssen: über das Meer hinauszuschauen, waren wir Schleswig-Holsteiner von altersher gewöhnt, ganz sonderlich die Bewohner Apenrades und seiner Umgebung, einschließlich meiner Heimatgemeinde Voit.

Die drei Werften waren in dänischen Händen. Der Besitzer der größten war ein Herr Paulsen, der zugleich Kirchenältester war. Ein solcher Werftbesitzer verfügte über Pferde; sein Geschäftsbetrieb forderte sie. Paulsen, selbst ein vorzüglicher Reiter, sorgte dafür, daß stets einige seiner Pferde als Reitpferde brauchbar waren. Als wir uns näher kennen lernten, forderte er mich auf, an seinen Reittouren teilzunehmen. Auf meine Erwiderung, daß ich nicht reiten könne, erklärte er sich bereit, es mich zu lehren. Ich hatte den Eindruck, daß ein solches Arrangement nicht nur seiner freundlichen Gesinnung, sondern auch seinen eigenen Wünschen entsprach, und ging darauf ein. Und nun gestaltete sich die Sache so, daß ich im Sommer — im Winter hatte ich dazu keine Zeit —, wenn ich nachmittags stundenlang in Krankenzimmern geweilt hatte, auf den Paulsenschen Zimmerhof ging zu fröhlichem Ritt. Dort hatte „Jakob“ schon die Pferde gesattelt. Während ich auf Paulsens Kontor mich mit den nötigen Reitutensilien versah, wur-



den sie vorgeführt und wir ritten dann miteinander eine Stunde oder auch länger durch die Apenrader Wälder oder am Apenrader Meeresstrand, was mir vorzüglich bekam. Aber was sagte man dazu in der Gemeinde? Ich fragte einen mir befreundeten Hauptlehrer, der mit den Verhältnissen der Gemeinde wohlvertraut war, ob die Gemeinde Anstoß nähme an meinen Reitübungen. Nein, antwortete er, die Leute sagen: der Ritt durch die Wälder tut dem Pastor Raftan gut, nachdem er so viel Krankenstubenluft geschluckt hat. Nur eine ältere Frau — diese kannte ich schon; sie vermaß sich gern in ihrer Frömmigkeit und war geneigt, andere zu richten — habe sich aufgehalten über mein Reiten. „Handelt es sich um die“, sagte ich meinem Freunde, „werde ich um so fleißiger reiten; ihr gegenüber gehört das zu der Seelsorge, die ich ihr schulde“. Natürlich sprach ich auch mit ihr selbst.

Ein anderer Däne, zu dem ich in nähere Beziehung trat, war der frühere dänische Physikus Dr. Dahl, ein christlich interessierter Mann. Dieses Interesse teilten seine Frau und eine in ihrem Hause lebende Dame, Fräulein Baggesen. Die dänische Gesinnung beeinträchtigte die Gemeinschaft nicht; der gemeinsame Glaube hob über den nationalen Gegensatz hinweg. Als Dr. Dahl später als Stiftsphysikus nach Aalborg berufen wurde, brachten alle drei noch einen Abend in unserem Hause zu. Vor dem Aufbruch sangen wir miteinander das deutsche Lied: Jesu, geh voran.

In der Apenrader Gesellschaft spielten Seekapitäne und ihre Frauen eine hervorragende Rolle. Unter den letzteren standen mir zwei nahe, treffliche, tätige Frauen, eine Frau Bruhn, Schwester des Herrn Paulsen, die mir besonders nahe trat, und eine Frau Thomsen, die mir eine treue Helferin war; beide waren dänisch gesinnt, aber bewußte Christinnen.

Zu der deutschen Bürgerschaft — ich war Pastor der dänischen Gemeinde — gewann ich damals nur in beschränktem Maß persönliche Beziehungen. Wir traten in bescheidenen Verkehr mit dem trefflichen Landrat, einem Herrn von Lebekow und seiner Frau, einer geborenen Gräfin Blücher-Altona. Er war der Sohn eines früheren dänischen Hofchefs; sie stand mit der deutschen Sprache immer noch auf etwas gespanntem Fuß. Als ich bald darauf die Militärseelsorge übernahm — in Apenrade lag damals ein Bataillon — traten wir in angenehme Beziehungen zu den verheirateten Offizieren, namentlich zu dem Hauptmann Pfeiffer und seiner trefflichen Frau. Er war Rheinländer, ursprünglich Katholik, aber aus Ueberzeugung evangelisch geworden; sie stammte aus Schlesien. Sonderlich meiner Frau war dieser deutsche Verkehr lieb und wert.

Mit dem Propst Böttig und seiner Frau pflegten wir einen sehr bescheidenen Umgang. Nicht nur war der Altersunterschied

sehr groß, der ganze Interessenkreis war zu verschieden. Ich entbehrte den Freundeskreis aus „der guten Ecke“ sehr, und zwar um so mehr, als auch in den Pastoraten der Umgebung nicht eigentlich auf meine Interessen eingestellte Männer saßen. Im Hauptpastorat zu Voit saß der Bruder meiner Mutter. Ein freundliches verwandtschaftliches Verhältnis wurde aufrecht erhalten. Für intimere Beziehungen waren Art und Interesse beiderseitig zu verschieden. Um so wertvoller war es für mich, als ich den Pastor Kier in Osterlügum, den späteren Propsten von Nordtöndern, näher kennen lernte. Dieser war ein geistig lebendiger, wissenschaftlich interessierter, vielseitig gebildeter Mann. Leider lag Osterlügum recht weit — die heutige Kreisbahn gab es damals nicht —, doch kam ich vereinzelt hinaus. Ihn führten öfter seine Geschäfte in die Stadt, und dann kam er immer zu mir; bisweilen auch ohne Geschäfte, getrieben von „Menschenhunger“. Wie später in Kiel, wenn er zur Examenzeit oft noch spät abends zu uns kam, so weckte es schon damals immer Freude, wenn es hieß: Kier ist da!

Endlich trat ich, als ich nicht lange nach meinem Amtsantritt auch die Schulinspektion übernahm, in nähere Beziehungen auch zu Apenrader Lehrern. Namentlich trat ich dem ersten Lehrer der Knabenschule (Wilhelmsen) näher. Er war der, mit dem ich das oben erwähnte Gespräch über mein Reiten führte. An ihm, einem tüchtigen Lehrer und festen Charakter, studierte ich mit warmem Interesse das Sichemporringen der Volksschullehrer. Ein anderer Repräsentant dieses Standes, der gleicher Weise mein Interesse fesselte, trat mir später entgegen in dem Kreisschulinspektor Petersen, dem ersten Kreisschulinspektor im Hauptamt in Schleswig-Holstein. In einem Sylvestergottesdienst gewährte ich unter meiner Kanzel im Gang stehend — die Apenrader standen nicht in der Kirche, sondern gingen fort, wenn sie keinen Platz fanden — einen Herrn, der mir auffiel durch die gespannte Aufmerksamkeit, die sich spiegelte in dem durchgeistigten Gesicht. Das war Petersen. Ein trefflicher Mann und reger Geist. Er hielt wertvolle Vorträge. Im Verkehr mit ihm spürte ich nicht, daß er nicht akademisch, sondern seminaristisch gebildet war, es sei denn daran, daß er die akademische Bildung überschätzte.

Damit habe ich den Rahmen gezeichnet, in dem mein Apenrader Leben sich abspielte. Das zunächst Charakteristische desselben ermußte daraus, daß meine Gemeinde eine dänische war, und zwar, da hier eine deutsche daneben stand, schärfer ausgeprägt, als das in mancher Landgemeinde der Fall war. Mir aber sind aus diesem Umstand sonderliche Schwierigkeiten nie erwachsen. Daß ich ein deutsch gesinnter Mann war, wußte männiglich, als ich kam. Es ist mir auch nie in den Sinn gekommen, meine deutsche

Gefinnung irgendwie unter den Scheffel zu stellen. Geschadet hat das meiner amtlichen Wirksamkeit nie. Freund Paulsen sagte mir einmal: „Uns ist es nur lieb, daß wir wissen, wie wir politisch mit Ihnen daran sind“. Andererseits habe ich meine amtliche Tätigkeit nie für politische Zwecke mißbraucht. Ebenso offen, wie ich mein Deutschtum bekannte, ebenso offen betonte ich, daß ich keine politische Aufgabe hätte, auch eine solche nicht wolle; meine Aufgabe sei die, das Reich unseres Herrn Jesu Christi in den Seelen zu bauen, ganz gleich, ob diese Seelen deutsch gefinnt seien oder dänisch. Auch mögen die Dänen empfunden haben, daß ich für ihre Lage Verständnis hatte. Ich hegte schon damals keine Wertschätzung für die berühmte Moral des Junkers Alexander: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders“, sondern hielt es mit dem Jesuswort: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“. Ich, der ich zur Dänenzeit mein Deutschtum festgehalten hatte, wie sollte ich nicht Verständnis haben für die Landsleute, die jetzt in deutscher Zeit ihr Dänentum hoch hielten! Mir ist öfter die Auffassung begegnet, als wäre es eine Art Unrecht, einer andern Nationalität anzugehören als der herrschenden des Staates — in meinen Augen eine moralisch wie intellektuell gleich minderwertige Auffassung.

So gestalteten sich die Beziehungen zu meiner Gemeinde, wenigstens dem kirchlich interessierten Teil derselben, durchaus freundlich. Das war freilich damals auch leichter als später. Die Berliner Beheimräte hatten damals noch nicht ihren ebenso töricht-ten wie unangenehmen Sprachenkampf inszeniert. In Apenrade existierte unangestastet eine dänische Privatschule, deren Zöglinge von mir den Konfirmandenunterricht in dänischer Sprache empfangen. In der öffentlichen Schule war der ursprünglich erteilte dänische Sprachunterricht eingegangen, aber, so weit mir bekannt, in Uebereinstimmung mit den Wünschen der bürgerlichen Mehrheit. Bekanntlich haben die nordschleswigschen Städte im Unterschied von den Landgemeinden seit der Reformation deutsche Kirchen- und Schulsprache gehabt, waren überhaupt seit alten Tagen Pflegestätten des Deutschtums gewesen. Zur Dänenzeit war das natürlich unterdrückt worden, aber ebenso natürlich lebte das nach der Befreiung wieder auf. Unter den deutschen Beamten gab es damals in Apenrade keine Heißsporne; dem ersten unter ihnen lag schon auf Grund seiner eigenen Vergangenheit jede Dänenverfolgung fern. Unter diesen Verhältnissen ließ sich leben. Mit meinen dänischen Freunden sprach ich so gut wie nie über Politik. Wenn es aber geschah, trat ich mit Freudigkeit ein für die preußische Regierung. Ganz freiwillig. Ich hielt mich in meiner Eigenschaft als Pastor dazu nicht verpflichtet. Ja, wenn man es recht verstehen will, ich renommierte mit ihr ein wenig gegenüber den Dänen, legte den

Singer darauf, daß sie die Muttersprache nicht antaste, geschweige denn, daß sie Zwang ausübe auf kirchlichem Gebiet. „Seht“, sagte ich, „so macht es eine deutsche Regierung“ — in unausgesprochenem, aber verständlichem Hinweis auf das, was die dänische Regierung zu ihrer Zeit getan. Ich ahnte damals nicht, daß und wie dieser mein nationaler Stolz später von den Preußen werde zerbrochen werden.

Vom kirchlichen Leben hielt ich die Politik nach Kräften fern. Ganz gelang das freilich nicht. Unsere kirchlichen Wahlen waren politische Wahlen, daher auch so stark an Teilnahme, daß in der Stadt Wahlbezirke gebildet werden mußten. In dem einen Wahllokal hatte ich den Vorsitz. Als ich nun wählen sollte, nahm ich einen weißen Zettel (deutsche wie dänische waren gedruckt) und schrieb auf diesen je eine Hälfte der deutschen und der dänischen Wahlkandidaten, indem ich die kirchlich besten aussuchte — unkirchliche Leute aufzustellen wagte keine Partei. Da sagte mein Beisitzer, Freund Paulsen: „Nu vil vi lægge vor Præst i Midten og see, om han bliver ene eller om han faaer Selskab“. (Nun wollen wir unsern Pastor in die Mitte legen und abwarten, ob er allein bleibt oder Genossen findet) und damit legte er meinen Stimmzettel zwischen die zwei großen Haufen und er — blieb allein. Das hatte ich auch nicht anders erwartet. Die Bedeutung meines Verhaltens lag in diesem selbst. Schließlich aber trieben mich die Dänen dazu, meine Haltung zu ändern. Damals, als noch nicht von Berlin aus „germanisiert“ wurde, befand sich das Deutschtum in dem unter den damaligen Verhältnissen natürlichen Fortschritt. Im Kirchenkollegium war auf diese Weise Stimmengleichheit erreicht worden. Wir sollten Älteste wählen. Dem Bestand im Kirchenkollegium entsprechend, waren gleich viele Deutsche und Dänen in Aussicht genommen. Da änderte sich das Stimmenverhältnis durch das unverschuldete Fernbleiben eines deutschen Gemeindevertreters. Ich ging im Wahllokal zu einem der führenden Dänen und schlug ihm vor, er und seine Freunde möchten von diesem Zufall keinen Gebrauch machen, sondern es bei der Vereinbarung belassen. Aber er wies mich ab mit dem Bemerkten: „Det kan vi ikke. Naar vi har Majoritæten, skal vi benytte den“. (Das können wir nicht; haben wir die Majorität, müssen wir sie auch benutzen.)

Klug war das nicht. Es ward das ihr letzter Sieg. Auch ich trat jetzt dafür ein, daß wir trachten mußten, die Majorität in feste Hand zu bekommen und dann den Dänen Platz und Mitarbeit sichern, soweit sie selbst in der Minorität solche wollten.

Schon droben schränkte ich das Wort von meinen guten Beziehungen zur dänischen Gemeinde ein wenig ein. Die dänischen Familien, zu denen mich mein Amt in keine persönlichen Bezie-



hungen brachte, blieben mir mehr oder weniger fremd. Daß aber auch hier menschliches Empfinden, christliches Bedürfnis den Bann brechen konnte, — das erlebte ich in einer mir heute noch in lieber Erinnerung stehenden Weise. In Apenrade lebte zu meiner Zeit der Tabaksfabrikant Junggreen, der Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen war, einer der Führer der Dänen. Ich hatte einige Töchter von ihm konfirmiert und daraufhin ihn besucht, so gut wie die anderen Eltern meiner Konfirmanden. Unsere Begegnung bei dieser Gelegenheit war eine kühl freundliche gewesen. Er war damals Witwer. Bald darauf heiratete er eine dänische Dame, die den hochgebildeten Kreisen Kopenhagens entstammte. Ich hörte das wohl, hatte aber keine Gelegenheit, diese Dame kennen zu lernen. Sie mochte einmal in der Kirche gewesen sein, aber der Besuch dieser war zu gut, als daß ich das sofort bemerkt hätte. Da erhielt ich eines Tages die Botschaft, diese Frau sei schwer erkrankt und begehre das Sakrament. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß eine Fehlgeburt stattgefunden habe und jetzt eine Komplikation eingetreten sei, die das Ende wahrscheinlich mache. Mir ward schwer ums Herz. Jeder sieht, daß das Handeln in einer solchen Lage kein leichtes ist. Hier trat das Bewußtsein erschwerend hinzu, daß ich in dänischer Sprache mich doch nicht so frei bewegte, wie in der Muttersprache, und auf völlig freie Bewegung war ich angewiesen; auch drückte mich die in diesem Fall nicht durch Gemeinschaft im Glauben überwundene nationale Fremdheit. Aber was ich zu tun hatte, war klar. Ich rüstete mich so, wie allein ein Pastor in solcher Lage sich rüsten kann und ging hin. Ich fand eine junge schöne Frau in den Kissen liegen mit einem ruhig freundlichen Antlitz. Das hob mich schon. Bei solchen Kommunionen pflegte ich mit einem Gespräch zu beginnen, das ich dann je nach dem Befund in eine freie Rede übergehen ließ, um so zu Beichte und Absolution zu gelangen. Was der Anblick begann, vollendete das Gespräch: ich befand mich alsbald in einer inneren Lage, in der alle Bande von der Seele fielen, auch die sprachlichen. Die Rede wurde zu einem Lobpreis der Gottesgnade, die alles überwindet und auch durch Sterben hindurch Leben schenkt. Die Augen der Kranken leuchteten. Ich hatte wie selten das Gefühl einer im Herrn geheiligten Gemeinschaft. Die ganze Handlung, vor deren Aufgabe ich vor kurzem innerlich erschrak, gestaltete sich zu einem der Höhepunkte meines Amtslebens. Als ich mich verabschiedete, versprach ich wieder zu kommen; aber sie sah ich nicht wieder. In der Ewigkeit hoffe ich, ihr zu begegnen.

Damit war das Eis gebrochen zwischen ihrem Manne und mir. Er selbst kam am nächsten Tage zu mir, um mir zu sagen, daß seine Frau gestorben sei, und weinte an meinem Halse. Selbst-

verständlich besuchte ich ihn jetzt öfter. Auch kam er dann und wann zu mir auf mein Zimmer. Bisweilen gingen wir miteinander spazieren. So entwickelte sich ein fast freundschaftlicher Verkehr. In einem solchen spricht man über allerlei. Da legte es sich nahe, auch einmal über politische Fragen zu sprechen, nicht im Sinn eines Streits, sondern verständiger Erwägung. Zu einem Streit kam es auch zwischen uns nicht. Immerhin wirkten die politischen Gespräche entfremdend. Als ich fortging von Apenrade, war der persönliche Verkehr mit ihm so gut wie eingeschlafen. Als ich aber meine Abschiedspredigt gehalten hatte und mein Haus schon halb leer stand, kam er noch einmal zu mir. „Wir wollen uns nicht trennen“, sagte er, „ohne daß ich Ihnen noch einmal die Hand gedrückt habe.“ Das freute mich, und ich dankte ihm. „Vergessen Sie uns nicht,“ fuhr er dann fort, „Sie kennen uns ja. Vergessen Sie uns nicht, wenn Sie nun in der Regierung sind, und namentlich später nicht, wenn Sie einmal Minister geworden sind.“ „Minister?“, erwiderte ich und lachte. „Wie kommen Sie darauf?“ „Nun“, sagte er, „wenn Sie so jung Regierungsrat werden (ich war damals 33 Jahre), warum sollten Sie dann nicht schließlich Minister werden?“ Ich sagte ihm dann, er habe nordische Verhältnisse vor Augen und beurteile unsere Verhältnisse nach jenen. In Preußen sei so etwas ausgeschlossen. Aber vergessen würde ich sie nicht.

Der regelmäßige Gottesdienst, der mir oblag, vollzog sich in dänischer Sprache. Ich selbst lebte mich bald ein und fühlte mich wohl bei dänischer Verkündigung, dänischem Gesang und dänischem Gebet. Auch meine Frau fand sich in dieses ihr Neue, sogar meine Schwiegermutter, die nach dem Tode ihres Mannes zu uns gezogen war. Meiner Braut hatte ich seinerzeit einen dänischen Katechismus geschenkt. Den hatte sie auswendig gelernt. Auch hatte sie fleißig die dänische Bibel gelesen, sonderlich in den ihr vertrauten Teilen. So hatte sie sich vorbereitet. Die regelmäßige Teilnahme am dänischen Gottesdienst tat dann das Ihrige <sup>1)</sup>. Wir alle drei freuten uns der rhytmisch gesungenen Lieder des dänischen Gesangbuchs. In unserm langweiligen deutschen Gesangbuch fehlten solche.

Als Diakonus hatte ich eine ungünstige Gottesdienstzeit, im Sommer morgens 7<sup>1/2</sup>, im Winter nachmittags 1<sup>1/2</sup> Uhr. Trotzdem wurde der Gottesdienst gut besucht. Als es mir gelungen

<sup>1)</sup> Mehr Schwierigkeiten machte ihr die Volkssprache. Als das mitgebrachte Mädchen uns verließ, engagierte sie kühnlich ein dänisches Mädchen, das kein Deutsch verstand. Für Weisungen von allerlei Art rüstete meine Frau sich durch Benutzung des deutsch-dänischen Wörterbuchs, das auf ihrem Schreibtisch lag. Aber wenn sie so gerüstet in die Küche kam, waren die so erworbenen Bezeichnungen der Köchin oft böhmische Wälder.

war, Dese in die Kirche hineinzubringen, konnten auch die Alten und die Schwachen, die bisher nur im Sommer kamen, auch im Winter kommen. Holsteiner von Geburt hatten, schon vor meiner Zeit, Dänisch gelernt, um an unsern dänischen Gottesdiensten teilnehmen zu können; der deutsche bot ihnen zu wenig. Da hatte die dänische Kirchenleitung zu ihrer Zeit die Dinge anders geordnet. Den dänischen Gottesdienst hielt damals der begabte Pastor Leth, während die deutschen Gottesdienste einem sehr wenig zugkräftigen Pastor überlassen blieben. Der Kirchenbesuch war, wie gesagt, gut. War er einmal schwächer, ließ ich das meine Freudigkeit nicht anfechten. Ich huldigte dem Grundsatz, daß man zwar auf viele bedacht sein solle bei Vorbereitung der Predigt; aber stände man erst auf der Kanzel, sei das viele oder wenige nicht mehr des Predigers Sache.

Daß die Kirche durchweg gut besucht war, hatte ich selbstverständlich in erster Linie meinen Vorgängern zu danken, die geistliches und kirchliches Leben geweckt hatten. Zur vormärzlichen Zeit hatte Propst Rehoff, der spätere Senior von Hamburg, hier eine gesegnete Wirksamkeit gehabt. Von der fanden sich auch jetzt noch Spuren. Frischere Spuren traten mir entgegen von der Wirksamkeit des Pastor Leth, später in Middelfart auf Fühnen. Dieser war ein Grundtvigianer und hatte in diesem Sinn gearbeitet. Mein unmittelbarer Vorgänger war Pastor Grønning, ein früherer Missionar und ein Pietist alter Art, der pietistische Kreise um sich gesammelt hatte.

So fand ich in der Gemeinde mannigfaltige Strömungen. Von einem sogen. kirchlichen Liberalismus und seinem die Kirche des Evangeliums auflösenden Treiben gab es nichts. Fast eben so wenig gab es damals von der sogen. „Indre Mission“, die später in Nordschleswig eine große Rolle gespielt hat. Dagegen war der Pietismus recht stark vertreten. Diese Kreise hätten es am liebsten gesehen, daß ich mich ihnen angeschlossen und mit ihnen, wie mein Vorgänger das getan, Separatversammlungen gehalten hätte. Dazu aber konnte ich, ein lutherischer Kirchenmann, mich nicht entschließen<sup>1)</sup>. Wohl aber nahm ich eine freundliche Stellung zu ihnen ein und trat, wenn man ihnen um ihres ernststen Christentums willen zu nahe trat, stets für sie ein. Wir waren auch, darf ich wohl sagen, gute Freunde; sie gehörten zu meinen treuesten Kirchgängern. Fremdartig muteten mich zunächst die grundtvigianischen Kreise an. Ich wußte ja von Grundtvig, dieser eigentümlichen Persönlichkeit, die mein Bruder in einem in Basel gehaltenen

<sup>1)</sup> Heute würde ich mich anders gestellt haben, handelte es sich doch um eine kirchentreue Gemeinschaft. In einer solchen sehe ich heute den Kern der Gemeinde.

nen Vortrag nicht unzutreffend den Propheten des Nordens genannt hat. Was mich an den Grundtvigianischen Kreisen anzog, war der volkstümliche und entsprechend der kirchliche Zug, der ihnen eigen war. Das Grundtvigsche Christentum scheint im Mutterland hier und da zu leichtfertigem Christentum entartet zu sein. Davon spürte ich nichts. Pastor Leth, der dieses Christentum in Apenrade gepflegt hatte, war ein tieferster Mann gewesen. Es ist bekannt, daß im Grundtvigianismus mit dem Religiösen das Rationale bezw. das Politische eng verquickt ist. Die Demokratisierung Dänemarks, die wir heute vor Augen haben, wurzelt nicht zuletzt in der Grundtvigschen Bewegung. Von politischen Wirkungen des Grundtvigianismus zeigte sich aber in Apenrade keine Spur. Selbst das Rationale trat nicht sonderlich hervor; dänisch gesinnt waren die, welche dieser Richtung huldigten, so wie so. Kurz und gut — ich lernte in meiner Gemeinde den Grundtvigianismus kennen als eine ernste kirchliche Strömung. Natürlich beschäftigte ich mich jetzt mit Grundtvig; ich versuchte, seine Schriften zu lesen, aber sie verstimmten mich durchweg, bis ich merkte, daß ich sie verkehrt las. Ich las sie als Schriften eines Theologen, und als solche taugen sie nicht viel; ich merkte, daß man sie lesen müsse als Schriften eines Romantikers, im besonderen als eines von der Romantik beeinflussten Kirchenmannes; so wurden sie genießbarer; sie wertzuschätzen habe ich zwar auch so nicht gelernt. Anders steht es um seine Viederdichtung. Als Kirchenlieddichter steht Grundtvig hoch.

Aber nicht nur mit kirchlichen Strömungen verschiedener Art, auch mit sektiererischen Strömungen hatte ich in Apenrade zu tun. Es gab hier Methodisten, mit denen ich gelegentlich Auseinandersetzungen hatte. In diesen vermied ich alles Gehässige. Vielleicht war es eine Folge davon, daß der Methodistenprediger mich persönlich aufsuchte. Besonders hatte ich — nicht absichtlich, sondern zufällig — mit Darbisten zu tun. Die Darbisten meiner Gemeinde stammten aus einer kleinen Darbistengemeinde im Kirchspiel Riis. Die Darbisten waren eifrig in der Propaganda. Auch Baptisten waren da, aber sie verhielten sich ruhig.

Diese Andeutungen zeigen, daß ich in Apenrade in angeregte und anregende Verhältnisse eintrat. Auch dafür bin ich von Herzen dankbar gewesen. Arme Amtsbrüder, die in toten Gemeinden arbeiten müssen. Trotzdem gab es selbstverständlich auch in Apenrade tote Kreise, solche, die dem Evangelium gleichgültig gegenüberstanden. Vielleicht auch Feinde des Evangeliums, aber von solchen habe ich nichts gespürt. Wenn ich einmal von Spott hörte, war das weniger Ausdruck eigentlicher Feindschaft, als ein Produkt seelischer Rohheit.



Den Fernstehenden suchte ich nahe zu kommen auf dem Wege persönlicher Seelsorge, so oft sich zu solcher Gelegenheit bot.

Die persönliche Seelsorge entwickelte sich so kräftig, daß ich mich ein Tagebuch zu führen entschloß. Ich bildete eine Art Besuchsystem aus. Auf einer großen Tabelle rubrizierte ich die von mir zu Besuchenden. Die täglich oder doch fast täglich, die wöchentlich, die alle vierzehn Tage, die monatlich zu Besuchenden und schließlich die nicht zu Vergessenden (Siehe asw.) füllten die verschiedenen Rubriken. Wer mir gemeldet wurde, kam in die erste Rubrik. Ein allmähliches Gesunden führte in eine immer spätere, bis schließlich Streichung erfolgte. An jedem Montag Morgen wurde auf Grund dieser Tabelle mit Hilfe des Tagebuchs der Wochenzettel ausgearbeitet, und dieser stand vor mir auf meinem Schreibtisch, bis alle Namen durchstrichen waren. So konnte niemand vergessen werden. Eine alte Sieche sagte mir einmal: „P. Grønning var en god Mand; han har ofte besøgt mig; men stundom kunde han glemme mig. De glemme mig aldrig.“ (P. G. war ein guter Mann; er hat mich oft besucht; aber bisweilen konnte er mich vergessen. Sie vergessen mich nie.) Ja, dachte ich, wenn du mein System kennstest!

Im Tagebuch deutete ich auch kurz an, was ich etwa vorgelesen hatte. Gelang es nämlich nicht, in ein religiöses Gespräch hineinzuführen, oder gehörte der Kranke zu den mehr oder weniger Stumpfsinnigen, las ich etwas vor. Ich hatte dann das Bewußtsein, doch nicht ganz vergeblich da gewesen zu sein. Erst versuchte ich es mit dem Neuen Testament und den Psalmen. Bald aber griff ich zu den Kirchenliedern. Die verstehen die Leute, namentlich die Fernstehenden, viel besser; sie bieten so zu sagen gebackenes Brot. Wenn ich meine Besuche antrat, hatte ich in der einen Tasche ein dänisches, in der anderen ein deutsches Liederbuch<sup>1)</sup>. Ich habe, wenn ich das rechte Lied gelesen hatte, auf manchem stumpfen Antlitz gelesen, daß es die Seele ergriff. Um so ernster und herzlicher konnte ich dann ein Schlußwort sagen. Mit den Kranken frei zu beten — dazu ging ich, wenn sie nicht etwa selbst mich darum baten, erst dann über, wenn ich vertrauter mit ihnen geworden war. Ich habe natürlich auch erlebt, daß mein Besuch abgewiesen wurde; der würde den Kranken aufregen oder der Arzt wünsche ihn nicht, oder was sonst gesagt wurde. Ich verabschiedete mich dann immer mit einer freundlichen Bereiterklärung, sollte der Kranke anderen Sinnes werden, ihm zu dienen. Damit fühlte ich mein Gewissen beruhigt; meinen Dienst auf-

<sup>1)</sup> Obwohl die Volkssprache in Apenrade damals durchaus die dänische war, fanden sich auch deutschredende Häuser. Wenn ich ein mir unbekanntes Haus betrat, war meine erste Frage stets die: „Tale de her dansk eller tysk?“ (Sprechen Sie hier dänisch oder deutsch?)

zudrängen, fühlte ich keine Pflicht. Freilich darf man auch nicht zu zartfühlend sein. Das lehrte mich die Erfahrung, daß ich Kranken, die mich zunächst mit zweifelhafter Miene aufnahmen, später nicht oft genug kommen konnte.

In den sozial tiefer stehenden Schichten war der Zutritt selbstverständlich ein sehr viel leichter als in den höher stehenden. Ich habe ihn auch in diesen erkämpft, sintemal ich auch diesen mich als Schuldner wußte. Aber ich wurde allmählich zurückhaltender. In diesen Kreisen genügen leisere Andeutungen der Bereitschaft zu dienen. Vor allem: hat man sich den Zutritt zum Krankenbett gewissermaßen erzwungen, ist das eine schlechte Grundlage für die Ausübung der Seelsorge. Ja, wenn die Liebe Christi also drängt, wer innerlich nicht anders kann, der tue so getrost. Diese Liebe ist eine auch fatale Situationen überwindende Macht. Wer aber, wie ich damals, sich dessen bewußt ist, daß nicht sowohl die Liebe Christi ihn drängt als die ernste Empfindung der Pflicht, der halte an sich; er erzwingt nicht sozusagen den Zutritt.

Eine so ausgedehnte persönliche Seelsorge kostet innerlich recht viel. Wie oft gedachte ich unwillkürlich dessen, als ich später, Akten bearbeitend, an meinem Schreibtisch saß in der königlichen Regierung zu Schleswig. Man kann in jeder Seelenstimmung Akten gewissenhaft bearbeiten, aber nicht in jeder Seelenstimmung Seelsorge treiben. Da gilt es immer wieder, erst selbst in die Tiefe und in die Höhe zu gehen, um in die rechte innere Lage hineinzukommen. Das dient dann freilich auch der eigenen Seele. Auch äußere Schwierigkeiten sind zu überwinden, so mancher Ekel in den Krankenstuben, aber das lernt man. Alles Leid dauernd mittragen kann man schließlich nicht. Ich lernte, heimgesetzt, das Erlebte abschütteln, ohne daß dadurch die Aufrichtigkeit meiner Teilnahme, wenn ich wieder bei dem Leidenden saß, beeinträchtigt wurde. Als ich erst Kinder hatte, spielte ich gern ein wenig mit ihnen, wenn ich von meinen Besuchsgängen heimgesetzt war.

Ansteckung habe ich nie gescheut. Scheuen denn Aerzte sie? Ich wäre mir erbärmlich vorgekommen, wenn ich mich ihnen darin nicht gleich gestellt hätte; auch ich handelte in meinem Beruf; selbstverständlich benutzte ich die gebotene Vorsicht in meiner Haltung, so auch den Meinigen gegenüber, wenn ich heimkam. Scherzhaft oder rührend, wie man will, war es, wie ich in einem besonderen Fall dafür belohnt wurde. Es gab in Apenrade eine Fischerfamilie, die den Fischfang im Großen betrieb. Im Hause derselben brach Typhus aus; einige starben; das Haus wurde gemieden; außer dem Arzt kam eigentlich nur ich. Mein Kommen war dem Hausvater Trost und Stärkung. Das vergalt er mir in seiner Weise. An die Apenrader verkaufte er nur die Fische, die ihm für seine Hamburger Großkunden nicht gut genug waren. Aber

als er später einmal unter den Kaufenden meine Röchin entdeckte, bekam sie hinfort von der Hamburger Ware.

Nahe mit der Seelsorge hing ein anderes zusammen. Nicht selten verließ ich ein Krankenzimmer mit dem Gedanken: es wäre besser gewesen, ich hätte das Bett gemacht, als daß ich ein Lied las. Das mußte ich aber nun doch nicht anzufangen, nämlich das Bettmachen. Daraus wurde der Gedanke geboren: du mußt eine Diakonisse anstellen. Heute ist die Arbeit von Diakonissen in jeder größeren Gemeinde etwas nahezu Selbstverständliches. Anders damals.

Um diese Zeit hatte der Pastor Bruhn in Flensburg, der aus seiner altpreußischen Vergangenheit die Kunde der Inneren Mission mitgebracht hatte und nun die Innere Mission bei uns nicht nur theoretisch sondern auch praktisch pflegte (Frauenverein, erste Herberge zur Heimat), und in diesem Stück auch mein Lehrer geworden war, aus dem Gotthard und Anna Hansen-Stift für Kranke und Sieche auf einer Höhe außerhalb der Stadt mit Hilfe des Henriettenstifts in Hannover ein Diakonissenhaus herausgearbeitet. Ihr erster Pastor war ein Pastor Hardeland aus Hannover, früher Missionar, die erste Oberin ein Fräulein von Bassewitz aus Mecklenburg. Der Eröffnung des Hauses hatte ich beigewohnt; der schleswigische Generalsuperintendent führte die Genannten ein. Der Oberpräsident, damals Scheel-Plessen, war zugegen. Diakonie war damals etwas ganz Neues unter uns. Ich gehörte zu den schleswigschen Geistlichen, die von Anfang an einen Kreis um die Anstalt schlossen, sie mitzutragen. In meiner Gemeinde trat ich für sie ein. Die finanzielle Stützung derselben erfolgte bei den damaligen kleinen Verhältnissen zu einem guten Teil durch Einrichtung von Sammelbüchern mit wöchentlichen Fünfspennigbeiträgen. Diese bestanden wenigstens bis zum Weltkrieg, aber hatten schon vor demselben entfernt nicht die frühere Bedeutung. Ich brachte in meiner Gemeinde eine eifrige Sammelthätigkeit in Gang; sie stand wohl, von Flensburg selbst abgesehen, in diesem Stück an der Spitze. Wie nahe lag es da, als ich die Not der Kranken sah, aus der Flensburger Anstalt eine Schwester zu berufen. Aber wie war die zu erhalten?

In Flensburg war im Anschluß an die Anstalt selbst eine Gemeindepflege eingerichtet worden. Etwas Ähnliches war in Husum geschehen. Dort lehnte sich die Gemeindepflege an das Krankenhaus an, das man Schwesternhänden übergeben hatte. Eine so zu sagen freihändige Gemeindepflege gab es aber in Schleswig noch nicht. Ich hätte mich an den Kirchenvorstand wenden können; aber ich erwartete, daß er die finanziellen Bedenken nicht überwinden würde. So fing ich es lieber gar nicht erst an. Ich tat mich mit einigen wackeren, tatkräftigen Frauen meiner

Gemeinde — es war der Vorstand des sogenannten Kochvereins, der Kranke mit Essen versorgte — zusammen, sagte auf der Kanzel meiner Gemeinde von meinem Plan und sandte unsern Klingbeutelträger, einen lieben, alten Mann, in die Häuser der Gemeinde mit der Bitte, Jahresbeiträge zu zeichnen. Dieser ging zuerst zum Propsten. Der aber sagte ihm: „Das bringt Pastor Raftan nicht fertig. Gehen Sie jetzt zuerst Ihre Gänge durch die Stadt und dann kommen Sie zuletzt zu mir.“ So tat er. Die Bücher, die er hernach dem Propsten vorlegte, brachten diesem eine andere Auffassung bei und veranlaßten ihn, selbst wacker zu zeichnen.

Wir, d. h. meine Damen und ich, waren uns darüber klar, daß wir suchen mußten, auch die Aerzte für unsern Plan zu gewinnen. Diese wußten damals von Diakonissenpflege durchweg nichts. Wir machten ab, daß ein jedes von uns mit seinem Hausarzt sprechen sollte. So geschah es. Durchweg fanden wir wenigstens keine Ablehnung. Nur eine der Damen erschien bei mir und teilte mir mit, daß ihr Arzt, ein junger Mann, von der Sache nichts wissen wolle. „Gut“, sagte ich, „dann gehe ich selbst zu ihm.“ Ich fragte ihn nach seinen Gründen. Er fürchtete Pfuscherei; die Diakonissen würden so eine Art Arzt spielen wollen. Das sei ein Irrtum, erwiderte ich, sie würden nur die Kranken p f l e g e n und zwar nach Anweisung des Arztes. „Das können sie garnicht“, antwortete er. „Warum nicht“, fragte ich. „Ja, sehen Sie, wir Aerzte sind sehr verschiedener Meinung. Wenn ein Kranker an x leidet, öffne ich alle Fenster im Krankenzimmer; mein Kollege C. aber schließt sie alle. Wie will es nun die Diakonisse halten?“ „Sehr einfach“, sagte ich, „wenn Sie der behandelnde Arzt sind, wird sie alle Fenster öffnen; ist aber Dr. C. der Arzt, wird sie die Fenster eben so sorgfältig alle schließen.“ Dagegen konnte er nichts einwenden; ich merkte aber sehr wohl, daß er doch nicht einverstanden war, und sagte deshalb: „Herr Doktor, lassen Sie uns nicht Komödie spielen. Sie haben letztlich einen ganz anderen Grund. Sie fürchten, daß die Schwester die Kranken mit Religion quälen wird.“ Das konnte er nicht leugnen. „Nun, da kann ich Ihnen versichern, daß auch das ein Irrtum ist. Selbstverständlich wird die Schwester dem Kranken sehr gern auch geistlich dienen. Aber der Kranke braucht der Schwester nur zu sagen oder sagen zu lassen, das wünsche er nicht, dann wird die Schwester es lassen, ihm aber im Aeußeren ebenso sorgfältig dienen wie zuvor. Und sollte das nicht geschehen, dann wenden Sie sich an mich. Ich stehe dem Glensburger Hause hinreichend nahe, um zu wissen, daß was ich gesagt habe, dem Geist dieses Hauses entspricht.“ Ja, da hatte er dann in der That nichts mehr einzuwenden und erklärte sich einverstanden; wir würden dann ja sehen, wie die Sache sich in der



Wirklichkeit mache. Jetzt nahm ich noch einmal das Wort und sagte: „Nun wir so weit gekommen sind, Herr Doktor, gestatten Sie mir noch ein persönliches Wort. Wenn Sie die Furcht hegen, die Schwester könne die Kranken mit Religion quälen, da müssen Sie ja ein entschiedener Gegner dessen sein, daß ich, der Pastor, wie Sie wissen, die Kranken fleißig besuche.“ Er lächelte etwas verlegen. Er wollte augenscheinlich nicht unhöflich sein, aber auch nicht unwahr. „Lassen Sie mich Ihnen etwas erzählen. Kürzlich, als ich einen Kranken verließ, sagten mir die Angehörigen: Bitte, Herr Pastor, kommen Sie recht bald wieder; wenn Sie dagewesen sind, haben wir einen ruhigen Tag. Meinen Sie etwa, daß dieser ruhige Tag dem Kranken geschadet hat?“ Ich fügte dann freundlich hinzu: „Sie verwechseln einen lutherischen Seelsorger mit einem methodistischen Sendboten“, und setzte ihm kurz den Unterschied auseinander. Danach trennten wir uns in freundlichster Form. Er wurde einer der besten Freunde meiner Gemeindepflege.

Der Flensburger Hausvorstand — hier war inzwischen Pastor Wacker an die Stelle von Pastor Hardeland getreten — interessierte sich kräftig für das Apenrader Unternehmen. Er unterstützte es, indem er mir eine nicht nur tüchtige, sondern auch besonders gewinnende Schwester sandte. Das war mir von großem Wert. Durch die Art ihres Dienstes hatte sie den Nagel festzuschlagen, den ich eingeschlagen hatte. Und das tat sie. Ich gedenke ihrer in Dankbarkeit. Leider ist sie uns später infolge einer nicht ganz glücklichen Heirat aus dem Gesichtskreis gekommen.

Also war nun die Schwester da. Wenn ich auf meinen Seelsorgerwegen durch Apenrade ging und aus einer Seitenstraße tauchte das Schwesternkleid auf — wie mich das freute!

Auch in der Gemeinde freute man sich ihrer. Sie hatte bald Arbeit genug. Ja, ich mußte darüber wachen, daß sie sich, namentlich in Nachtwachen, nicht übernahm. Es kamen solche, die selbst die Sache durch ihre Beiträge unterstützten, zu mir, und fragten, ob denn nicht auch sie die Schwester zur Hilfe bekommen könnten. „An sich gern“, sagte ich, „sie ist aber zuerst für die armen Kranken da, und derer sind so viele, daß ihre Kraft nicht weiter reicht.“ Mir aber ging über dieser Klage eine neue Erkenntnis auf: nicht eine, sondern zwei Diakonissen, damit auch gedient werden kann in den wohlsituierten Häusern. Vielleicht ist es leichter, zwei Diakonissen zu unterhalten als eine. Und so war es. Bald kam die zweite hinzu. Jetzt konnte allen geholfen werden. Das erweiterte und stärkte in der Gemeinde das Gefallen an der Sache; das plus an Kosten zu decken, machte keine Not.

Als ich nach meinem Fortgang aus Apenrade das erste Mal wieder dorthin kam, fragte ich selbstverständlich nach dem Bestand der Gemeindediakonie. „Ach“, antwortete man mir, „darüber

brauchen Sie Sich keine Sorgen zu machen. Die Sache ist so fest gewurzelt, daß sie jetzt ganz von selbst besteht.“

Inzwischen hatte auch der Propst an der Gemeindediakonie Geschmack gefunden und die seiner Verwaltung unterstehende Kleinkinderschule ebenfalls der Diakonie übergeben, so daß, als ich Apenrade verließ, vier Diakonissen dort ihres Amtes walteten. Später war die Zahl der Schwestern eine erheblich größere; auch das Kreiskrankenhaus kam in ihre Hände. Heute ist Apenrade selbst unsern Händen entglitten.

Aber nicht nur die Seelsorge und die entsprechende Diakonie lag mir ob; was überhaupt an freier Arbeit der Kirche in Apenrade geleistet werden sollte, hatte ich auszurichten. Man hätte gern gesehen, daß ich gleich im ersten Winter Bibelstunden gehalten hätte. Aber das lehnte ich ab. Nicht aus Faulheit. Ich hatte das klare Bewußtsein, das ordentlich nicht machen zu können, und deshalb verzichtete ich. Nachdem ich mich erst in das Amt eingelebt hatte, setzte ich auch mit Bibelstunden ein und zwar hielt ich sie in dem einen Flügel der Kirche, damit die Sache tunlichst als Gemeindesache vor die Gemeinde trete. Auch Missionsstunden nahm ich auf, wie ich denn überhaupt die Missionspflege — Missionsmappe, Missionsbazar —, die meines Vorgängers Liebe gewesen war, weiter zu üben mich bemühte.

Bibelstunden. Ueber diese noch ein Wort. Sie waren im Winter zu halten. Im Winter aber hatte ich viel zu tun. Ich legte größten Wert auf sorgfältige Vorbereitung, aber verfügte im Winter nicht über die erforderliche Zeit. Da fand ich einen Ausweg, der auch in anderer Beziehung meinem Amte dienlich war. In der ruhigen Zeit des Jahres, von Ostern bezw. Pfingsten bis Michaelis trieb ich praktisches Schriftstudium. Ich wählte Bücher der Bibel, die sich auch für Bibelstunden eignen. Ich nahm einen Kommentar zur Hilfe, damit ich nichts übersähe. Hauptsache war mir eigene Versenkung in die Schrift. Nur, wenn ich hier oder da nicht ins Reine kommen konnte, brauchte ich dann alles, was meine durch die Bücher meines Schwiegervaters vergrößerte Bibliothek mir an Hilfsmitteln bot. Selbstverständlich war bei diesem Schriftstudium theoretisch richtiges Erfassen des Textes die Grundlage; mein Interesse aber war sonderlich darauf gerichtet, was dieses Schriftwort meiner Seele und damit auch den Seelen anderer zu sagen habe. Die Frucht dieser Arbeit war ein schriftlich fixierter Kommentar. Hatte ich als Student mir zu den meisten Büchern des Neuen Testaments auf Grund von Vorlesungen und Kommentaren einen eigenen theoretischen Kommentar hergestellt, so fing ich jetzt an, einen praktischen zu schreiben. An eine spätere Veröffentlichung dachte und denke ich nicht. Ich arbeitete nur für die Bedürfnisse meiner Seele und meines Amts. Aber an der Hand

dieses selbst erarbeiteten Kommentars konnte sich die Vorbereitung auf die Bibelstunde auf ein bis zwei Stunden beschränken, und diese war dann doch eine tiefgründige und selbständige.

Ich will aber nicht nur erzählen von dem, was ich tat, sondern auch von dem, was ich nicht tat. Ich hielt keinen Jugendgottesdienst. Damals fiel das nicht auf; es war im Gegenteil etwas Besonderes, wenn er gehalten wurde<sup>1)</sup>. Sehr wenige taten das. Ich glaube: in meiner Umgebung niemand. So kam mir kaum der Gedanke an einen solchen. Und wenn der einmal flüchtig auftauchte, hemmte mich nicht nur die Frage, ob ich dazu Geschick hätte, sondern vor allem auch die Frage: in welcher Sprache? In dänischer? Das stand in Widerspruch mit dem sprachlichen Bestand des Jugendunterrichts. In deutscher? Das stand in Widerspruch mit meiner Stellung als „dänischer“ Pastor. So unterließ ich es ganz und wurde daran auch nicht irre, als ein Vertreter des Sonntagschulwesens aus Heidelberg bei mir erschien und mich anzuregen suchte, einen Versuch zu wagen. Ich hielt ihm die mir unüberwindlich erscheinenden Sprachschwierigkeiten entgegen. Mein Nachfolger, der später in Nordschleswig viel genannte Pastor Tonneseu, überwand diese Schwierigkeit ganz einfach dadurch, daß er Sonntag um Sonntag mit der Sprache wechselte.

Noch ferner lag mir eine sonderliche Pflege der konfirmierten Jugend. Im weiteren Deutschland war eine solche längst ins Leben gerufen. Aber was sich da regte und bewegte, drang erst allmählich in unser so lange dem Strom vom Süden verschlossen gewesenes Land. Zwar kam mir einmal die Anregung, wo möglich die jungen Burschen zu sammeln. Sie kam aber von grundtvigianischer Seite und war auch im Sinn dieser Bewegung gedacht. Das lehnte ich aus naheliegenden Gründen ab. Immerhin — wenn ich daran denke, wie viel Gewicht ich jetzt auf kirchliche Jugendpflege lege, so schäme ich mich, daß ich als Pastor in dieser Richtung so gut wie nichts getan habe.

Zu meinem geistlichen Hauptamt fügte sich nicht lange nach meinem Amtsantritt ein geistliches Nebenamt, das der Militärseelsorge. Der Propst hatte diese früher ausgeübt, aber sich dann mit den zuständigen Instanzen überworfen. Sie war in die Hände meines Vorgängers übergegangen. Während der langen Vakanz hatte ein benachbarter Landgeistlicher das Amt versehen, der aber bald nach meinem Amtsantritt mich um eine Bereiterklärung bat, daselbe meinerseits zu übernehmen. Ich glaubte, mich nicht versagen zu dürfen. In Bälde war alles geordnet. Da ich meine

<sup>1)</sup> Ähnliches galt auch von allerlei anderen heute selbstverständlichen Arbeiten. So war ich der erste, der in Apenrade einen Sylvestergottesdienst hielt. Zu einer Christtagsvesper brachte auch ich es nicht.

Gottesdienste in dänischer Sprache hielt, hatte ich die Militärgottesdienste besonders zu halten, aber nur alle vier Wochen und an den drei hohen Festen. Mit der Wahrnehmung der Militärfürsorge war eine kleine Besoldung verbunden. Die aber war — ein echtes Produkt der nicht hoch genug zu schätzenden altpreussischen Sparsamkeit — so bescheiden, daß sie mich nicht locken konnte. Mich bestimmte lediglich das Pflichtgefühl. Daß zum Gottesdienst kommandiert wurde, war mir, namentlich anfangs, peinlich. Daß zur Teilnahme am Abendmahl nicht kommandiert werde, war mir zugesichert. In der Praxis wuchs mein Verständnis für das Schätzenswerte in dieser preussischen militärkirchlichen Ordnung. Man bekommt hier die jungen Männer vors Wort, die sonst sich demselben nur zu oft entziehen. Daß es durch Kommando geschieht, bedeutet nicht das, als was es mir zunächst erschien; im Soldatenleben beruht eben alles auf Kommando. Daß auch zum Gottesdienst kommandiert wird, sagt den jungen Leuten lediglich, daß Teilnahme am Gottesdienst dazu gehört und das ist heilsam. Zudem wußte ich, daß in der Apenrader Garnison manche junge Burschen steckten, die in ihrer Heimatgemeinde die Kirche zu besuchen pflegten; wie wäre es diesen wohl ergangen, wenn die militärische Kirchenordnung nicht bestanden hätte? Nun ordnete sich für sie alles von selbst. Und die anderen? Ich sah von der Kanzel, wie in einem Flügel der Kirche (Kreuzkirche), dahin das Auge des Offiziers nicht reichte, hier und da einmal etliche es sich bequem machten zum Schlafen, wenn ich die Kanzel betrat. Aber wie ermutigend war es, wenn dann während der Predigt der Kopf hoch kam und auch hoch blieb und das passierte nicht selten. Durch die Militärgottesdienste diente ich nicht nur dem Militär. In Apenrade gab es eine Anzahl deutscher Männer und Frauen, die den deutschen Gottesdienst nicht schätzten und doch den Gottesdienst nicht ganz entbehren wollten. Diese besuchten meine Militärgottesdienste, was mir diese um so lieber machte. In diesen hielt ich, weil die Gemeinde eine so ganz andere war als in den dänischen Gottesdiensten, in der Regel sonderlich ausgearbeitete Predigten. Nur an Festtagen konnte es mir im Anfang etwas zu viel werden. Ich modifizierte dann meine Gemeindepredigt für die Soldaten<sup>1)</sup>. Daß ich in der Regel verschiedene Predigten hielt, stellte im Winter eigenartige Forderungen an mein Gedächtnis.

<sup>1)</sup> Herr von Levechow war an einem Weihnachtstag mit den Seinen im Militärgottesdienst gewesen und sagte diesen: „Es hat mir so gut gefallen, daß ich hernach auch in den dänischen Gottesdienst gehe.“ „Tu das nicht, Onkel“, warnte ihn seine mit dem Kommandeur verheiratete Nichte, „P. Raftan hält gewiß dieselbe Predigt.“ „Das tut P. Raftan nicht“, erwiderte er. Und er kam und P. Raftan — hielt wesentlich dieselbe Predigt. So hat er selbst hernach mir erzählt.



Am Sonnabend Abend memorierte ich die dänische Predigt, schob diese aber am Sonntag Vormittag in den Hintergrund, um die deutsche Soldatenpredigt zu memorieren. Kam ich dann aus dem Militärgottesdienst nach Hause, hatte ich nur eine gute halbe Stunde Zeit, um die deutsche Predigt so zu sagen aus dem Gedächtnis hinauszuerwerfen und mir die am Abend zuvor memorierte dänische Predigt zu vergegenwärtigen. So kann man die Gedächtniskraft zu einer gewissen Virtuosität ausbilden. Diese Virtuosität war leider eine solche, die derjenigen gerade entgegengesetzt ist, die später der Schulkraft brauchte.

Auf Kasernenstunden ließ ich mich nicht ein, besuchte aber das Lazarett, dessen Verwalter der Kommandierende mir vorgestellt hatte unter Anweisung, mir tunlichst zu Dienst zu sein. Ich verkehrte dann mit den kranken Soldaten, so gut ich das verstand. Eigentlich seelsorgerliche Gespräche mit einzelnen sind in Gegenwart ihrer Kameraden selbstverständlich ausgeschlossen. Schwer Erkrankte lagen in Einzelzimmern. Da ging das. Aber auch in den gemeinschaftlichen Räumen ging es, wenn ich in einem der Kranken an der Tafel über seinem Bett einen Nordschleswiger erkannte. Den fragte ich dann auf Dänisch, ob weitere Nordschleswiger im Saale seien, und wenn er das verneinte, sagte ich: „Saa ere vi to jo ene“. (So sind wir beiden also unter uns.) Der Soldat erschloß sich unschwer dem Mann, der in dieser fremden Umgebung mit ihm in seiner Muttersprache redete.

Zum Offizierkorps stand ich, wie oben gesagt, in freundlichen Beziehungen. Einmal drohte das in die Brüche zu gehen. Während ich predigte, sangen zwei junge Leutnants an, ich zu unterhalten. Als ich das merkte, hielt ich inne und figierte sie. Sie schwiegen. Aber bald fing das Plaudern von neuem an. Ich wiederholte das vorige Verfahren. Als sie nach kurzem Schweigen zum dritten Male einsetzten, sah ich weg, trug meine Predigt zu Ende vor und schloß den Gottesdienst wie sonst.

Innerlich kochte ich. Als ich heimkam, sagte ich mir: heute tuft du nichts. Auch morgen noch nicht. Das Blut muß erst ganz kalt sein. Ich überlegte genau, was ich tun wollte, und meldete mich am Dienstag bei dem Kommandierenden; inzwischen hatte ein Baron von Vietinghoff das Bataillon übernommen. Ich fragte ihn, ob er im letzten Gottesdienst Sonderliches bemerkt habe. „Wohl, daß irgend eine Störung eintrat, aber das Nähere weiß ich nicht.“ Ich erzählte ihm das Vorgefallene. „Das tut mir leid“, sagte er. Dann setzte ich planmäßig ein: „Ich komme zu Ihnen, um, wo möglich, einer Wiederholung vorzubeugen. Was die Herren sich erlaubt haben, war eine Störung meiner Berufstätigkeit. Diese zu überwinden befähigt mich mein Naturell. Es war eine Unart gegen mich persönlich. Ueber diese hinwegzusehen befähigt mich

das Amt, das ich führe. Es war aber auch eine Störung des Gottesdienstes, und diese darf und werde ich nicht dulden. Ich möchte hier nicht mit Drohungen operieren. Ich halte es aber für meine Pflicht, Ihnen im vorwege zu sagen, wie ich mich im Fall einer Wiederholung verhalten werde. Ich werde meine Predigt abbrechen und damit den Gottesdienst schließen. Heimgekehrt werde ich sofort sowohl meiner vorgesetzten Behörde, dem Konsistorium in Kiel, wie auch dem Generalkommando in Altona anzeigen, daß ich das und weshalb ich das getan. Mir aber liegt daran, daß diese Notwendigkeit nicht eintritt. Vielleicht haben Sie Mittel, einer Wiederholung vorzubeugen.“ Der Kommandierende war etwas verduzt. Was er erwiderte, lief darauf hinaus, daß er hoffe, einer Wiederholung vorbeugen zu können. Er hatte, glaube ich, Verständnis für mein Vorgehen. Wir schieden jedenfalls in freundlichster Form.

Der Oberstleutnant entdeckte dann, daß es in der Kirche auf seinem gewohnten Platz zöge und setzte sich auf eine hintere Bank. Ob bezw. in wiefern er mit den Offizieren über die Sache geredet hat, weiß ich nicht, weiß nur, daß mein Verhältnis zu ihnen ein völlig ungestörtes blieb. Gerade von Offizieren könnte ich mir denken, daß sie selbst sich gesagt haben: im Grunde hat der Mann Recht.

Als ich später relativ plötzlich Apenrade verließ, schickte mir der Kommandierende — es war wieder ein anderer — eine Einladung, vor dem Fortgang noch mit den Offizieren in ihrem Kasino zu speisen. In Abschiedsarbeit fast erstickend lehnte ich ab. Hernach gereute mich das. Die zwei bis drei Stunden würde ich noch herauschlagen, eventuell durch eine Anleihe bei der Nacht. Ich ging persönlich zum Kommandierenden, ordnete die Sache und verlebte noch ein paar freundliche Stunden in der Gemeinschaft des Offizierkorps.

Zu den beiden geistlichen Aemtern empfing ich ein drittes durch Uebertragung der Schulinspektion. Bisher hatte Propst Götting dieselbe geführt. Die Regierung wünschte sein Ausscheiden; er selbst legte auf das Bleiben keinen Wert. So kam die Schulinspektion in meine Hand. Diese brachte mir ganz anders geartete Arbeit<sup>1)</sup>, war mir aber gerade auch deshalb von Wert. Mit der kirchlichen Verwaltung hatte ich so gut wie nichts zu tun; alle meine Arbeit war geistlicher Art. Da verhalf mir die der Schul-

<sup>1)</sup> Das erstreckte sich bis in Aktenarbeit. Als einmal ein sonderlich wichtiger Bericht an die Regierung zu erstatten war, kam der im Magistrat führende Senator zu mir und bat mich, ich möchte den Bericht abfassen. Ich sagte zu, falls mich der Bürgermeister, hier ein Jurist, dazu auffordern würde. Das geschah; ich entwarf den Bericht; Apenrade erreichte das Gewünschte. Solches diente meiner Stellung in der Gemeinde.

inspektion zu einer heilsamen Diät in der geistigen Beschäftigung. Ich hatte das Glück, daß sowohl an der Spitze der Knabenbürgerschule wie an der der Mädchenbürgerschule hervorragende Kräfte wirkten. Der schon erwähnte Lehrer Wilhelmsen war ein vorzüglicher Knabenlehrer, ein ausgezeichnete Erzieher. Hatte einer der Jungen sich etwas zu schulden kommen lassen, wurde er nicht ohne weiteres bestraft. Der Fall wurde mit der ganzen Klasse verhandelt. Das Resultat war die Einsicht, daß die Strafe, wie schmerzlich sie auch sei, vollzogen werden müsse. So bekam der arme Sünder seine Haue omnium consensu. Der erste Mädchenlehrer, Herr Rock, hatte eine vorzügliche Gabe für die Erziehung der Mädchen. Obwohl es sich um eine einfache Bürgerschule handelte, gewannen alle dafür Veranlagten durch seine Einwirkung eine feinere weibliche Bildung.

Je höher ich diese ersten Lehrer schätzte, um so lieber förderte ich sie. Die Bestellung von Hauptlehrern wie die Hereinziehung eines Lehrers ins Schulkollegium lag damals in der Luft; die Ausführung aber war örtlich bedingt. Ich erwirkte die Bestellung der beiden ersten Lehrer zu Hauptlehrern und die Berufung Wilhelmsens ins Schulkollegium.

Für die Bürgerschulen waren neue Lehrpläne auszuarbeiten. Nach den Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 stand diese Arbeit dem Schulinspektor zu. Ich unterzog mich aber dieser Arbeit in Gemeinschaft mit den Lehrern. Eine „Rektorschule“, die, wie damals in unsern kleinen Städten, so auch in Apenrade sich vorfand, reorganisierte ich als eine den Allgemeinen Bestimmungen entsprechende Knabenmittelschule. Aus der von deutschen Bürgern gegründeten und unterhaltenen Privat-Töchterschule, in deren Oberklasse ich in meinen ersten Apenrader Jahren den Religionsunterricht erteilt hatte, wurde eine Mädchenmittelschule herausgearbeitet. Es gelang mir, einen noch recht jungen Lehrer, dem ich das Erforderliche zutraute (dem späteren Schulrat Schlichting in Hadersleben), zum Rektor bestellt und als die obligatorische fremde Sprache die englische bestimmt zu erhalten. Für die Sprachbildung leistet zweifellos die französische mehr. Aber nicht nur ist die englische Literatur wertvoller — unsere Mädchen, z. T. künftige Kapitänswfrauen, hatten Aussicht, später nach England zu kommen, schwerlich nach Frankreich.

Auf meine Befugnisse hielt ich nach oben wie nach unten. Als mir eines Tages der eine Hauptlehrer erzählte, der Departementsschulrat habe seine Klasse besucht, beschwerte ich mich bei der Regierung, daß er das getan habe, ohne mich zu benachrichtigen. Sachlich wurde mir Recht gegeben; es habe sich aber nur um einen zufälligen Besuch gehandelt.

Auch den Lehrern gegenüber nahm ich meines Amtes nach Kräften wahr. An einem Wintermorgen erschien ich präzis 8 Uhr (Schulanfang) in einer mir etwas verdächtigen Mädchenschulklasse; ich fand einige Mägdlein vor, die sich, die Hände wärmend, um den Ofen gruppierten. Da fiel dann wohl hinter meinem Rücken einmal ein Wort von dem Aufpasser; im ganzen hatte ich zu den Lehrern ein durchaus freundliches Verhältnis.

Einige unter ihnen, in erster Linie Lehrer der Königlichen Präparandanstalt, die meiner Inspektion nicht unterstand, kamen zu mir mit der Bitte, ich möchte Philosophie mit ihnen treiben. Ich stuzte. Aber es waren Lehrer, die durchaus in der Schule ihre Pflicht taten und nun aufrichtig nach Vertiefung ihrer Bildung strebten. Das war mir sympatisch. Ich ging also ein auf ihren Wunsch. Jeden Montag Abend den Winter hindurch kamen sie zu mir. Wir arbeiteten etwa zwei Stunden. Dann plauderten wir noch ein Stündchen bei einer Zigarre. Ich habe diese Stunden in guter Erinnerung. Bismeylen lasen wir nur eine halbe Seite. So eingehende Diskussionen knüpften sich an das Gelesene. Was zu lesen sei, überließen sie mir. Ich wählte in erster Linie Herbarts Psychologie (die kleinere; die größere geht über meine mathematische Bildung hinaus). Es handelte sich um Lehrer. Herbarts Pädagogik war damals an der Tagesordnung. Rundige wissen, wie stark seine Pädagogik durch seine Psychologie bestimmt ist. Das bestimmte meine Wahl. Später — einige, die nicht ganz mitkonnten, hatten es ehrlicher Weise aufgegeben — ging ich über zu Kants Kritik der reinen Vernunft. In dieser mußte abgebrochen werden, als ich Apenrade verließ.

Dergestalt waren meine Beziehungen zur Lehrerschaft recht mannigfaltige. Als ich später Schulrat war, hatte ich gelegentlich den Eindruck, daß meine Apenrader Lehrer mir in der Lehrerschaft einen guten Geruch bereitet hatten.

Einmal brach in Apenrade ein kleiner Sturm gegen mich los. Das hing so zusammen. In Nordschleswig gab es damals vier verschiedene Gesangbücher, ja ganz vereinzelt noch einige außerdem. Das alte nordschleswigsche Gesangbuch war das Pontoppidanske. Das „Evangelisk-kristelige“, das am wenigsten evangelisch-christlich war, sowohl wie das Roeskilder Conventpsalmehog waren von Dänemark aus importiert. In einer Reihe von Gemeinden, so auch in Apenrade, wurde das in den fünfziger Jahren von dem damaligen schleswigschen Bischof Voesen und einem Pastor Meyer zusammengestellte gebraucht. Daß diese Verschiedenheit vom Uebel war, lag auf der Hand. Da faßte der Propst Valentin in Althadersleben, der Direktor unseres nordschleswigschen Predigerseminars, den verständigen Gedanken, auf ein einheitliches Gesangbuch für Nordschleswig hinzuwirken. Er schlug nicht den Weg



des Bischofs Boesen ein, ein neues Gesangbuch herzustellen, sondern warf sich auf eine Revision des Pontoppidan, des einheimischen Gesangbuchs, das, wenn es das gemeinschaftliche Gesangbuch werden sollte, allerdings einer Revision bedurfte. Bei dieser Revision aber beging er einen Fehler. In früherer Zeit waren die Melodiebezeichnungen über den Gesängen mit der Anfangszeile der deutschen Originale — die meisten Melodien waren deutsche — angegeben worden. Das stellte er wieder her. Derartiges war gängig gewesen in vormärzlichen Tagen, jetzt aber nicht mehr. Jetzt wurde das als ein Versuch, in den dänischen Gottesdienst Deutsches hineinzubringen, gewertet. Propst Valentiner war seinerzeit von den Dänen vertrieben worden, hatte im Unhaltischen eine Anstellung gefunden und war nach der Befreiung in die Heimat zurückgekehrt. Aber er war zurückgekehrt in der Meinung, in Nordschleswig die vormärzlichen Verhältnisse wieder vorzufinden, was er auch sonst gelegentlich dokumentierte, und hat es, soweit ich sehe, während seiner neuen Wirksamkeit nicht dahin gebracht, die Verhältnisse so zu erkennen, wie sie jetzt lagen, d. h. zu erkennen, wie viel dänischer Nordschleswig in der Zwischenzeit geworden war. Wer aber in der Wirklichkeit wirken will, muß mit dieser rechnen; wenn nicht, scheitert er. Das erlebte auch Valentiner.

Der Plan, auf ein einheitliches Gesangbuch hinzuwirken, hatte meinen vollen Beifall. Ich schwärmte zwar nicht für diesen neuen Pontoppidan, sah auch den Fehler, der gemacht war, aber hatte noch nicht Erfahrung genug, um ihn nach seiner ganzen Tragweite einzuschätzen. Kurz und gut: ich trat aus kirchlichem Allgemeininteresse ein für das Einheitsgesangbuch. Das gab Veranlassung zu dem erwähnten kleinen Sturm. Von wem er inszeniert war, untersuchte ich nicht; mitgewirkt hatte, daß das Buch von Meyer-Boesen in einem Apenrader Verlag erschienen war. Die dänische Gemeinde wandte sich von mir ab. Vierzehn Tage lang vollzog Propst Göttig alle dänischen Amtshandlungen. Nach vier Wochen waren die alten Verhältnisse wieder hergestellt. Ich habe auch später erlebt, daß ich verdächtigt und eine Erregung gegen mich erweckt wurde und dann in größerem Stil. Da habe ich immer wieder dessen gedacht, was ich damals in Apenrade erlebte, und mich mit seinem Ausgang getröstet.

Verschiedene Male wurde mir nahe gelegt, Apenrade zu verlassen. Zweimal wurde ich ernsthaft davon berührt. Ich war noch nicht ganz fünf Jahre dort gewesen, als der Generalsuperintendent mir schrieb, ob ich mich für das Hauptpastorat in Eckernförde wolle ernennen lassen; ich möge mit Ja oder Nein antworten. Später erfuhr ich, daß das geschehen war mit dem Hintergedanken, mich

demnächst — der amtierende Propst war abgänglich — in dieser Stellung zugleich zum Propsten von Hütten zu ernennen. Aber davon ahnte meine Seele nichts; es wäre doch auch unverschämt gewesen, wenn ich (31 Jahre alt) hinter dieser Aufforderung solches vermutet hätte. Ich verglich also mein gegenwärtiges Amt mit dem angebotenen. Wozu der Tausch? Hauptpastor war ich, geistlich geurteilt, auch in Apenrade; der Titel, die Stellung, die Verwaltung lockten mich nicht. Ich antwortete also mit Nein und zwar nackt, wie mir aufgegeben war, erlaubte mir aber die Begründung hinzuzufügen und schloß diese damit, daß ich sagte: nur unter einer Bedingung wäre in meinen Augen die angebotene Arbeit bedeutungsvoller als die innegehabte, dann nämlich, wenn ich gleichzeitig die beiden Katechismusstunden im Seminar bekommen könnte; das aber sei, wie ich annähme, ausgeschlossen; zum Mindesten wüßte ich, daß das nicht mehr in der Hand des Generalsuperintendenten liege. Die Sache war damit erledigt, und ich blieb einstweilen in Apenrade.

Später ward der Seminardirektor Richter in Tondern in gleicher Eigenschaft nach Augustenburg versetzt. D. Schneider fragte bei mir an, ob ich mich wolle zum Seminardirektor in Tondern bestellen lassen. Ich leugne nicht, daß mich das lockte. Damals galten noch nicht die späteren Lehrpläne, die den Drill im Seminarunterricht gekräftigt haben. Ich überlegte ernsthaft. Mir waren zugleich die äußeren Bedingungen mitgeteilt. Diese waren leider schlecht; die Seminardirektoren wurden damals in Preußen unerlaubt kärglich besoldet. Ich würde durch Ernennung zum Seminardirektor mich nicht wesentlich verbessert haben; von Apenrade aus aber hatte ich, wenn ich dort das zum Leben Nötige nicht mehr empfang, Aussicht, ein gut dotiertes Pfarramt in Nordschleswig zu bekommen. Dabei sagte ich mir, daß das Seminardirektorat größere finanzielle Ansprüche an mich stellen würde als das Diakonat. Vermögen hatte ich nicht, wohl aber eine wachsende Familie. Kurz — es ging nicht. Ich lehnte ab, ohne die Gründe zu verhehlen. „Unbegreiflich“, sagte Alexander von Dettin-gen, der uns noch in dem Jahre besuchte, „daß Preußen so wichtige Posten nicht so dotiert, daß man für sie die Männer haben kann, die man selbst für die geeigneten hält.“ Großen Kummer machte mir der Fehlschlag nicht. Ich blieb gern, sehr gern in meinem Amt.

Einmal freilich habe ich mich selbst wegbeworben. War es ursprünglich mein Ideal gewesen, entweder Hauptpastor in Voit oder Hauptpastor an St. Nikolai in Flensburg zu werden, jetzt begehrte ich Pastor zu werden in einer großen Stadt. Da, meinte ich, würden die Hauptschlachten geschlagen für die Sache unseres

Herrn Jesu Christi. Eine eigentlich große Stadt gab es in Schleswig-Holstein nicht. Immerhin war Riel eine Stadt, die bei uns unter dem fraglichen Gesichtspunkt in Betracht kam. Dort war durch Berufung des Propsten Hansen nach Oldenburg das Pastorat an der Heiligen-Geist-Kirche frei geworden. Der Magistrat präsentierte. Ich meldete mich, wurde aber abgelehnt. Ich hatte nie Glück, wenn ich eigene Wege ging.

Nicht viele Monate nach diesem Fehlschlag verließ ich Apenrade — *mirabile dictu* — als Regierungs- und Schulrat.

Wie das gekommen, davon erzähle ich im nächsten Kapitel.

**Pastorale Arbeit.** Am zweiten Pfingsttag 1873 hatte mein trefflicher und gesegneter Amtsvorgänger seine Abschiedspredigt gehalten. In dieser, die mir im Druck bekannt geworden war, warf er die Frage auf, wie viele er wohl während seiner Amtswirksamkeit in Apenrade bekehrt habe, selbstverständlich ohne diese Frage zu beantworten. Das trat mir ins Gedächtnis, als ich meine Abschiedspredigt rüstete. Sollte ich auch so fragen?

Das hätte der ganzen Art meiner Wirksamkeit nicht entsprochen. Das bricht gewiß über diese in mancher Augen den Stab. Es gilt ihnen das als Erweis, daß meiner Arbeit der volle Ernst gefehlt habe.

Die Mängel meiner Arbeit kennt niemand auf Erden so gut wie ich. Aber war das ein Mangel, daß sie nicht pietistisch oder gar methodistisch geartet war? Sie war durch und durch lutherisch geprägt.

Das lutherische Verständnis der pastoralen Arbeit ist bedingt durch das lutherische Verständnis des Christentums.

Unser persönlicher Christenstand gründet uns Lutherischen nicht in der Bekehrung (vgl. S. 44), sondern in der Taufe. Das darf aber nicht im Sinn einer magischen Auffassung dieser gedeutet werden. Die Taufe ist uns „das Wort Gottes im Wasser“, das den einzelnen in den Gnadenstand versetzt. Diese Versetzung läßt uns die Bekehrung keineswegs als überflüssig erscheinen, im Gegenteil: sie fordert dieselbe. Nur in der Bekehrung werden wir, das zu sein wir in der Taufe gesetzt sind. Sie fordert die Bekehrung. Freilich: der da bekehrt, ist Gott; aber wir sollen uns bekehren lassen. Wir Geistlichen können in diesem Stück nur Handlangerdienste leisten; aber das können und sollen wir auch.

Wir Lutherischen scheiden nicht in der Weise zwischen Bekehrten und Nichtbekehrten, wie Pietisten und Methodisten das tun. Wir unterscheiden strenger als diese zwischen Erweckung und Bekehrung. Es gibt Erweckte, die nicht bekehrt sind, und Bekehrte, die nicht erweckt sind — beides natürlich *cum grano salis* verstanden. Unerläßlich ist, daß jeder, der im Ernst Christ sein will, zu klarer Entscheidung kommt, zu einem: „ich weiß, an wen ich glaube“, und gewillt ist, Jesu Christi eigen zu sein und in seinem Reiche unter ihm zu leben und ihm zu dienen. — Der Weg, wie er dahin gekommen, ist von sekundärer Bedeutung<sup>1)</sup>. Ist er aber so weit gekommen, ist seine Bekehrung nicht vollendet, sondern setzt jetzt erst recht ein. Ein Christ ist uns Lutherischen „nicht im Gewordensein, sondern im Werden“.

1) Ein Oberlehrer vom praktisch-theologischen Seminar in Kristiania unterscheidet nicht äbel zwischen „Erweckungschristentum“ und „Ergleichungschristentum“.

Die Handlangerdienste, die wir als Geistliche den Christen leisten können und sollen, bestehen darin, daß wir Gottes Wort lauter und rein verkünden und zwar als Gottes Wort, d. i. im Geist des Gebets und als ein Wort, das etwas will. Nicht nur auf der Kanzel, auch am Taufstein und am Traualtar, auch an den Krankenbetten und an den Särgen, allenthalben, wohin unser Seelsorgerberuf uns führt. Und zwar allenthalben dergestalt, daß wir das Wort recht teilen, d. h. nach Vermögen einem jeden das Wort so sagen, wie dieser in seiner jeweiligen Lage es braucht.

Dem entsprechend habe ich in meiner Abschiedspredigt die Hoffnung ausgesprochen, Menschenseelen in meiner Arbeit gedient zu haben zum Werden des Gottes- und Ewigkeitsmenschen in ihnen.

**Wirksamkeit einer Volkskirche.** Auch über diese möchte ich ein Wort sagen im Anschluß an meine eigene Arbeit in einer solchen. Unsere Kirche war, als ich diese Arbeit tat, eine staatskirchlich verbildete; trotzdem war sie Volkskirche. Wir Lutherischen werden an der Volkskirche — selbstverständlich nur so lange sie Kirche bleibt und nicht ein religiöser Verein an ihre Stelle tritt — festhalten, so lange und so weit es geht. Ja, selbst wenn es zu einer Spaltung kommen sollte, selbst wenn weite Kreise unseres Volkes sich von der Kirche scheiden sollten, werden wir die Kirche als eine Volkskirche festhalten, d. h. als eine solche, die sich, wenn auch in beschränkterem Kreise, auf der Kindertaufe aufbaut.

Hier habe ich jetzt eine Volkskirche in dem Sinn im Auge, daß sie, wie wir das bisher gewohnt waren, wesentlich das Volk umschließt. Eine solche Volkskirche übt in gewisser Weise eine Doppelwirksamkeit, eine völkische wie eine einzelpersönliche. Ein Volk wird in seiner Art geprägt durch Sitte, Gesetz und öffentliche Ordnungen, durch den Volksschulunterricht, durch den Einfluß der öffentlichen Meinung. Alle diese Faktoren darf eine Volkskirche nicht ignorieren; sie hat die sittlichen Interessen wahrzunehmen im öffentlichen Leben; sie hat darauf hinzuwirken, daß christlich religiöse Anregungen wo möglich an alle Volksgenossen herankommen. Kurz: eine gewisse religiöse Volkserziehung und Volkspflege zu treiben ist ihre Aufgabe. Was den antiken Staaten ihre Staatsreligion leistete, hat die Kirche in ihrer Gestalt als Volkskirche den Staaten der christlichen Kulturwelt zu leisten. Aber der Dienst des Christentums — darin unterscheidet sich die christliche Religion von den antiken Staatsreligionen — geht darin nicht auf. Im Gegenteil! Die eigentliche Wirksamkeit der christlichen Kirche liegt nicht in ihrer völkischen Arbeit; die liegt in ihrer einzelpersönlichen Arbeit. Ihr Ziel ist nicht Staatsfundierung, sondern Reichsbau, nicht Zeitdienst, sondern Ewigkeitsdienst. Ihre völkische Arbeit ist, kirchlich beurteilt, eine Arbeit, die ihrer eigentlichen den Boden bereitet<sup>1)</sup>.

1) Unfern Staatsmännern erscheint die völkische Arbeit der Kirche als die eigentlich wertvolle. Das gilt selbst von christlich gesinnten Staatsmännern, auch Kirchenburekraten. Ich illustriere das an einem Mann wie Boffe und ähnlich gesinnten Männern. Boffe erschien gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Eröffnungsfeier unseres Predigerseminars in Preetz, von dem ich später erzähle. Er lehnte es ab, in der eigentlichen Feier zu sprechen, nahm aber dann das Wort bei Tisch. Was er sagte, ging wesentlich darauf hinaus, daß der Staat seine Fundierung in der Religion habe, die religiös-sittlichen Kräfte für ihn Kräfte ersten Ranges seien; in dieses Licht rückte er die Arbeit der Kirche und würdigte von da aus, was an jenem Tage sich vollzog. Der anwesende Konsistorialrat Gohner (jetzt Präsident in Stettin) äußerte im weiteren Verlauf der Tischgemeinschaft, die Rede des Ministers sei der Höhepunkt der heutigen Feier gewesen, — sicherlich nicht aus der Absicht zu schmeicheln, sondern aus ehrlicher Ueberzeugung. Ähnliches erlebte ich in Gesprächen mit Präsident Chalupaus. Auch er war persönlich ein Christ. Daß diese Männer durch ihre Art der Wertung der christlichen Religion die Kirche eliminierten und das Christentum säkularisierten, war ihnen selbst nicht bewußt. — Steht es aber so um Staatsmänner, die selbst Christen sind, was ist dann von den Staatsmännern zu erwarten, die das nicht sind? Ihnen ist, was über das Allgemeinreligiöse hinausgeht, „theologisches Gezänk“; das sehr reale Reich Gottes ist ihnen ein Reich in den Wolken.



Ein Doppelwerk ist es mithin, das die Kirche als Volkskirche treibt, aber nicht ein zwiespältiges. Im Gegenteil. Wollte man ihre Arbeit scheiden nach der Losung: hie völkisch, hie einzelpersönlich, so ließe sich das nicht durchführen. Bald ist ihre Arbeit mehr völkisch, bald mehr einzelpersönlich, aber, von den äußersten Ausläufern abgesehen, in sich e i n e. Wenn allerlei Ordnung, die sie trifft, allerlei Sitte, die sie schafft, und allerlei Meinung, die sie bildet, sonderlich der völkischen Arbeit dient, es fördert auch die einzelpersönliche, und wenn sie auf die Persönlichkeiten als solche einwirkt, kommt das auch der völkischen Arbeit zugut. Das letzte Ziel liegt allwege in dem Bau der Kirche Gottes, einem Bau aus lebendigen Steinen, der ein Bau ist für die Ewigkeit.

---

## VI.

### Regierungs- und Schulrat.

Im Winter 1878 auf 79 hatte ich in Schleswig zu tun und besuchte bei der Gelegenheit den Regierungs- und Schulrat Mäzen zur Erörterung einiger Apenrader Schulfragen. An das dienstliche Gespräch knüpfte sich ein persönliches. Er hatte vor längerer Zeit einen Beinbruch erlitten und, zu Jahren gekommen, seine alte Kraft nicht wieder erlangt. „Ich tauge nicht mehr“, sagte er, „und denke daran, meinen Abschied zu nehmen.“ Dann fuhr er zu meiner großen Ueberraschung fort: „Und wenn ich nun meinen Abschied rüste, habe ich die Absicht, Sie dem Präsidenten als meinen Nachfolger vorzuschlagen.“ Da Mäzen mir früher die Kreis-  
schulinspektion Hadersleben und Schneider mir kürzlich das Seminar-  
direktorat Tondern angetragen hatte, lag der hier ausgesprochene Gedanke an sich nicht fern, aber mir persönlich lag derselbe völli g fern. Betroffen schwieg ich eine Weile. Dann sagte ich ihm: „Ich danke Ihnen herzlich für das große Vertrauen, das Sie mir schenken, bitte Sie aber, mich nicht vorzuschlagen.“ „Und weshalb nicht?“ „Weil ich die Berufung nicht annehmen würde.“ Das verstimmt ihn ein wenig. Als bald verließ ich ihn. Die hier berührte Veränderung meiner Lebensstellung hielt ich mit diesem Gespräch für so völlig abgetan, daß ich, wie ich noch erinnere, im nächsten Brief an meinen Bruder ihm scherzend davon erzählte. Als ich dann im Spätsommer 1879 hörte, daß Schulrat Mäzen gestorben sei, gedachte ich natürlich jenes Gesprächs, aber die Sache war abgetan.

So meinte ich. Bald darauf meldete sich bei mir der Oberregierungs-  
rat von Rumohr aus Schleswig. Was er wollte, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Es machte Eindruck, daß die Sache nun zum zweiten Male an mich herantrat. Vielleicht wirkte auch ein wenig, daß ich inzwischen den Fehlschlag in Kiel erlebt hatte; wenn man mich nicht einmal in Kiel wollte, wie konnte ich dann darauf rechnen, je in eine wirklich große Stadt zu kommen. Funke in Bremen hatte mir zwar, als ich auf einer Studienreise im Frühsommer ihn besuchte, eine lose Aussicht eröffnet auf ein Pastorat am dortigen Dom, aber darauf baute ich nicht. Als dann Herr

von Rumohr mir den erwarteten Antrag stellte, sagte ich ihm ganz offen, daß ich nur schwer mich entschließen könnte, dem Ruf zu folgen, jedenfalls, wenn ich es täte, es nur auf Zeit könne; ich könne und wolle den Kirchendienst nicht definitiv verlassen. Einer späteren Rückkehr in diesen würde, sagte er mir, nichts im Wege stehen. Und als ich ihn dann fragte, ob es in der angebotenen Stellung mir gestattet sein würde zu predigen, bejahte er das kräftiglich. Da erbat ich mir Bedenkzeit; vor einer Entscheidung wünschte ich mich mit meinem Generalsuperintendenten ins Benehmen zu setzen.

Diesem schrieb ich, ich wolle meiner Kirche dienen; vielleicht täte ich das am besten durch Annahme des Angebotenen; das über schaue er besser als ich. Ich würde mich nach seinem Botum richten. Da erfuhr ich, daß er selbst es gewesen (also nicht Razen), der mich dem Regierungspräsidenten vorgeschlagen hatte. Ich sagte zu.

Nun verging Monat auf Monat, ohne daß ich etwas hörte. Ich wußte damals noch nicht, wie lange solche Dinge dauern. Schließlich riß auch in Schleswig die Geduld. Am Morgen des ersten Weihnachtstages 1879 erhielt ich ein Schreiben des Regierungspräsidiums, das damals aus Oberpräsident und Regierungspräsident bestand, meine Ernennung sei beim König beantragt, aber noch nicht vollzogen; ich möge das Amt zunächst kommissarisch übernehmen und zum 1. Januar antreten. Ich schrieb sofort zurück, ich sei bereit, könne aber so schnell nicht kommen, da ich meine Tätigkeit nicht abbrechen könne, sondern auflösen müsse.

Mit dem letzteren begann ich sofort. Als ich zum Militärgottesdienst in die Kirche ging — es war ein schöner Wintermorgen; die Offiziere standen vor der Kirchthür — ging ich nicht auf dem gewohnten Nebenweg in die Kirche, sondern zu den Offizieren, sagte dem Kommandeur von dem eben erhaltenen Schreiben und fügte hinzu, ich würde meine Weihnachtspredigt durch einige hinzugefügte Worte als Abschiedspredigt gestalten und damit die Militärseelsorge niederlegen.

Auf die Offiziere machte diese Mitteilung einen gewissen Eindruck. Sie betrachteten die Sache im Licht einer auszeichnenden Beförderung.

Jetzt begannen zwei bis drei Wochen so voll Arbeit, wie ich sie nie sonst durchlebt habe. Auf Wunsch der Gemeinde schloß ich noch selbst den deutschen wie den dänischen Konfirmandenunterricht ab und konfirmierte beide Abteilungen. Dabei mußte alles, was ich sonst in Händen hatte, in andere Hände geleitet werden.

Etwa Mitte Januar 1880 — die Bestallung traf einige Tage später ein; Vereidigung und Einführung erfolgte in der nächsten Abteilungsitzung — meldete ich mich bei dem Oberpräsidenten von

Bötticher. Dieser empfing mich mit der ihm soeben gewordenen Mitteilung, daß die dänische Zeitung in Apenrade — damals *Freja* — mir einen herzlichen Nachruf gewidmet habe. Das sei etwas Neues, meinte er, aber sehr erfreulich. Im Lauf des Gesprächs äußerte ich meine Freude, daß das Oberpräsidium jetzt seinen Sitz in Schleswig habe — Bötticher war Oberpräsident geworden, als Baron von Scheel-Plessen die Verlegung von Kiel weg nicht mitmachen wollte — und dieses dadurch als Regierungssitz gefestigt sei. Bötticher lächelte und sagte: „Daran erkenne ich den Schleswig-Holsteiner. Es ist das ja nun auch so gut. Aber richtig sind die Dinge hier nicht geordnet.“ „Wie wären sie denn richtig geordnet worden?“, fragte ich. „Schleswig und Holstein“, erwiderte er, „hätte jedes seine Regierung haben müssen; Schleswigs Mittelpunkt sei Flensburg; in Holstein liege das wirtschaftliche Schwergewicht im Süden. Altona, schon durch die Nähe Hamburgs beeinträchtigt, wäre der gegebene Regierungssitz Holsteins gewesen. Das Oberpräsidium hätte in Kiel bleiben können; ging das bisher, wäre das auch weiter gegangen.“

Durch mein neues Amt und die damit verbundene Uebersiedlung nach Schleswig, einem uns durchaus willkommenen Wohnort, traten wir ein in einen uns bis dahin fremden Lebenskreis, in den des höheren preußischen Beamtentums. Damals befanden sich zwar in Schleswig noch eine Reihe vorpreußischer Beamter, ja immerhin so viele, daß mir in einer Abendgesellschaft, als ich dieselbe überfah, der Ausruf entfahren konnte: „heute sind wir ganz unter uns.“ Aber die Mehrzahl bestand auch damals schon aus Altpreußen. Alle, nicht nur die Schleswig-Holsteiner, kamen uns freundlich entgegen. Wir fühlten uns bald wohl unter ihnen und knüpften einzelne Beziehungen an, die uns durchs Leben begleiteten.

Auch der Arbeitskreis, in den ich hier eintrat, war ein anderer. Früher fast lauter Theologen, jetzt fast lauter Juristen. Diese führen ihre Verhandlungen kühler und objektiver als jene, wie sich das aus dem Unterschied der Gegenstände wie der ganzen Lebensphäre ergibt. Mich berührte das angenehm; ich habe gern davon gelernt.

Herr von Bötticher war ein trefflicher Chefpräsident. Damals fand jeden Sonnabend eine Sitzung der Abteilung für Kirchen und Schule statt. Vielfach führte Bötticher den Vorsitz. Da konnte es geschehen, daß er in der Verhandlung seine Meinung etwas rasch geäußert hatte. Folgte dann ein sorgfältiges Referat, das in andere Richtung wies, fühlte er sich nicht gebunden. Er stellte, jetzt anders überzeugt, etwa noch ein paar Fragen und sagte dann: „Item, machen wir es so“. Das war gescheit und lehrreich zugleich. Auch in anderer Beziehung lernte ich von ihm. Es fand



in meinem ersten Schleswiger Sommer eine Direktorenkonferenz in Schleswig statt. Wiewohl ich mit derselben nichts zu tun hatte, hatte Bötticher die Freundlichkeit, mich zu dem Essen einzuladen, das er den Herren gab. Bei Tisch hörte ich ihn in großer Freiheit hübsch sprechen; plaudernd erzählte er, früher habe er sich auf solche Reden vorbereitet; das tue er nicht mehr; so gehe es am besten. Wie oft habe ich ihm das später nachgemacht, wenn ich auf meinen Visitationstreisen Tag für Tag bei Tisch zu reden hatte. Hier und da war diese Gelegenheit zu benutzen, um etwas zu sagen, das sich in der Kirche nicht recht sagen ließ und doch in die Visitationsaufgabe hineingehörte. Da habe ich dann unter Umständen sehr überlegt gesprochen. Aber oft bin ich aufgestanden, ohne zu wissen, was für eine Rede ich halten würde.

Etwa neun Monate nach meinem Amtsantritt ging Bötticher fort, damals von Bismarck zur Mitarbeit berufen. Ich verstand gar gut, daß Bismarck an ihm Gefallen gefunden hatte. Der Schluß wurde dann freilich ein anderer, als der Anfang gewesen war, aber nicht sowohl, wie das große Publikum glaubt, durch Böttichers wie durch Bismarcks Schuld<sup>1)</sup>. Bötticher hat dem von ihm verehrten Bismarck bis zuletzt die Treue gehalten. Die Beschuldigungen Bismarcks, die der jüngst herausgegebene dritte Band seiner Gedanken und Erinnerungen von neuem durch die Welt getragen hat, beruhen auf einem falschen Verdacht des durch seine Differenzen mit dem Kaiser verstimmt und verärgerten Bismarck; man übersehe nicht, daß dieser, wie auch sonst zutage getreten, als Mensch nicht entfernt so groß war wie als Staatsmann. Wir alle bedauerten aufrichtig Böttichers Fortgang, auch ich.

Sein Nachfolger war Steinmann — eine sehr anders geartete Persönlichkeit. Er führte sich selbst ein in einer Plenarsitzung der Regierung. Seine Erscheinung verleugnete nicht die semitische Herkunft. In der Aufmachung derselben glich er nach unserer Meinung einem französischen Marschall. Daß ich das so sage, soll nicht irgendwie ihn herabsetzen; ich gebe nur den ersten Eindruck wieder, den er auf uns machte. Zu Steinmann trat ich bald in ein näheres Verhältnis. Er, der die Aufgaben der Kirchen- und Schulabteilung der Regierung hoch einschätzte, präsiidierte fast regelmäßig unserer Sitzung. Ramen kirchliche Angelegenheiten von Bedeutung zur Sprache, suchte ich die Interessen der Kirche nach Vermögen und Billigkeit wahrzunehmen. Steinmann hatte das bald heraus, so daß er später bei solcher Beratung alsbald nach dem Referat des Dezernenten mir zunichte. Das hieß: nun schieß

<sup>1)</sup> Vgl. „Fürst Bismarcks Entlassung“ nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen wie des Ministers v. Bötticher so des Chefs der Reichskanzlei unter Bismarck, Dr. von Rottenburg, herausgegeben von Professor Dr. G. Freiherr von Eppstein.

los! Ich gewann sein Vertrauen, so daß er mich auch dann heranzog, wenn eine kirchliche Frage nicht der Regierung, sondern lediglich dem Oberpräsidenten vorlag. Auf diese Weise erfuhr ich von dem im Anfang der achtziger Jahre aufgetauchten Plan, Schleswig-Holstein und Hannover kirchlich zu verbinden. An sich war mir die Sache sympathisch. So aber, wie sie gedacht war, nicht. Schleswig-Holstein sollte danach der Bezirk eines hannoverschen Provinzialkonsistoriums werden in Parallele mit den Bezirken der damals noch in Mehrzahl bestehenden hannoverschen Provinzialkonsistorien, nur daß das Kieler Konsistorium in einigen Beziehungen exempt sein sollte — ungefähr wie Lauenburg den Propsteien Schleswig-Holsteins beigelegt worden ist unter Belassung einiger alter Vorrechte. Ich war für eine Verbindung von Hannover und Schleswig-Holstein nur auf der Basis der Gleichstellung zu haben; dabei mochte das zu gleichen Teilen aus beiden Landen zu besetzende gemeinschaftliche Oberkonsistorium in Hannover seinen Sitz haben; eine Verlegung des Landeskonsistoriums nach Altona, wie Uhlhorn sie angeboten haben soll, war m. E. nicht erforderlich. Dem Oberpräsidenten aber hatte ich nicht meine sentiments vorzutragen, sondern zu sagen, wie der vorgelegte Plan voraussichtlich in Schleswig-Holstein würde aufgenommen werden, so weit ich das denn vermochte. Fragen durfte ich niemand. Ich glaubte aber mit gutem Gewissen sagen zu können, daß der Plan, an sich willkommen, so, wie er hier gedacht war, schwerlich viel Beifall finden würde. Auch der Oberpräsident konnte, wenn auch zum Teil aus meinen Gründen, sich für das Vorgelegte nicht erwärmen. Die Sache wurde dann fallen gelassen und ist m. W. nicht wieder aufgenommen worden<sup>1)</sup>. Meine sich daran anschließende Anregung, unsere Landeskirche zu verselbständigen und ihrem Präsidenten Vortrag beim König zu erwirken, fiel bei Steinmann auf unfruchtbaren Boden. Daß eine solche Ordnung aller bürokratischen Kleiderordnung widersprechen würde, mußte ich in meiner Naivität damals noch nicht. Dester noch als in kirchlichen Fragen kam ich zu Steinmann in Schulfragen, erheblich öfter als andere in Fragen ihres Dezernats. Das hing mit Nordschleswig zusammen.

Unter der starken Beteiligung des Chefpräsidenten grade auf dem Gebiet, auf dem ich zu arbeiten hatte, trat der Vizepräsident der Regierung in meiner Arbeitsphäre in den Hintergrund. Auch der Oberregierungsrat spielte keine hervorragende Rolle. Herr von Rumohr war eine freundliche, lebenswürdige Persönlichkeit.

<sup>1)</sup> Präsident Chalybäus hat zweimal diese Frage in seine Erwägung aufgenommen und mit mir besprochen, damals, als er das Präsidium in Kiel übernahm, und dann wieder, als er nach Hannover ging, aber über solche persönliche Erwägungen ist die Sache m. W. nicht hinausgekommen.

Der Arbeit nicht all zu begierig und auf Regieren nicht sonderlich erpicht, hielt er den Lauf der Geschäfte pflichtmäßig in Gang und ließ uns Dezernenten walten in großer Freiheit. Da wir alle gewissenhafte und verständige Männer waren, ging das sehr gut. Ich wüßte nicht, daß dabei ein Manko herausgekommen wäre.

Unter den Kollegen waren Schulrat Schneider und Regierungsrat Runze die, mit denen ich sonderlich zu tun hatte, die mir daher auch näher traten als die anderen. Runze bearbeitete als Verwaltungsrat die schleswigischen Schulangelegenheiten und zwar in mustergültiger Weise. In seinem Ressort kenntnisreich, fleißig, sorgfältig, zuverlässig, war er stets dienstwillig und, soweit solches in Frage kam, von großem Wohlwollen. Er genoß daher im Kreise der Kollegen große, wohlverdiente Achtung. Keiner war nach Rumohrs Abgang so geeignet für seine Nachfolge wie er; daß dieselbe nicht eintrat, hatte zweifellos seinen Grund lediglich in seiner zunehmenden Taubheit, die ihn unfähig machte, Abteilungsitzungen zu leiten. Zur Taubheit gesellte sich später Erblindung, so daß er früher wohl, als er es sonst getan hätte, seinen Abschied nahm. Mit rührender Geduld trug er sein Doppelleiden. Noch als alter Mann lernte er die Blindenschrift. Als er in dieser einmal den Don Carlos gelesen hatte, sagte er mir (damals längst Generalsuperintendent): so (d. h. so langsam) müsse man ihn lesen; dann erst erfasse man seine ganze Schönheit. Teile der Bibel in Blindenschrift hatte er in eigenem Besitz. Bis an sein Lebensende im Jahre 1915 bin ich in persönlicher Berührung mit ihm geblieben. So viel Gehör hatte er bis zuletzt, daß, wenn ich mich an seine „gute Seite“ setzte und mit meiner scharf akzentuierten Stimme in sein Ohr hineinsprach, wir uns unterhalten konnten. Unser Verhältnis hat nie die leiseste Trübung erfahren. Ich habe als junger Regierungsrat dankbar von ihm gelernt und bewahre ihm in Treue ein herzliches Gedenken.

Noch näher als dem Kollegen Runze trat ich dem D. Schneider. Dieser war, wie ich später in einem Nekrolog (Kirchen- und Schulblatt, 1895, Nr. 48) schrieb, vom Scheitel bis zur Zehe ein Schulrat. Er war nicht nur Mitglied der Regierung, sondern auch des Provinzialschulkollegiums. In diesem bearbeitete er die Angelegenheiten der Lehrerbildung. Dieser galt sein Hauptinteresse. Schneider war eben wie ich anders geführt worden, als er selbst gewollt. Von Haus aus Theologe, ein Schüler Neanders, war das Ziel seiner Wünsche ein Lehrstuhl für Kirchengeschichte. Die große Akribie in seiner Einzelforschung befähigte ihn zum Historiker. Ob er trotz seiner hervorragenden geistigen Bedeutung <sup>1)</sup> über hin-

<sup>1)</sup> Es hat mich gefreut, daß gelegentlich des Reformationsjubiläums 1917 seiner gedacht worden ist. In den „Lutherstudien zur vierten Jahr-

reichend große Gesichtspunkte verfügte, ob er das eigenartige Wesen der Kirche so tief erfaßt hatte, wie das für einen Kirchenhistoriker erwünscht ist, steht mir nicht außer Zweifel<sup>1)</sup>. Sein theologisches Interesse hat er noch im Alter durch allerlei theologische Schriften bewährt; charakteristisch war es, daß er dieselben wesentlich für Lehrer schrieb. Wer ihn ganz kennen lernen wollte, mußte Gelegenheit haben, ihn in seiner Tätigkeit auf dem Seminar zu beobachten; da war er so recht in seinem esse. Weiter verbreitet als seine theologischen Schriften waren seine Schulbücher, d. i. seine Fibel und seine Lesebücher. Heute allerdings sind auch diese seine Werke fast ganz verschollen. Man hat es ihm verdacht, daß er, der Schulrat, diese Schulbücher schrieb. Man hat das so aufgefaßt, als tue er das um des Verdienstes willen. Damit tat man ihm Unrecht. Das Geldmachen lag seiner Seele fern. Dazu war er zu ideal gerichtet. Wohl ist er für seine Bücher, auch als Schulrat, wenn auch mit Takt, eingetreten. Aber fehlte er, so lag das nicht an Geldliebe, sondern an Ueberschätzung seiner Ueberszeugung von dem, was richtig sei.

Selbstverständlich lernte ich von ihm, der das Schulwesen ganz anders beherrschte als ich, und ich lernte gern von ihm. Das hieß nun aber doch nicht, daß ich mich ihm gegenüber alles eigenen Urteils begab. Schneider war eine aufbrausende Natur. Das führte gelegentlich zu einem — immer wieder schnell vorübergehenden — Konflikt. Ich erzähle davon ein wenig, weil es ihn charakterisiert. Aus seiner didaktisch idealen, aber nicht immer die Wirklichkeit ausreichend berücksichtigenden Auffassung entsprang bei ihm eine Abneigung gegen den Gebrauch von sprachlichen Leitfäden (Grammatik) im deutschen Unterricht. Altonaer Lehrer wünschten einen solchen. Die Frage kam zur Verhandlung in der Sitzung. Ich — die Frage an sich betraf Schleswig so gut wie Holstein — hielt den Wunsch für praktisch berechtigt und trat für denselben ein. Das Kollegium stimmte mir zu. Das verdroß ihn. Wir fuhren nicht lange danach zum Seminarabiturium nach Ueter-

---

hundertfeier der Reformation“ hat der Raumburger Pfarrer D. Albrecht in einer Arbeit zur Vorgeschichte der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken darauf hingewiesen, daß Schneider, der Lehrer des Pfarrers Rnake, der der Begründer der Weimarer Lutherausgabe ist, schon vor ihm den Plan zu einer kritischen Lutherausgabe in den Jahren 1853 und 54 verfolgt habe.

<sup>1)</sup> Schneider war tief religiös. Eigentlich kirchlich war er nicht. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Folgende: Als das Seminar in Tondern sein hundertjähriges Jubiläum feierte, bildete oder billigte er für diese Feier ein Programm, in dem für eine kirchliche Feier — und die Kirche hatte doch so zu sagen das Seminar gegründet — kein Raum, ein Ball aber vorgesehen war. Ich, damals schon Generalsuperintendent, sollte bei dem ersten Teil der Feier eine Art Segen sprechen. Ich lehnte diese Beteiligung ab.



sen, zufällig mit verschiedenen Zügen. Nach meiner Ankunft suchte ich ihn, der früher eingetroffen war, in seinem Hotelzimmer auf. Da saß er, wie er gern zu tun pflegte, in Hemdsärmeln an seinem Tisch und arbeitete an seinem Johanneskommentar. Als er meiner gewahr wurde, blickte es aus den Augen. Er fuhr mich an unter Vormürfen, daß ich in der Sitzung ihm entgegen getreten sei. Ich war auf so etwas gefaßt und antwortete ruhig und fest: „Sie wissen, wie hoch ich Ihre größere Kenntniss des Schulwesens schätze und wie sorgfältig ich dieselbe beachte. Wenn Sie aber daraus schließen, daß ich nur mit dem Kopf zu nicken brauche, wenn Sie etwas gesagt haben, irren Sie Sich in meiner Person.“ Damit verließ ich das Zimmer. Hernach begegneten wir uns im Restaurant des Hotels. Da wußte er nicht, wie liebevoll er sein wollte. Als wir später einmal einen ähnlichen Konflikt gehabt hatten, kam er zu mir in meine Wohnung, um mir die neueste Ausgabe seiner Bibel zu bringen und wieder gut zu machen, was er mir angetan. „Ich bin wie eine knorrige Eiche“, sagte er und in diesem Vergleich lag etwas, „aber meine es nicht böse. Zürnen Sie mir nicht.“ „Lieber“, antwortete ich, „wie könnte ich Ihnen dauernd zürnen? Die Santals in Indien teilen die Menschen in zwei Klassen, in die mit großem und die mit kleinem Herzen. Sie gehören in die erste Klasse und der gegenüber besteht kein Zorn.“ In der That, so war es. Ich habe von Schneider etwas zu halten gelernt. Die Gemeinschaft mit ihm buche ich auf dem Blatt meines Lebens, auf dem die Werte meines Lebens verzeichnet stehen. Schneider ist unter uns zu schnell vergessen worden. Er hat treffliche Nachfolger gehabt. Keiner aber hat unser Schulwesen so stark beeinflusst wie er; keiner hat unsere Heimat, wiewohl sie nicht die seinige war, so wie er geliebt.

Als ich reichlich zwei Jahre im Amt war, tauchte die Frage auf, ob das in einigen Teilen Schleswigs noch geltende dänische Schulrecht gesetzlich zu beseitigen sei. In dieser Veranlassung kam der bekannte Berliner Geheimrat Schneider nach Schleswig. Ich hatte Tage lang mit ihm zu reisen; wir besuchten Schulen des dänisch-rechtlichen Gebiets und das Seminar in Tondern. „Die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu nehmen“ — davon wurde dann abgesehen. Mir aber verschaffte die Erledigung dieser Frage eine interessante Bekanntschaft. Tagelang gemeinsam reisen lehrt kennen. Dieser Schneider war bekanntlich seinerzeit, soweit das Volksschulwesen in Frage kam, die rechte Hand des Ministers Falk gewesen. Er war der Verfasser der viel genannten Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872, welche in Altpreußen die Raumerschen Schulregulative ablösten. Der Verkehr mit diesem weithin orientierten Mann erweiterte meinen Gesichtskreis in Schulverwaltungssachen und ließ mich tiefer als bisher

in preußisches Beamtenleben blicken. Eine herzzgewinnende Persönlichkeit war dieser Schneider nicht. Gescheit war er und begabt. Ich bewunderte hier und da bei der Revision der Schulen wie des Seminars, wie er seine Aufgabe löste. Er übertraf in dieser Beziehung m e i n e n Schneider, aber dieser war mir lieber.

In Schleswig frühstückte ich mit ihm bei Steinmann. Beide waren im Osten der Monarchie tätig gewesen. Bei Tisch wurde über östliche Verhältnisse geredet. In diesem Zusammenhang sagte mir Steinmann über Tisch: „Sie dürfen die Verhältnisse der Ostmark nicht im Licht der Nordmark beurteilen; dort liegen die Dinge sehr anders.“ Zweifellos hatte er Recht. Hätte man das nur auch in Berlin gewußt bezw. bedacht!

In diesen Beziehungen zu dem Geheimen Schneider, wie wir ihn nannten, erschöpften sich im wesentlichen während meiner Schulratszeit meine Beziehungen zum Ministerium. Gelegentlich einer Anwesenheit in Berlin ging ich ins Ministerium, mit Schneider einiges zu besprechen. Ich fragte ihn, ob ich mich dem Minister vorzustellen hätte; ich wollte weder mich aufdrängen noch Geziemendes versäumen. Auf seinen Rat ging ich am Audienztag zum Minister. Dieser — inzwischen war Herr von Gossler Minister geworden — nahm mich freundlich auf. Als ich aber keine Wünsche vortrug, fragte er direkt nach solchen. Er war wohl gewohnt, daß, wer zu ihm kam, für sich etwas wollte. Auf meine ablehnende Erwiderung hin lenkte er dann das Gespräch auf Nordschleswig. Als Schulrat sah ich ihn nicht wieder.

In meine Arbeit lebte ich mich rasch ein. Im Anfang erschrak ich ein wenig. Es tauchten Forderungen auf, an die meine Seele nicht gedacht und von denen mir niemand gesagt hatte.

Bald nach meinem Amtsantritt wurden mir reproduzierte Akten vorgelegt, aus denen sich ergab, daß die Lehrer der Gewerbeschule in Husum den Minister gebeten hatten, ihnen einen Spezialtechniker für gewerbliches Zeichnen zu senden, damit sie von ihm beraten würden für ihre Lehrpraxis. Der Minister hatte das abgelehnt, aber gleichzeitig mitgeteilt, daß er den Departementschulrat beauftragt habe, ihre Wünsche zu erfüllen. Zu Mazens Zeit war das nicht zur Ausführung gekommen. Dem Nachfolger wurde das jetzt vorgelegt. Ich staunte. Aber was wollte ich machen? Bei näherem Besinnen sagte ich mir, daß auch ein Schulrat, der auf dem üblichen Wege Schulrat geworden, kein Fachmann sei im gewerblichen Zeichnen. So gut wie ein solcher würde sich durchschlagen müssen, müsse und würde ich das auch. Ich orientierte mich zunächst in diesen Dingen, soweit ich das vermochte. Meine erste Revisionsreise machte ich dann nach Husum, revidierte die Bürgerschulen und begab mich eines Abends in die Gewerbeschule, in der ich mich angemeldet hatte. Ich sprach den Lehrern offen

mein ehrliches Bedauern aus, daß der Herr Minister nicht in der Lage gewesen sei, ihnen einen Fachmann zu schicken; als ein solcher könne ich ihnen selbstverständlich nicht dienen; soweit ich aber ihnen zu dienen vermöge, wäre ich dazu mit Freuden bereit; sie möchten mir sagen und zeigen, worauf es ihnen ankomme. Die Lehrer verstanden die Situation. Ihre Haltung war tadellos. Sie zeigten und sagten mir allerlei. Hier kam mir nun eins zur Hilfe, bei dessen Erwerb meine Seele nicht von ferne an solche Verwendung gedacht hatte. Wie ich früher erzählte, hatte ich mich, soweit mir das Leben dazu die Gelegenheit bot, mit Kunst nicht nur oberflächlich genießend beschäftigt. Das hatte den Geschmack gebildet. Von da aus war ich befähigt, ihre kunstgewerblichen Zeichnungen bis zu einem gewissen Grade zu beurteilen. Ich sagte ihnen meine Geschmacksurteile und begründete sie. Die leuchteten ihnen ein. Ich hatte den Eindruck, als wenn sie die Empfindung hätten, von dem Schulrat, der kürzlich noch Pastor war, doch etwas empfangen zu haben. Wir schieden im besten Einvernehmen.

Raum war ich re quasi bene gesta heimgesiehet, als ich ein Schreiben des Präsidiums empfing, das mich zum Mitglied der Prüfungskommission für Landmesser bestellte; ich sollte sie in Mathematik prüfen; das nächste Examen, dessen Termin mir mitgeteilt wurde, stand vor der Tür. Ich staunte zum zweitenmal. Und aus diesem Staunen wurde die Frage geboren: was ist denn eigentlich ein Schulrat? Doch nicht etwa ein Mädchen für alles?

Aber auch hier wollte nun nicht nur gestaunt, sondern gehandelt sein. Ich ging zu Herrn von Bötticher, verhehlte ihm nicht meine Ueberraschung, sagte ihm, daß ich nicht imstande sei, in nächster Woche die Landmesser in Mathematik zu prüfen. Die Mathematik hätte ich liegen lassen seit meinem Abiturium. Seinerzeit hätte ich mit dieser Dame auf recht gutem Fuß gestanden; gehöre das zu meinem jetzigen Amt, Feldmesser zu examinieren — derartiges hätte ich nicht gewußt —, würde ich mich von neuem in die Geheimnisse der Mathematik stürzen und stünde später zum Dienst bereit; für diesen Termin hätte ich, von mir abzusehen. „Ach“, sagte Bötticher, „wenn Ihnen das nicht liegt, bemühen Sie sich nicht; ich glaube, es würde Sie diese Aufgabe vielleicht interessieren. Ich habe andere zur Hand, die das nicht geniirt.“ „Wenn das der Fall ist“, erwiderte ich, „bin ich dankbar, wenn von mir abgesehen wird; meine Interessen gehen in andere Richtung.“ Damit war der Fall erledigt. Später sind solche Extratouren nicht wieder an mich herangetreten.

In meiner Mitarbeit in der Regierung wurde ich vom ersten Moment an von allen, vom Präsidenten bis hinunter zum Boten, so behandelt, als wäre ich ein von der Pike auf gebienter Bürokrat. Nun — wer ins Wasser geworfen wird, hat gefälligst zu

schwimmen. Die Formen, die Zeichen usw., die in solchem großen bürokratischen Betrieb üblich und unentbehrlich sind, kannte ich selbstverständlich nicht. Aber ich ging zu Runze und bat um Aufschluß, scheute mich auch nicht, in gleichem Interesse mit dem Vorsteher unseres Büros ins Benehmen zu treten, bilden doch diese Formalien eine positive Wissenschaft, die man nicht e lumine naturae schöpfen kann. Ebensowenig aber sind sie eleusinische Mysterien. Ein gebildeter Mann, der seine Aufmerksamkeit auf diese Dinge richtet, ist binnen kurzem ihrer mächtig. Vielleicht gelang es mir besonders schnell. Wenigstens sagte Runze mir hernach einiges, das in diese Richtung wies.

Auch mit den Bürobeamten stand ich auf gutem Fuß. Einmal war es geschehen, daß ich den meine Sachen bearbeitenden Sekretär getadelt hatte. Als ich auf die Verteidigung seiner Auffassung nicht einging, schwieg er. Nicht der ausführende Sekretär, sondern der Auftrag erteilende Rat trägt die Verantwortung. Insofern war ich in meinem Recht. Hernach kam ich in anderer Veranlassung zu Runze. Ich erzählte ihm das Vorgefallene. Er teilte die Auffassung des Beamten und überzeugte mich. Flugs ging ich auf das Büro zurück und gab dem Beamten in Gegenwart derselben, die meine Beanstandung gehört hatten, volle Genugtuung.

Das Schwergewicht meiner Arbeit lag aber nicht in der Verwaltung als solcher, sondern in meinen persönlichen Berührungen mit der Schule und den Lehrern. Hier meinen Mann zu stehen, beschäftigte ich mich jetzt sonderlich mit Fragen des Unterrichts und der Erziehung. Theologie und Philosophie mußten einstweilen in den Hintergrund treten. Ich las klassische Werke der Pädagogik wie auch solche, die mich tiefer einführten in den gegenwärtigen Schulbetrieb. Selbst den Wissensstoff der Volks- und Mittelschule, wiewohl er mir größtenteils geläufig war, arbeitete ich systematisch durch. Die Methodik der einzelnen Fächer gewann mein Interesse, aber ein Methodenmann konnte der Kirchenmann nicht werden und ward er nicht. Es sind diese Methoden nicht ewige Gesetze. Zu meiner Schulratszeit gehörte so zu sagen zum eisernen Bestand, namentlich im zweiten Lehrerexamen, der Nachweis, daß die Schreiblesemethode eine unnatürliche und daher verwerflich sei; heute ist sie die allein seligmachende.

Der übergreifende Gesichtspunkt, von dem aus mich meine Aufgabe interessierte und von dem aus ich sie anfaßte, war der der Volkserziehung. Unter diesem Gesichtspunkt beurteilte ich auch die für uns maßgebenden Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872. Diese, in manchen Punkten mir sympathisch, hatten den Religionsunterricht auf vier, in der einklassigen Schule auf fünf Stunden wöchentlich beschränkt. Das beruhte nicht auf Gegnerschaft gegen Religion und Kirche. Die Allgemeinen Bestimmun-



gen sagten über den Religionsunterricht, daß derselbe „die Kinder einzuführen habe in das Verständnis der heil. Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde, damit die Kinder befähigt werden, die heilige Schrift selbständig lesen und an dem Leben sowie an dem Gottesdienst der Gemeinde lebendigen Anteil nehmen zu können.“ Man kann fragen, ob das Ziel hier nicht reichlich hoch gesteckt ist; von Kirchenfeindschaft findet sich hier keine Spur. Der Fehler war der, daß in den Allgemeinen Bestimmungen der Versuch gemacht ward, der Volksschule statt der bisherigen einheitlichen Grundlage (Religion) eine doppelte (Religion und Deutsch) zu geben. In einer rechten Volksschule hat der Religionsunterricht allein die Grundlage zu bilden und den Geist der Schule zu bestimmen. Das Deutsche, das selbstverständlich auch zu pflegen ist, ergibt sich mehr oder weniger von selbst. Zur richtigen Wertung der Religion gehört, daß jeder Tag mit einer Religionsstunde beginnt. Darauf, nicht auf die Zahl der Stunden kommt es an. Es ist ein Vorurteil, in solcher Ordnung eine Ueberfütterung mit Religion zu sehen — davon wissen die Kinder nichts. Nur die Unkenntnis fürchtet, die Religion werde dadurch den Kindern langweilig werden; vielleicht tritt das da ein, wo moderner Religionsunterricht erteilt wird; da mag man mit sechs Stunden nichts anzufangen wissen; wo christlicher Religionsunterricht erteilt wird, und den vertraten die Allgemeinen Bestimmungen, ist solche Befürchtung nicht am Platz; kein Unterricht birgt eine solche Mannigfaltigkeit von Disziplinen in sich wie der Religionsunterricht. Ließ sich der hier gerügte Radikalfehler der Allgemeinen Bestimmungen nicht irgendwie überwinden? Relativ einfach war das möglich in der einklassigen Schule. Die fünfte Stunde — ich habe hier die Oberstufe im Auge — ließ sich teilen in zwei halbe, von denen die eine dann der Perikope, die andere dem Kirchenlied zuzuwenden war. Es verblieben dann der biblischen Geschichte und dem Katechismus je zwei Stunden. Auch brauchte es ja dem Lehrer nicht den Kopf zu kosten, wenn die halbe Stunde gelegentlich einmal ein wenig überschritten ward; die Bildung der Kinder litt jedenfalls nicht darunter, kann sich doch an bildender Kraft kein anderer Unterricht mit dem Religionsunterricht messen. Schwieriger lag die Sache in der mehrklassigen Schule. Eine weitere Halbierung der Stunden war auf der Oberstufe um der Unterrichtsgegenstände willen zu vermeiden. Aber die war auch nicht nötig. Ein schon bald nach Erlaß der Allgemeinen Bestimmungen in Hannover gemachtes Zugeständnis, eine Lesestunde als Bibellesestunde zu gestalten, wies für die Oberstufe den Weg. Was in Hannover recht war, war in Schleswig-Holstein billig. Zwar galt jenes Zugeständnis der einklassigen Schule. Aber warum sollte es sich nicht auf die mehrklassige Schule ausdehnen lassen? Gesah das,

war auch in der mehrklassigen Schule für die Oberstufe erreicht, daß jeder Tag mit Religionsunterricht begann. Auf den unteren Stufen ließ sich durch weitere Halbierung helfen.

Um eine solche Ordnung der Dinge bemühte ich mich. Der Minister ging auf solche Wünsche ein. Die bezüglichlichen Erlasse tragen Daten aus meiner Schulratszeit. Ob aber bezw. wie weit es meine diesbezüglichen Bemühungen gewesen sind, die zu diesen Erlassen führten, vermag ich ohne Einsicht in die Akten der Regierung nicht zu sagen. Derartige Bemühungen lagen damals in der Luft. Ich weiß nur, daß ich als Schulrat an dem Aufspüren dieser Wege mich beteiligt und auf die Durchführung solcher Ordnung in unserer Volksschule hingewirkt habe. Jetzt aber? Es gilt abwarten, was schließlich wird. Zurzeit ist der Wert unserer Schulen im Sinken.

Ein anderes entsprang meiner besonderen Initiative. Ich bedauerte damals schon, nicht erst heute, daß für die kirchliche Erziehung unserer Jugend so wenig geschieht, diese so wenig am gottesdienstlichen Leben beteiligt wird. Zwar ist bei uns nicht möglich, was sich da durchführen läßt, wo auch auf dem Lande jeder größere Ort seine Kirche hat. Immerhin ließ sich auch bei uns mehr tun, als geschah, und die Schule konnte hier wesentliche Dienste leisten, wie sie das früher auch bei uns getan hat. Ich hielt über diese Angelegenheit Vortrag in der Abteilungsitzung und fand Verständnis für das, was ich wollte. Daraus erwuchs die Regierungsverfügung vom 15. Dezember 1880 (abgedruckt im R. G. u. B. Bl. 1881, Nr. 7), welche die Lehrer anwies, nach Möglichkeit den Kirchenbesuch der Schulkinder zu fördern. Daß viel dabei herausgekommen ist, läßt sich nicht behaupten; ich aber hatte getan, was ich konnte. Ich zweifle nicht, daß dieser und jener geurteilt hat, in solchem Bemühen habe sich im Schulrat der Pastor geregt. Das war auch der Fall, aber ich darf es als kleinlich und schief bezeichnen, wenn das diesbezügliche Bemühen lediglich in dieser Weise eingeschätzt wird. Was ich tat, erwuchs in erster Linie aus meiner schon charakterisierten Auffassung meines Amts, aus dem Interesse an der Schule als Mittel der Volks-erziehung.

Aus diesem Interesse erwuchsen auch ganz andere Bemühungen. Wie religiös-kirchlich so soll die Schule vaterländisch, national erziehen. Dafür ist der geeignete Ort nicht künstlich in irgend einer Katechismusstelle zu suchen, wie das jüngst noch ein Professor der praktischen Theologie besürwortet hat. Der hierfür gegebene Ort ist der Geographie- und namentlich der Geschichtsunterricht, unterstützt durch die hergehörigen Teile des Lesebuchs bezw. des Gesangunterrichts. Weil ich die Volksschule vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der Erziehung auffaßte, nahm ich keinen An-

stoß daran, daß die Allgemeinen Bestimmungen die Geschichte der Griechen und Römer aus dem Unterrichtsstoff der Volksschule ausschieden. Nach meiner Auffassung genügte hier durchaus die deutsche Geschichte. Aber darauf legte ich Wert, daß in diesem Unterricht auch die Geschichte unserer Heimat zu ihrem Recht komme und förderte das nach Möglichkeit. Da, wo die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen zur Sprache kommt, ist m. E. der Ort, wo rückblickend unsere Geschichte zu behandeln ist. Nahm ich einmal in der Seminarabgangsprüfung die Prüfung in der Geschichte ab, fuhr ich stets mit Fragen nach schleswig-holsteinischer Geschichte dazwischen.

Aber nicht nur die hier genannten Unterrichtsfächer, der ganze Unterricht ist unter dem erziehlichen Gesichtspunkt zu betreiben.

Wie der Sprachunterricht zu einem guten Teil als Bildung des Gehörs und der Sprechfähigkeit zu betreiben ist, so der Naturunterricht zu einem guten Teil, namentlich aber der Zeichenunterricht, unter dem Gesichtspunkt, daß die Kinder sehen, durch das Auge auffassen lernen. Den Turnunterricht, dessen Hauptwert in den einfachen Uebungen steckt, hätte ich gern erheblich weiter ausgedehnt, als die Allgemeinen Bestimmungen ihn vorschreiben.

Meiner Würdigung des Volksschulbetriebs habe ich gelegentlich besonderen Ausdruck gegeben. Auf einer meiner Revisionsreisen fand ich einen Küsterlehrer, dessen Leistungen didaktisch die anderer keineswegs überragten, der aber einen hervorragend erziehlichen Einfluß auf seine Schüler ausübte. Sein Pastor, auf dessen Urteil ich etwas gab, sagte mir, die eine Generation nach der anderen trage hier die Segensspuren seiner Erziehung. Davon erstattete ich Bericht in der nächsten Abteilungsitzung und beantragte, es möge diesem vorzüglichen Erzieher, ohne eine spezielle Veranlassung abzuwarten, der Adler der Inhaber — das Allgemeine Ehrenzeichen habe ich nie für einen Lehrer beantragt — erwirkt werden. So geschah es.

In meinen Revisionsreisen, die mich in persönliche Berührung brachten mit der Jugend und den Lehrern, lag mir, wie schon angedeutet, der Schwerpunkt meiner Tätigkeit. Oft reiste ich die fünf ersten Wochentage — am Sonnabend nahm mich die Abteilungsitzung in Anspruch. Ich schlug dann mein Quartier auf in einer Stadt oder doch an einem Ort; der annehmbare Unterkunft bot. Kleinbahnen gab es damals nicht. Ja, als ich mein Amt antrat, gab es in meinem ganzen Bezirk nur die Bahn von Nortorf bis Barmdrup mit ihren Zweigbahnen. Ich mietete daher, wo ich mich niederließ, für die fünf Tage ein Gefährt, das mich von Schule zu Schule führte, wo es sich machen ließ, auch über die normale Schulzeit hinaus, um möglichst viele Schulen an einem

Tage zu sehen. Ich frühstückte im Wagen und speiste erst nach Rückkehr. Nachher schrieb ich, noch an demselben Tage, meinen Revisionsbericht. War nichts Sonderliches zu berichten, sagte ich mich kurz, wie zu meinem so zu anderer Benefiz. Lag Sonderliches vor, sparte ich kein Papier. War so des Tages Arbeit getan, stürzte ich mich in Lektüre, schließlich aber in solche, in der weder von Pädagogik noch Didaktik die Rede war, zumeist Theologie oder Philosophie.

Ich reiste immer allein. Nach Möglichkeit suchte ich die Lokalschulinspektoren auf und nahm sie auf Wunsch mit. Auf die Begleitung der Kreisschulinspektoren verzichtete ich, auch da, wo sie im Hauptamt angestellt waren. Ich wollte unbeeinflusst hören und sehen. Das schloß ein gelegentliches Benehmen mit ihnen nicht aus, wie ich denn in meinen Maßnahmen ihrem Urteil immer die gebührende Beachtung schenkte. Den Verlauf der Revision hatte ich mir selbstständig geordnet. Eine Instruktion für dieselbe gab es nicht. Als ich Schulrat wurde, hatte ich noch nie der Revision eines Schulrats oder auch nur eines Kreisschulinspektors beige- wohnt. Ich war also ganz auf mich selbst angewiesen.

Man hat gefragt, ob ein Schulrat nach einem einzigen, unter Umständen nicht einmal sonderlich ausgedehnten Besuch wirklich über den Stand einer Schule zu urteilen imstande sei. Ich stelle dem die Behauptung entgegen, daß der Schulrat in der Regel in den ersten fünf Minuten weiß, wie es um die Schule steht, selbst- verständlich auf das Ganze gesehen; weiß er es dann nicht, habe ich kein großes Zutrauen zu seiner Erkenntnis auch nach mehrstün- digem Besuch. Man wird durch das viele Revidieren so feinfüh- lig, daß man so zu sagen den Stand der Schule, in die man ein- tritt, schmeckt.

Einmal täuschte ich mich doch. Ich hatte im Anfang einen schlechten Eindruck. Aber je weiter meine Revision vorschritt, um so vergnügter wurde ich. Als ich hernach die Kinder hatte hinaus- gehen lassen, sagte ich dem Lehrer, wie es mir ergangen sei, und fügte hinzu: „Ich weiß, worauf der erste falsche Eindruck beruhte. Mein Kutscher hielt heute morgen an der falschen Tür. Ich bin durch Ihre Wohnung in die Schule gekommen. Das gibt mir die Lösung. Ich mische mich nicht in Ihre häuslichen Verhältnisse, habe mit Ihrer Frau nichts zu tun. Aber das bitte ich mir aus, daß in Zukunft das Regiment Ihrer Frau an der Schwelle der Schulküche ihr Ende findet. Wenn sich das durchsetzt, wird auch das Äußere Ihrer Schule und die Haltung Ihrer Schüler in eine der Treue und Sauberkeit Ihres Unterrichts entsprechende Ver- fassung kommen.“ Der Mann gratulierte mir seitdem schriftlich zu jedem Jahreswechsel und ernannte mich bei der Gelegenheit zur Erzellenz.



Sonderliche Aufgaben erwuchsen dem schleswigschen Schulrat aus den besonderen Verhältnissen Nordschleswigs.

Die Volks- und Hausprache Nordschleswigs — etwa nördlich einer Linie, die von Flensburg nach Alsbüll südlich von Tondern gezogen war, vielleicht mit einer Ausbuchtung in der Mitte nach Süden — war damals die dänische. Aber Sprache und nationale Gesinnung, so nahe sie sich berührten, deckten sich nicht ohne weiteres, was die Fremden vielfach nicht verstanden. In den südlichsten Teilen Nordschleswigs war zum Teil schon deutsche Schulsprache eingeführt und zwar auf Wunsch der Bevölkerung, vielfach in Anlehnung an frühere Verhältnisse. Aber auch in den dänisch sprechenden und am Dänischen festhaltenden Teilen Nordschleswigs hatten die Kinder jetzt ordentlich Deutsch zu lernen. Das gebot nicht nur die Obrigkeit, das gebot das eigene Interesse der Bevölkerung. Zur Dänenzeit hatten manche wohlhabende Väter in diesen Distrikten ihre Kinder Schulen in Angeln besuchen lassen, damit sie Deutsch lernten. Und vorher? Auf der schleswigschen Ständeversammlung des Jahres 1838 wurde ein Antrag auf deutsche Stunden in allen nordschleswigschen Dorfschulen mit 38 gegen eine Stimme angenommen<sup>1)</sup>. Also Deutsch sollte die nordschleswigsche Jugend lernen. Es fragte sich nur, wie?

Als ich mein Amt antrat, galt die Sprachinstruktion vom 9. März 1878. Bis dahin hatte die Instruktion vom 17. August 1871 gegolten. Vorher fehlte eine solche allgemeiner Art<sup>2)</sup>. Die letztgenannte Instruktion beschränkte sich darauf, vom dritten Schuljahr an einen wöchentlich sechsstündigen Unterricht im Deutschen anzuordnen, der auf Wunsch der Beteiligten zu einem acht- bis zehnstündigen erweitert werden durfte. Der Unterricht im Deutschen war als Unterricht in einer fremden Sprache geordnet, aber auf der Oberstufe wurde Heimatkunde und Kopfrechnen in den Bereich des deutschen Unterrichts hineingezogen. In der Instruktion selbst heißt es, der hier vorgeschriebene Unterricht lasse „Nationalität und Muttersprache“ unberührt. Wer dieses liest, wird sich wundern, daß die preußische Verwaltung mit dem deutschen Unterricht nicht früher und auch jetzt nur so beschränkt einsetzte. Aber einerseits waren die politischen Verhältnisse Nordschleswigs infolge des § 5 des Prager Friedens noch ungeordnet,

<sup>1)</sup> Vgl. Joh. Brock: Die Vorgeschichte der Schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848. Göttingen 1916. S. 95.

<sup>2)</sup> Wer sich für die vorausgehende Geschichte des Deutschunterrichts in Nordschleswig interessiert, findet darüber Näheres in einem Aufsatz des Kreisschulinspektors Schacht in Apenrade (damals) im Schleswig-holsteinischen Kunstkalender von 1920 (S. 131 ff.). Persönlich stand der Verfasser, wiewohl in Nordschleswig angestellt, dem dortigen Leben innerlich fremd gegenüber. Daraus erklärt sich manches irrige Urteil über dieses oder jenes in seinem Aufsatz.

andererseits fehlte es noch an den erforderlichen Lehrkräften. Zur Zeit der Annexion waren die Lehrer in Nordschleswig durchweg selbst des Deutschen nicht mächtig, wenigstens nicht irgendwie ausreichend. Zwar hatte die Schulverwaltung begonnen, auf dem damals einzigen nordschleswigschen Seminar, dem in Tondern, für solche Lehrer, die etwas Deutsch konnten, Fortbildungskurse halten zu lassen, aber das war doch nur eine mangelhafte Aushilfe, ob auch die einzig mögliche. Den Tatbestand, den ich, also im Anfang der achtziger Jahre, vorfand, illustriere ich am besten durch Erzählung von zwei Revisionen jener Zeit. In einer der Schulen des westlichen Nordschleswigs erwiderte der Lehrer auf meine nach der Begrüßung einsetzende Frage, was er zur Zeit treibe, er treibe Deutsch. „Schön“, sagte ich, „fahren Sie fort“. Der Mann hatte kürzlich einen jener sechswöchentlichen Kurse in Tondern durchgemacht. Er ließ die Kinder aus dem Schneiderschen Kinderfreund das Lesestück von dem Wettstreit des Windes und der Sonne aufschlagen. Aha! dachte ich, du Schlauberger! Dieses Stück war nämlich in jenem Kursus behandelt worden; jetzt will er mir mit seiner neuesten Errungenschaft imponieren. Aber nur zu! Er las das Stück vor, ließ es nachlesen und frag dann mit erhobener Stimme: „Was lautet die Ueberschrift oder warum ist hier die Rede?“ Den ersten Satz hielt er aus freien Stücken für gutes Deutsch. Daß er im letzteren „wovon“ durch „warum“ ersetzte, geschah in Anlehnung an das dänische „hvorom“. Das Weitere entsprach diesem Anfang. Der Mann war augenscheinlich nicht fähig, sich in die neue Aufgabe der Schule einzuleben. Ihm darüber Vorwürfe zu machen hatte keinen Sinn. Ich erfuhr, daß seine Frau eine „Stelle“ d. i. ein Ackergrütchen geerbt habe, er selbst aber sich für Landwirtschaft erheblich stärker interessiere als für das Schulehalten. Nun, da habe ich ihm in allem Wohlwollen die Pensionierung besorgt. Später traf ich ihn wieder auf meiner ersten propäpstlichen Visitationsreise. Der jetzt Schafe züchtende Großgrundbesitzer grüßte mich mit strahlendem Gesicht. Es war ein durchaus fröhliches Wiedersehen.

In einer anderen Schule — im Osten des Landes — schneite ich bei meinem Besuch hinein in eine Stunde, in welcher der Instruktion von 1878 entsprechend Realienunterricht in deutscher Sprache erteilt wurde. Lehrer und Schüler sprachen auf das Lebhafteste, aber von beiden Seiten erfolgten geradezu Saiven von Sprachfehlern, so daß es in der Schule nur so knatterte. Als ich hernach die Kinder hatte gehen lassen, sagte ich dem Lehrer: „Das ist aber ein entsetzliches Deutsch, das hier gesprochen wird“. Er machte ein betrübtes Gesicht; er hatte sich doch solche Mühe gegeben. Ich fügte dann hinzu: „Ich aber bin sehr gut mit Ihnen zufrieden“. Auf das Staunen in dem sich aufhellenden Gesicht

ermwiderte ich: „Das ist es, darauf es mir ankommt, daß die Kinder sich in deutscher Sprache bewegen lernen. Wenn sie dann auch viele Fehler machen — Fehler machen die Kinder im Süden auch. Auf ein Duzend mehr oder weniger kommt es mir nicht an.“ Dieser Lehrer wurde natürlich sorgfältig konserviert.

Stand es so noch in den achtziger Jahren, wie dann in den siebziger und sechziger Jahren! 1878 tat man dann einen weiteren Schritt über die Instruktion von 1871 hinaus. Durch die Aufhebung des § 5 hatten sich die Verhältnisse geklärt und gefestigt. Die Zahl der Lehrkräfte war gewachsen. Ich kannte bei meinem Amtsantritt jene Instruktion; ihre Wirkung zu beobachten hatte ich bis dahin keine Gelegenheit gehabt. Was ich jetzt beobachtete, sprach nicht für dieselbe. In dieser — ich gebe das so genau, weil das dem Leser für sachliches Urteil in dem später international erörterten Sprachkampf dienlich ist — wurden für die Unterstufe sechs halbstündige deutsche Anschauungs- und Sprachübungen, für Mittel- und Oberstufe sechs deutsche Sprachstunden festgesetzt. Auf der Mittelfstufe sollte in drei Stunden (Heimatkunde und Kopfrechnen), auf der Oberstufe in fünf Stunden (Geographie, Geschichte und Kopfrechnen) der Unterricht in deutscher Sprache erteilt werden. Am Schluß dieser Instruktion hieß es: „Die Einführung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache für sämtliche Lehrgegenstände mit etwaiger Ausnahme der Religion kann für einzelne Schulen auf Antrag der Mehrheit zugelassen oder auch auf Antrag der Regierung vom Oberpräsidenten angeordnet werden.“

Wer diese Instruktion mit der von 1871 vergleicht, sieht, daß sie eine Fortentwicklung in der dort eingeschlagenen Richtung repräsentiert. Aber ein Sachverständiger sieht zugleich, daß ihr eine gewisse Halbheit innewohnt. Augenscheinlich repräsentiert sie eine Uebergangsordnung; sie war auch von vornherein als eine solche gedacht.

War eine so geartete Grundlage an sich keine erfreuliche, ihre Durchführung in der Praxis repräsentierte eine weitere Verschlechterung. Nachgeordnete Organe versuchten hier und da über die immerhin in der Instruktion liegenden Schranken hinauszugehen. Das Mißlichste aber war, daß die deutsche Bibel von Schneider in den nach jener Instruktion arbeitenden Schulen allgemein in Gebrauch genommen ward. Bei diesem Gesamtatbestand kam heraus, daß die Kinder teils nach der dänischen, teils nach der deutschen Bibel lesen lernten, daß Tafelrechnen in dänischer und Kopfrechnen in deutscher Sprache getrieben wurde. Dieser Mischmasch der zwei Sprachen schon in den ersten Schuljahren war geradezu unerträglich, eine Quälerei beides für die Lehrer und für die Kinder. Ich brachte das wie in meinen Revisionsberichten so in den

Abteilungssitzungen der Regierung je und je zur Sprache. Hier mußte Wandel geschaffen werden. Aber wie? Ein Zurück gab es nicht. Daß ein solches nicht erreichbar war, versteht sich von selbst. Hier sprach nicht nur Didaktik, auch Politik, und diese lag außerhalb meiner Machtsphäre. Es konnte sich mithin nur um ein Vormwärts handeln, für mich aber nur um ein solches, das weder die kirchlichen noch die seelischen Interessen verletzte. Glücklicher Weise wies mir dafür die Praxis den Weg.

Während die Regierung von der Schlußbestimmung der Instruktion von 1878 keinen Gebrauch gemacht hatte, hatte eine Reihe nordschleswigischer Gemeinden das getan; sie hatten um Einführung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache gebeten, aber sie waren insofern über die Instruktion hinausgegangen, als sie die Bedingung hinzufügten, daß nicht nur der Religionsunterricht unangetastet bleibe, sondern auch zwei dänische Sprachstunden auf Mittel- und Oberstufe belassen würden. Die Regierung ging k l u g e r Weise auf diese Bedingung ein. Wer die Gemeinden in dieser Richtung beraten hat, wer die Zweizahl der dänischen Sprachstunden fixiert hat, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß das so Geordnete in der Praxis sich vorzüglich bewährte. Das religiöse Leben wie die kirchliche Bildung der Jugend blieb unangetastet. Die zwei dänischen Sprachstunden schufen die sprachliche Grundlage für den dänischen Religionsunterricht<sup>1)</sup>, boten den Kindern eine theoretische Unterweisung in ihrer Muttersprache und befähigten sie, einen dänischen Brief zu schreiben, und das alles dergestalt, daß sie dabei grade so gut Deutsch lernten, wie wenn der ganze Schulunterricht deutsch erteilt worden wäre.

Man kann hier fragen, ob nicht die Zweizahl der dänischen Sprachstunden reichlich kurz bemessen war. Kurz bemessen war sie, aber man kam in der Praxis gut damit aus. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte ich eine beschränkte Erweiterung derselben erstrebt und wäre damals schwerlich auf Schwierigkeiten gestoßen. Andere wieder mögen die Frage aufwerfen, ob denn so viel deutscher Unterricht erforderlich war, damit die Kinder ordentlich Deutsch lernten. Die so fragen, übersehen, daß die deutsche Sprache eine recht schwer zu erlernende ist, wie daß es sich hier nicht um eine Auslese begabter oder auch nur gut gestellter Kinder handelte, sondern um die Gesamtjugend des Volks. Daß hier G r ü n d l i c h e s zu geschehen habe, wußten schon die dänischen Bauern, die zur Dänenzeit statt sich mit einem auch daheim erreichbaren deutschen Privatunterricht zu begnügen, ihre Söhne nach Angeln schickten.

<sup>1)</sup> Auf der Unterstufe war die Zuhilfenahme der dänischen Sprache beim Religionsunterricht in der Instruktion zugelassen.



Das war die Antwort, welche die Praxis auf die Frage nach dem Wie? gab. So, sagte ich mir, muß es allenthalben werden, sobald erst die erforderlichen Lehrkräfte zur Verfügung stehen. Ich war so überzeugt, damit dem eigenen Interesse der Bevölkerung zu dienen, daß ich auch vor einer Ausnutzung der am Schluß der Instruktion von 1878 dem Oberpräsidenten erteilten Ermächtigung nicht zurückschrak. Daß ich damit mich auf dem rechten Wege befand, zeigt folgender höchst instruktiver Vorgang. In der Schulgemeinde Rohrkarr bei Tondern hatte auf Grund der Schlußbestimmung der Instruktion von 1878 eine Abstimmung stattgefunden, ob als Schulsprache die deutsche aufzunehmen sei. Unter den größeren Besitzern waren kräftige Dänen. Die brachten durch Druck auf die kleinen Leute es dahin, daß die Abstimmung für die dänische Sprache entschied. Aber nachdem sie in dieser Weise ihren politischen Willen durchgesetzt hatten, schickten sie ihre eigenen Söhne in die deutschen Schulen in Tondern. Ich verfehlte nicht, dem Minister diese Geschichte zu berichten. Der Minister verfehlte nicht, in der nächsten parlamentarischen Verhandlung der nordschleswigschen Frage sie zu verwerten. Und der dänisch gesinnte Abgeordnete Johannsen verfehlte nicht — dazu zu schweigen.

Warum sollte das, was die wohlhabenden Dänen sich selbst zu verschaffen wußten, den minderbemittelten Dänen vorenthalten werden? Ihre Söhne brauchten das Deutsche genau so gut wie die Söhne jener.

Freilich — darauf kam nun alles an, daß, wenn es so weit gekommen, dann diese Ordnung auch wirklich inne gehalten wurde und nicht „patriotischer“ Unverstand das hier sich bietende Gute um eines vermeintlich Besseren willen vernichte.

In meinen Gesprächen mit dem Berliner Geheimrat Schneider war u. a. auch das zur Sprache gekommen, daß wir, d. h. die Schleswigsche Regierung, so energisch am dänischen Religionsunterricht festhielten. Schneider wies mich darauf hin, daß auf einem der früher gehaltenen deutschen Kirchentage, ich meine: auf dem in Stuttgart, gerade von kirchlicher Seite energisch betont worden sei, die Religion dürfe nicht als ein Fach für sich angesehen werden; sie solle die ganze Schule durchdringen. Dem widerspreche die von mir betonte Differenz in der Sprache. Ich erwiderte ihm, daß ich jene Auffassung des Kirchentages durchaus teile, aber seiner Schlußfolgerung nicht zustimme. Eine Frage wie diese könne niemals allein aus allgemeinen Gesichtspunkten entschieden werden; auch die besonderen, im Einzelfall vorliegenden Verhältnisse wollten beachtet sein; diese aber sprächen im vorliegenden Fall sehr kräftig für die Differenz. Ich warnte ihn, praktische Konsequenzen zu ziehen. Das wollte er auch nicht, sagte er damals.

Über in diesem Gespräch suchte zum erstenmal in meiner Seele die Sorge auf, deren Verwirklichung später so viel Leid über uns gebracht hat. Die einzige Unterredung, die ich, wie oben erzählt, als Schulrat mit dem Minister führte, benutzte ich, um ihn vor jenem möglichen Abweg zu warnen. Zwar sagte ich mir selbst, daß das nicht viel nützen würde. Ein preußischer Kultusminister ist mit so zahllosen Dingen behelligt, daß billigerweise nicht erwartet werden darf, er werde ein solches vereinzeltcs Gespräch im Gedächtnis behalten. Um so eifriger wirkte ich in Schleswig. Wohl keine Unterredung mit Steinmann über nordschleswigsche Verhältnisse ließ ich hingehen, ohne als auf mein ceterum censeo immer wieder darauf zurückzukommen, daß bei der Durchführung der deutschen Unterrichtssprache in Nordschleswig an dem dänischen Religionsunterricht und den zwei dänischen Sprachstunden nicht gerüttelt werden dürfe, so lange nicht die Gemeinden selbst eine Aenderung wünschten. Steinmann war einverstanden.

Dergestalt bereitete ich die Zukunft vor: eine Verdeutschung der Schule ohne Schädigung der Kirche, ohne Verletzung seelischer und wirtschaftlicher Interessen, ohne Animosität gegen die dänische Sprache. Die letztere lag damals auch der Regierung völlig fern. Ich belege das durch Tatsachen. Die dänische Bibel war vergriffen und sollte neu gedruckt werden. Es wurde bei uns vor-gefragt, ob irgend etwas zu ändern sei. Damals standen wir in der Zeit der Reform der deutschen Orthographie, die der Minister Puttkammer in Anlehnung an Vorschläge des Professors Rudolf von Raumer ins Werk gesetzt hatte. Ich hatte gehört, daß man auch in Dänemark die Orthographie reformiere. Das sagte ich in der Sitzung und schlug vor, den dänischen Kultusminister nach der Lage der Dinge zu fragen. Hätte damals schon der Geist regiert, der 1888 zur Verkörperung kam, würde man mir entgegnet haben: was geht uns der dänische Kultusminister, was die dänische Orthographie an; so lange wir die dänischen Stunden dulden müssen, lassen wir es bei dem Bestehenden. Aber so sprach man damals eben nicht, weder in Schleswig noch in Berlin. Meinem Vorschlag entsprechend wurde auf diplomatischem Wege in Kopenhagen vorgefragt. Die Antwort erging dahin, daß es in Dänemark keine einheitliche Orthographie gäbe; sogar das eine Ministerium schriebe anders als das andere. Unter diesen Umständen ließen wir es selbstverständlich beim Alten; für den Zweifelsfall empfahl ich die Schreibweise der dänischen Bibel als Norm.

Ich hatte aber noch weitergehende Pläne. Als Lesebuch wurde in den dänischen Sprachstunden ein von den Lehrern Juhl und Noiesen speziell für Nordschleswig zusammengestelltes Lesebuch gebraucht. Ich war mit der dänischen Literatur hinreichend vertraut, um zu empfinden, daß dieses Buch recht dürftig sei.

Warum sollte unsern Kindern nicht auch in diesem Stück das Beste geboten werden? Sicherlich hatte man in Dänemark selbst bessere dänische Lesebücher. Diese waren allerdings um ihres dänisch-patriotischen Einschlags willen so, wie sie waren, für uns nicht brauchbar. Ich plante, eine Kommission zu berufen, die unter den meistgebrauchten dänischen Lesebüchern das beste aussuchen und unsern Verhältnissen anpassen sollte. Ich wollte dann den dänischen Verleger auffordern, sein Lesebuch in der von uns bestimmten Form als Nebenausgabe für Schleswig erscheinen zu lassen und rechnete auf Einverständnis. Daß nichts daraus geworden — ich weiß nicht, ob das in Schwierigkeiten der Sache oder in meiner Amtsniederlegung gegründet war; jedenfalls nicht in politischen Bedenken. Solche konnten auch verständigerweise nicht geltend gemacht werden.

Die Instruktion von 1878 war nicht nur an sich nicht erfreulich. Hier und da wurde sie obendrein, wie angedeutet, von nachgeordneten Organen überschritten, sonderlich von einem aus Holstein stammenden Kreisschulinspektor, der ohne Verständnis der Verhältnisse und ohne Herz für die Bevölkerung seines Amtes waltete. Unter Duldung oder Mitwirkung des Landrats hatte er in der Schule zu T. den Religionsunterricht verdeutscht, ohne daß die Gemeinde das beantragt hatte. Das war ungesetzlich. Bald nach meinem Amtsantritt erschienen Vertreter der Gemeinde bei mir, um sich zu beschweren. Ich untersuchte die Sache und fand, daß sie sich verhielt, wie jene gesagt hatten. Ich brachte sie in der Sitzung, damals noch unter Bötticher, zur Sprache. Alle waren einverstanden, daß das zu korrigieren sei. Die Gemeinde bekam ihr Recht.

An dieses Erlebnis knüpfte sich ein anderes, das ebenfalls charakteristisch war. Eines Tages klopfte es an die Tür meines Dienstzimmers. Ich erwartete einen Kollegen — andere pflegten sich melden zu lassen. Auf mein Herein erschien aber ein mir völlig unbekannter Herr. Ich stand auf. „Sie kennen mich wohl nicht?“ „Habe nicht die Ehre.“ „Ich bin der Landrat N. N. aus K.“ „Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen; bitte nehmen Sie Platz.“ Er aber blieb stehen und fuhr fort: „Ich komme eben vom Oberpräsidenten, bei dem ich Sie verklagt habe.“ „Das ist mir sehr interessant. Nun aber bitte ich erst recht, nehmen Sie Platz.“ Das tat er. Es handelte sich um die eben erwähnte Korrektur. Er habe, sagte er mir, dem Oberpräsidenten gesagt, es ginge nicht an, daß die Regierung die Kreisbehörde im Stich ließe. Ich erwiderte ihm, daß das eine schiefe Auffassung der Sache sei; die Kreisbehörde habe sich an die gesetzlich gültigen Bestimmungen zu halten und nicht Willkürwege einzuschlagen. Täte sie das erstere, würde sie stets von oben geschützt werden. Wir redeten

dann noch dies und das über Nordschleswig. Ich sah mich schließlich veranlaßt, ihm zu sagen: „Ich, Herr Landrat, habe als heranwachsender Jüngling erfahren, was das heißt, unter einem fremden Regiment zu leben. So viel an mir ist, will ich meinen dänischen Landsleuten, die jetzt dasselbe erleben, was wir deutschen Schleswiger früher erlebten, diese Lage nicht schwerer machen, als sie an sich ist.“ Da errötete er, der schon zur Dänenzeit Beamter gewesen war, bis unter seine letzten Haare. Er und ich — wir mußten beide, warum.

Schon zu meiner Zeit wurde die Frage der dänischen Privatschule kontrovers.

Wie in Apnrade eine, so existierten in Sadersleben zwei, eine für Knaben und eine für Mädchen. Sie erfreuten sich unangefochten ihres Daseins. Ich persönlich hielt und halte dafür, daß Privatschulen berechtigt, innerhalb gewisser Grenzen sogar erwünscht sind. Ich rede nicht wie ein Blinder von den Farben. Ich habe amtlich mit Privatschulen zu tun gehabt und kenne ihre Schwächen. Die vornehmste ist die, daß den verehrlichen Eltern gar leicht einmal ein ungeziemender Einfluß — es gibt neben dem geziemenden auch einen ungeziemenden — auf die Schule gestattet wird. Aber auch hier lassen sich gewisse Kautelen schaffen. Wenn ich für Privatschulen eintrete, so geschieht das nicht nur, weil ich überhaupt, soweit das Interesse des Ganzen es zuläßt, freie Bewegungsmöglichkeit des einzelnen wünsche, auch die Pädagogik bedarf im Interesse einer gesunden Entwicklung die Möglichkeit, andere Wege einschlagen zu können, als die, welche je und je als die allein seligmachenden behördlich festgesetzt sind. Voraussetzung dabei ist freilich, daß man die Privatschule dann auch wirklich Privatschule bleiben läßt, d. h. sie nicht derartig reglementiert, daß für das „Private“ schließlich nur das Zahlen übrig bleibt. Man soll von ihnen das verlangen, was in der Volksschulgesetzgebung als das bei allen zu erstrebende Wissen und Können festgesetzt ist, und kann in dieser Richtung die Aufsicht, wenn nur verständig, so streng führen, wie man will, kann die Aussicht auch ausdehnen auf den ganzen Betrieb, aber hat über jene Grenze hinaus volle Freiheit walten zu lassen und nur darauf zu achten, daß nichts geschieht, was den allgemeinen Ordnungen widerspricht<sup>1)</sup>. Ich war durchaus bereit, meinerseits diese Grundsätze,

<sup>1)</sup> Derartige Gedanken befeelten mich ganz abgesehen von den Interessen der Kirche. Nur nebenbei erwog ich damals schon, daß dies, daß Privatschulen Luft und Licht belassen ward, auch noch einmal von großer Bedeutung werden könne für die Kirche. Schon damals tauchte am Horizont die nationale Einheitschule auf. Diese bedeutete, wenn auch nicht absichtlich, so doch tatsächlich eine Entchristlichung der Volksschule. Auch andere Symptome wiesen auch damals schon auf derartige Möglichkeiten



soweit sie sich bei der geordneten Schulverwaltung zurzeit durchführen ließen, auch den Dänen gegenüber gelten zu lassen. In Apenrade hatte ich es als Schulinspektor so gehalten. Meine Zurückhaltung war seitens der dortigen Privatschule stets durch ein einwandfreies Verhalten beantwortet worden.

Da starb der Vorsteher der dänischen Knaben-Privatschule in Hadersleben oder schied insolge Alters aus. Genug, der Posten wurde vakant. Ein Lehrer Jessen — der spätere Redakteur von Flensburg Avis — bewarb sich um die Konzession. Das Schulkollegium in Hadersleben versagte sie. Er wandte sich an die Regierung. Bezüglich seiner Person wurde beigebracht, daß er ein fanatischer Däne sei, der die Jugend nicht — cum grano salis verstanden — den heutigen Verhältnissen entsprechend erziehen würde. Daraufhin wurde ihm die Konzession verweigert. Er ging dann, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Konzession auf einem Umwege zu erlangen, zum Journalismus über. Zweifellos hat er dem Deutschtum als Redakteur von Flensburg Avis weit mehr geschadet, als ihm das je in der doch immerhin durch allerlei Rücksichten gebundenen Stellung des Direktors einer dänischen Privatschule möglich gewesen wäre. Aber konnte das von der Regierung vorausgesehen werden? Ein anderer bewarb sich dann nicht um die dem Jessen versagte Konzession. Mir ist aber nicht erinnerlich, daß zu meiner Zeit je eine Regierungsentschließung dahin gefaßt worden wäre, dänische Privatschulen nicht zuzulassen. Wäre das geschehen, würde sich das meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Ob später solches geschehen, weiß ich nicht. Die in Apenrade wird mit ihrem Leiter gestorben sein. Die dänische Privat-Mädchenschule in Hadersleben ging ohne solchen Grund ein, aber, soweit ich weiß, im Zusammenhang damit, daß auch die deutsche Privat-Töchterchule einging, damals, als in Hadersleben eine städtische Mädchenmittelschule errichtet wurde. Ein Verbot dänischer Privatschulen wäre auch m. E. politisch nicht richtig gewesen. Aber um das zu verstehen, ist wohl soviel Landeskunde erforderlich, daß für ein solches Votum auf Verständnis nur in einem kleineren Kreise gerechnet werden darf.

Heute gibt es in Schleswig eine Reihe von Schulräten. Zu meiner Zeit gab es nur zwei, D. Schneider und mich. Das brachte

---

hin. Wenn aber diese sich einmal durchsetzen sollten, was anderes bleibt den Christen dann als die Privatschule? Hoffentlich ist die Christlichkeit unseres Volkes noch so stark, daß die Entchristlichung der Volksschule noch gute Wege hat.

So schrieb ich vor dem Zusammenbruch. Durch diesen haben die Verhältnisse sich gewaltig zugespitzt. Was jetzt werden wird, steht dahin.

es mit sich, daß ich als Schulrat auch über die Grenzen meines Bezirks hinaus mit den bezüglichlichen Verhältnissen der Provinz in Berührung kam.

Da D. Schneider an den Seminarprüfungen als Kommissar des Provinzialschulkollegiums zu fungieren hatte, fungierte ich auf sämtlichen Seminaren der Provinz als Kommissar der Regierung. Aber nicht nur da, sondern auch auf den jährlichen großen Lehrerversammlungen. An sich wäre das Sache Schneiders als des Älteren gewesen, aber, viel belastet, überließ er diese Vertretung mir, der ich nicht ungern sie ausgeübt habe. Meine persönlichen Beziehungen zur Lehrerschaft kamen mir hier zugut. Auf einer der Versammlungen — es war die in Rageburg — planten einige radikale Elemente eine unerfreuliche Aktion. Mich warnte einer meiner Apenrader Lehrer. Ich trat vertraulich in Benehmen mit dem durchweg aus besonnenen Männern bestehenden Vorstand, und dieser mußte vorzubeugen. Auch die Lehrerversammlungen als solche verleugneten durchweg nicht die Besonnenheit, die unserm Volkscharakter eigen ist. In guter Erinnerung lebt mir aus dem Kreise des Vorstandes besonders der Kieler Rektor Klopenburg.

Ueberhaupt blicke ich mit Dankbarkeit zurück auf die Jahre meiner Schulratszeit. Nicht daß ich je in denselben der Kirche vergessen hätte. Oft faßte mich eine stille Sehnsucht nach ihrem Dienst. Schon das entbehrte ich, daß ich nicht mehr, wie ich das als Pastor gewohnt worden war, mit allen Schichten der Bevölkerung, auch den sog. niederen Klassen, in persönliche Berührung kam. Sonderlich aber entbehrte ich die Kanzel, entbehrte ich den Altar. Wurde mir in den ersten Jahren zu Festzeiten das Herz schwer, half ich mir damit, daß ich dänische Kirchenlieder, nordische Originallieder, ins Deutsche übertrug. Auch predgte ich hin und wieder einmal. Ja, als mein Parochus, der Propst Ziese, gesundheitshalber einen mehrmonatlichen Urlaub nehmen mußte, übernahm ich für diese Zeit alle Sonntagsgottesdienste in der Friedrichsberger Kirche. Manche Predigt entstand ganz oder teilweise in dem Schulratswagen, mit dem ich in der Woche über Land fuhr. Aber nicht nur das. So viel ich konnte, beteiligte ich mich in allerlei Weise an dem Weiterleben und der Weiterentwicklung der Kirche als solcher. Ich besuchte kirchliche Konferenzen und schrieb über Angelegenheiten unserer Landeskirche im Kirchen- und Schulblatt. In einer kritischen Periode der Flensburger Diakonissenanstalt trat ich energisch für diese ein. Auch über die Grenzen unserer Landeskirche erstreckte sich meine bescheidene Mitarbeit. So schrieb ich während dieser Zeit in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung nicht nur, wie mein Beruf das nahelegte, über geistliche Schulinspektion, sondern auch einen nicht un-

beachtet gebliebenen Aufsatz über die Notwendigkeit und richtige Gestaltung von Predigerseminaren.

Trotzdem dachte ich noch nicht an Rückkehr in den Kirchendienst. Da griff D. Godt von neuem in mein Leben ein, und das Schulratsleben hatte ein Ende.

Kirche und Schule. In einem christlichen Staatswesen stehen Kirche und Schule wie geschichtlich so auch aus der Natur der Dinge heraus zu einander in intimen Beziehungen. In der christlichen Kulturwelt ist die Schule die Tochter der Kirche. Ich weiß, was dagegen eingewandt wird, aber auf das Ganze gesehen ist das geschichtlich so. Was einst bei uns sich entwickelte, wiederholt sich heute noch je und je da, wo die Kirche durch die Mission vordringt, namentlich unter den Naturvölkern. Volkskirche und Volksschule sind und bleiben auf einander angewiesen, so lange es sich um ein christlich geartetes Staatswesen handelt. Dabei steht durchaus zur Frage, wie die Lebensbeziehungen dieser beiden großen Faktoren des Volkslebens zu ordnen sind. Gegeben sind nur Lebensbeziehungen als solche.

Es gab eine Zeit, da die Schule so zu sagen zum Ressort der Kirche gehörte — ein Tatbestand, der aus der Geschichte erwachsen, eine zähe Lebensdauer gehabt hat. Er erschien seinerzeit als selbstverständlich, und das so sehr, daß es bis in unsere Zeit hinein einfachen Volkskreisen, wie ich das persönlich vielfach erfahren habe, nicht verständlich war, daß es wenigstens bei der Volksschule so nicht mehr war. Der letzte Rest der alten Ordnung hatte sich, scheinbar wenigstens, erhalten in der sogen. geistlichen Schulinspektion. Ich sage: sogenannten, denn auch diese war längst eine mehr oder weniger geborstene. Am längsten erhielt sie sich in Bayern, hier von Zentrums Gnaden, und in Mecklenburg, hier kraft zurückgebliebener Verfassungsentwicklung. Wo sie sonst noch bestand, war sie ähnlich brüchig, wie das zu meiner Zeit in Preußen der Fall war.

In den Gesprächen, die ich auf der S. 114 f. erwähnten 'Reise mit dem Berliner Geheimrat Schneider führte, kam auch der Kulturkampf zur Sprache. Ich bezeichnete, ohne damit eine grundsätzliche Stellung einzunehmen, das Schulaufsichtsgesetz vom März 1872 als seinen Anfang. Schneider protestierte energisch. Dieses Gesetz gehöre nicht zum Kulturkampf. Daselbe habe lediglich schon früher Bestehendes geklärt; auch vor seinem Erlaß hätten die Geistlichen tatsächlich die Schulinspektion im Auftrag des Staates geführt. Ich war seiner Belehrung zugänglich. Einerseits hielt ich persönlich dafür, daß die Schule in erster Linie eine Kulturaufgabe des Staates sei; andererseits hatte sich auch nach meiner Beobachtung die Lage in den Gemeinden infolge des Schulaufsichtsgesetzes nicht wesentlich geändert. Heute bin ich freilich längst dahinter gekommen, daß seine Belehrung tatsächlich eine oberflächliche Rede war. Das Schulaufsichtsgesetz von 1872 war keineswegs nur eine Klärung des Bestehenden, vielmehr eine tief einschneidende Aenderung eines Jahrhunderte alten Tatbestandes. Ganz unabhängig davon, was man beabsichtigte, wie davon, wie man diesen Vorgang beurteilte — es war so. Der Kern dieses Gesetzes war der, daß der Geistliche hinfort nicht mehr als solcher der Inspektor der Schulen seiner Gemeinde war. Damit verstarb die geistliche Schulinspektion im eigentlichen Sinn. Daß zunächst sachlich wenig geändert wurde, täuschte darüber hin-

weg<sup>1)</sup>. Allmählich aber kam das, was vor sich gegangen war, zum Vorschein. Nicht in der an sich geziemenden Bestellung von Hauptlehrern oder Direktoren an vielklassigen Schulen, nicht in der an sich zu billigen Aufnahme von Vertretern des Lehrerstandes in die Schulkollegien; dem allem stand die eigentliche geistliche Schulinspektion nicht im Wege. Wohl aber in den sich mehrenden Vorgängen, daß Geistliche, die in ihrem Amt blieben, der Schulinspektion entzogen wurden. Und als gar die Lokalinpektion da allenthalben aufgehoben ward, wo die Schulen sechs Klassen umfaßten — und das unter einem Bocke —, da ward wohl allen klar, was das Schulaufsichtsgesetz zu bedeuten hatte. Mir ist persönlich bekannt, daß es auch nach Erlaß desselben in der staatlichen Schulverwaltung eine Reihe von Persönlichkeiten gab, welche die Schulinspektion der Geistlichen zu konservieren wünschten, aber daß sie einstweilen in so weit gehendem Maße erhalten blieb, gründete wesentlich darin, daß die Geistlichen auf dem Lande und in Landstädten der Schulverwaltung so bequeme, obendrein so billige Organe waren, wie das der Fall war.

So war es um die Schulinspektion bestellt zu der Zeit, da ich der Schulverwaltung angehörte. Mit diesem Tatbestand mich intim zu beschäftigen, bot mein damaliges Amt mir reichliche Veranlassung. Es fehlte mir nicht an Verständnis für die alte Ordnung der Dinge, wie sie vor Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes bestanden hatte. Auch war das Verhältnis der Geistlichen und der Lehrer damals in meinem Aufsichtsbezirk durchweg ein weit besseres gewesen, als diesbezügliche Äußerungen in den großen Lehrerversammlungen und in der Lehrerpresse vermuten ließen. Von der überwältigenden Mehrzahl der Geistlichen wurde dieses Verhältnis weder so angesehen noch so gehandhabt, als sollte der Lehrerstand hierarchisch geduckt werden. Die Lehrer aber erfreuten sich auf ihrem ur-eigenen Gebiet, dem des Unterrichts, einer großen Bewegungsfreiheit und hatten in Differenzen mit den Schulgemeinden oft eine verständnisvolle Stütze am Geistlichen. Auch waren die auf alle Fälle irgendwie zu ordnenden Beziehungen zwischen Kirche und Schule so am einfachsten geordnet. Aber diese Ordnung war in der Lehrerschaft, und zwar nicht nur der unkirchlich gesinnten, wachsendem Widerstand begegnet. Ich stand der Lehrerschaft persönlich nahe genug, um das auch von ihrem Standpunkt zu würdigen. Mich sachlich zu informieren, las ich die Schriften des bekannten Direktors Dörpfeld. Wenn ich trotzdem in meiner damaligen Stellung Bedenken trug, die Beseitigung der sogen. geistlichen Schulinspektion zu fördern, bestimmte mich nicht Bequemlichkeit, sondern die Auffassung, in dieser Weise bleibe das, worauf es mir ankam, der christliche Charakter der Volksschule, immer noch am besten gewahrt. Zu der als Ersatz in Aussicht gestellten kirchlichen Leitung des Religionsunterrichts hatte ich so, wie sie vom Minister Falk in seinem Erlaß vom 18. Februar 1876 ausgelegt war<sup>2)</sup>, nur ein sehr beschränktes Vertrauen. Dörpfelds Ausführungen blieben nicht ohne Eindruck. Aber ebenso wenig blieben mir die Schwächen seiner Beweisführung verborgen. Seine Beanstandung der Befähigung der Geistlichen ließ sich gewiß durch Beispiele belegen, war aber in ihrer Verallgemeinerung nicht zutreffend; auch ließ

1) Selbst ein Bismarck täuschte sich über die Bedeutung des Schulaufsichtsgesetzes und hat diese Täuschung festgehalten bis ins Alter. Vgl. Ged. u. Er. II, 119 ff. Hier sahen seine konservativen Gegner schärfer als er.

2) Diese Leitung blieb bis zur Revolution wesentlich nur ein Grundsatz der Verfassung. Aktuelles Recht konnte sie aber erst werden durch Gesetz. Ein solches ist aber nie erschienen; jeder Versuch, ein solches herzustellen, scheiterte. Hier abzuhelfen, hatte Minister Falk in geeigneter Veranlassung die zitierte Verfügung erlassen. Danach war der Ortsgeistliche, wenn er von der kirchlichen Behörde ohne Einspruch der Schulbehörde mit der Leitung betraut war, berechtigt, dem Lehrplanmäßigen Religionsunterricht beizuwohnen, Fragen an die Kinder zu stellen und der Schulbehörde Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Das ist das Wesentliche. Was hier gewährt war, war eine Art Nebeninspektion, nicht Leitung.



sich, was hier fehlte, unschwer ergänzen. Sonderlich aber fiel ins Gewicht, daß Dorpfeld seine Auffassung mit der Forderung einer Schulverfassung verquickte, welche die Volksschule, die ihrem Wesen nach eine Hilfsanstalt der Familie ist, wie eine Parallele von Kirche und Staat gestaltete. Damit verlor er den realen Boden unter den Füßen. Ich trat daher in meinen schon erwähnten Aufsätzen über die geistliche Schulinspektion in der Allgemeinen ev.-luth. Kirchenzeitung für diese Inspektion ein, indem ich dieselbe zwar weder für die christlich allein mögliche, noch für die an sich ausreichende Gestaltung der Beziehungen zwischen Kirche und Schule, aber für die erklärte, welche die Hauptsache, den christlichen Charakter der Volksschule, am besten gewährleistete.

Aber Jahrzehnt nach Jahrzehnt verstrich. Die Dinge entwickelten sich weiter im Sinn der Emanzipation. Zu einem freundlichen Einvernehmen gehören zwei. Für ein solches auf Grund der altpatriarchalischen Verhältnisse war der Lehrerstand allmählich immer weniger zu haben, auch nicht in seinen christlich gesinnten Gruppen, und wer durfte ihm daraus einen sittlichen Vorwurf machen? Es war sein gutes Recht so zu stehen, wie er in diesem Stück stand. Die Emanzipation des Volksschullehrerstandes von der Geistlichkeit ist, unter größeren geschichtlichen Gesichtspunkten betrachtet, nichts anderes als der dritte Akt eines lange währenden Prozesses. Ursprünglich unterstanden auch die Universitäten der Geistlichkeit. Das hing damit zusammen, daß diese in langer Zeit alleinige Trägerin der geistigen Bildung gewesen war. Die Emanzipation der Universitäten erfolgte im Zusammenhang mit dem Aufkommen einer selbständigen weltlichen Wissenschaft. Weit länger blieb das höhere Schulwesen in Abhängigkeit von der Geistlichkeit. Die „lateinischen Schulmeister“ waren durchweg Theologen. Die Emanzipation des höheren Schulwesens erfolgte im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Berufsstandes nichttheologischer Philologen. Was Wunder dann, daß der Volksschullehrerstand, nachdem er sich kraft besonderer technischer Vorbildung allmählich zu einem eigenen Stand entwickelt hatte, nun auch seinerseits die Emanzipation von der Geistlichkeit erstrebte? Ich habe den Verdacht, daß die Geistlichen, die ihm daraus einen sittlichen Vorwurf machten, falls sie selbst Lehrer gewesen wären, im Vordergrund des Emanzipationskampfes gestanden hätten, gleichwie die krassesten kapitalistischen Gegner einer besonnenen sozialen Reform, wenn sie selbst mittellos wären, höchst wahrscheinlich rabiate Sozialdemokraten sein würden.

Mir war, wie ich schon berührte, die Hauptsache nicht die geistliche Schulinspektion als solche, sondern die Christusherrschaft in der Schule, der christliche und das heißt der konfessionelle Charakter der Volksschule, den ich früher am besten durch die geistliche Schulinspektion gewahrt glaubte. Mir war aber immer klarer die Erkenntnis aufgegangen, daß diese nicht mehr der geeignete Weg war, um jenes Hauptinteresse zu wahren, daß, wie die Dinge sich entwickelt hatten, es dafür jetzt nur noch einen Weg gab und dieser darin lag, die Lehrer, die selbst Christen waren, in ihren diesbezüglichen Bestrebungen in jeder Weise zu stärken und zu fördern, daß dazu aber geradezu die Beseitigung der geistlichen Schulinspektion gehöre; diese wirkte für sie als ein Hemmnis. Wer das bezweifelt, frage die christlichen Lehrer selbst.

Ich ergriff daher mit Freuden eine sich mir auf der Eisenacher Konferenz von 1910 bietende Gelegenheit, auf die Kirchenregierungen dahin einzuwirken, sie möchten — abgesehen von Bayern und Mecklenburg — die geistliche Schulinspektion fahren lassen und eine den heutigen Verhältnissen besser entsprechende, die Interessen des Christentums wirksamer vertretende Ordnung der Beziehungen zwischen Kirche und Schule erstreben. Aber hier scheiterte ich. Nicht nur wurden meine Vorschläge ab-

gelehnt, mein Referat wurde sogar von der üblichen Veröffentlichung im Protokoll der Konferenz ausgeschlossen. Zwar wurde mir von verschiedenen Seiten versichert, die überwältigende Majorität der Konferenzmitglieder sei mit mir einverstanden; ja, einzelne Herren aus kleineren Kirchengebieten sagten mir, daß, wenn die Konferenz sich mir angeschlossen hätte, ihnen daraus eine wesentliche Hilfe in ihren heimischen Verhältnissen würde erwachsen sein. Aber von größerem, von durchschlagendem Gewicht war die Erklärung eines Mitgliedes, seiner Kirchenregierung würde es peinlich sein, wenn die Öffentlichkeit auch nur erführe, daß ein derartiges Referat auf der Konferenz erstattet worden sei. Daß das den Ausschlag gab — einige andere schlossen sich an — ist nur von dem eigenartigen Charakter dieser Konferenz aus verständlich. Auf diesen komme ich später.

Wenn ich aber mit meinem Bemühen auch auf der Kirchenkonferenz gescheitert war, weshalb nahm ich dieses Bemühen nicht meinerseits auf in der heimischen Kirche? Diese war doch unabhängig von den Entscheidungen der Konferenz. Warum nicht? Weil es um meine heimische Kirche so bestellt war, wie es war. Sie befand sich innerhalb des preussischen Staats, aber außerhalb der preussischen Kirche. Nur die letztere war in der Lage, in Preußen in dieser Angelegenheit Schritte zu tun. Wir standen draußenvor.

Ich tat dann das Einzige, was mir noch übrig blieb. Ich veröffentlichte meine Gedanken — aus Rücksicht auf die Konferenz erst 1912 — in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung.

Worauf diese hinausliefen, deutete ich mit kurzem Wort. Ich wollte nicht nur die sogen. geistliche Schulinspektion radikal beseitigt wissen, auch die „Leitung“ des Religionsunterrichts seitens der Kirche in ihrer bisherigen Form. Diese war nie in wirklich wertvoller Weise aktuell geworden. Die Geistlichen liebten sie nicht; sie hatten, nicht ohne Recht, die Empfindung, ein fünftes Rad am Wagen zu sein. Die Behörden mußten fort und fort auf die Durchführung drücken. Das Ganze war gekünstelt und darum wirkungslos. Die Revision wollte ich beschränkt wissen auf eine Revision durch den Propsten gelegentlich seiner Kirchenvisitation. Würde die Revision der auf die ganze Gemeinde bezüglichen Visitation eingeordnet, hoffte ich, wie die Dinge damals noch lagen, auch die Lehrer für dieselbe interessieren zu können. An Stelle der geistlichen Schulinspektion forderte ich eine wirkliche Leitung des Religionsunterrichts durch die Religionsgesellschaft. Eine solche erblickte ich, soweit die Lehrerbildung in Frage kam, in einer Mitwirkung der Kirche bei Feststellung des Lehrplans wie der Lehrmittel für die religiöse Ausbildung in Präparandum und Seminar, der eine Einsicht in den Betrieb dieses Unterrichts zu entsprechen habe; in der Volksschule selbst wollte ich bei Feststellung des Lehrplans und der Lehrmittel wie bei der Ueberwachung des Religionsunterrichts der Kirche die erste Stelle gewahrt wissen, ähnlich wie es in dieser Beziehung im liberalen Großherzogtum Baden geordnet war.

Jetzt ist infolge der Revolution die Gesamtlage eine andere geworden. Noch ist alles in Fluß. Einstweilen dürfen wir uns freuen, daß den religiös-kirchlichen Interessen an der Volksschule selbst, augenscheinlich unter dem Druck des Volkswillens, noch so weit Rechnung getragen worden ist, wie das der Fall ist.

Ueber die bezüglichen Verhandlungen auf dem ersten deutschen evangelischen Kirchentag zu Dresden 1919 wie auf dem zweiten zu Stuttgart 1921, an denen ich teilnehmen durfte, berichte ich in einem späteren Zusammenhang.

Der Volksschullehrerstand. Was ich hier ausführe, beruht auf Beobachtungen in der Praxis wie auf Interesse an dem Stand, über den ich schreibe. Im Interesse der Schule wie unseres Volkes wünsche ich, daß uns der Stand der Volksschullehrer als solcher erhalten bleibt und nicht in sogen. akademischer Bildung verpsucht wird. In der Hoffnung, daß man hier zur Besonnenheit zurückkehren wird, schreibe ich, was Interesse und Erfahrung mich gelehrt haben.

Die Forderung der Universitätsbildung für den Volksschullehrer begegnete uns schon vor der Revolution, sogar in christlichen Lehrerkreisen. Sie ist eine Utopie. Woher sollen, und erst recht im verarmten Deutschland, den diesen Stand Ergreifenden die gewaltig erhöhten Ausbildungskosten, woher den Gemeinden die Kosten einer Besoldung lauter akademisch gebildeter Lehrer kommen? Wie viele dieser Akademiker werden ihre Befriedigung darin finden, in Heideböckern Volksschuldienste zu leisten, und wie wird es dann wohl in diesen von Akademikern bedienten Volksschulen aussehen? Mir graut!

Vor allem aber: der Volksschullehrerstand hat in seiner geschichtlich gewordenen Eigenart seinen Wert und seine Ehre; er sollte zu viel echte Selbstschätzung, zu viel edlen Stolz besitzen, um das alles auf dem Altar unüberlegter Eitelkeit zu opfern.

Eine ganz andere Frage ist die, ob nicht auch diesem Stande so gut wie jedem anderen das „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ zu wahren ist, ein Eindringen seiner Glieder bis in die höchsten Kreise hinein. Das ist m. E. eine Forderung, die eine vollberechtigte ist, eine Forderung, der ich mich erschlossen habe zu einer Zeit, da niemand an eine Revolution dachte, der ich, wenn ich die Macht dazu gehabt hätte, schon längst Gewährung gesichert haben würde. Davon hernach.

Hier gebe ich eine kurze Darstellung der Entwicklung, die ich mit-erlebt habe. Nicht nur als ich ins Amt trat, auch damals noch, als ich Schulrat war, gab es sogen. Präparanden im Schuldienst. Unter diesen verstanden wir Schulamtslehrlinge, d. h. junge Leute, die Lehrer werden wollten und zu diesem Zweck zunächst bei einem Lehrer an einer ein-, namentlich einer zweiklassigen Schule in die Lehre gingen; zumeist war ihnen die zweite Klasse unter Leitung und Aufsicht des Lehrers anvertraut.

Es liegt auf der Hand, welche Bedenken es hatte, so wenig vorgebildeten Kräften gleichsam Lehrerstellen zu geben. Ich illustriere solches aus meiner Schulerfahrung. Auf einer Revisionsreise sagte mir in einer sogen. Präparandenklasse der junge Präceptor auf meine Frage, was er treibe, er treibe Heimatkunde, worauf ich ihn anwies, in dem begonnenen Unterricht fortzufahren. Und was bekam ich da zu hören? Eine naturwissenschaftliche Auseinandersetzung über Gewitterbildung. Das Publikum dieser Vorlesung bestand aus Bildungsbesessenen von sechs bis neun Jahren, die, soweit sich ihre Augen nicht schüchtern mit dem fremden, in ihre Schule hineingedrungenen Herrn beschäftigten, mit verständnislosem Staunen dem vortragenden Gelehrten zuhörten. Nach einer Weile unterbrach ich ihn: „Aber Mann, das ist doch keine Heimatkunde!“ „Ja, doch!“ „Wie denn?“ „Wir haben doch auch in der Heimat Gewitter!“ (!) Ich machte dann dem Spiel ein Ende, sparte aber die Vorwürfe vorzugsweise für den Lehrer, dem er zur Ausbildung und Leitung übergeben war. Es war, ob sich auch diesem Wilde aus der Präparanden-tätigkeit andere und zwar erfreuliche gegenüberstellen ließen, nur zu verständlich, daß die Schulverwaltung sich ernstlich um die Aufhebung der sogen. Präparandenstellen bemühte. Ich habe selbst dazu geholfen, ich aber nicht ohne ein und zwar lebhaftes Bedauern. Im Interesse der

Lehrerbildung war dieses Präparandenwesen von nicht zu unterschätzendem Wert. An die Stelle des bisherigen Präparandenwesens traten die sogenannten Präparanden. Jetzt rückten die jungen Leute, die Lehrer werden wollten, von der Schulbank der Volksschule auf die des Präparandens und von dieser auf die des Seminars. Damit unterlag das Seminar der Gefahr, wenn auch mit sehr bildungsbedürftigen, so doch mehr oder weniger fatten Schülern zu tun zu haben. Bei der früheren Ordnung kamen durchweg hungrige Leute auf das Seminar, und es gibt keine bessere Vorbereitung auf eine Speisung als den Hunger. Die, welche früher kamen, hatten schon allerlei erfahren von den Schwierigkeiten des Unterrichtens; sie waren beides in Wissensnöten und in Unterrichts nöten gewesen; sie hatten daher Fragen, und wie kann man bessere Schüler haben als solche, die fragen können; kurz, die Seminaristen kamen damals mit apperzipierenden Vorstellungen auf das Seminar, woran es heute nur zu oft gebricht. Heute liegt vielmehr die Gefahr vor, daß ihnen schon manches von dem, das das Seminar ihnen zu bringen hat, vorher übermittelt worden ist und daher ihr Interesse nicht mehr so wie früher in Anspruch nimmt. Ich habe seinerzeit sehr ernstlich erwogen, ob man nicht Präparanden errichten solle, in denen in etwa einem Jahre, eventuell auch etwas länger den jungen Leuten, die Lehrer werden wollten, eine Klärung und Ordnung, eventuell auch Erweiterung ihres bisherigen Wissens geboten würde und zugleich Anleitung für solche Dienste, wie sie bisher von den Präparanden gefordert wurden. Darauf hätten sie dann einige Jahre unter Leitung geeigneter Lehrer ihr Heil im Schulehalten zu versuchen gehabt, um schließlich, dafür vorzüglich vorgebildet, auf das Seminar zu gehen. Aber auch wenn ich ernstliche Versuche in dieser Richtung zu unternehmen Zeit gehabt hätte, ich hätte schwerlich etwas erreicht. Was ich wollte, war zu schlicht sachlich, entsprach zu wenig den herrschenden Theorien und stand vor allem zu sehr in Widerspruch zu dem auf Höferschraubung gerichteten Streben der am lautesten redenden Lehrwelt.

In Höferschraubung der Bildung wurde das Heil erblickt. In Preußen ist die Lehrerbildung durch Erlass neuer Lehrpläne für Seminar und Präparandens (1901) um eine oder einige Stufen höher geschraubt worden. Persönlich und erfahrungsgemäß kann ich über diese Höferschraubung nur urteilen, soweit der Unterricht in Religion in Frage kommt. Unter dem Gesichtspunkt wirklicher Bildung, unter dem Gesichtspunkt einer tieferen Einführung in das, was der Lehrer lehren soll, repräsentieren die neuen Lehrpläne, ob sie auch in Einzelheiten bessern, im Ganzen einen Rückschritt. Wer hier etwa meint, ich sei von Antipathie dagegen bestimmt, daß die Seminaristen jetzt so viel von moderner Theologie hören, dem darf ich sagen, daß ich stets dafür eingetreten bin, daß ihnen nach dieser Seite hin nichts verhehlt werde; ich habe es immer für das Beste gehalten, daß sie in die diesbezüglichen Kämpfe, soweit das denn möglich ist, eingeführt würden gerade durch ihre Lehrer. Das, was heute das Verderbliche ist, das ist die Einführung ins einzelne, in geradezu theologische Erörterungen, eine Einführung, die dann eben so oberflächlich wie einseitig nicht nur ist, sondern sein muß.

Gelegentlich hat mir ein Seminardirektor, mit dem ich in diesem Sinne sprach, als ich meine Äußerungen auf den Religionsunterricht beschränkte, gesagt, es stände in den andern Fächern ähnlich. Ein eigenes Urteil steht mir darüber nicht zu. Die immer mehr fordernden Führer in Lehrerversammlungen und Lehrerzeitungen übersehen eins. Leider haben auch die Techniker der Schulverwaltung an der entscheidenden Stelle, die diesen nimmerfatten Forderungen nachgaben, dieses eine nicht ausreichend gewürdigt.



Das ist dies eine: in den Seminaren sollen alle — das fordert eben die Volksschule — alles lernen, d. h. in allen sogen. wissenschaftlichen wie technischen Fächern ausgebildet werden. Das ist schon so wie so recht viel, stellt recht erhebliche Zumutungen an das Können wie an den Fleiß der Schüler.

Soll hier trotzdem wirkliche Bildung erzielt werden, gibt es nur einen Weg, und das ist der der Beschränkung. Einführung und Vertiefung in den Wissensstoff der gehobenen Volksschule, womit eine weise gewählte Erweiterung desselben — wer etwas recht lehren soll, muß davon mehr wissen, als er lehrt — von selbst gegeben ist; darin liegt hier die Rettung; nur so wird hier Bildung erzielt.

Je höher der Seminarbetrieb geschraubt wird — mit Hilfe der Präparanden — um so mehr wird aus der Bildungsanstalt eine Drillinstitution. Das erwächst aus der Natur der Dinge, und gegen diese Natur hilft kein Streben, auch kein Geschrei; sie setzt sich mit eiserner Kraft durch.

Haben Lehrer der Volksschule hernach den Trieb, sich weiter zu bilden, ist das nur zu begrüßen, und jeder Freund des Standes wird das fördern, wie ich das seinerzeit getan habe. Dieser Fortbildungstrieb aber wird sich dann auswirken haben in einzelnen Fächern, in solchen, die dem einzelnen sonderlich liegen. So und nur so kommt an Fortbildung etwas Rechtes heraus. Dasselbe gilt ja auch für uns Akademiker. Wir bilden uns, wenn wir uns fortbilden, später nicht weiter in allen Disziplinen unserer Fakultät, sondern in denen, die uns sonderlich interessieren. So es zu halten, sind aus der Sache heraus alle gezwungen, Akademiker wie Seminaristen, alle, die nicht den Schein wollen, sondern das Sein.

Also, was ich hier von Fortbildung sagte, gilt allen Zugewandten. Ich rebete droben von einem weiterführenden „Freie Bahn dem Tüchtigen“. M. E. haben die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 für eine Fortentwicklung des Standes die rechte Bahn gewiesen, indem sie den Befähigteren und Arbeitswilligeren unter den jungen Lehrern die Möglichkeit erschlossen, durch Weiterarbeit in Einzelfächern und Ablegung der Mittelschul- wie der Rektorsprüfung eine gehobenere Stellung zu gewinnen. Diesen Weg gehe man weiter. Einer neuen und engeren Auswahl biete man die Möglichkeit, nach einer gewissen Bewährung in der Schule zum akademischen Studium überzugehen, das sich dann wie auf die Pädagogik und ihre Hilfswissenschaften so auf einzelne bestimmte Fächer zu erstrecken hätte, die der Neigung und Befähigung des einzelnen entsprechen.

Aus den Kreisen der dergestalt Weitergebildeten wären dann sowohl die Lehrerstellen an den Seminaren wie die Beamtenstellen der Schulverwaltung bis ins Ministerium hinein zu besetzen. Diesenigen aber, die nicht in dieser Weise Verwendung fänden, wären — die nötigen Eigenschaften vorausgesetzt — als Leiter der gehobenen Volksschulen zu verwenden.

Eine dem entsprechende Ordnung der Dinge würde m. E. sowohl mit den Faktoren der Wirklichkeit rechnen wie den berechtigten Interessen des Standes Rechnung tragen, vor allem aber durch die Erhaltung des bisherigen Volksschullehrerstandes großen Interessen unseres Volkslebens dienen.

## VII.

### In der Propstei.

Im Spätherbst 1884 hatte ich Schulen im Kreise Rendsburg revidiert und fuhr nachmittags zurück nach Schleswig. In demselben Zug fuhr D. Godt, der von Kiel kam. Wir trafen uns aber erst, als wir in Schleswig ausstiegen. Da faßte er mich und fragte: „Wollen Sie nach Tondern?“ Ich verstand ihn, da ich von der dortigen Vakanz im Hauptpastorat und der Kirchenpropstei wußte, war aber völlig überrascht. Nach Tondern zu gehen — daran hatte ich trotz jenes Wissens nicht gedacht. Mir entfuhr ein wohl nicht gerade freudig lautendes „Nach Tondern? Magnifizenz.“ „Ja, nach Tondern.“ „Wenn es sich noch um eine der anderen Propsteien in Nordschleswig — ich dachte dabei an die östlich gelegenen — handelte.“ „Jetzt ist es aber Tondern, das vakant ist.“ „Geben Sie mir Bedenkzeit; ich komme dann zu Ihnen.“ Damit war Godt einverstanden. Wir schieden.

Als ich heimkam, sagte ich etwas niedergeschlagen zu meiner Frau: „Jetzt sollen wir nach Tondern.“ Eine Umgestaltung unseres Lebens schreckte meine Frau nicht, da sie Veränderung liebte, aber grade nach Tondern zu gehen hatte auch sie keine große Freude.

D. Godt, dem ich seinerzeit gesagt hatte, daß ich später in den Kirchendienst zurück wolle, hatte mir schon vor etwa einem Jahr eine der bestdotierten nordschleswigschen Pfarren, die das Konsistorium zu besetzen hatte, angeboten. Dies Angebot hatte mir nicht viel Kopfzerbrechen gemacht. Einen Moment lockte die Einnahme. Dann aber sagte ich mir: es ist nur diese, die dich dahin zieht. Mich packte ein Grauen bei dem Gedanken, vor die Gemeinde hinzutreten mit dem Bewußtsein in meiner Seele: ich suche Eure Pfründe, nicht Euch. Dazu kam hinzu, daß ich damals m. E. noch zu kurz im Amt war um schon fortzugehen. Ich lehnte also ab und sagte dem Generalsuperintendenten, fünf Jahre seien m. E. das Minimum an Zeit für das Verbleiben in meiner gegenwärtigen Stellung. Jetzt waren die fünf Jahre abgelaufen. Die Besetzung des Doppelamts in Tondern sollte erst zum März erfolgen.

Also Tondern! Ich sagte, daß ich im ersten Moment erschrak, als Godt mir von Tondern sagte, aber das Doppelamt als solches war für mich nicht ohne Anziehung; auch war Tondern mir, wie früher erzählt, nicht fremd, mein dort lebender alter Onkel mir lieb und wert. Bisher hatte ich mich immer führen lassen, war gegen eigenen Willen nach Apenrade und nach Schleswig gegangen; jeder Versuch, eigene Wege einzuschlagen, war mir schlecht bekommen. Sollte ich mich jetzt der Führung entziehen?

In dieser Stimmung ging ich zu Godt. Zugleich drängte sich mir die Frage auf, ob etwa Godt weiteres im Sinne habe, wie seinerzeit bei der Berufung nach Eckernförde. Gelegentlich hatte dieser und jener mir gesagt: Sie werden noch einmal unser Generalsuperintendent. Hatte auch Godt solchen Gedanken? In unserem nun einsetzenden Gespräch sagte er mir: „Gerade die Verwaltung von Nordtondern hat Wert für Sie.“ „Wie so?“ „In der Propstei Nordtondern gibt es Gemeinden mit dänischem Recht neben solchen mit schleswigischem Recht.“ Das war nur dann von Wert für mich, wenn ich später in die Generalsuperintendentur übergehen sollte. Vielleicht erscheint dem Leser diese Gedankenbildung etwas auflauernd. Hier aber will die Neigung Godts bedacht sein, verschleiert, nur andeutend in solchen Fällen zu reden.

D. Godts Gedanken hatte ich, wie mir später der Präsident Mommsen sagte, richtig erraten. Ohne weiteres bestimmend war aber auch das nicht für mich. Weder war die Generalsuperintendentur das Ziel meiner Wünsche, noch sah ich in der Propstei Nordtondern den allein möglichen Weg in diese. Immerhin trat mir die neue Berufung jetzt in ein größeres Licht. Ich entschloß mich, in dem Kampf streitender Gedanken Ja zu sagen.

Im Februar 1885 siedelten wir nach Tondern über. Wie ich früher nie bereut hatte, die gewiesenen Wege gegangen zu sein, so auch dieses Mal nicht. Ich bin nur kurz in Tondern gewesen, aber gern.

Das Hauptpastorat, auch die Propstei genannt, liegt in Tondern an dem geschlossenen Kirchplatz „im Schatten der Kirche“ — eine ideale Lage. Das Haus war alt, aber behaglich. Bescheidenen Wünschen, einiges zu ändern, trug man freundlich Rechnung. Die Kirche ist vielleicht die anziehendste des Landes, nicht die größte, nicht die schönste, aber die anziehendste. Dreischiffig, bald nach der Reformation erbaut, ist sie so reich an Epitaphien in schön geschnitzten Rahmen wie kaum eine andere; dabei auch sonst nicht arm an Gegenständen kirchlicher Kunst — so recht das, was man eine „heimelige“ Kirche nennen kann. Jetzt ist sie mit feinem Geschmack restauriert; damals war sie noch roher in ihrer Erscheinung, aber auch so schon mir so lieb, daß ich mich hier und da ganz allein in die Kirche begab, nur um dort in der Stille zu

weilen. Der Amtsbruder, den ich dort vorfand, Pastor Valentin (gestorben als Propst in Sonderburg), war eine mir sympathische Persönlichkeit. Von der Gemeinde hatte ich durchaus den Eindruck, daß ich ihr willkommen war. Die Stadt Tondern ist als Stadt unter den nordschleswigschen Städten wohl die kleinste, aber auch die feinste. So hübsche Stadtbilder wie Tondern bietet der anderen Städte keine. Manche alte Häuser repräsentieren feine Architektur; eigentümlich reich ist Tondern an schönen Haustüren. Die Lage der Stadt ist weniger günstig, recht tief, was nicht gerade gesundheitsdienlich ist, dabei recht weit von der Nordseeküste entfernt, in der Luftlinie etwa zwei Meilen. Die Vorfahren hatten durch Anpflanzung von Alleen einiges für die Verschönerung der Lage getan — die Anlagen auf der Widauinsel existierten damals noch nicht —; die Lage an der Widau tat das Ihrige. Zudem — auch der Westen Schleswigs hat seine Reize. Namentlich, so wunderbar das klingt, ist hier der Himmel schöner als im Osten. In der Wiesengegend nach Uberg hinaus kann man herrliche Beleuchtung erleben.

So fehlte es nicht an Momenten, die mir, ob auch die Uebersiedlung aus dem großen Kreise in Schleswig in den kleinen Kreis in Tondern, aus meinem großen Aufsichtsbezirk in die nordtondernische Propstei mir etwas wie ein Zug aus der Weite in die Enge erschien, diese Uebersiedlung erleichterten. Ich fühlte mich auch bald heimisch in der neuen Lebenslage. Das bewirkte sonderlich die Rückkehr zu Kanzel und Altar. Durch meine Seele ging ein Zug aus dem Psalmwort: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“

Das kirchliche Leben war nicht rege. Mein lieber Vorgänger hatte es zu wecken nicht verstanden. Auch ist es kaum richtig, daß einer wie er sein ganzes Leben lang derselben Gemeinde dient. So schwer die Kirche unter dem späteren Vagabondieren der Geistlichen gelitten hat — etwas Wechsel ist heilsam. Aber daß ich, wie ich sagte, der Gemeinde willkommen war, prägte sich alsbald aus im Kirchenbesuch. Derselbe nahm rasch zu und hielt sich auf entsprechender Höhe. Dadurch, daß für die Kirche auf mein Betreiben ein großer Ofen angeschafft wurde, wurde auch hier das Hindernis der Winterkälte beseitigt. Viel Freude hatte ich an den Passionsandachten bezw. Bibelstunden, die ich in der Hospitalskirche hielt; es kam vor, daß Leute auf dem Flur saßen oder standen.

Schwieriger war es, den Abendmahlsbesuch wieder zu beleben. Dieser sinkt, wo das kirchliche Leben sinkt, zuletzt. Aber er ist auch dasjenige, das, wo es wieder aufwärts geht, zuletzt steigt. Es gab in Tondern noch die beiden alten Abendmahlszeiten



im Herbst und im Frühjahr, aber sie waren fast vermischt. Daran mußt du anknüpfen, sagte ich mir; das Bewußtsein daran ist noch nicht ganz erstorben. Ich kündigte die Abendmahlszeiten an. Es wurde von solchen, die kommen wollten, zu mir ins Haus geschickt, um zu fragen, ob sich schon einige gemeldet hätten. Wenn das nicht der Fall war, hatte mein Vorgänger mit einem einfachen Nein geantwortet; ich aber fügte hinzu, sie möchten nur kommen, es könnten ja noch weitere hinzukommen. So erreichte ich, daß an jedem Abendmahlsstage auch Abendmahls Gäste erschienen, wenn auch öfter nur wenige. Meinem Küster gab ich die Weisung, so oft sich eine Abendmahlsfeier in den Gottesdienst einfügte, nicht erst hernach, sondern gleich von vornherein die Altarlichter anzuzünden. Die Abendmahlslichter brannten infolgedessen während der ganzen Abendmahlszeit an jedem Sonntag. So prägte ich ohne Worte der Gemeinde ein, daß die alten Abendmahlszeiten wieder lebendig geworden, jeder daher, der an der Feier teilzunehmen wünsche, während der Abendmahlszeiten auf ein Stattfinden der Feier rechnen könne. Selbstverständlich wurde auf Wunsch auch an jedem anderen Sonntag das Abendmahl gefeiert. Aber es war wesentlich die Wiederbelebung der alten Sitte, der die Steigerung des Abendmahlsbesuchs zu danken war, soweit eine solche denn eintrat. Es gab zu meiner Zeit Gemeindeglieder, welche die Kirche sonntäglich besuchten, aber nie zum Abendmahl kamen.

Auch in den Vollzug von Amtshandlungen wie in die Uebung persönlicher Seelsorge trat ich von neuem ein. Ich fand es aber so vor, daß der erstere überwiegend, die letztere fast allein in den Händen des Diakonus lag. Bezirke gab es nicht. Bezüglich der Amtshandlungen herrschte freie Wahl. Immerhin wurde auch ich gewählt. Die Gebühren wurden persönlich gezahlt. Vielleicht vierzehn Tage nach meinem Amtsantritt taufte ich in dem Hause eines Nachtwächters. Als ich fortging, drückte mir der Taufvater mit freudigem Stolz auf dem Angesicht ein Zweimarkstück in die Hand und ich steckte es dankend ein. Wenn meine bisherigen Schleswiger Kollegen dieser Szene beigewohnt hätten! Die hatten schon gestaunt, als ich ihnen erzählte, meine Frau habe ihr Leben in Tondern damit zu beginnen, ein Diner für ca. 20 meist unbekannte Herren zu rüsten. Von jener Szene würden sie sich abgewandt haben. Auch ich empfand die Situation ein wenig peinlich; ich hatte aber ausreichende Fühlung mit dem Volksleben, um das Ganze richtig zu würdigen.

Auch sonst begegnete mir bei solcher Gelegenheit allerlei, auch solches, das mir zeigte, daß ich in Tondern kein Fremder war. Als ich einmal in einem Hotel ein Paar getraut hatte und nun der gesellige Teil der Feier begann, kam sofort eine ältere Dame,

die scheinbar den Augenblick kaum hatte erwarten können, auf mich zu und sagte: „Sie kennen mich nicht, Herr Propst. Als Sie noch ganz klein waren, habe ich Sie auf meinen Armen getragen. Können Sie das denken?“

Wurde die Amtshandlung durch Wahl bestimmt — es erstreckte sich das sogar auf den Konfirmandenunterricht —, die Seelsorge entsprang freier Initiative. Ich wünschte aber zu vermeiden, was als Konkurrenz mit meinem Kollegen aussehen konnte. So begann ich nur da einzelne seelsorgerliche Besuche zu machen, wo ich sicher war, nicht störend in seine Kreise einzugreifen. Als dann unerwartet früh D. Godt starb, wurde ich bei der Unsicherheit meiner Zukunft hierin noch zurückhaltender.

Das eigentlich Neue lag für mich im Propstenamt. Das in demselben beschlossene geistliche Moment war mir das eigentlich Anziehende. Ich entsinne mich, daß ich schon acht Tage nach meiner Einführung am Sonntagmorgen nach Medolben fuhr, um dort den Pastor Schmidt (später in Bestoft) einzuführen. Es war ein schöner Wintermorgen. Als ich dahin fuhr, wie ich das so gewohnt worden war, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: nicht eine Schulrevision, eine kirchliche Feier liegt vor dir. Der Gedanke machte mich tief glücklich.

Ich hatte aber nicht nur Pastoren einzuführen, auch Pastorenwahlen zu leiten. Von Haus aus ein Gegner derselben, erlebte ich hier in den Gemeinden so viel Teilnahme an der Wahl, und zwar Teilnahme ernster Art, daß ich mich mit ihnen befreundete. Solche Predigerwahlen dürfen nicht auf eine Stufe gestellt werden mit den Wahlkomödien der Städte; in diesen tut ernste Reform dringend not.

Dazu kamen Visitationsreisen und Reisen im Interesse des Propstesyn, d. i. der Propstenbesichtigung. Das letztere in den Gemeinden dänischen Rechts. In diesen gehörte damals das Pastorat dem Pastor, die Kirche der Gemeinde oder einem Patron. Der Propst hatte jährlich in Begleitung eines Sachverständigen Pastorat und Kirche zu besichtigen und anzuordnen, was im Interesse einer guten Unterhaltung zu geschehen habe. So fehlte es nicht an mancherlei Betätigung nach außen. Das Laufende aber war die kirchliche Verwaltung. Auch diese interessierte mich. Nur der ist ein rechter Kirchenmann, der auch die Bedeutung der externa für das Leben und Wirken der Kirche zu würdigen weiß. Ich hatte bisher so gut wie nichts mit kirchlicher Verwaltung zu tun gehabt und sollte jetzt nicht nur eine Gemeinde, sondern auch eine Propstei verwalten. Das hätte ich schwer gekonnt, wenn eins nicht gewesen — der Chalybäus, d. i. das von dem früheren Konsistorialrat, späteren Präsidenten Chalybäus herausgegebene Buch über das schleswig-holsteinische Kirchenrecht. Mit der Hilfe

dieses Buches lebte ich mich bald und leicht in alles ein, und zwar so, daß ich auch die Pastoren beraten konnte. Hier und da kamen solche mit Dingen, mit denen sie nicht recht fertig werden konnten, zu mir. Das war an sich in der Ordnung. Trotzdem insofern eigentümlich, als diese Männer vielfach schon lange Jahre in der kirchlichen Verwaltung gestanden hatten, also auch über größere Erfahrung verfügten als ich. Und doch war ich ihnen ein nicht unwirksamer Berater. Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Ich verstand den Chalhbaus besser zu lesen als sie.

Im Synodalausschuß saßen sympathische Männer, außer dem trefflichen Pastor Schmidt-Hoyer (später Propst in Sörup) der mir schon befreundete Graf Schack, der angesehenste unter meinen Kirchenältesten und ein dänisch gesinnter, sympathischer Hofbesitzer aus Ballum. Ich bin mit diesen Kollegen stets trefflich fertig geworden. Ich habe auch eine Propsteisynode vorzubereiten und zu leiten gehabt und tat das gern. Unsere Propsteisynoden bedurften einer Reform; so lange wir sie aber hatten, wie sie waren, galt es, das Bestmögliche aus ihnen zu machen. Darum bemühte auch ich mich. So versuchte ich, eine Ordnung herbeizuführen, die der üblichen Ausnutzung der Pastoratländereien zu wehren geeignet war.

Die Geistlichkeit der Propstei wünschte ich zusammenzufassen und zu fördern. Was ich vorfand, war kümmerlich. Bei der großen Ausdehnung der Propstei und der Lage Tonderns an der Südgrenze derselben war es schwer, die Geistlichkeit zu sammeln. Ich sah nur einen Weg und den beschritt ich. Einmal im Jahr kamen alle so wie so nach Tondern — zur Propsteisynode. Diese tagte zu der Zeit jährlich. Daran knüpfte ich an. Ich bat die Geistlichen, einen Tag früher zu kommen; wir konnten dann an dem Tage vorher eine Pastoralkonferenz halten. Für den Abend lud ich sie in mein Haus. Die Geistlichen gingen, wie es schien, gern darauf ein. Auf der Pastoralkonferenz selbst trug ich ein gut Teil der Kosten, insofern ich den einen Vortrag übernahm. Gedacht war diese Ordnung als dauernde Einrichtung.

So hatte ich die Arbeit allseitig angefaßt, ich darf ehrlich sagen: ohne drängende Fortgedanken.

Da starb D. Godt, wie ich schon sagte, unerwartet früh. Es war am 12. Juni desselben Jahres, in dem ich Ende Februar von ihm in mein Doppelamt eingeführt worden war.

Das brachte etwas Gebrochenes in mein Tonderaner Leben und Arbeiten. Ich konnte selbstverständlich jetzt nicht anders als mit der Möglichkeit eines baldigen Abbruchs rechnen.

Zugleich begann für mich eine recht peinliche Zeit, peinlich insofern, als Woche nach Woche und Monat nach Monat verging, ohne daß irgend etwas an mich herantrat. Als ich seinerzeit von

Schleswig nach Tondern übersiedelte, hatte das ein gewisses Aufsehen in interessierten Kreisen erregt; die Erklärung fand man, wie mir verschiedentlich entgegentrat, darin, daß das Amt in Tondern den Uebergang bilde zu der über kurz oder lang freiz werdenden Generalsuperintendentur. Würde daraus jetzt nichts, wie stand ich dann im Lande da? Als ein Streber, der einem Ziele nachgejagt habe, das er dann doch verfehlte. Höchst peinlich! Was mich in dieser Situation tröstete, war das Bewußtsein meiner Unschuld. Daß ich dieses Bewußtsein hatte, wird der verstehen, der alles Vorausgehende gelesen hat.

Inzwischen trat eine weitere Bereicherung in mein gegenwärtiges Leben. Als ich das schleswiger Amt aufzugeben mich entschloß, fragte mich der Oberpräsident nach einem geeigneten Nachfolger. Ich empfahl ihm den Pastor Saß in Kolbenbüttel, der es dann auch ward. Dieser war Mitglied der theologischen Prüfungskommission gewesen und hatte in dieser in der Pädagogik geprüft. Ich hatte gedacht, das könnte und würde so weiter gehen, auch wenn er Schulrat geworden, und fand diese Kombination sehr ansprechend. Aber das entsprach nicht der Ordnung. An seine Stelle wurde dann, wie das nahe lag, ich berufen. Ich nahm das gern an, doppelt gern für den Fall, daß ich in Tondern bleiben sollte. Die Sache selbst interessierte mich. Namentlich aber war es mir von Wert, zweimal im Jahre einige Wochen in Kiel zu leben, im Verkehr mit den Herren des Konsistoriums und der Fakultät.

Diese meine Tätigkeit brachte es mit sich, daß ich im Oktober des Jahres wochenlang mich in Kiel aufhielt. Von der Generalsuperintendentur war mit keiner Silbe die Rede. Als dann das Jahr zu Ende ging und das neue anbrach, mithin seit D. Godts Heimgang mehr als ein halbes Jahr verflossen war, ohne daß ich irgend etwas erfuhr, gab ich den Gedanken an Godts Nachfolge auf. Die Zeitungen brachten hier und da die Nachricht, ein „älterer“ schleswigscher Geistlicher würde berufen werden. Das waren zweifellos Fühler, ausgestreckt von solchen, die mich nicht als Nachfolger Godts wünschten. Aber damals verstand ich das nicht. Die Sache wurde mir räthselhaft. Kam ich wirklich noch in Frage, so, meinte ich, müßte davon doch irgend etwas spürbar geworden sein.

Also — ich brach mit dem Gedanken. Erschwert wurde mir das dadurch, daß sich herausgestellt hatte, daß meine Frau das Tondernsche Klima nicht vertrug. Das machte mir Sorge. Davon abgesehen wurde mir die Sache selbst gar nicht schwer. Ich war persönlich gern in Tondern. Die Arbeit war mir lieb, mein sich über die Propstei hinausstreckendes Bedürfen deckte die Berufung in die Prüfungskommission. Die peinliche Situation, in



die ich hineingeraten, wollte ich stille auf mich nehmen und mir zur Demütigung dienen lassen. Ich hatte mit der ganzen Sache mich abgefunden — im Kämmerlein.

Da — als ich an das Ganze kaum noch dachte, überraschte mich ein Brief des Ministerialdirektors Barkhausen, der mich im Auftrag des Ministers frug, ob ich bereit sei, mich zum General-superintendenten für Schleswig ernennen zu lassen.

Merkwürdig — ich habe die sehr bestimmte Erinnerung, daß mich der Brief nicht eigentlich aufregte. So war ich innerlich gefestigt. Immerhin nahm ich die Sache dankbar hin. Ich brachte die Nachricht meiner Frau. Diese lebte auf, als es hieß: zurück nach Schleswig! und im Hinblick auf sie fiel auch mir ein Stein vom Herzen. Nach der Uebersiedlung zeigte sich, daß es sich um eine Art Malaria gehandelt hatte. Die Uebersiedlung in das andere Klima genügte zur Heilung, aber auch nur diese konnte sie bringen.

Später erfuhr ich dann auch, worin die Verzögerung begründet gewesen war: in Meinungsverschiedenheiten im Konsistorium, davon mir der Minister sagte, in langen Verhandlungen, um die Einnahmen des Amtes auf das altländische Niveau herunterzudrücken — bezüglich der Befugnisse war das schon zu Godts Zeit geschehen —, wovon mir der Präsident sagte. Auch meine Jugend — ich ging erst der Vollendung des 39. Lebensjahres entgegen — hatte Bedenken hervorgerufen, die dann erst ein vom Oberpräsidenten eingeforderter Bericht beseitigte. Nicht zuletzt aber wird, wie ich späteren Erfahrungen entnehme, das mitgewirkt haben, daß die Neubefetzung geistlicher Aemter im Staatsministerium überhaupt nicht als Eilsache galt.

Aber wie immer es darum bestellt gewesen — Barkhausens Brief vom 23. Januar 1886 bedeutete das Ende meines präpstlichen Lebens in Tondern.

---

## VIII.

### Generalsuperintendent von Schleswig.

Generalsuperintendent von Schleswig. In dem offiziellen Titel hieß es „für“ Schleswig. Weshalb, weiß ich nicht. Diese Form war gekünstelt. Vermutlich entstammte sie der Sorge der Kirchenbürokratie, das „von“ laute zu bischöflich. Offiziell bin ich selbstverständlich stets der offiziellen Formulierung gefolgt; hier bediene ich mich der natürlichen.

Generalsuperintendent zu werden war nicht das Ziel meiner Lebenspläne. Als ich ein junger Geistlicher war, weissagten mir andere, das werde das Ende meiner Laufbahn sein; auf mich machte das aber so wenig Eindruck, daß ich unbefangen meine anders gearteten Lebenspläne verfolgte. Als ich Regierungs- und Schulrat geworden war, begegnete mir, wie erwähnt, verschiedentlich derselbe Gedanke; ernsthaft ist er mir erst nahe getreten in der Verhandlung mit D. Godt über eine Uebersiedlung nach Tondern. Wie das dann weiter ging, erzählte ich im vorigen Kapitel.

Wenn ich auf mein Leben zurückschaue, drängt sich mir frei-lich auf, daß in meiner Lebensführung manches darauf hinwies, speziell auf die schleswigsche Generalsuperintendentur. Nicht nur war ich durch und durch ein Schleswiger. Meine Vorfahren hatten gesiedelt in Törningelehn. Das Blut in meinen Adern war vorwiegend friesisches Blut. Meine ganze Verwandtschaft hielt sich innerhalb der Grenzen Schleswigs. Meine Wiege hatte in Nordschleswig gestanden; meine Knabenzeit verlebte ich in Südschleswig, in Mittelschleswig meine Entwicklungsjahre. Aber das alles bot nur die natürliche Grundlage. Auf dieser hatte es sich so gefügt, daß meine ganze mannigfaltige Amtsarbeit sich auf Schleswig konzentriert hatte. In Nordschleswig wie in Südschleswig, im Osten wie im Westen hatte ich als Pastor gearbeitet; als ich Schulrat war, war Schleswig mein Bezirk. Ich kannte fast jedes schleswigsche Dorf und interessierte mich für ein jedes. Als Fremden mich anzusehen — das haben, als ich das Amt antrat, selbst fanatische Dänen nicht fertig gebracht; die durch dänischen Fanatismus ihrer schleswigschen Heimat entfremdeten „Jungdänen“ gab es damals noch nicht; sie waren eine Frucht der späteren preußischen

Nordmarkpolitik. Aus dänischen Kreisen wurde mir das Wort zugetragen: vi maae takke Gud for ikke værre (wir müssen Gott danken, daß wir keinen schlimmeren bekommen haben). Ähnlich äußerte sich Bestleswigs Tidende.

War die Generalsuperintendentur auch nicht das Ziel meiner Wünsche gewesen — je mehr ich mich in sie eingelebt habe, um so wohler habe ich mich in ihr gefühlt; diese Mischung von geistlicher, wissenschaftlicher und Verwaltungstätigkeit war wie für mich geschaffen. Die Generalsuperintendentur ist dann auch der eigentliche Inhalt meines Lebens geworden. Es gilt das so sehr, daß — abgesehen von dem Abschluß — alles, was ich weiter zu erzählen habe, nicht nur von amtlicher, sondern auch von freier Tätigkeit, bis in die Schriftstellerei hinein, mehr oder weniger zu ihr in Beziehung steht, durch sie bestimmt ist. Darum fasse ich alles Weitere, ob es sich auch in bestimmte Abschnitte gliedert, unter der oben stehenden Ueberschrift zusammen; diese bildet so zu sagen den Generalnenner.

### 1. Amtsantritt.

Als ich im Frühjahr 1886 zur Teilnahme an der Amtsprüfung nach Kiel fuhr, standen die Dinge anders als im Herbst zuvor; selbstverständlich sprach ich jetzt sowohl mit dem Generalsuperintendenten Jensen wie mit dem Präsidenten Mommsen über das, was bevorstand. Während der Prüfung traf die schon am 28. April vom König gezeichnete Bestallung ein. Mommsen berief alsbald, d. i. auf den 17. Mai eine Sitzung, um mich einzuführen.

Einzuführen. — ins „Nebenamt“. Der Generalsuperintendent war nach unserer damaligen, durch Preußen geordneten Kirchenverfassung geborenes Mitglied des Konsistoriums, „nebenamtlich“, wie Mommsen — mir sympathisch — bei der Einführung betonte, die in der in Behörden üblichen Form verlief. Später habe ich gelegentlich im Scherz erzählt, damals, als ich in das Konsistorium eingeführt wurde, hätte dieses (1867 gegründet) das Mündigkeitsalter noch nicht erreicht gehabt, ich aber sei, auf den Amtsnamen gesehen (1656 wurde der Titel fixiert), 250 Jahre alt gewesen, auf den Amtsinhalt gesehen, viel älter. Das Amt, das ich übernahm, ist zwar durch allerlei Fährlichkeit und Wechsel hindurchgegangen, aber tatsächlich unmittelbar aus dem alten schleswigischen Bistum erwachsen. Als der letzte katholische Bischof von Schleswig, Gosche von Ahlefeld, der, weil er der Reformation keine Hindernisse in den Weg legte, bis weit über die Reformation hinaus im Amte verblieb, endlich starb (1541), wurde das Bistum geteilt zwischen einem Prinzen des herzoglichen Hauses und einem

evangelisch-lutherischen Bischof. Jener erhielt das Fürstliche des alten Bischofsamts, dieser das Geistliche, soweit es nicht durch Gottes Wort gerichtet und damit beseitigt war. Unsere Landesteilungen haben dann in diese gradlinige Entwicklung störend eingegriffen. Aber heute noch ist der Dom zu Schleswig die Ordinationskirche des schleswigschen Generalsuperintendenten, und, wenn er zur Visitation in Schwabstedt — altbischöfliches Gebiet, in dem der Schleswiger Bischof seine Sommerresidenz hatte — erscheint, läuten die Kirchenglocken. In ihrem Läuten erhielt sich durch Jahrhunderte hindurch ein Ton aus längst verklungener Zeit bis in diese unsere geringen Tage.

Eine andere Einführung, eine Einführung in das eigentliche, Amt gab es damals nicht. Und die Generalsuperintendentur war doch in so spezifischem Sinn ein geistliches Amt. Ordination und Visitation sind seine vieles zusammenfassenden Grundelemente. Wer in diesem Amt zu einem Verwaltungsbeamten verknöchert, ist an einen Platz geraten, auf den er nicht hingehört. Um so mehr aber, als das Amt ein geistliches ist und als solches erfaßt sein will, um so schmerzlicher wurde es von mir entbehrt, daß es keine Einführung gab unter Wort und Gebet. Als ich später den Entwurf des heute gebräuchlichen liturgischen Handbuchs ausarbeitete, sah ich in demselben die Einführung eines Kirchenpropsten vor mit dem Hintergedanken, daraus könne sich noch einmal etwas für den verarmten Generalsuperintendenten entwickeln. Dieser brauchte derartiges mehr als der Kirchenpropst, insofern dieser in der Regel gleichzeitig ein neues Pfarramt übernahm; unwillkürlich wirkte dann aus der Einführung in dieses einiges hinüber in den Antritt des mit ihm verbundenen Ephoralamtes. Aber die Synode, deren Interesse sich auf den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Apostolikums bei Taufe und Konfirmation konzentrierte, schenkte der Sache keine sonderliche Beachtung. Das benutzte der Präsident Chahnbäus, dem die Sache nicht ganz geheuer war, um das auf die Einführung der Pröpste bezügliche Formular bei der Durcharbeitung des Entwurfs durch eine von der Synode bestellte Kommission zu beseitigen. Der Präsident Müller hat dann später, von gegenteiliger Auffassung geleitet, angeregt, auf die Einführung eines schleswig-holsteinischen Generalsuperintendenten altländische Gepflogenheiten zu übertragen. Das kam zum erstenmal zur Durchführung bei dem ersten Amtsantritt des Generalsuperintendenten Petersen. Die Feier fand statt in der Nikolaikirche zu Kiel. Holsteins Dom steht in Lübeck. Die naturgemäß mir in dieser Feier zufallende Funktion habe ich gern übernommen. Ob sich daraus eine dauernde Einrichtung in unserer Kirche entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Als ich aus dem Amt schied, Petersen mein Nachfolger wurde und Mordhorst an



seine Stelle trat, verhinderten die aus der Kriegszeit erwachsenden Schwierigkeiten jede die Landesgeistlichkeit in Anspruch nehmende Feier.

So etwas aber, wie gesagt, gab es damals nicht. Einen gewissen Ersatz bot mir, daß der Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins mich bat, auf seinem Jahresfest in Glensburg die Festpredigt zu halten und dieselbe Bitte von Jensen an mich gerichtet wurde im Hinblick auf das Jahresfest der Mission in Breklum. Hätte auch das Glensburger Haus der Diakonie mich gebeten, auf seinem Jahresfest die Predigt zu übernehmen, wäre der Kreis geschlossen gewesen; der Landesverein für Innere Mission hielt damals sein Jahresfest regelmäßig in Neumünster, kam also für mich nicht in Frage. Gerade bei meiner Auffassung des Amts hätten jene drei Predigten mir einen gewissen Ersatz geboten. Aber Glensburg bat mich nicht. Um so dankbarer war ich den andern.

Das Konsistorium, in das ich damals nebenamtlich eingeführt wurde, war ein erheblich anders geartetes als das, welches ich verließ. Es bestand nur aus Schleswig-Holsteinern. Auch waren wir damals der Meinung, daß das zu seiner Konstitution gehöre. Als später ein Hannoveraner als Hilfsarbeiter in dasselbe berufen wurde, hielten wir das für eine durch den Charakter eines Hilfsarbeiters gerechtfertigte Ausnahme. Der Minister hat sich aber dann im weiteren Verlauf bei der Berufung ins Kieler Konsistorium um das Indigenat nicht gekümmert. Dem konfessionellen Charakter desselben wurde nur insofern Rechnung getragen, als die Konfessionsgeographie nicht außer Acht gelassen wurde; wer ins Kieler Konsistorium wollte, mußte einem lutherischen Lande oder doch einer lutherischen Provinz entstammen. Aber auch in anderer Beziehung war das Konsistorium damals ein anderes; außer dem Präsidenten und dem Justitiar, der zugleich Verwaltungsrat war, bestand dasselbe nur aus Geistlichen. Auch heute noch bilden diese die Mehrzahl, aber das ist jetzt nur dadurch erreicht worden, daß, nachdem die Zahl der Juristen auf fünf gestiegen war, den fünf Geistlichen ein sechster hinzugesellt wurde.

Bei dem festlichen Zusammensein in der Wohnung des Präsidenten am Tage meiner Einführung saß mir der Dekan der theologischen Fakultät, der Neutestamentler D. Franke, gegenüber. Dieser überraschte mich durch die Erzählung, daß auch die Fakultät die Hand nach mir ausgestreckt habe. Professor D. Lüdemann, der langjährige Inhaber der Professur für praktische Theologie — noch im Herbst 1885 hatte er am Examen teilgenommen — war inzwischen gestorben, sein Lehrstuhl mithin neu zu besetzen. Da habe die Fakultät, so erzählte der Dekan, in erster Linie mich vorgeschlagen. Die Universitätsabteilung im Ministerium habe auch

mit der geistlichen Abtheilung korrespondiert, ob ich noch zu haben sei, aber eine verneinende Antwort erhalten.

In der Tischrede, in der Präsident Mommsen mich begrüßte, sprach er, wie es nahe lag, sonderlich von Nordschleswig. Es war damals außer dem Generalsuperintendenten kein Nordschleswiger im Konsistorium; um so angenehmer empfand man es, daß nun wieder gerade für die nordschleswigschen Angelegenheiten der geeignete und berufene Botant vorhanden sei. Natürlich ging auch ich in meiner Antwort auf Nordschleswig ein. Ich sprach ohne irgendwelche Hintergedanken die Zuversicht aus, man werde in Nordschleswig keine Gewalt anwenden, wie seinerzeit die Dänen das in Mittelschleswig getan, und gab auf dieser Grundlage der Hoffnung Ausdruck, da ich so jung ins Amt gekommen, wenn der Herr mir normale Lebenslänge schenke, noch ein zum Frieden gekommenes Nordschleswig zu erleben. So damals!

Zu meinem Amtsantritt gehörte aber nicht nur die sogen. Einführung in Kiel nebst Uebernahme der Geschäfte, sondern auch eine Reise nach Berlin zur Audienz beim König und zur Vorstellung im Ministerium. Was ich in dieser Veranlassung erlebte, schrieb ich sofort nieder — in Briefen an meine Frau —, so daß ich, indem ich davon erzähle, nicht wie sonst so oft lediglich auf mein Gedächtnis angewiesen bin.

Im Mittelpunkt des Berliner Aufenthalts stand selbstverständlich die Audienz bei dem alten Kaiser. Ich hatte das Glück, daß an dem Tage, an dem ich zu ihm kommen durfte, augenscheinlich andere Audienzen nicht stattfanden. Um so länger behielt er mich bei sich, fast 20 Minuten. Der Adjutant führte mich aus einem ersten Vorssaal in einen zweiten mit der Weisung, dem Kaiser bis zur gegenüberliegenden Thür, der des berühmten Eckzimmers, entgegenzugehen. Dort trat der alte Kaiser in Infanterieuniform mir entgegen, reichte mir mit freundlichen Worten die Hand und ließ mich Platz nehmen. Zunächst war ich ein wenig befangen, aber die schlichte Freundlichkeit des alten Herrn überwand das schnell. Das einzige, daran ich sein Alter zu spüren glaubte — er war doch ungefähr 90 Jahre alt —, war, daß er mir mancherlei erzählte, das wohl ein junger Kaiser einem jungen Generalsuperintendenten so kaum erzählen würde. Er sprach von dem Kulturkampf, besonders von Ledochowski und von Windhorst. Er erzählte von seinen Erlebnissen im Jahre 1848; er erwähnte seine persönlichen Beziehungen zu dem dänischen König Christian IX. Es war der Schleswiger, dem er von diesem sprach. Er redete dann über die Verhältnisse in unserer Kirche überhaupt. Wir begegneten uns in dem Optimismus, daß das alte Evangelium das Feld behalten würde; er ermahnte mich aber, ein wach-

James Auge zu haben. Schließlich sprach er mit mir über meine Jugend.

Zwei Momente hebe ich aus diesen Gesprächen heraus. Das eine bezieht sich auf Vorgänge unserer Landesgeschichte: „Kennen Sie den dänischen König? Ist er in Ihrer Provinz gewesen?“ „Er war einmal 1864 da, aber ich habe ihn nur von ferne gesehen.“ „Wir kannten uns schon lange und sind gute Freunde gewesen. Als der verstorbene Kaiser von Rußland (Alexander II.) Hochzeit hielt, war er von Kopenhagen aus dorthin geschickt und ich von hier. Er hatte Instruktion, sich in Petersburg in kritischen Momenten an mich zu halten. So standen wir damals. Wir wurden so gute Freunde, daß er Thränen in den Augen hatte, als er von mir Abschied nahm. Dann haben wir Krieg führen müssen mit einander! Das hat mir weh getan. Ja, wie die Sachen doch gehen! Als wir damals in Petersburg waren, hatte der dänische König — wie hieß er doch?“ „Christian der Achte.“ „Richtig, Christian der Achte hatte den Offenen Brief erlassen. Da fragte der Kaiser (der russische) über Tisch den jetzigen König, was er von diesen Ansprüchen halte. Er antwortete, daß er darüber keine bestimmte Meinung habe; er habe die Frage nicht studiert. Einige Tage später — da hatte der Kaiser sich inzwischen über die Frage Vortrag halten lassen — sagte er, wieder bei Tisch: „Jetzt weiß ich, wer Ansprüche hat. Ich selber.“ „Sie wissen: von wegen Gottorp“, fügte mein alter Kaiser hinzu. „Jawohl, Majestät.“ „Ja, es hat mir leid getan, daß wir auseinander kamen. Einige Jahre später aber ist der König dann mit der Königin hier gewesen, uns zu besuchen. Jetzt sind wir wieder gute Freunde.“

Nachdem der Kaiser in Erörterung des Kulturkampfes über seine persönlichen Beziehungen zu Windhorst gesprochen hatte, die früher zumeist freundliche gewesen seien, fuhr er fort: „Jetzt haben wir Frieden (scil. mit der katholischen Kirche) und hoffentlich behalten wir ihn. Der jetzige Papst hat wirklich freundliche Gesinnungen. Davon bin ich überzeugt. Wir sind uns gegenseitig entgegengekommen. Man erzählte mir kürzlich, man habe Windhorst gefragt, was er jetzt wolle; der habe erwidert, jetzt müsse er einpacken (so ungefähr).“ Während der Kaiser dieses alles erzählte, ging mir der Gedanke durch den Kopf: also, so hat man dem alten Kaiser das Ende des Kulturkampfes geschildert. Da aber fuhr er fort, und es blitzte in den alten Augen: „Daß er das tut, glaube ich nicht.“ Da ward meine Seele froh; ich dachte: Du bist noch auf dem Posten; dir macht man kein x für ein u.

Nachdem der Kaiser dann über meine Jugend gesprochen, hatte ich die Empfindung, daß die Audienz beendet sei, und stand auf. Da faßte er meine Hand, hielt sie fest und sagte mit väterlicher Freundlichkeit: „Nun sind Sie in diesem Amt. Das Weitere

wird sich ja finden.“ Er sagte dann etwas, dessen ich mich nicht wörtlich erinnere, das aber besagte, der Herr werde mein Beistand sein, und fügte hinzu: „Sorgen Sie, daß Sie Ihrem Ruf Ehre machen und zeigen Sie, daß wir keinen Fehlgriff getan haben.“ Ich dankte ihm. Er drückte meine Hand und wandte sich dem Kabinett zu. Ich ging. Der Kaiser hatte beim Abschied: „Auf Wiedersehen“ gesagt. Tatsächlich sah ich ihn dann noch einmal. Im nächsten Jahre kam er zur Grundsteinlegung des Nordostseekanals nach Kiel, aber da sprach ich ihn nicht persönlich.

Außer dem Kaiser besuchte ich den Minister und den Unterstaatssekretär und den Ministerialdirektor. Herr von Götzer empfing mich etwas vornehm, aber taute dann bald auf zu eingehendem Gespräch. Das war so seine Art, wie ich festzustellen später ausreichende Gelegenheit hatte. Der Unterstaatssekretär war damals Lucanus, der später vielgenannte Chef im Zivilkabinett Wilhelm's II., eine elegante Persönlichkeit, in besonderem Maße ein Weltmann. Er behandelte mich mit verbindlicher Höflichkeit. Ich hatte aber in der Berührung mit ihm die Empfindung: zwischen dir und mir liegt eine Welt. Ganz anders Barkhausen, der damals der Ministerialdirektor war. Bisher hatte ich nur schriftlich mit ihm verkehrt; außerordentlich wohltuend war mir die persönliche Berührung; er war eine entschieden christlich gesinnte und kirchlich gerichtete Persönlichkeit. Gerade im Ministerialdirektor einer solchen zu begegnen, stärkte mich in der Freude und Zuversicht, mit der ich mein Amt antrat.

Meine Unterhaltungen im Ministerium bestanden nicht lediglich in Konversationen. Allerlei wurde angeschnitten, daraus sich hernach dies und jenes entwickelte.

Götzer wunderte sich, als er hörte, daß ich im Begriff sei nach Schleswig überzusiedeln. Er nahm an, daß ich meinen Sitz in Kiel genommen hätte. Ich hatte ohne weiteres Schleswig als meinen künftigen Wohnort angesehen und danach gehandelt, sagte das auch dem Minister, der dann erwiderte: „Nun, da gehen Sie einstweilen nach Schleswig.“ Man hatte, wie ich von Barkhausen erfuhr, beabsichtigt, mit meiner Ernennung eine Verlegung der Generalsuperintendentur zu verbinden, und zwar in dem Interesse, neben dem Präsidenten dem Generalsuperintendenten einen bestimmenden Einfluß auf den Lauf der Dinge zu sichern. Im Drang der Geschäfte war das dann versäumt worden.

Aber auch Fragen von allgemeiner Bedeutung kamen zur Sprache. Auf der Tagesordnung stand damals die Frage, ob fremde (in diesem Fall dänische) Staatsangehörige wahlberechtigte Mitglieder einer Landeskirche sein könnten. Ich hatte den Eindruck, daß diese Frage nicht im Kultusministerium geboren, sondern von anderer Seite in dasselbe hineingetragen war. Man



hatte ein Rechtsgutachten des Konsistorialpräsidenten Dr. Meyer in Hannover eingezogen. Er hatte sich negativ ausgesprochen. Das wunderte mich; gerade er hatte anderswo betont, daß sich in unserm Kirchenwesen der Genossenschaftscharakter stark durchgesetzt habe. Wie kam er dazu, jetzt diesen schroff staatskirchlichen Standpunkt einzunehmen? Um schroffsten vertrat den staatskirchlichen Standpunkt Lucanus. Aber auch der Minister vertrat ihn. Selbst Barkhausen, wiewohl der auch für die andere Auffassung weitgehendes Verständnis zeigte. Ich als Kirchenmann urteilte selbstverständlich anders, wenn ich auch den Standpunkt jener als die Konsequenz des Staatskirehenthums zu würdigen mußte. Um so mehr hat es mich später überrascht, daß die preußische Staatsregierung bei Erlaß des Kirchensteuergesetzes von 1906 diese Auffassung völlig fallen ließ <sup>1)</sup>.

An diese Frage knüpfte sich eine verwandte, die nach der politischen Haltung und Stellung der nordschleswigschen Geistlichkeit. Ein Mann ohne kirchliches Verständnis wie Lucanus sah in den Geistlichen vornehmlich Träger staatlicher Interessen. Die Betonung der Landeskirche bot hierfür die Handhabe. Es liegen ja in der Landeskirche als solcher zweifellos Momente heidnischen Ursprungs, wie denn der Gedanke einer Staatsreligion aus heidnischer Vorzeit stammt. Diese Momente regten sich in Lucanus. Er meinte in seiner kirchlichen Verständnislosigkeit sogar, dänisch gesinnte Geistliche müßten beseitigt werden. Auch der Minister forderte in unserem damaligen Gespräch von den Geistlichen nationale Betätigung. Ich trat dem entgegen. Bei aller Betonung, daß ein deutsch gesinnter Geistlicher weder Recht noch Grund habe, aus mißgedeuteter Rücksicht auf seine Gemeinde seine deutsche Gesinnung zu verstecken, lehnte ich doch alle politischen Aufgaben als den Geistlichen nicht zustehend ab; ihre Aufgabe sei eine rein religiös kirchliche; von diesem Gesichtspunkt trat ich ein für das Recht dänisch gesinnter Geistlicher auf ihr Amt, so lange sie dieses Recht nicht selbst durch illoyales Verhalten verwirkten. Ein loyales Verhalten der Geistlichen erachtete auch ich als in einer Landeskirche unerläßlich, halte daher auch heute ein solches für deutschgesinnte Geistliche in Nordschleswig der dänischen Regierung gegenüber für geboten.

<sup>1)</sup> Aus diesem Fallenlassen wollte ich damals die Konsequenz gezogen wissen, daß jetzt den dänischen Staatsangehörigen, denen seinerzeit das Wahlrecht genommen war, dieses wieder beigelegt werde. Einen Erlaß dieser Art konnte ich aber nicht erreichen. Die dänischen Staatsangehörigen selbst hätten sich melden können und sollen, denn zweifellos erfuhrn sie davon, aber sie meldeten sich nicht, wahrscheinlich um sich nicht mißliebig zu machen. Dieses Verhalten der preußischen Regierung war kein Ruhmestitel.

Nicht ohne Interesse ist auch das Folgende: Unserer heimatlichen Kirche fehlte damals noch das Emeritierungsgeſetz. Ein ſolches war ſchon vor längerer Zeit von der Kirchenregierung eingebracht und von der Synode angenommen worden, aber es fehlte, wiewohl ſchon Jahre vergangen waren, immer noch die Unterſchrift des Königs. Das Geſetz wurde ſchwer entbehrt. Die Geſamtſynode hatte jüngſt eine Reſolution geſaßt im Intereſſe, endlich das Geſetz zu erhalten. Ich trat für die Sache ein und verwies auf die Reſolution. „Ach was! Reſolution!“ erwiderte mir Goßler, „Reſolutionen helfen nichts. Patrone, Geiſtliche und Laien müſſen eine Immediatengabe an den König richten und Abſchrift davon dem Reichskanzler zuſtellen. In der Eingabe darf aber nur von Politik die Rede ſein.“ Was waren das für Zuſtände! was für ein erniedrigendes Vorgehen wurde hier der Kirche zugemutet! Daß und wie Goßler dazu kam, dieſen Rat zu geben, habe ich hernach verſtanden, als ich ſpäter erfuhr, daß es der Reichskanzler war, an dem die Vorlage fort und fort ſcheiterte; ſie wieder einbringen hieß für den Kultusminiſter ſeinen Abſchied erbitten <sup>1)</sup>).

Barkhaufen gegenüber brachte ich die Reformbedürftigkeit unſerer Viſitationsordnung zur Sprache. Ich bedauerte, daß die Neuordnung meiner Bezüge, wenn das auch der früheren Ordnung entſprach, ſo ſtark mit der Viſitationsordnung verquickt ſei; ich wünſchte Bewegungsfreiheit. Barkhaufen erzählte mir, der Finanzminiſter habe nach dem Tode von D. Godt die Zuſammenlegung der beiden Generalsuperintendenturen und, als er das nicht erreichte, wenigſtens die Reduktion der Einnahmen auf das altländiſche Maß geſordert; nur das erſtere ſei glücklich abgewehrt. Bezüglich der Viſitationsordnung ſtellte er mir für ſpäter ſeine Hilfe in Ausſicht; ſofort wollte natürlich auch ich nicht reformieren. Auf die Frage als ſolche komme ich ſpäter zurück.

In dem Geſpräch mit Barkhaufen fiel eine Aeußerung, die mich aus dem Munde des Miniſterialdirektors lebhaft überrachte. Er fragte mich, wie es im Volksbewußtſein um Konſiſtorium und Generalsuperintendentur bei uns beſtellt ſei. Ich ſagte ihm, wie das jedenfalls der damaligen Sachlage entſprach, man wiſſe jezt in weiteren Kreiſen des Volkes von der Exiſtenz des Konſiſtoriums, aber mehr als von einer darüberſchwebenden Macht; volkstümlicher ſei der Generalsuperintendent; das habe nicht nur darin

<sup>1)</sup> Was in aller Welt konnte Bismarck ſo gegen unſere harmloſe Emeritierungsordnung erregen? Wirkte hier noch ſeine Niederlage im Kulturkampf, die nun die unſchuldige evangeliſche Kirche büßen mußte? Ob er auch noch ſo ſehr Agrarier war, die Laſt, die den Bauern aus dieſer Ordnung erwuchs, war eine minimale. Was ihn beſtimmte, weiß ich nicht.

seinen Grund, daß es diese Männer Jahrhunderte lang gegeben habe, sondern auch darin, daß sie ungezählten Volksgenossen von Angesicht zu Angesicht bekannt seien; die meisten wären ihnen, wenn nicht anders, so wenigstens in ihrer Jugend auf dem Kirchensteig begegnet. Das ist schön, sagte Barkhausen, das müssen wir konservieren; das bietet die Anknüpfung für eine Art bischöflicher Ordnung, auf die wir doch noch einmal so oder so hinauskommen müssen. Da unterbrach uns der Diener, der da meldete, daß der Minister auf mich warte. Ich schied von Barkhausen mit der frohen Empfindung, in der Arbeitsgemeinschaft mit ihm — und der Ministerialdirektor war bei unserer Gesamtlage der im Ministerium, mit dem der Generalsuperintendent am meisten zu tun hatte — werde die innere Fühlung nicht fehlen. An eine bischöfliche Ordnung dachte ich persönlich damals nicht, wiewohl das angesichts unserer Vergangenheit wie der Verhältnisse in dem benachbarten Dänemark nicht ferne lag <sup>1)</sup>.

Wohlgemut und zukunftsfreudig kehrte ich von Berlin zurück. Daß das oberste Kirchenregiment meiner Heimat in den Händen eines Staatsministers lag, störte mich damals nicht; anders hatten wir es in der von mir erlebten dänischen Vergangenheit nicht gekannt. Die Art eines Barkhausen war durchaus geeignet, das Widerspruchsvolle, das in dieser Ordnung lag, zu verschleiern. Dazu lebte ich damals noch in der Vorstellung, daß die Errichtung eines Konsistoriums in Kiel eine wesentliche Ver selbständigung unserer Landeskirche bedeutet habe und bedeute. Kurz — in meiner Seele lebte, was die Frage Kirche und Staat anging, wesentlich noch dieselbe Naivität, der ich später so oft in den Pfarrhäusern begegnet bin. Sorgen, die mich später schwer bedrückt haben, kannte ich damals noch nicht. Derjenigen, die ich für möglich hielt, glaubte ich wirksam vorgebeugt zu haben.

Wie im Hinblick auf Konsistorium und Ministerium war ich guter Zuversicht auch im Hinblick auf die Gemeinden und insbesondere auch im Hinblick auf die Geistlichen meines Sprengels. Warum sollte ich den Gemeinden nicht willkommen sein? Es ist mir auch nie etwas begegnet, das mir gezeigt hätte, daß ich was nicht war. Was aber die Geistlichkeit betraf, so gestaltete sich in meinen Zukunftsgedanken das Verhältnis zu ihr unwillkürlich nach dem Bilde des nur erfreulichen Verhältnisses, in dem ich als Kirchenpropst zu der Geistlichkeit der Propstei Nordtondern gestanden

<sup>1)</sup> Was ich in dieser Beziehung in meinen Vier Kapiteln von der Landeskirche ausgeführt habe, entstammt späterer Zeit. Das da Ausgeführte ist nicht etwa auf jene Aeußerung von Barkhausen zurückzuführen. Diese war mir völlig entfallen, als ich die Vier Kapitel schrieb. Erst bei Abfassung vorliegender Schrift habe ich sie in den erwähnten Briefen an meine Frau wieder entdeckt.

hatte. Unter den Kirchenpropsten waren zwei alte Herren, die an meiner Jugend hätten Anstoß nehmen können. Aber ich bemühte mich, meine amtliche Haltung ihnen gegenüber mit der Ehrerbietung zu durchtränken, die die Jugend dem Alter schuldig ist. Schon im ersten Jahre wurde mir gesagt, die alten Propste seien — man gestatte hier einen Danismus — froh mit ihrem jungen Generalsuperintendenten. Ich mußte, daß unter den Geistlichen manche theologisch anders dachten als ich, gerade auch unter denen, denen ich mich geistlich am nächsten verwandt fühlte, denen auf der konfessionellen Rechten. Aber ich war mir bewußt, ein Bekenner Jesu Christi zu sein und in allem meinem Streben kein anderes Ziel vor Augen zu haben, als nur das eine: seine Kirche unter uns zu bauen. Als ich seinerzeit mit mir gekämpft hatte, ob ich die Berufung in die Regierung annehmen sollte oder nicht, hatte ich D. Godt geschrieben: „ich habe unsere arme Kirche in ihrer Schöne gesehen; darum hängt mein Herz an ihr; darum kann ich nicht dauernd scheiden aus ihrem Dienst“. Jetzt war ich mit warmem Herzen in diesen Dienst zurückgekehrt. Würde das nicht gerade auf der konfessionellen Rechten gespürt werden und mir Bahn machen? würden sie nicht innerlich empfinden, daß meine religiösen Interessen wesentlich die ihrigen seien, meine kirchlichen Ideale wesentlich die, welche in ihren Reihen gepflegt wurden? Mir selbst stand es außer Frage, daß wir religiös-kirchlich zusammen gehörten, wenn ich auch theologisch dadurch von ihnen mich unterschied, daß mir der Star gestochen war für die menschliche Seite nicht nur in der kirchlichen Ueberlieferung, sondern auch in der heiligen Schrift; mich persönlich hatte das in der Wertung von Gottes Wort, in der Treue gegen das kirchliche Bekenntnis eher gefestigt als erschüttert.

Aber ich täuschte mich. Zunächst erzähle ich einige Erlebnisse. Nicht lange, nachdem ich in Flensburg die schon erwähnte Gustav-Adolf-Predigt gehalten hatte, schrieb mir P. Bruhn von dort, Pastor Wacker und seine Freunde redeten unter Berufung auf diese Predigt in einer solchen Weise über mich, daß etwas geschehen müsse; das Wichtigste sei, die Predigt ohne weitere Bemerkung so, wie ich sie gehalten, in den Druck zu geben; ich möge ihm das Manuskript schicken. Ich schüttelte den Kopf. Was in aller Welt konnte es in dieser Predigt sein, das meinen „guten Freunden“ eine Handhabe bot, so über mich zu reden, wie das augenscheinlich der Fall war? Aber ich sandte das Manuskript, und die Predigt wurde gedruckt. Seitdem hörte ich nichts. Das Gerede verstummte.

Noch im Lauf des ersten Sommers hatte ich in Flensburg eine Unterredung mit dem Hauptpastor Reuter-Broacker. Es handelte sich um seine Berufung zum Kirchenpropsten der Propstei



Sonderburg. Nach Beendigung unserer Verhandlungen begleitete er mich auf den Bahnhof. Mit ihm plaudernd stand ich vor Abgang des Zuges am offenen Fenster. Ich weiß nicht mehr, wovon im besonderen die Rede war, aber Eindruck auf mich machte, daß er plötzlich sagte: „Dies oder das werde ich nicht können aus Rücksicht auf die preußische Union“. Erstaunt erwiderte ich: „Aus Rücksicht auf die preußische Union?“ Da setzte sich der Zug in Bewegung. Das Gespräch war unterbrochen. Wieder schüttelte ich den Kopf. Aber ausdrücklich schriftlich darauf zurückzukommen — dazu war mir das Ganze nicht bedeutend genug.

Erst relativ spät fiel auf diese Erlebnisse des ersten Sommers einiges Licht. Pastor Paulsen in Kropp war — etwa ein bis zwei Jahre später — in Disziplinaruntersuchung geraten. Nach der Sitzung traf ich ihn auf dem Kieler Bahnhof und sagte: „So, Pastor Paulsen, am grünen Tisch haben wir einander gegenüber gegessen; was meinen Sie davon — wir kannten uns flüchtig von der Universität her —, wenn wir jetzt im Roupee uns neben einander setzen?“ Wir fuhren dann gemeinsam über Neumünster — die Bahn Kiel-Rendsburg existierte damals nicht — bis Dmschlag. Zeit genug, um über allerlei zu reden. In dieser Unterredung erfuhr ich, daß um die Zeit meiner Ernennung ein Gerücht gegangen sei, der Professor Weiß aus Berlin habe im Auftrag des Ministers mir die schleswigsche Generalsuperintendentur angeboten unter der ausgesprochenen Voraussetzung, daß ich gewillt sei, in dieser Stellung Schleswig-Holstein der Union zuzuführen. Tableau! „Wie in aller Welt“, sagte ich, „ist man darauf gekommen?“ Wie das Gerücht entstanden war, wußte Paulsen nicht; es sei von Flensburg ausgegangen. „Das war ein schlechter Witz“, sagte ich. „O nein“, erwiderte er, „das wurde sehr ernst genommen. Es ist eine Broschüre schon unter der Presse gewesen. Im letzten Augenblick wurde sie zurückgezogen.“ „Das war klug gehandelt.“ „Warum?“ „Weil ich am nächsten Tage eine Erklärung würde veröffentlicht haben, daß das alles von Anfang bis Ende erlogen sei, es existiere nicht einmal ein Minimum, an das ein solches Gerücht hätte anknüpfen können, was ich in jeder gewünschten Form zu bezeugen würde in der Lage gewesen sein.“

Ich wußte, daß man auf Pastor Paulsens Mittheilungen nicht ohne weiteres sich verlassen konnte, aber diese ganze Geschichte konnte er sich doch nicht aus den Fingern gesogen haben. Verfolgt habe ich die Angelegenheit nicht. Dazu war sie jetzt nicht nur zu alt, sondern auch in sich zu haltlos. Ich weiß heute noch nicht, wie jenes törichte Gerücht entstanden ist.

Das führt auf die Enttäuschung, von der ich sprach. Ich komme hier auf persönliche Verhältnisse, aber keineswegs auf rein persönliche — solche könnten unerwähnt bleiben —, sondern auf

solche, die von Interesse sind für die intimere Geschichte unserer Kirche. Die Personen, um die es sich hier handelt, haben in dieser Geschichte eine Rolle gespielt und sind auch jenseits unserer Landesgrenzen nicht unbekannt.

Im Vordergrund stand der Rektor und Pastor der Flensburger Diakonissenanstalt, P. Wacker und sein Anhang. Wacker erwies sich als mein entschiedener Gegner und blieb das bis an sein Ende. Unser Verhältnis hatte eine Vorgeschichte. Er war etwa zehn Jahre älter als ich. Als ich Pastor in Apenrade geworden, lernte ich ihn kennen. Wir fanden Interesse aneinander und verkehrten nach Möglichkeit, allerdings nicht in der Weise, wie er das vielfach gewohnt war, daß ich mich geistig ihm unterordnete; wir disputierten miteinander, oft bis in die Nacht hinein. Ich lernte ihn geistlich und theologisch schätzen. Ihm das zu beweisen ergab sich unge sucht eine Gelegenheit. Ich stand in meiner ersten Apenrader Zeit in Gefahr, von der neulutherischen Abendmahlslehre aus auf theosophische Abwege zu geraten. Davor bewahrte mich ein eingehendes Gespräch mit meinem Bruder im Hjelme, einem Walde bei Apenrade; er, damals junger Professor in Basel, war meines Hauses willkommener Gast. In dem sich daran anknüpfenden Weiterdenken wurde mir der scholastische Zug in Luthers herrlicher Abendmahlslehre anstößig, dies, daß er, was nur mystisch erfaßt werden kann, rationalisierte. Ich schrieb eine kleine Schrift *De coena domini* (Vom Abendmahl) — nicht für den Druck; ich wollte sie Freunden geben, um durch diese, wenn ich irrte, belehrt zu werden. In diesem Sinn gab ich sie Wacker mit der Bitte um Kritik. Erst auf eine Mahnung gab Wacker mir dieselbe zurück, aber nicht mit Kritik, sondern zürnend und scheltend. Ich verlor die Lust, sie weiteren Freunden zu geben. Nur dem Generalsuperintendenten legte ich sie noch vor. Dieser Vorgang brachte etwas Brüchiges in mein Verhältnis zu Wacker, aber zerbrach es nicht. Wir verkehrten weiter miteinander; nur war ich ihm theologisch verdächtig geworden, und mein Respekt vor seiner Theologie war erschüttert. Aber, wie gesagt, wir verkehrten weiter; als ich nach Schleswig berufen wurde, schrieb er mir einen herzlichen Brief und, als ich in Tondern amtierte, besuchte er mich dort wie früher in Apenrade. Wie er dann dazu gekommen ist, nachdem ich Generalsuperintendent geworden, eine so schroffe Stellung gegen mich einzunehmen, hat sich mir nie geklärt. Im Anfang meiner Amtsführung sagte mir ein schleswigischer Geistlicher, Wacker habe selbst Generalsuperintendent werden wollen. Ein anderer, aus seinem weiteren Freundeskreise, bestätigte das mit dem Hinzufügen, D. Godt habe ihm, allerdings sehr viel früher, diese Aussicht eröffnet. Dem entsprach das zur Zeit meines Amtsantritts kolportierte Gerücht, meine Ernennung sei erfolgt im

Gegensatz zu dem, was Godt gewünscht habe. Aber dieses Gerücht widersprach nicht nur meinen persönlichen Eindrücken; der Präsident Mommsen sagte mir ausdrücklich, es sei falsch. Ob jene Wacker betreffende Behauptung wahr gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht waren es wesentlich seine Freunde, die seine Berufung auf den schleswigschen Bischofsstuhl begehrten. Ich möchte jedenfalls, so, wie ich Wacker gekannt habe, annehmen, daß seine Gegnerschaft nicht sowohl in einer solchen Enttäuschung als vielmehr darin wurzelte, daß ich nicht den „ganzen Glauben“ hatte, nicht die „richtige Theologie“ vertrat.

Wacker war eine eigenartige Erscheinung, eine interessante Persönlichkeit, geistlich tief angelegt, voll Spekulation im Kopf, reichlich stark von der Richtigkeit dessen, das er jeweilig vertrat — es war nicht immer dasselbe — überzeugt, eine Herrschernatur, mit starker Suggestionskraft ausgestattet. Theologisch wurde er ganz nur von denen verstanden, die mit dänischen Verhältnissen vertraut waren. Er hatte sein Studium in Kopenhagen begonnen und war dann 1864 nach Berlin übergesiedelt. Einen starken Einfluß hatten die Schriften von Kirkegaard auf ihn ausgeübt. Ob das mit seinem Kopenhagener Studium zusammenhing, weiß ich nicht. Aber Grundzüge seiner Theologie hatte er von Kirkegaard bezogen. Dessen Wertung des Absurden, des Mysteriums, namentlich dessen Erfassung des Christentums als einer großen Paradoxie hatte Wacker gepackt. Kirkegaards Sprung aus dem Aesthetischen ins Ethische, aus dem Ethischen ins Religiöse hatte es ihm angetan. Durch Bruch hindurch! war Wackers Losung, und zwar über das hinaus, was darin lutherisch ist. Das disponierte ihn für den Methodismus, dem manche seiner Anhänger bis zu einem gewissen Grade erlagen. Er selbst blieb davor bewahrt durch das andere große Interesse seiner Theologie, das Luthertum, dem er herzlich ergeben war. Das Luthertum erfaßte er aber nicht sowohl in seiner reformatorischen Urgestalt als vielmehr in seiner späteren scholastischen Abwandlung, wiewohl er selbst das nicht Wort haben wollte. In dieser Form war das Luthertum seine Autorität. Das ging so weit, daß er trotz seines Intellekts das Theologumenon der Verbalinspiration als ein lutherisch wertvolles Gut vertrat; zu Grunde lag die gut lutherische Hochschätzung des Worts<sup>1)</sup>. Mit seinem Intellekt fand er sich in diesem und in anderen Stücken ab durch eine eigenartige Konstruktion, von der dann auch seine Anhänger vielfach Gebrauch gemacht haben. Er lehrte, es gäbe nicht nur der Gnade gegenüber eine Selbstgerech-

<sup>1)</sup> Erst am Schluß seines Lebens wurde das brüchig. Er erklärte, man solle nicht von wörtlicher, sondern von wirklicher Inspiration reden. Fast tragisch, daß das der Schluß war.

tigkeit, sondern auch der Schrift gegenüber eine Selbstklugheit. Darin steckt eine Wahrheit, aber Wacker verwertete diese Wahrheit so, daß ihm die Lehre von der Selbstklugheit zum Deckmantel wurde für alle Ungereimtheiten seiner Theologie, zu einer Abwehr aller Einwände gegen jene. Wacker war überhaupt eine geistig komplizierte Natur. Er hielt sich für einen sehr objektiven Theologen, während er ein sehr subjektiver Theologe war; sein Intellekt war stark bestimmt durch sein Gemüt.

Ich sprach von seiner Herrschernatur und seiner großen Suggestionskraft. Dieser erlagen nicht nur viele seiner Diakonissen, auch manche Geistliche, womit ich nicht gesagt haben will, daß seine Anhängerschaft lediglich in jener Eigenschaft wurzelte, aber diese spielte eine erhebliche Rolle. Ich habe selbst seine Suggestionskraft empfunden; nur erlag ich ihr nicht.

Wacker stieß viele ab und zog nicht wenige an; ich habe beides verstanden. Wir haben alle einen alten Adam. Wackers alter Adam war besonders unliebenswürdig. Und er verbarg ihn wenig. Teils hatte ihm dazu die nötige Erziehung gefehlt; teils war er dazu zu ehrlich. Das brachte es mit sich, daß die Entschiedenheit, die seiner Herrschernatur entsprach, zur Schroffheit wurde. Wir, die wir ihn näher kannten, mußten, daß hinter dieser Schroffheit eine oft erquickliche Mischung von Ehrlichkeit und Treue, fast möchte ich sagen, eine gewisse Rindlichkeit steckte.

Es hat mir seinerzeit sehr leid getan, daß ich als Generalsuperintendent mit meinem ehemaligen Freunde Wacker so auseinander kam. Das hatte für mich noch die weitere Folge, daß ich meinen Weg allein gehen mußte, d. h. ohne jede Unterstützung durch eine Partei, was freilich dem entsprach, was von vornherein mir lag. Hätte ich mich einer Partei anschließen wollen und können, konnte es eben nur die der konfessionellen Rechten sein, aber dem stand nicht nur Wackers Widerstand, dem stand auch meine tiefgründig-konfessionelle aber freie Theologie im Wege.

Das alles aber darf nun nicht so verstanden werden, als hätte ich in fortgehendem Kampf mit Wacker gelebt. Wir hatten dienstlich nicht wenig miteinander zu tun und fanden dafür den modus vivendi. Es ist nie zu einem offenen Streit zwischen uns gekommen. Wir haben das beiderseits zu vermeiden gewußt. Ich habe später sogar einmal auf einem Jahresfest gepredigt. Auch habe ich die großen Verdienste, die sich Wacker um die Ausgestaltung der Flensburger Diakonissenanstalt erwarb, stets willig anerkannt.

Auch zu vielen einzelnen seiner Anhänger gewann ich allmählich — wenigstens war das mein Eindruck — ein Vertrauensverhältnis. Sie konnten sich dem nicht ganz verschließen, was ich wirklich war. „Als Sie Ihr Amt antraten, sind Sie mit viel Mißtrauen begrüßt worden“, sagte mir später ein nichtschleswig-



holsteinischer Theologe, der in diesen Kreisen Fühlung hatte, „aber das haben Sie jetzt überwunden.“ Nicht bei allen. Das erfuhr ich noch in letzter Stunde, als ich mein bischöfliches Amt niederlegte. Ein Wackerianer, der früher Ritschlianer gewesen war, überschüttete mich in der „Röstlichen Perle“ bei meinem Abschied aus gewiß ehrlichem Herzen (Römer 10, 2) mit Verdächtigung und Schmähung unter Berufung auf Wacker und sein Urteil über mich.

Eine andere markante Persönlichkeit unter den schleswigholsteinischen Geistlichen war der oben schon erwähnte Pastor Paulsen in Kropp, in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Anstalten, die er in dem Seidedorf Kropp mit Tatkraft und Leichtsinne gegründet hat. Auch er war ein Kraftmensch und das Luthertum seine Losung. Darin begegneten er und Wacker sich. Sonst waren sie sehr verschieden. Paulsen bekämpfte mich in seinem „Kropper Anzeiger“, was nach dem, das ich droben aus unserer Eisenbahnunterredung mitteilte, nicht zu verwundern war, um so weniger, als Paulsen ein merkwürdig leichtgläubiger Mann war. Daß Paulsen mich bekämpfte, ging durch eine Reihe von Jahren hindurch. Tief hat mich das nie berührt. Mich als seinen Gegner zu fühlen, habe ich nie fertig gebracht. Unser persönlicher Verkehr vollzog sich stets in geziemenden Formen. Allmählich kam Paulsen dahinter, daß er in mir sich gründlich geirrt habe. Er wurde sogar mit der Zeit mein Freund, der auch in kritischen Tagen in Treue für mich eintrat. Das haben andere ihm nicht nur übel genommen, sondern auch übel gedeutet und zwar als kluge Rücksicht auf meine Machtstellung. Das war aber gründlich falsch. Paulsen erwies sich hier größer als seine Ankläger. Zu der Zeit, da er mein Feind war, habe ich meine Hand über ihn gehalten. In einer Krisis, in der er, infolge formell inkorrekten Handelns, der Bürokratie zu erliegen drohte, bin ich mit meiner ganzen Person für ihn eingetreten — etwas, das er selbst schwerlich je erfahren hat. In der späteren Zeit aber, da er sich vertrauensvoll mir anschloß, hat er nie Vorteile bei mir gesucht, auch solche nicht genossen. War Wacker eine komplizierte Natur, Paulsen war das noch viel mehr. Ich habe aber nicht nur die bedenklichen, ich habe auch die edlen und großzügigen Momente in seiner Persönlichkeit gekannt und erkannt und von da aus meine Stellung zu ihm bestimmen lassen.

Eine ganz andere Natur war P. Jensen in Breklum, der Gründer der schleswigholsteinischen Mission, ein dritter schleswigholsteinischer Geistlicher von besonderem Gewicht zur Zeit meines Amtsantritts. Im Gegensatz zu Wacker und Paulsen möchte ich von Jensen sagen, daß er keine komplizierte Natur war. Ein Mann, der länger mit ihm zusammen gelebt hat, hat ihn mir einmal als hinterhältig bezeichnet. Das war nicht richtig. Die beiden Män-

ner verstanden einander nicht. Jensen war ein Friesen. Hinter dem friesischen Deich hatte er als Knabe die Schafe gehütet. Nur wer die Friesen kennt, erfas't Jensen ganz. In seiner Hartnäckigkeit und Unbeugsamkeit, durch die er gelegentlich seine Unternehmungen geschädigt hat (Martineum), in seiner Unverzagtheit, eventuell allein zu stehen, kam seine Friesennatur zum Vorschein. Auch fehlte ihm die Klugheit der Friesen nicht. Aber in erster Linie war er ein Mann von großer Einfalt, von frommer Einfalt. Jensen zeigt, was ein Mann auch ohne große Geistesgaben, denn über die verfügte er nicht, im Reiche Gottes ausrichten kann, wenn er ein fester Mann ist und sein Wille sich in gerader Linie darauf richtet, dem Herrn Jesus zu dienen, ein Charakter, der nicht sich sucht, sondern sich hergibt. Ich habe von Jensen persönlich etwas gehalten, seitdem ich mit ihm in Berührung gekommen war, und ich glaube, er hielt auch ein wenig von mir. Ich habe ihn auch auf seinem Krankēnlager im Flensburger Diakonissenhaus, das sein Sterbelager wurde, besucht und letzte Worte mit ihm getauscht, Worte im Angesicht der Ewigkeit. Jensen hat meine Theologie gewiß nicht gebilligt, wahrscheinlich nicht verstanden. Aber ihm, der wenig intellektualistisch gerichtet war, genügte es, wenn einer in Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Herrn Jesu eigen war und in seinem Reiche unter ihm lebte und ihm diente. Dabei war er viel zu selbständig, um sich von andern bestimmen zu lassen. Weder Wacker noch Paulsen beeinflus'te ihn. Hernach hat in Breklum, d. i. in der Breklumer Mission stärker als Jensens Art die Wackers geherrscht.

Alle drei Männer, von denen ich hier geredet habe, sind inzwischen heimgegangen, Jensen schon lange, Wacker vor einer Reihe von Jahren, zuletzt Paulsen. Wacker, auch Jensen, war älter als ich, Paulsen mit mir an demselben Tage geboren. Luceat eis lux aeterna!

Der Amtssitz. Die Frage, wo der schleswigsche Generalsuperintendent zu residieren habe, hat in unserer Landeskirche viel Staub aufgewirbelt. Was ich hierüber, wie droben erzählt, im Ministerium erfuhr, war für mich ein Wink, mich in Schleswig nicht festzusetzen, anzukaufen oder anzubauen, was ich sonst getan hätte. Schon ein bis zwei Jahre, nachdem ich in Schleswig meinen Sitz genommen hatte, tauchte die Frage einer Uebersiedlung nach Kiel — ich weiß nicht, wie — in der Oeffentlichkeit auf. Der Magistrat von Schleswig setzte sich in Bewegung; er wollte, um die Generalsuperintendentur an Schleswig zu fesseln, das große Haus kaufen, in dem ich wohnte (das Gersdorffsche in der Bangen Straße), und das zur Dienstwohnung des Generalsuperintendenten ausgestalten. Ich persönlich stand der Sache zweifelnd gegenüber. Es war nicht unrichtig, was mir später Chalybäus sagte: „Wenn Sie in Schleswig wohnen, können Sie im Konsistorium nicht den Einfluß ausüben, der Ihnen zukommt.“ Andererseits hat es viel für sich, im eigenen Sprengel zu bleiben; auch beabsichtigte ich in dem Fall, daß dieses Blei-

ben fest geordnet würde, mir, damit eine alte Bestimmung der schleswig-holsteinischen Kirchenordnung wieder aufnehmend, eine Reihe von Predigten im Dom zu sichern und das reizte mich. Daß die Frage einer Verlegung der schleswigischen Generalsuperintendentur die Gemüther erregte, kam irgendwie zur Kenntniss des Königs — damals regierte noch der alte Kaiser — und der entschied: „Wenn die Schleswiger durchaus ihren Generalsuperintendenten behalten wollen, mag er in Schleswig bleiben.“ Damit war die Sache einstweilen erledigt. Der Eifer des Magistrats, ein Haus zu kaufen, kühlte ab. Inzwischen starb der alte Kaiser. Für mich war die Unsicherheit der Lage wenig angenehm. Ich bat gelegentlich den Minister, eine definitive Entscheidung meiner Zukunft herbeizuführen, die eine oder die andere; mir sei jede recht. Der Minister zögerte. Aber die Frage kam — ich entsinne mich nicht, wie, jedenfalls nicht durch mich — auf der Gesamtsynode von 1891 von neuem zur Sprache. Auch dort machte sich sofort eine gewisse Erregung geltend, weshalb man beschloß, die Sache in geheimer Sitzung zu verhandeln — das einzige Mal, daß in der Zeit meiner Amtsführung von der Synode in geheimer Sitzung verhandelt worden ist. Die Synode stimmte schließlich unter dem Gewicht der sachlichen Gründe in ihrer Majorität der Verlegung der Generalsuperintendentur nach Kiel zu. Daraufhin bat das Konsistorium den Minister, eine die Verlegung festsetzende Kabinettsordre zu erwirken. Diese erschien. Die Erregung, die sie hervorrief, beschränkte sich nicht auf die Stadt Schleswig, sondern ergriff das Herzogtum. In der dänischen Presse Nordschleswigs wurde ich charakterisiert als ein Hirte, der seine Herde verlasse. Aber auch deutsche Schleswiger mißbilligten die Verlegung. Auf die eigentliche Ursache reflektierte kaum einer. Diese lag in der mit unserer bisherigen kirchlichen Entwicklung in Widerspruch stehenden Errichtung eines Konsistoriums. Ich schrieb einen Artikel in den „Schleswiger Nachrichten“, zeigte, wie unsere kirchlichen Verhältnisse auch anders und zwar in Uebereinstimmung mit unserer Vergangenheit hätten geordnet werden können und daß dann wie von altersher jeder Generalsuperintendent selbstverständlich in seinem Sprengel hätte bleiben können. Nachdem aber das altländische Schema auf uns übertragen, nachdem ein Konsistorium altländischer Art errichtet worden sei, sei es eine einfache Konsequenz, daß beide Generalsuperintendenten an dem Sitz desselben auch ihren Sitz nähmen. Auch der holsteinische Generalsuperintendent habe früher nie seinen Sitz in Kiel gehabt. Für diese Aufklärung wurde mir aber nur sehr vereinzelt gedankt. Offiziell wurde festgestellt, daß der Dom zu Schleswig nach wie vor als Ordinationskirche des schleswigischen Generalsuperintendenten zu gelten habe, auch bestimmt, daß der Generalsuperintendent hin und her in den schleswigischen Städten in den Jahren, in welchen er dort nicht zur Visitation erscheine, einen Gottesdienst halten solle; versuchsweise solle er an dem darauf folgenden Montag anwesend bleiben, um allen, die ihn zu sprechen wünschten, dazu Gelegenheit zu geben. Das letztere habe ich nach etwa zwei Jahren fallen lassen, weil ich den Eindruck hatte, daß an diesen Tagen im wesentlichen solche erschienen, die das nicht aus Bedürfnis taten, sondern aus Rücksicht auf mich. Das Predigen aber hin und her im Lande habe ich längere Zeit hindurch festgehalten, da die Gemeinden sich zu diesen Gottesdiensten zahlreich einfanden. Erst als sich meine Aufgaben, wenn auch zumeist, so doch nicht allein freiwillig übernommene, ständig mehrten, ließ ich diese Predigtreisen allmählich eingehen. Festgehalten ist der Vollzug der Ordination im Dom zu Schleswig; das ist auch etwas beides historisch und ideell Wohlbegründetes.

## 2. Amtstätigkeit.

In vorpreußischer Zeit lag in Schleswig-Holstein das Regiment der Kirche in den Händen der Regierung. Diese führte dasselbe unter Beratung durch die Generalsuperintendenten. Diese Beratung war eine solche, daß, wenn nicht, wie das namentlich in den letzten Jahrzehnten der Fall gewesen war, Politik hineinspielte, die Generalsuperintendenten tatsächlich in kirchlichen Dingen die entscheidenden Persönlichkeiten waren<sup>1)</sup>. Das zeigt die von Jensen verfaßte, von Michelsen überarbeitete und herausgegebene Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins. Als dann nach der Annexion nach preußischem Schema ein Konsistorium errichtet wurde, wurden die Generalsuperintendenten diesem eingefügt; gleichzeitig wurde ihre Stellung wie die Ordnung ihrer Befugnisse der der altländischen Generalsuperintendenten angepaßt bezw. auf diese reduziert; nur daß unsere alte, an die bischöfliche Vergangenheit anknüpfende Visitationsordnung Gott sei Dank! uns erhalten blieb. In der altpreußischen Instruktion für die Generalsuperintendenten von 1829, die nahezu an die Stelle unserer alten Königlich-instruktion von 1739 trat, heißt es bezüglich der Generalsuperintendenten, daß sie „keine Zwischeninstanz bilden, sondern den geistlichen Provinzialbehörden beigeordnet sind und daher wie diese in ihrer Qualität als Generalsuperintendenten unmittelbar unter dem Minister der geistlichen Angelegenheiten stehen.“ Für die altländischen war inzwischen der Evangelische Oberkirchenrat an die Stelle des Ministers getreten; uns gegenüber lebte die alte Stellung des Ministers wieder auf. Etwas wirklich Einheitliches und klar Durchdachtes kam aber auf diese Weise nicht zustande; von der tatsächlichen Ordnung der Generalsuperintendentur galt, was zu staatskirchlicher Zeit vielfach das Charakteristische war für die Ordnungen der evangelischen Kirche: zusammen gestoppelt aus mehr oder minder zufälligen Einzelordnungen.

Immerhin blieben auch in solcher Verquickung die zwei Grundfunktionen des bischöflichen Amtes: Ordination und Visitation dem Generalsuperintendenten (wenn auch beschränkt) gewahrt, beide verstanden nicht nur als Funktion, sondern in dem Sinn, daß sie das alles umfassen, was diese Funktionen voraussetzen, in sich schließen und zur Folge haben. So verstanden umfassen sie wie die Beschaffung und Verwendung pastoraler Kräfte so die Beaufsichtigung und Leitung der Tätigkeit

<sup>1)</sup> Der Generalsuperintendent übte die Beratung in der Weise, daß er die ihm von der Regierung zugesandten Akten mit seinem Votum verfaß. Gleichzeitig wurden diese Voten in ein Protokoll der Generalsuperintendentur eingetragen. Das Archiv der schleswigschen Generalsuperintendentur enthält eine Reihe protocolla votorum.



dieser unter Beschaffung der dafür erforderlichen Voraussetzungen und Ordnungen. Je weiter das einzelne sich von der Funktion als solcher entfernt, um so stärker geht das Episkopale in das Konsistoriale über, um so mehr gestaltet sich die Tätigkeit des Generalsuperintendenten als Mitarbeit im Konsistorium.

Indem ich mich anschicke, von meiner Amtstätigkeit zu berichten, rede ich zunächst von der Ordination und dem, was damit zusammenhängt. Das Wesentlichste ist hier die Fürsorge für eine richtige Vorbildung derer, die ordiniert werden. In dieser Beziehung stand es bei meinem Amtsantritt wesentlich so, wie ich es in meiner eigenen Ausbildung erfahren hatte. Wir wurden, wie ich droben schon erwähnt habe, vorgebildet, nicht als wenn wir Pastoren, sondern als wenn wir Dorfprofessoren der Theologie werden sollten.

Daß hier Besserung not tat, war mir längst klar gewesen, ehe ich das bischöfliche Amt antrat. Das belegt der schon erwähnte Aufsatz, den ich während meiner Schulratszeit in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung über Predigerseminare veröffentlichte. Auch darüber war ich mir von vornherein klar, wo ich eingzugreifen hätte. Der Cura des schleswigschen Generalsuperintendenten unterstand das früher schon erwähnte nordschleswigsche Predigerseminar in Hadersleben. Daß dieses besser verwertet werden könnte, als es der Fall war, wußte ich; die mir jetzt obliegende Kenntnisaufnahme von seinem Betrieb bestätigte mir das. Das Seminar war gegründet, um in die dänische Religionsprache einzuführen<sup>1)</sup>. Das ließ sich aber sehr wohl so gestalten, daß dabei zugleich eine Einführung in die kirchliche Tätigkeit als solche herauskam. Das hatte auch bisher nicht schlechterdings gefehlt, war aber nicht zu seinem Recht gekommen. Hier bessernd eingzugreifen — darauf zielte ich zunächst ab. Ich besuchte alsbald das Predigerseminar, hielt entsprechenden Vortrag im Konsistorium und verfaßte, da ich Zustimmung fand, einen entsprechenden Konsistorialbericht an den Minister.

Dieser erklärte sich mit meinem Plan im allgemeinen einverstanden, aber zugleich, daß er auf Grund der kürzlich stattgehabten Verhandlungen der Eisenacher Konferenz (1886) über eine bessere Vorbildung der Geistlichen das von mir Vorgetragene in einem größeren Rahmen aufnehmen wolle, was niemand mehr befriedigte als mich. Mit dem Eindringen in die eigenen Amtsaufgaben vollbeschäftigt, hatte ich die Eisenacher Verhandlungen übersehen. In diesen hatte D. Uhlhorn über die Frage, wie die Vor-

<sup>1)</sup> Dessen bedurften auf Grund ihrer deutschen Bildung selbst die Nordschleswiger. Die aus dem deutschen Sprachgebiet Stammenden wurden nur durch den Besuch dieses Seminars für den Eintritt in den nordschleswigschen Kirchendienst befähigt.

bildung der Geistlichen zu bessern sei, referiert und Vorschläge gemacht, die darauf hinausliefen, daß die Theologen nach Abschluß ihrer Universitätsstudien entweder als Haus- oder Privatlehrer, und zwar dann unter Führung eines Superintendents, in Kandidatenvereine zusammengeschlossen oder in einem Predigerseminar oder in einem Vikariat bei einem tüchtigen Geistlichen oder endlich in einem öffentlichen Schulamt sich weiterbilden sollten, ehe sie ein eigenes Pfarramt zu verwalten bekämen.

Ueber das, was bei uns zu geschehen habe, trat ich in persönlichen Verkehr mit den Herren im Ministerium. Ich faßte jetzt nicht nur statt des Haderslebener ein für die ganze Landeskirche bestimmtes Predigerseminar ins Auge, sondern überhaupt eine neue Ordnung der Vorbildung unserer Geistlichen.

Zunächst von ersterem. Die Erweiterung des bestehenden Predigerseminars zu einem solchen für die gesamte Landeskirche bedingte für dieses eine utraquistische Form und diese d. i. die Doppelsprachigkeit wies auf Nordschleswig hin, auf einen Ort, an dem wie das Deutsche so das Dänische eine Heimstätte hätte.

Der Ministerialdirektor Barkhausen, der sich lebhaft für die Sache interessierte, kam nach Schleswig-Holstein. Zwar wollte er auch dies und jenes andere sehen, namentlich die fiskalisch zu unterhaltenden Kirchen, aber das Hauptinteresse seiner Reise galt der Errichtung des Predigerseminars.

Ich hatte mit ihm zu reisen. Fünf Tage waren wir vom Morgen bis Abend beisammen. Auf dieser fünftägigen Reise, die mir heute noch eine liebe Erinnerung ist, wurde der Grund gelegt zu einem näheren persönlichen Verhältnis, das bis an seinen Tod bestand. Die letzte persönliche Gemeinschaft pflegten wir auf der gemeinsamen Pilgerreise nach Jerusalem 1898. Barkhausen, dessen kirchliche Stellung ich droben charakterisierte, war eine anziehende und lebenswürdige Persönlichkeit, eine sonnige Natur. Mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten war von nicht geringem Reiz.

Wir besuchten Lügumkloster. Ob es auch die Kirche war, die uns dorthin führte, so erwogen wir doch zugleich die Frage, ob etwa in Anlehnung an diese Lügumkloster die geeignete Stätte sei für ein Predigerseminar. Wer weiß, was geschehen wäre, wären damals schon alle die Fundamente des alten Klosters bloß gelegt gewesen, die heute aufgedeckt sind und allerlei Wiederherstellung veranlassen. Damals aber waren wir alsbald uns einig, daß Lügumkloster nicht in Frage komme. Sehr ernstlich wurde Gravenstein ins Auge gefaßt. Das herrlich an der Flensburger Förde gelegene Gravenstein war doppelsprachig. Das Haus mit dem alten Park, das heute eine Ahlmannsche Familienstiftung ist, war damals billig zu kaufen. Wir planten, das Haus als Wohnung des Studiendirektors zu verwerten und auf einer ebenfalls

käuflichen Wiese neben dem Park das Seminar selbst zu errichten, das außer den Lehr- und Bibliotheksräumen Wohnräume für eine Hausdame und für die Kandidaten wie die erforderlichen Räume für das gemeinschaftliche Leben umfassen sollte.

Auf diese Grundstücke wurde vorläufig Beschlagnahme gelegt. Die Regierung bekam den Auftrag, den Entwurf eines auf diesem Grundstück zu errichtenden Seminargebäudes auszuarbeiten und mir vorlegen zu lassen. Der dann vorgelegte Entwurf erfreute mich sehr; fast erfüllte es mich mit Stolz, meine arme Kirche so repräsentiert zu sehen. Ein Torso des geplanten Gebäudes steht jetzt in Preeß.

So war damals alles in bestem Gang. Indes — wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Pfeifen. Der Organist war in diesem Fall der preussische Finanzminister. Der Kultusminister bemühte sich redlich, die erforderliche Summe auf den Staatsvoranschlag zu bringen, aber scheiterte Jahr für Jahr.

Barkhausen war inzwischen Unterstaatssekretär geworden, aus welchem Amt er nach nicht langer Frist in das Präsidium des Oberkirchenrats überging. Damit befand er sich für mich kirchlich im Ausland. Aber er hatte, soweit es sich um die von mir vertretenen Interessen handelte, einen trefflichen Nachfolger gefunden in dem Geheimrat Schwarzkopf, der schon unter ihm die mich interessierenden Sachen bearbeitet hatte. Ministerialdirektor war er zwar damals noch nicht, aber nach Barkhausens Fortgang war er der Mann, an den ich mich hielt, und wie gern. Auch er eine lebenswürdige Persönlichkeit, auch er religiös gerichtet und voll Verständnis für die Kirche, auch, wie ich persönlich erfahren habe, nicht ohne Verständnis für die eigenartige und schwierige Aufgabe eines damaligen Generalsuperintendenten. Wie freute ich mich hernach, als er Ministerialdirektor wurde; wie schmollte ich, auch mit ihm, als er zur Schulabteilung überging. Dieser Uebergang war charakteristisch für unsere Zustände. Schwarzkopf war in der geistlichen Abteilung groß geworden, hatte mit Recht den Ruf, mit den kirchlichen, auch den katholischen Instanzen gut auszukommen. Als aber der Minister wegen gewisser Aufgaben in der Schulabteilung einen besonders tüchtigen Mann brauchte, nahm er ihn ohne weiteres da hinüber, ohne zu fragen, was die Kirche dadurch verlor<sup>1)</sup>. Ich bin, wenn ich im Ministerium war, auch später noch bisweilen in sein Zimmer geschlüpft. Als er dann Unterstaatssekretär geworden war, hatte ich wieder sozusagen einen legitimen Weg zu ihm. Als Studt abgegangen und Holle bald nach seinem Amtsantritt gestorben war, hoffte ich, Schwarzkopf

<sup>1)</sup> Oder gehörte das etwa zur Vorbereitung für das Unterstaatssekretariat?

werde sein Nachfolger werden; das scheiterte, soweit ich sah, letztlich nicht an liberaler Gegnerschaft — im Parlament, sagte er mir, kam er ganz gut aus mit den liberalen Parteien — sondern letztlich an einer Beamtenkombination. Als Oberpräsident von Posen war er dem Staatsganzen entzogen, sonderlich auch den von mir vertretenen Interessen. Ich vergaß ihn aber nicht, und daß auch er mich nicht vergessen hatte, erfuhr ich in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich gelegentlich eines Diners auf dem Schloß; er hatte in Posen Schwarzkopf gesprochen, der ihm von mir gesprochen hatte — unverkennbar freundlich. Jetzt ist er längst heimgegangen.

Aber unser Predigerseminar in Gravenstein. Jahr für Jahr ging dahin; es erschien nicht im Etat. Endlich! Jetzt aber für Gravenstein zu spät. Die Grundstücke waren — weit über den bedungenen Termin hinaus — für uns reserviert geblieben; jetzt aber war der Park mit dem Hause an den Kieler Bankier Ahlmann verkauft worden, der das Ganze zu einer Familienstiftung zu gestalten im Begriff war. Ich ging sofort zu ihm, ihn zu fragen, ob er sich nicht entschließen könne, zu Gunsten des Predigerseminars von dem Kauf zurückzutreten; ich rechnete dabei nicht auf ein Interesse für das Seminar, das er schwerlich hatte, wohl aber auf sein Interesse für Gravenstein, die Heimat seiner Familie. Aber die Sache war schon zu weit gediehen; er lehnte ab.

Jetzt war das Geld da, aber das bisher Vorbereitete brach zusammen. Da tauchte Preeß auf. Das Seminar sollte in der Nähe des Klosters auf einem diesem gehörigen Grundstück errichtet werden, jetzt ein rein deutsches Seminar neben dem in Hadersleben, das bestehen bleiben sollte; der Klosterprediger, damals Rendtorff, wurde als Studiendirektor in Aussicht genommen. Das Kloster ging mit weitsichtiger Willigkeit auf den Plan ein. Weitsichtig, sage ich, sicherte es sich doch auf diese Weise, auch in Zukunft seine Predigerstelle stets mit einem hervorragenden Mann besetzt zu sehen.

Jetzt entwickelten sich die Dinge relativ rasch. Das Seminargebäude wurde oberhalb des Klosters auf einem an der Chaussee gelegenen Grundstück inmitten eines großen Gartens gebaut und, wie geplant, als Internat ausgestaltet. Eine gebildete Dame wurde als Hausdame berufen, ein Hauswart angestellt. Damit war äußerlich alles geordnet.

Aber auch die innere Ordnung war längst vorbereitet, namentlich der Lehrplan. Als die Predigerseminarfrage im Ministerium zur Sprache gebracht wurde, begrüßte sie der damals im Nebenamt als Vortragender Rat dem Ministerium angehörende Professor D. Weiß im Interesse einer theologischen Weiterbildung, also ganz nach dem Verständnis der Ausbildung der



Geistlichen, das ich bekämpfte. Ich bat, und zwar mit Erfolg, die Herren im Ministerium, das Predigerseminar vor dem Professor zu schützen; geschähe das nicht, blieben wir in der alten Misere. Wir könnten, sagte ich, als Studiendirektor nur einen Mann brauchen, der selbst mit Erfolg im geistlichen Amte gestanden habe, über wissenschaftliche Bildung verfüge, aber einen Eid leisten könne, daß er sich nicht im Besitz eines Systems der praktischen Theologie befinde. Diesen Bedingungen entsprach der Klosterprediger Rendtorff. Schon lange, ehe Preeß in Frage kam, hatte mich der Minister auf Reisen geschickt, um die in Preußen bestehenden Predigerseminare kennen zu lernen. Ich besuchte Lockum, Herborn, Wittenberg und Berlin. Weitere gab es damals in Preußen nicht. Am meisten lernte ich in Lockum, namentlich für den Lehrplan. Beim Entwurf eines Lehrplans für unser Seminar war indes dem Rechnung zu tragen, daß dieses nicht wie Lockum ein Seminar für eine Elite, sondern ein solches für alle sein sollte. Der damals von mir entworfene Lehrplan ist in seinen Grundzügen derselbe, der heute noch in Geltung steht. Nach diesem sind außer homiletischen und katechetischen auch liturgische und kirchenmusikalische Uebungen vorgesehen. Auch Uebungen in praktischer Exegese fehlen nicht. Weiter findet eine Einführung statt in das Recht und die zu Recht bestehenden Ordnungen unserer Kirche wie in die Pädagogik und das bei uns bestehende Schulwesen. Erhebliches Gewicht legte ich darauf, den jungen Theologen ein geschichtliches und sachliches Verständnis aller der Funktionen, die das geistliche Amt umschließt, zu vermitteln. In meinen Augen ist das ein unentbehrliches Inventarstück für einen ordnungsmäßig gebildeten Geistlichen. Ich selbst hatte das als Geistlicher empfunden, war aber dann für die Befriedigung auf mich selbst und die dürftigen mir zu Gebote stehenden Mittel angewiesen gewesen; die kommenden Amtsbrüder sollten es besser haben. Für die Einführung in das Verständnis der geistlichen Funktionen nahm ich nicht Vorlesungen in Aussicht, sondern im Anschluß an das, was ich in Lockum gelernt hatte, Referate der Kandidaten, die diese nach der ihnen zugewiesenen Literatur zu bearbeiten hatten, und die dann unter Leitung des Studiendirektors in dem Studienkreis der Kandidaten vorzutragen und zu besprechen waren. So entspricht es der geistigen Höhenlage eines an das akademische Studium sich anschließenden Predigerseminars.

Mit dieser Ordnung der Dinge war im wesentlichen erreicht, was von mir in Sachen des Seminars erstrebt war. Aber noch nicht das, was mir als das Ideal der Vorbildung für das geistliche Amt vor Augen stand. Der theoretischen Einführung im Seminar wünschte ich eine praktische Einführung in einem Vikariat folgen

zu lassen. Beide waren einjährig gedacht. Ehe aber das erreicht wurde, lief noch viel Wasser durch die Schwentine in die Ostsee.

In der langen Wartezeit bis zur Errichtung des Seminars war im Zusammenhang mit dem allgemeinen, durch die Eisenacher Verhandlungen angeregten Vorgehen in Preußen auch in unserer Landeskirche das Vikariat errichtet, d. h. die Einrichtung getroffen worden, daß Kandidaten einzelnen, dazu geschikt erachteten Geistlichen auf ein Jahr überwiesen wurden behufs Einführung in die bei uns bestehende pfarramtliche Praxis. Uns waren elf solcher Vikariate zugebilligt. So dankenswert das war, sollte mein Ideal durchgeführt werden, bedurften wir einer größeren Zahl. Und nicht nur das. Das Ganze konnte nur zu Stand und Wesen kommen im Zusammenhang mit einer Neubildung unserer Prüfungsordnung, wie denn eine solche überhaupt erwünscht, auch schon länger von mir ins Auge gefaßt war.

Wer bisher bei uns Geistlicher werden wollte, hatte sich zunächst einem Tentamen und danach dem Amtsexamen oder, wie wir staatsfrommen schleswig-holsteinischen Theologen es auch wohl nannten, dem Staatsexamen zu unterziehen. Während dieses letztere von einer größeren Prüfungskommission abgehalten wurde, in der Vertreter der Fakultät und der Geistlichkeit mit den theologischen Mitgliedern des Konsistoriums vereinigt waren, hielt das Tentamen der Generalsuperintendent allein. In diesem wurde in den Hauptfächern geprüft und eine Predigt gehalten.

Dieses Tentamen war in mehr als einer Beziehung eine vortreffliche Einrichtung. Durch dasselbe kam der Generalsuperintendent schon früh in persönliche Berührung mit den jungen werdenden Geistlichen seines Sprengels und hatte hier eine gute Gelegenheit, eben auf Grund des Tentamens sie für den Abschluß ihrer Studien zu beraten. Trotzdem gab ich das Tentamen auf und mußte es aufgeben unter dem Zwang, nicht das Gute des Besseren Feind sein zu lassen.

Im Amtsexamen, das sich nicht wesentlich von der heutigen ersten theologischen Prüfung unterschied, hatte ich, nachdem ich warm geworden, ein Zweifaches bekämpft, einerseits den Gebrauch der lateinischen Sprache in einer der beiden geforderten Examensabhandlungen und einem Teil der Klausurarbeiten, andererseits die Kraftverschwendung, daß jede schriftliche oder mündliche Aeußerung eines Kandidaten von acht bis zehn Männern zur Kenntnis genommen und beurteilt wurde, aber die alten Herren im Konsistorium hielten an beidem fest. Erst als in einem Examen sich 24 Kandidaten gemeldet hatten, erschrakten auch die ältesten Herren vor dem erforderlichen Zeitaufwand, und ich erreichte, wenn auch zunächst nur provisorisch, die gewünschte Teilung in zwei Senate, durch welche die Zeit des Examens fast auf die Hälfte

herabgesetzt wurde. Im Kampf gegen das Latein, das in meinen Augen eine wertlose Erschwerung repräsentierte, erhielt ich unerwarteten Succurs, als in einem Examen Professor D. Ritsch, der ein vorzüglicher Lateiner war, sich über die in unserm Examen geübte Mißhandlung einer so edlen Sprache entrüstet beklagte. „Ganz meine Auffassung, Herr Professor, helfen Sie mir diesen Mißbrauch bekämpfen.“ Daß die letzten Motive nicht ganz die gleichen waren, unterband diese Waffenbrüderschaft nicht.

Allmählich reifte dann die neue Examensordnung. Ich erstrebte eine erste theologische Prüfung, danach ein Jahr Seminar, danach ein Jahr Vikariat und als Abschluß eine lediglich auf die pfarramtliche Praxis gerichtete Zweite Prüfung. Diese Ordnung war das Bessere, um dessen willen — drei Prüfungen waren zu viel — ich das Tentamen preisgab. Die Hauptsache bei diesem Bemühen war mir, für unsere künftigen Geistlichen beides, Seminar und Vikariat, zu erreichen. Das Konsistorium war einverstanden. Im Ministerium hat ich bei allem Respekt vor den Uhlhorn'schen Vorschlägen, es in unserer kleinen Landeskirche mit dem von mir gezeichneten Ideal zu versuchen. Man willigte ein. Aber der, mit dem ich hier abermals nicht ausreichend gerechnet hatte, war der Herr Finanzminister. Die erweiterten Kostenbeträge waren im Staatshaushalt nicht zu erreichen. Wir mußten uns begnügen mit Seminar oder Vikariat.

Das Seminar wurde daraufhin dreisemestrig gestaltet und dem Vikariat der früher erwähnte pädagogische Kursus auf einem Lehrerseminar hinzugefügt.

Diese Neuordnung war, da sie Gesetzeskraft tragen sollte, der Gesamtsynode vorzulegen. Als der Gesetzentwurf auf der Tagesordnung stand, eröffnete ich die Verhandlungen durch einige kurze Mitteilungen. Davon, daß ich es anders gewünscht hatte, sagte ich nichts. Aber kaum hatte ich geendet, da erhob sich ein geistlicher Synodale, sprach im ganzen anerkennend über die Vorlage, aber tadelte scharf, daß die Vorbildung nicht für alle die gleiche sein werde. Das gab mir Veranlassung, von dem von mir Gewünschten zu sagen und auf die Möglichkeit hinzuweisen, in der voraussichtlich zu bestellenden Kommission in den Entwurf einen Paragraphen einzufügen, der die gewünschte Ordnung in Aussicht nähme für den Fall, daß die hierfür erforderlichen Mittel sich beschaffen ließen; es brauche dann, wenn wir so weit seien, nicht erst wieder die Klinke der Gesetzgebung in die Hand genommen zu werden, was die Sache seinerzeit sehr vereinfachen werde. Ich hatte mich vorher bei dem anwesenden Ministerialkommissar vergewissert, daß der Minister an der Aufnahme eines solchen Paragraphen das Gesetz nicht werde scheitern lassen. Dem entsprechend wurde verfahren. Später ist dann, nachdem die Synode vorher

schon angefangen hatte, auch ihrerseits Mittel für die Ausbildung der Geistlichen herzugeben, unter kräftiger Einwirkung des Präsidenten Müller die Zeit des Kandidatenmangels benützt worden, den Eventualparagraphen durchzuführen. So ist das zustande gekommen, was heute besteht und sich in der Praxis bewährt. Bei dieser Neuordnung wirkte, wie es nahe lag, auch die Fakultät mit. Eigentlich hätte sie gewünscht, das erste Examen in ihre Hand zu bekommen. Dem habe ich gegenübergestellt, daß dann auch die Kirche Einfluß haben müsse auf die Bestellung der Fakultät. Entweder Freiheit für beide, wie es heute geordnet sei, oder Bindung auf beiden Seiten. Ich erkenne nicht das Moment des Rechts, das in der Forderung der Fakultät liegt, aber soll dem Rechnung getragen werden, kann das bei den in Deutschland in der Theologie herrschenden Zuständen nur so geschehen, daß die Ordnung für das ganze evangelische Deutschland gemeinsam getroffen wird und zwar dergestalt, daß jeder Kandidat, einerlei, welcher Kirche angehörig, sich bei der Fakultät zur Prüfung stellen darf, als deren Schüler er sich betrachtet.

Wie freute ich mich, als mein Ideal der Vorbildung der Geistlichen sich durchgesetzt hatte. Wenn jetzt sich zeigen würde, daß ein Pastor in seinem Amt nicht recht etwas anzufangen wisse, würde das nicht mehr an mangelnder Vorbildung liegen. Aehnliche Gedanken wie die von mir verfolgten sah ich auch anderswo sich regen, ohne daß ich das meinem Vorgehen zuschreiben durfte oder zugeschrieben habe. Ich glaube aber in der That, die rechten Bahnen beschritten zu haben. Dabei ist freilich die Voraussetzung die, daß das Pastorat unter uns die Geltung behält, die von der Reformation an unter uns als die wesentliche gegolten hat, die, daß das Pastorat in dem weitgefaßten Sinn, wie ich ihn verrete, Dienst am Wort zu sein hat. Heute tauchen allerlei Gedanken auf, die andere Ideale in sich bergen, Ideale, die dahin zielen, daß ein Pastor sich noch ganz anders als bisher im praktischen Leben zu betätigen habe. Ich erkenne nicht, daß darin Berechtigtes liegen kann und scheue nicht die Konsequenz, daß das dann auch die Vorbildung der Geistlichen zu beeinflussen hat, halte aber dafür, daß das noch sehr gärende Gedanken sind, die allererst der Klärung bedürfen, und warne ernstlich, den Pastor nicht zu einem in allen Sätteln gerechten Praktikus werden zu lassen unter Beeinträchtigung dessen, was das Innerlichste und Wertvollste seiner Aufgabe ist, des Dienstes am Wort; hier droht Verflachung, und, tritt diese ein, bedeutet das nicht Bereicherung, sondern Verarmung der Kirche.

Ich schließe diese Ausführungen mit einem Wort über die Ordination selbst. Diese vollzog ich stets im Dom zu Schleswig (im Sonntagsgottesdienst der Gemeinde), es sei denn, daß ich mich



auf der Visitationsreise befand. Für diesen Fall hatte schon unsere Kirchenordnung von 1542 die Ordination auch in anderen Kirchen vorgesehen. Ordinationen auf der Visitationsreise verlegte ich später regelmäßig in den Gottesdienst, mit dem ich die den Abschluß einer Prosteivisitation bildende geistliche Synode eröffnete. Entbehrte ich da den Dom — ich wußte auch den Wert einer Ordination unter Assistenz der Geistlichkeit einer Propstei zu würdigen.

Die Ordinationen sind mir, soweit nicht Bedenken bezüglich der inneren Stellung der Ordinandien zur Kirche und zum Amt mich beunruhigten, stets wertvolle, mich selbst innerlich bewegende Handlungen gewesen. Wie vieler Ordinationsstunden gedenke ich gern und gedenke dabei fürbittend derer, die ich ordinierte. Mancher ist schon heimgegangen.

Sonderlichen Wert legte ich auf das vorausgehende Kolloquium. Alles Exminatorische beseitigte ich. Die Beteiligung der Ordinationsassistenten ließ ich einschlafen. Dergestalt gewann ich Raum, mit den jungen Männern an der Hand einer Schriftlektion über die bevorstehende Amtsarbeit seelsorgerlich zu reden. Ich glaube zu wissen, daß manchem unter denen, die ich ordinierte, diese Stunde von Wert war.

Ich wende mich jetzt zur Visitation bzw. dem, das diese in sich schließt.

Der Wert unserer schleswig-holsteinischen Visitationsordnung besteht darin, daß sie den Generalsuperintendenten in regelmäßiger Folge in alle Gemeinden seines Sprengels führt, bis hinaus zu den kleinen einsamen Gemeinden auf den meerumbrandeten Halligen. Dadurch tritt er in wiederkehrende persönliche Berührung mit der Arbeit aller Geistlichen seines Sprengels, lernt deren Häuslichkeit kennen, gewinnt einen Einblick in die Verhältnisse der einzelnen Gemeinden und wird diesen ein bekannter Mann. Vornehmlich aus seinen Visitationen erwachsen die Anregungen, die von ihm der Kirchenregierung zugehen; sie sind es, die ihn befähigen, am grünen Tisch des Konsistoriums neben den Akten auch dem Leben die gebührende Beachtung zu sichern<sup>1)</sup>. Cum grano salis kann gesagt werden, daß es diese aus der Zeit des alten Bistums konservierte Visitationsordnung ist, die den Generalsuperintendenten zu dem macht, was er sein soll und sein kann, wenn anders er selbst irgendwie der Mann danach ist.

<sup>1)</sup> Wenn einmal ein Freund, der meine Tätigkeit schätzte oder überschätzte, mir gegenüber diese Schätzung zum Ausdruck brachte, habe ich halb im Scherz erwidert: „Sie wissen garnicht, wie viele Verdienste ich habe. Sie wissen nur, was ich getan, nicht, was ich verhindert habe.“ In der letzteren Richtung liegt bei bürokratischer Kirchenordnung ein gut Stück der Aufgabe eines Generalsuperintendenten.

Es dient der Klarstellung, wenn ich den Verlauf einer Visitation hier kurz skizziere.

Etwa 5 Uhr nachmittags pflegte ich auf der Pfarre einzutreffen. Nach Begrüßung der Pfarrfamilie begab ich mich mit dem Pastor in sein Arbeitszimmer zur Prüfung sämtlicher von ihm zu führenden Bücher und vorgeschriebener Listen. Solcher Bücher und Listen sind nicht wenige. Ich selbst habe sie vermehrt<sup>1)</sup>. Hier empfing ich die Entwürfe der Predigt und der Katechese, die er im Gottesdienst zu halten gedachte, vor allem aber den Visitationsbericht. Diesen las ich sofort und zwar in Gegenwart des Pastors, um gleich die Fragen stellen und die Besprechungen führen zu können, zu denen derselbe Veranlassung bot, wie denn überhaupt in dieser Sitzung das alles zur Verhandlung kam, das von vornherein ich mit dem Pastor oder dieser mit mir zu besprechen wünschte. War das alles erledigt, begab ich mich auf das mir angewiesene Arbeitszimmer, in dem mein Diener<sup>2)</sup> inzwischen alles so geordnet

---

<sup>1)</sup> So habe ich eine Vervollständigung der Grabregister veranlaßt. Ich wollte nicht, daß, wenn der Staat uns einmal die Kirchhofverwaltung nimmt, er das dann damit sollte begründen können, wir hätten diese schlecht geführt. — Angesichts dessen, daß die Amtshandlungen für viele Kirchenglieder das letzte Band mit der Kirche bilden, hielt ich eine Kontrolle ihres Stattfindens für erforderlich. Ich erstrebte und erreichte die Ordnung, daß seitens der Standesämter den Pfarrämtern monatlich Listen über Geburtsanmeldungen und Eheschließungen einzureichen sind. Auf Grund dieser haben die Pastoren etwaige Ausfälle zu ermitteln und die nötigen Schritte zu tun. Nicht, daß den Leuten die Amtshandlungen aufgedrängt werden sollten, aber so lange sie Glieder der Kirche bleiben, dürfen wir sie dieselben nicht ohne Mahnung versäumen lassen. — Beide Neuordnungen fielen in eine Zeit, in der ich auch sonst allerlei Neues anregte. Deshalb suchte ich Deckadressen. Die neuen Grabbücher beantragte auf meine Bitte mein holsteinischer Kollege, die standesamtlichen Listen ein juristischer Hilfsarbeiter im Konsistorium. — Ohne Deckung erstrebte und erreichte ich die Anordnung, daß eine Chronik zu führen sei. Die Anregung dazu empfing ich aus Neußerungen Uhlhorns in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung. Ich wollte dem neueintretenden Pastor etwas in die Hand gegeben wissen, dadurch er sich bei seinem Amtsantritt in allerlei Weise über seine ihm noch unbekannte Gemeinde unterrichten konnte. Daß durch die Führung solcher Chronik auch der kirchlichen Lokalgeschichte gedient ward, war eine willkommene Nebenwirkung.

<sup>2)</sup> Einen solchen nahm ich nach altem Brauch auf die Visitationsreise mit. Den braucht der Generalsuperintendent auch auf solcher Reise, nicht im Interesse der Repräsentation, sondern damit ihm alles Außerliche abgenommen wird. Ich führte größeres Gepäck mit mir, unter anderem auch Bettwäsche, um nicht jede Nacht in frischen Betten schlafen zu müssen. Auch bildete der Diener in allen Außerlichkeiten die angemessene Vermittlung zwischen mir und dem Hause. Für Nicht-Schleswig-Holsteiner bemerke ich, daß in unserer Kirche dem Pfarrhaus die Pflicht obliegt, dem Generalsuperintendenten und seinem Diener Wohnung und Verpflegung zu stellen, wofür die Gemeinde vergütet.

hatte, wie ich es brauchte. Auf dem Schreibtisch fand ich die eingelaufene Post, darunter in der Regel ein Paket Akten aus Kiel. Aber das alles blieb — abgesehen von einem etwaigen Brief aus meinem eigenen Heim — einstweilen unberührt. Erst schrieb ich den Bericht über die letztvollzogene Visitation. Auf diese Weise wurde alles frisch wiedergegeben und ich entging der Tagelöhnerarbeit, später zu Hause einen Visitationsbericht nach dem anderen zu schreiben. Wie ich es seinerzeit mit den Revisionsberichten des Schulrats gehalten hatte, so machte ich es jetzt auch mit den Visitationsberichten. Tag nichts Sonderliches vor, sagte ich mich kurz. Unter Umständen beschrieb ich einen ganzen Bogen oder mehr. War der Bericht geschrieben, machte ich mich an meine Post einschließlich der Akten. Das nahm mich vielfach in Anspruch bis zur Teestunde, die ich, um Zeit zu gewinnen, regelmäßig auf halb neun festsetzte. Brauchte ich die Zeit nicht ganz, wurde sie zur Lektüre benutzt. Nach dem Tee blieb ich in der Regel bis zum Schlafengehen in der Familie, um auch rein menschlich mit dem Pastor und seiner Frau Fühlung zu gewinnen, bezw. zu erneuern. Im Schlafzimmer hatte inzwischen mein Diener alles, namentlich das Bett, meinen Bedürfnissen entsprechend hergerichtet.

Morgens stand ich früh auf und ging allererst ins Freie. Auf diesem Morgengang visitierte ich, lediglich aus eigenem Interesse, den Pfarrgarten und, wenn der Kirchhof daneben lag, auch diesen; mancher schleswigscher Pfarrgarten ist ein kleiner Park. Zurückgekehrt begann ich die Tagesarbeit, indem ich schon während des Frühstücks die Entwürfe des Pastors studierte und mich darauf besann, worüber ich mit der Jugend reden und was ich der Gemeinde sagen wollte. Hatte ich dann vor Beginn des Gottesdienstes noch Zeit, wurde die Arbeit oder die Lektüre vom vorigen Abend fortgesetzt. Ob und wie weit ich das Geplante im Gottesdienst ausführen konnte, war freilich durch den Verlauf desselben bedingt. Dieser verschob wohl einmal das Geplante. Ein älterer Pastor hatte bei meiner ersten Visitation sich gestattet, eine Predigt zu schütteln. Ich sagte dann der Gemeinde, der Text sei so reich, daß auch ich ihn meiner Ansprache zu Grunde legen wolle, und gab dann die Textverwertung, die er hätte geben sollen. Ihm selbst sagte ich kein Wort, aber er hielt bei der nächsten Visitation eine gut gearbeitete Predigt. Ein anderer hielt über einen Text aus den Korintherbriefen eine Predigt voll erkenntnistheoretischer Erörterungen, welche die nordschleswigschen Bauern und Bäuerinnen mit mehr Staunen als Verständnis hörten; ich sagte ihnen dann hernach, der Pastor habe über den Text für mich gepredigt, ich wolle jetzt über den Text für sie predigen. Derartiges kam vor. Aber in der Regel konnte ich das Geplante und Meditierte durchführen. Geschah es, daß infolge plötzlicher Erkrankung der Pastor

nicht fungieren konnte, habe ich stets selbst die Predigt übernommen, aber das mußte ich dann schon am Abend vorher.

Im Gottesdienst, der um 9 Uhr begann, ließ ich den Pastor in üblicher Weise fungieren und nach der Predigt mit der älteren Schuljugend, der sich vielfach eine Reihe jüngst Konfirmirter anschloß, eine Unterredung über einen Katechismustext beginnen, welche Unterredung ich aufnahm und, nicht examinerisch sondern seelsorgerlich, durchführte. An die Unterredung schloß ich die Ansprache.

Am wohlsten fühlte ich mich durchweg in kleinen, sympathischen, gut besuchten Kirchen ganz schlichter Gemeinden, in denen alle sich gegenseitig kannten und die Erwachsenen Interesse hatten für die einzelnen Kinder. Da war alles so natürlich, so menschlich, so heimlich.

Nach Schluß des Gottesdienstes versammelte ich, noch in der Kirche, die Aeltesten der Gemeinde, um mich, theils um etwaige Aeußerungen von ihnen entgegenzunehmen, theils um meinerseits in ihrem Kreise das mir erforderlich Erscheinende zur Sprache zu bringen. Nach einem kurzen, auf meine Bitte sehr einfach gehaltenen Frühstück im Pastorat ging ich dann in die Rüsterschule, wo die ältere Schuljugend, in größeren Gemeinden eine andere als die, mit der ich in der Kirche redete, in kleinen dieselbe, sich inzwischen versammelt hatte. Ich ließ einzelne Lehrer mit ihren Schülern singen und katechisiren und redete dann selbst examinerisch, aber ohne mich streng auf das Examinieren zu beschränken, mit der gesamten anwesenden Jugend. Die Unterredung erstreckte sich auf alle Teile des Religionsunterrichts; ihr Ziel war die Feststellung, ob bezw. inwieweit die Schule das leistete, was die Kirche von ihr erwarten durfte. Zeichnete sich in dieser Unterredung ein Kind sonderlich aus oder hatte es sich schon in der Kirche ausgezeichnet, schenkte ich ihm ein schön gebundenes Gesangbuch, je nachdem ein deutsches oder ein dänisches, wozu ein vorhandener Fonds mir die Mittel bot. Dieser Verkehr mit der schlichten Jugend des Volkes war mir sonderlich lieb. Ich glaube, daß öfter auch die Jugend an demselben Freude hatte. Was ich in der Schule erlebte, wirkte stark auf meine Stimmung. Traf ich frische, gut unterrichtete Kinder, begleitete mich die Freude daran den Tag hindurch. Fand ich eine verpfuschte Schule, hatte ich in den folgenden Stunden nicht selten mit Verstimmung zu kämpfen. Den Abschluß der Visitation bildete ein gemeinsames Essen im Pastorat, an dem die Kirchenältesten und Lehrer teilnahmen, häufig auch dieser oder jener der benachbarten Amtsbrüder; wo Patrone waren, auch diese. In den ersten Jahren ward es mir oft etwas sauer, nach all der vorangegangenen Arbeit nun diese Tischsitzung zu halten, die selbstverständlich an den Visitator neue Ansprüche stellte. Später habe ich diese Tischsitzungen ge-



schätzt. Ich trat durch sie mit Aeltesten und Lehrern in intimere persönliche Berührung. Eine ungeziemende Ueppigkeit wurde diesen Mahlzeiten fern gehalten. Eine Plauderei bei einer Tasse Kaffee und, nicht zu vergessen, einer Zigarre, bis der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, machte dann den Schluß. Die Fahrt in freier Luft auf offenem Wagen ins nächste Pastorat war meine Erholung; leider trat später an die Stelle der Wagenfahrt nicht selten eine solche mit der Kleinbahn. Im neuen Pastorat begann dann von neuem derselbe Verlauf.

Ich bin gefragt worden, ob es nicht ermüdend und eintönig sei, so Tag für Tag in gleicher Weise Visitation zu halten. Aber von Eintönigkeit habe ich nichts empfunden. Jeder neue Tag brachte neue Menschen und für die geistliche Tätigkeit neue Texte. Ermüdung konnte eintreten. Ueber  $4\frac{1}{2}$  Wochen ununterbrochener Visitation habe ich es nicht hinausgebracht; mein Vorgänger soll mehr fertig gebracht haben. Diese Visitationsreisen stellen zweifellos erhebliche Ansprüche an die Elastizität von Körper und Geist. Darum man auch ein so geartetes Amtsleben nicht über das siebenzigste Jahr ausdehnen soll. Aber je älter ich wurde, um so lieber wurden mir die Visitationen. In jungen Jahren stand ich öfter, wenn sie begannen, wie vor einem hohen Berg. Uebung und Gewohnheit ließen die Anstrengungen zurücktreten. Als ich mein bischöfliches Amt niedergelegt hatte, kehrten, wenn die Visitationszeit begann, die Gedanken gern zu den Visitationen zurück. Daraus entstand in Badens Waldbergen ein kleines Gedicht, das ich dann im Sonntagsboten veröffentlichte und so den schleswigischen Pfarrhäusern ins Stammbuch schrieb. Ich drucke es hier ab als Stimmungsbild.

Dort taucht das Kirchdorf auf! Das zeigt die Spitze  
Des schlanken Turms, der alles überragt.

Nach frischer Fahrt — ich bin am Sitze  
Des Pfarrherrn, dem ich jüngst mich angesagt.

Du liebes Haus, im Schutz von alten Bäumen,  
Nach unsrer Väter schlichter Art gebaut,  
So wundersam, fast wie umweht von Träumen,  
Schaust du mich an und doch so traut.

Du redest mir von manchen reichen Stunden,  
Von unsers Lebens Ernst, von seinem Schmutz;  
Von lieben Menschen, die ich dort gefunden,  
Von treuer Augen Glanz und fester Hände Druck.

Die Schule dort, sie weiß davon zu sagen,  
Wie wohlgemut, wie dankbar froh ich war,  
Umgab mich dort in den vergangnen Tagen  
Nicht eine stumpfe, eine geistbelebte Schar.

Vor allem du — hast mir das Herz bezwungen,  
 Ob reich, ob schlicht, wenn's nur die Liebe pflegt,  
 Du Haus des Herrn, in dem wir frei gesungen,  
 Was sich vor Gott in unserer Seele regt.

In deinem Kreis der Männer und der Frauen —  
 Ob deutsch, ob dänisch, hab' ich nie gefragt —  
 Durft' ich in helle Seelenaugen schauen,  
 Wie gerne hab' ich dann das Wort gesagt.

Es war einmal — so geht es allen Dingen,  
 Die dieser Erde Kreis umfaßt.

Was einmal war, wird keine Zukunft bringen,  
 Im Herzen aber lebt es — unverblaßt.

Bei meiner Amtsübernahme fand ich die Gepflogenheit vor, jährlich 80 solcher Visitationen vorzunehmen. Einige unter ihnen forderten mehr als einen Tag. So die in den Städten. In diesen ließ ich alsbald in den Gottesdiensten die Katechese als dort ungewohnt wegfallen und hielt statt ihrer mit der Gesamtjugend der Gemeinde einen zweiten Gottesdienst; die Oberklassen der Schulen besuchte ich an einem zweiten Tag. Aber ich konnte mich, nachdem ich, wie geziemend, die Arbeit zunächst so aufgenommen hatte, wie ich sie vorfand, dem nicht entziehen, daß es doch kaum angezeigt sei, jede Gemeinde, wie unsere alte Instruktion das vorschrieb, alle drei Jahre zu besuchen. Das überstieg das Erforderliche und bedeutete Kraftverschwendung. Zugleich drängte sich mir der Wunsch auf, mit der Geistlichkeit der visitierten Propstei auch in geschlossenen Verkehr zu treten. Unter diesen beiden Gesichtspunkten änderte ich nach Einwilligung des Konsistoriums und Genehmigung des Ministers die bestehende Ordnung dahin ab, daß ich zwar jedes dritte Jahr jede Propstei visitierte, aber in dieser nur zwei Drittel der Pastorate in angemessener Auswahl. Jede Propsteivisitation schloß ich ab mit einer sogen. geistlichen Synode, die ich am letzten Tage der Visitationsreise, zumeist am Amtssitz des Propsten, hielt. Zu dieser erschien die gesamte Geistlichkeit der Propstei. Unser Zusammensein begann mit einer Matutin in der Kirche. Mit Hilfe eines Liturgikers wie D. Brahl und eines Organisten wie Heinebuch — Kräfte meines Sprengels — hatte ich eine kirchlich würdige Matutin entworfen, die wir dann in Gebrauch nahmen. Meine Absicht war nicht gewesen, allewege selbst die Ansprache zu halten. Ich wollte wechseln mit dem Propsten und einem der älteren Pastoren. Aber da wurde nichts daraus. Als ich darauf abzielende Versuche machte, wurde ich gedrängt, die Ansprache stets selbst zu übernehmen. Wiewohl nicht beabsichtigt, ist mir das später auch lieb gewesen. Die anfängliche Beteiligung der Gemeinde an diesen Matutinen schnitt ich ab, ohne

einzelnen, die einen besonderen Wunsch hatten, dabei sein zu dürfen, das abzuschlagen. Bei dieser Ordnung der Dinge gestaltete sich die Ansprache mehr und mehr zu einem Mittel meiner Seelsorge an den Amtsbrüdern, einer Seelsorge, die ich nicht von einer sessa curulis herab, sondern als ein derselben Mahnungen und Tröstungen aus Gottes Wort bedürftiger Mitknecht übte. Hernach fanden dann Verhandlungen statt unter meiner Leitung über ein mir vom Propsten vorgeschlagenes und von mir gebilligtes Thema. Kein langer Vortrag. Am liebsten kurze Erläuterungen der den Amtsbrüdern schon vorher zugesandten Thesen. Selbstverständlich beteiligte ich mich stark an der Diskussion. Ja, wenn einmal die Arbeit des Referenten verfehlt war, formulierte ich in tunlichst schonender Anlehnung an das von ihm Gebrachte Diskussionsthesen, über die dann verhandelt wurde. Die Verhandlung eines besonderen Themas — in der Regel aus dem Gebiet der kirchlichen Praxis — bildete für die Synode den Rückgrat. Aber ich brachte auf ihr auch das alles zur Sprache, über das ich mit der Gesamtheit der Pastoren zu sprechen wünschte bezw. was zu besprechen die soeben gemachten Visitationserfahrungen mir nahelegten. Dieser letzte Tag einer Propsteivisitation war für mich der anstrengendste der ganzen Visitationsreise, ich hoffe aber, nicht der unfruchtbarste. Wenigstens hat mir mancher Amtsbruder für diese Neuerung gedankt.

Damit war, glaube ich, das Visitationsgeschäft in bessere Bahnen geleitet, aber — das drängte sich mir immer wieder auf — damit war keineswegs alles getan. Die ganze Visitationsordnung unserer Landeskirche bedurfte einer Reform. Die alte Ordnung, daß der Propst jedes Jahr, der Generalsuperintendent jedes dritte Jahr jede Gemeinde visitierte, stammte aus dem siebzehnten bezw. achtzehnten Jahrhundert, hatte damals auch ihren guten Sinn. Der Propst erschien früher nicht allein, sondern mit dem Amtmann (Landrat). Diese beiden bildeten das sogen. Kirchenvisitatorium. Gelegentlich wurde auch ein Aktuar mitgenommen. Auf der Visitation wurde dann eine Reihe von Angelegenheiten, die im Lauf des Jahres aufgetaucht waren und Aufschub vertrugen, in mündlicher Verhandlung an Ort und Stelle entschieden — eine vorzügliche Art der Verwaltung. So damals. Heute ist das beseitigt. Daß aber, wenn der Propst jedes Jahr kam, der Generalsuperintendent jedes dritte Jahr erschien, war ebenso angezeigt. In seiner Visitation kam der Zusammenhang der Einzelgemeinde mit der Kirche zum Ausdruck. Eine kirchliche Presse gab es damals nicht. Ebenso wenig kirchliche Vereine und kirchliche Konferenzen. Das alles ist erst auf Grund der Neugestaltung der Verkehrsverhältnisse entstanden. Jene Zeit kannte nicht nur keine Eisenbahnen, keine Chausseen, nicht einmal eine

geordnete Postverbindung in dem Sinn, wie wir das heute gewohnt sind. Auch war die Visitation des Generalsuperintendenten damals dadurch mitbestimmt, daß das gesamte Schulwesen seiner Leitung unterstand. Nicht nur den Religionsunterricht, den gesamten Schulbetrieb hatte er zu prüfen. Aus diesem allem erhellt, daß die dreijährige Visitation damals eine wohlbegründete war.

Im Anfang der achtziger Jahre hatte man die propstliche Visitation neu geordnet, diese als dreijährige gestaltet, dabei aber ungehöriger Weise die Generalvisitationsordnung unberührt gelassen. Durch dieses Versäumnis wurde auch unserer alten, an sich guten Visitationsordnung das bei uns kirchlich üblich gewordene Gepräge aufgedrückt, das einer zufälligen Zusammenstoppelung.

Das alles regte mich an zu dem Versuch einer zeitentsprechenden Reform. Manche Bedürfnisse, welche dieselbe früher deckte, werden, wie schon erwähnt, heute anderweitig gedeckt. Die Beteiligung unserer Gemeinden an den Visitationen ist keineswegs durchweg eine starke. Das ist in Schleswig-Holstein verschuldet durch ein Uebermaß von Visitationen<sup>1)</sup>. Zudem haben manche Visitatoren die Visitationsgottesdienste entseßlich ausgedehnt und dadurch die Gemeinden abgeschreckt. Diese haben zum Teil durch Schuld der Visitatoren den Eindruck empfangen, als sei die Visitation eigentlich nur da für Pastoren, Lehrer und Schulkinder.

Meine Vorschläge gingen nun dahin: im Anschluß daran, daß die propstliche Visitation für jedes dritte Jahr geordnet war, die Generalvisitation jedes siebente Jahr zu halten (dieses Jahr sollte bei Rechnung der propstlichen Visitation außer Rechnung bleiben), aber dergestalt, daß dann jede Gemeinde visitiert werde und zwar so unbedingt, daß, wenn irgend ein Hindernis vorgelegen hatte, noch im nächsten Jahr die versäumte Visitation nachzuholen sei. Jede solche Propsteivisitation sollte in einer geistlichen Synode ihren Abschluß finden. Dabei aber sollte so zu sagen das Recht der dreijährigen Visitation (in üblicher Form) festgehalten werden. Der Generalsuperintendent sollte in der Lage bleiben, in Einzelfällen, wo das sachlich veranlaßt war, ganz in der üblichen, an sich zweckmäßigen Form einmal zwischen den fest vorgeschriebenen Visitationen eine solche zu halten; sonderlich sollte er das dann tun, wenn sonst etwa sechs Jahre vergehen würden, ehe er einen jungen von ihm ordinierten Geistlichen in seiner Amtsarbeit aufsuchte. Dergestalt würden jährlich zu den regulären Visitationen eine Reihe sonderlich veranlaßter hinzutreten. Das war eine Ordnung, die zugleich die Möglichkeit schuf, daß ein neu antretender

<sup>1)</sup> In Dänemark visitieren nur die Bischöfe, im weiteren Preußen nur die Superintendenzen. Bei uns beide.



Generalsuperintendent, dessen vornehmstes Interesse selbstverständlich darauf gerichtet ist, seinen ganzen Sprengel alsbald persönlich kennen zu lernen, ungefähr in drei Jahren seinen sämtlichen Gemeinden einen Antrittsbesuch macht. Endlich aber wollte ich noch eine dritte Art von Visitationen eingeführt wissen, nämlich unangemeldete. Ich halte es für wertvoll, daß der Generalsuperintendent eines Morgens unerwartet in einer Kirche seines Sprengels sitzt. Das versteht auch die Gemeinde. Einen Geistlichen, der seine Pflicht tut, geniert das nicht. Wer nicht seine Pflicht tut, soll geniert werden. Den Verdacht, daß allemal gegen den so visitierten Geistlichen etwas vorläge, würde die Praxis bald beseitigen, würde doch der Generalsuperintendent etwa eine solche Visitation auch dann vornehmen, wenn ihm in Frage gekommen, diesen Geistlichen für ein schwierigeres Amt in Aussicht zu nehmen. Ich selbst habe, wiewohl diese Ordnung bei uns nicht bestand, einzelne solcher Visitationen vorgenommen; sie waren durch Klagen, die mir zu Ohren gekommen, veranlaßt; sie fielen durchweg zu Gunsten der Pastoren aus. Die pröpstlichen Visitationen wollte ich im wesentlichen unberührt lassen, nur das Schwergewicht verlegen, nämlich, abgesehen von der sorgfältigen Revision der allgemeinen, auch der Vermögensverwaltung, in die Visitation des Religionsunterrichts der Schulen, die sich auf alle Klassen erstrecken sollte. Ob sie einen Gottesdienst abhalten wollten oder nicht, wollte ich, auch im Interesse ihrer eigenen Gemeinden, ihnen freigestellt wissen. Setzte sich diese sorgfältigere Schulrevision der Pröpste durch, würde dann der Generalsuperintendent gut tun, Schulvisitation und Katechese aufzugeben und in jeder Gemeinde zwei Gottesdienste zu halten, einen für die Erwachsenen und einen für die Jugend.

Aber mit diesen Vorschlägen bin ich nicht durchgedrungen. Ich scheiterte an meinem holsteinischen Amtsbruder, der von der regelmäßig dreijährigen Visitation nicht lassen wollte. Präsident Müller bot mir seine Hilfe an, für Schleswig die Neuordnung durchzusetzen, wenigstens für meine Amtszeit. Aber das sah aus, als wollte ich diese Ordnung für mich, während ich persönlich durch die von mir durchgesetzte Reform durchaus befriedigt war. Ich wollte eine Neuordnung für unsere Landeskirche. Nachträglich ist mir die Frage aufgetaucht, ob es nicht realpolitisch richtig gewesen wäre, für Schleswig — selbstverständlich unter der Bedingung, daß sie nicht nur für meine Amtszeit gelte — die Neuordnung durchzusetzen. Holstein hätte dann später nachfolgen müssen.

An die Erzählung dieses Mißerfolges schließe ich passend die eines zweiten.

Als ich junger Generalsuperintendent war, regten sich Bewegungen in der Landeskirche, die eine Gefahr der Auflösung in sich

bargen. Das legte mir den Wunsch nahe, mich je und je einmal mit meinen nächsten Mitarbeitern, den schleswigischen Kirchenpropösten über unsere Lage wie über allerlei Fragen der kirchlichen Arbeit zu verständigen. Ich trug anfangs Bedenken, entsprechende Schritte zu tun, namentlich im Hinblick auf die alten Herren unter den Propösten, die solche Neuerung nicht wünschen mochten. Als aber die alten Herren zum Teil zurückgetreten waren und gar einer der jüngeren mir einen auf Aehnliches hinauslaufenden Wunsch aussprach, da hielt ich die Zeit für gekommen, das Geplante ins Werk zu setzen. Ich faßte Flensburg, den Mittelpunkt Schleswigs, als Ort der Zusammenkunft ins Auge, und diese als eine jährlich wiederkehrende. Jede Oeffentlichkeit sollte ausgeschlossen sein. An Gottes Wort und Gebet sollte es nicht fehlen.

Nachdem ich mich des Einverständnisses aller Propöste vergewissert hatte, formulierte ich das Geplante schriftlich für den Minister und sagte dem Präsidenten davon. Dieser — damals Chahbäus — erhob sofort Bedenken, sogar solche staatsrechtlicher Art. Diesen hielt ich entgegen, daß, was in Altpreußen im wesentlichen bestehende Ordnung sei, schwerlich in Schleswig-Holstein staatsrechtlichen Bedenken unterliegen könne. Er meinte dann, der Generalsuperintendent würde auf diese Weise zu mächtig; in bestimmten Angelegenheiten könne er seine Auffassung als die sämtlicher Kirchenpropöste vertreten. Ich konnte erwidern, daß mir derartiges fern liege; ich wolle lediglich mein Amt besser und wirksamer führen. Daß ich nicht gegen den Präsidenten agiere, möge er daraus entnehmen, daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er gelegentlich an solcher Versammlung teil nehmen wolle. Da er aber seine Bedenken festhielt, sagte ich ihm, ich wolle meine Eingabe statt direkt dem Minister ihm übergeben; er möge dann unter Aeußerung seiner Bedenken die Sache dem Minister einreichen. So geschah es. Die Antwort des Ministers fiel — Nordschleswig wurde als Vorwand benutzt — negativ aus. Aber so, daß ich zwischen den Zeilen las, daß er in der Sache mir Recht gab. Nur ließ der Bürokrat den Bürokraten nicht im Stich. Daß der Präsident Aehnliches gelesen hatte, entnahm ich dem Ton des Schreibens, mit dem er mir die Antwort des Ministers zustellte.

Das Geplante unterblieb — stillschweigend. Ich schämte mich der hier zutage tretenden Lage unserer Kirche so, daß ich mich nicht entschließen konnte, den Verlauf der Sache den Propösten mitzuteilen. Diese verstanden mich auch so. Sie haben dann in Gemeinschaft mit den holsteinischen Propösten eine Propostenkonferenz gegründet. Dagegen sage ich nichts. Daß das aber etwas anderes ist, liegt auf der Hand.

Mir war nicht dieses Mal allein, aber dieses Mal sonderlich klar zum Bewußtsein gebracht worden, daß in unserm Staats-

kirchentum das Herrschaftsinteresse der Bürokratie das oberste Kircheninteresse war. Dabei — so schrieb ich vor Jahren — wird es auch bleiben, so lange unsere Kirche im Staatskirchentum stecken bleibt. Man kann das leugnen, kann das verdecken, aber es wird so bleiben — aus der Natur der Sache heraus. Jetzt hat Gott dieses Staatskirchentum zerbrochen. Damit ist das Hemmnis einer wirklich kirchlichen Arbeitsordnung beseitigt.

Von der Visitation als solcher wende ich mich zu dem, das sie voraussetzt, bezw. zu dem, das sich aus ihr ergibt.

Um ein Vierfaches handelt es sich in der Arbeit der Kirche, um Verkündigung und Unterricht, um Kultus und Seelsorge. Die kirchlichen Ordnungen wie die ganze Verwaltung bieten lediglich den Rahmen für diesen, den eigentlichen Inhalt.

Bezüglich der beiden ersteren habe ich Sonderliches in Angriff zu nehmen kaum Veranlassung gehabt. Nur bemühte ich mich, an manchen Orten Bibelfunden ins Leben zu rufen, sei es zur Vertiefung der Schriftkenntnis, sei es im Interesse eines Ersatzes für Gottesdienste, das letztere in weitverstreuten Landgemeinden. In diesen regte ich — nicht immer vergeblich — die Kirchenvorstände an, die Beförderungskosten auf die Kirchenkasse zu übernehmen, indem ich das als billig bezeichnete gegen die Entferntwohnenden, die dieselbe Steuer zu zahlen hätten wie die der Kirche nahe Wohnenden. In Unterredungen mit den Ordinanden redete ich auch über das Predigen und legte ihnen so warm wie ernst auf Herz und Gewissen, bis in ihr hohes Alter die Predigt stets sorgfältig, auch schriftlich, vorzubereiten, eine Mahnung, die ich durch Hinweis auf mein eigenes Beispiel bekräftigen durfte und bekräftigte. Trotzdem hat dieser und jener später die Treue in dieser Arbeit nicht gewahrt. Bei den Visitationen habe ich zu meist mit den Geistlichen über die von ihnen gehaltene Predigt, namentlich, wenn es sich um ältere handelte, nur dann gesprochen, wenn sie selbst das wünschten. Vielleicht hätte ich darin mehr tun sollen. Ueber den Konfirmationsunterricht sprach ich mit den Ordinanden bis zum Erscheinen meiner Katechismusauslegung mit Anhang. Aus diesem konnte nach dem Erscheinen derselben jeder entnehmen, was ihm zu bieten ich imstande war.

Im Kultus gibt es zwei Stücke, die behördlicher Anordnung und Einwirkung unterliegen: Gesangbuch und Agende.

Als ich mein Amt antrat, waren die deutschredenden Gemeinden im Besitz des sogen. neuen Gesangbuchs<sup>1)</sup>. In den dänisch

<sup>1)</sup> Leider eine Kompromißarbeit. Wie wäre es gewesen, wenn statt dessen eine Auswahl aus unserem tausend Lieder enthaltenden ganz alten Gesangbuch getroffen worden wäre, eine zarte Uebersetzung eingesetzt und eine Ergänzung durch Lieder aus der Zeit nach 1750 stattgefunden hätte?

redenden Gemeinden bestand noch die Zersplitterung, der, wie ich droben erzählte, Propst Valentinus vergeblich abzuhelfen gesucht hatte. Der Wunsch zu bessern war aber rege geworden. Das hatte dazu geführt, daß das Konsistorium auf einen von Nordschleswig aus angeregten Antrag der Gesamtsynode eine Kommission berufen hatte mit der Aufgabe, unter dem Vorsitz des schleswigschen Generalsuperintendenten ein gemeinsames Gesangbuch für ganz Nordschleswig herzustellen. Mitglieder waren aus der Geistlichkeit Pastor Clausen-Düppel, Pastor Nielsen-Hörup und Pastor Prahl-Mögeltondern, aus der Laienwelt Graf Schack-Schackenburg und Hofbesitzer Skau-Bughave. D. Godt hatte mit den Herren nur eine und zwar nur eine vorbereitende Sitzung abgehalten, in welcher der Stoff zwischen den Geistlichen und dem zur eigentlichen Mitarbeit willigen Grafen Schack verteilt worden war. Während der langen Vakanz hatte das Ganze geruht. Sobald aber ich nach meinem Amtsantritt die Hände frei bekam — zunächst hatte ich mich auf Visitationsreisen zu begeben —, nahm ich die Sache auf. Graf Schack, mit dem ich von früher her befreundet war — ich hatte öfter bei ihm auf seinem Schloß gehaust —, bat mich, die Sitzungen hinfort nicht in einem Flensburger Hotel, sondern nach Schackenburg zu berufen; sein Schloß sei groß genug, um allen Kommissionsmitgliedern behagliche Wohnung zu bieten. Ich mußte, daß dieses Anerbieten nicht etwa nur aus edelmännischer Höflichkeit erwuchs, sondern fast einem Herzenswunsch des Grafen entsprach. Ich ging deshalb darauf ein. Das Peinliche, das bei meiner Stellung für mich darin lag, in so weitgehendem Maße die gräfliche Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, beseitigte ich dadurch, daß ich nach Beendigung des Ganzen den Ueberschuß meiner Diäten der Kasse des dem Grafen und mir gleich nahestehenden Asylvereins übermies.

Alle Sitzungen haben dann auf Schackenburg stattgefunden. In der ersten, die ich leitete, trug der Graf, der den Weihnachtsfestkreis übernommen hatte, das Resultat seiner Arbeit vor. Die Arbeit des Grafen war so vorzüglich, daß die Geistlichen, die andere Teile übernommen, zum Teil auch schon bearbeitet hatten, mich baten, ihren Vortrag bis zur nächsten Sitzung verschieben zu dürfen. Sie wollten ihre Arbeit gründlich revidieren. „Vom Grafen“, sagten sie, „haben wir gelernt, wie man in diesem Stück zu arbeiten hat.“ Daran war auch etwas. Alle drei Geistliche — Herr Skau hatte auf Sonderarbeit verzichtet, und ich war von vornherein zu solcher nicht berufen —, die hier mitarbeiteten, waren tüchtige und leistungsfähige Männer, hymnologisch am besten orientiert Pastor Prahl. Ich habe aber keinen Widerspruch zu fürchten, wenn ich sage: die am meisten durchgreifende Persönlichkeit in Herstellung des Ganzen war der Graf. Zu dem, was er son-



derlich bearbeitete, kam seine Mitarbeit, wenn die anderen Vortrag hielten; dienlich war uns auch seine volle Beherrschung der dänischen Sprache in Verbindung mit einer gewissen dichterischen Befähigung. Mußte hier oder da in einem alten Liede für eine Zeile oder zwei eine neue Form gesucht werden und gelang es nicht gleich in der Sitzung sie zu finden, hieß es: „det kommer paa Lampen“, das heißt: es wurde ein entsprechender Zettel am Gestell der großen Hängelampe — wir arbeiteten in dem Bibliothekszimmer des Schlosses — befestigt; der Graf nahm dann am Schluß der Sitzung die Zettel mit und machte gewöhnlich schon am nächsten Tage durchaus annehmbare Vorschläge.

Zu jeder Tagung erschien ich auf Schackenburg, wenn ich auch nicht die Zeit hatte, allen Sitzungen bis zum Schluß der einzelnen Tagung beizumohnen. Waren in meiner Abwesenheit besondere Fragen aufgetaucht, wurde ihre Erledigung bis zur nächsten Tagung, auf der ich anwesend war, verschoben. Die Loyalität der Mitarbeiter stand außer allem Zweifel.

Mir stehen diese Tage auf Schackenburg in lieber Erinnerung. Die drei Geistlichen waren mir besonders liebe Amtsbrüder. Den Grafen hatte ich schon früher schätzen gelernt; der nähere Umgang — wir beide gingen vielfach allein nach dem zweiten Frühstück spazieren — vertiefte das. Graf Schack war ein Mann, der die gewöhnliche Passion seiner Standesgenossen nicht teilte. Pferde und Hunde wie Jagdpartien u. dgl. interessierten ihn nicht. Dagegen war er in seiner Bibliothek zu Hause. Kunst und Wissenschaft fesselten ihn bis zu gelehrten Interessen hin. Er war Mitarbeiter an einer Pariser Zeitschrift für das Roptische — ein Gebiet, auf das ich ihm nicht folgen konnte. Als ich ihn später auf seinem Krankenlager, das sein Sterbelager wurde, besuchte, fand ich ihn damit beschäftigt, Hebräisch zu lernen. Dabei war er alles andere als ein trockener Gelehrter. Eine männliche, echt nordische, sympathische Erscheinung, war er wie allen geistigen Interessen so auch geselliger Fröhlichkeit durchaus erschlossen. Gerade die Verbindung von anregender geistiger Arbeit mit der Geselligkeit, welche die Kommissionsitzungen in das etwas einsame Leben seines Schlosses hineintrugen, machte ihm das Tagen unserer Kommission auf Schackenburg lieb und wert. Das überragende Interesse seines Lebens war das Christentum. Das war auch der Boden, auf dem wir uns fanden. Politisch huldigte er einem maßvollen Dänentum; ihm war es sittliche Pflicht loyal zu sein. Der Vergangenheit seiner Familie, ob sie auch eine vorzugsweise dänische war, war auch das Deutschtum nicht fremd. Er selbst war auf dem Witzumtschen Gymnasium in Dresden erzogen worden und hatte, wenigstens vorzugsweise, auf deutschen Universitäten (Jura) studiert, war auch preußischer Re-

servooffizier. Als ich schon vor seiner Verheirathung hin und wieder mit ihm verkehrte, hatte ich den Eindruck, daß er selbst dem Deutschtum nicht fern stand. Als er dann statt einer Ranzau oder einer Reventlow eine dänische, von Seeland stammende Gräfin heiratete, erhielt naturgemäß das Dänische das Uebergewicht. Er und ich sprachen in unserm persönlichen Verkehr stets Deutsch; wir haben uns auch nicht selten in Friede und Freundschaft über politische Fragen unterhalten. Im Salon der Gräfin, einer edlen und liebenswürdigen Dame, wurde selbstverständlich Dänisch gesprochen, wie denn das gesamte Personal des Schlosses, soweit ich sah, ein dänisches war. Graf Schack ist leider jung gestorben; sein Tod war auch für unsere Landeskirche ein Verlust.

Auch der andere Laie, Skau-Buxhave, war eine angenehme Persönlichkeit. Mit Interesse beobachtete ich, wie einwandfrei dieser nordschleswigsche Bauer sich im gräflichen Salon zu benehmen mußte. Skau hat vielfach, namentlich später, unter den dänischen Führern eine Rolle gespielt. Das war, soweit ich urtheilen kann, unter Anknüpfung an sein Selbstgefühl von anderen herbeigeführt. Unser persönliches Verhältnis hat das auch später nicht gestört. Wir haben seinerzeit auf Schackenburg sogar gelegentlich politische Gespräche miteinander geführt, Gespräche, in denen er (am Schluß der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) sich durchaus gemäßigst äußerte.

Das Gesangbuch, das aus der Arbeit dieser Kommission erwuchs — wir nannten es nicht ohne Grund das Schackenburger; in Nordschleswig kursierte es unter dem Namen des „nye danske Salmehog“ — war eine treffliche Arbeit. Nicht oft ist die Arbeit einer Kommission so freudig aufgenommen und so dankbar festgehalten worden von denen, für die sie bestimmt war, wie dieses nordschleswigsche Gesangbuch. In kurzer Frist eroberte es das ganze Gebiet. Selbst von Dänemark herüber drangen Stimmen, die es zum Teil in hohen Tönen lobten. Ich persönlich habe kein sonderliches Verdienst um dieses Buch. Ich habe die Herstellung geleitet und in allerlei einschlägigen Fragen den Ausschlag gegeben. Weiter ging meine Beteiligung nicht. Aber es ist mir heute noch eine Freude, daß ich an diesem Werk, wenn auch nur in dieser bescheidenen Form, habe mitarbeiten dürfen.

Anders und doch ähnlich stand es auf dem Gebiet der Gottesdienstordnung. Wir hatten in Schleswig-Holstein einst gute lutherische Ordnungen. Da erschien um die Wende des vorigen Jahrhunderts die sogen. Adlersche Agende, ein unverfälschtes Produkt des alten Rationalismus, der wohl auf keinem Gebiet des kirchlichen Lebens größere Verstandnislosigkeit und größere Unfähigkeit aufzuweisen hatte als eben auf dem der Agende. Alle aus dem Bewußtsein der Geistesgemeinschaft geborenen kleinen Ret-

tungsversuche, die unter den modernen Theologen Schleswig-Holsteins je und je aufgetaucht sind, sind von vornherein zur Ohnmacht verurteilt gewesen. Das Volk war seinerzeit, als diese Agende erschien, hellhörig genug, um zu merken, daß dieses Buch einen anderen Glauben vertrat, und opponierte, als das Buch zur Einführung kam, in so weiten Kreisen, daß das königliche Regiment sich gezwungen sah zurückzuweichen und den Gebrauch der neuen Agende frei zu geben. Daraus erwuchs große Verwirrung. Die alten Ordnungen waren aufgehoben, die neue Ordnung als obligatorische zurückgezogen. Es kam dahin, daß bei uns in liturgicis ein jeder es hielt, wie es ihm gut deuchte. Die Gemeinden gewöhnten sich daran, daß der eine Pastor es so, der andere es anders machte. Wurde in einer anderen Kirche vikariert, war — so habe ich es selbst noch erlebt — die erste Frage des Rüstlers an den vikariierenden Geistlichen die, wie er den Gottesdienst zu halten wünsche. Gelegentlich ist dieser Zustand schrankenloser pastoraler Willkür als ein wertvolles Produkt „evangelischer Freiheit“ gefeiert worden. Aber so etwas erleben wir ja auch sonst. Pastorale Willkür wird nicht selten als „evangelische Freiheit“ frisiert. Daß der Gemeinde daraus Knechtschaft erwächst, wird übersehen.

Selbstverständlich hat es je und je an allerlei Reaktion gegen die bestehende Unordnung nicht gefehlt. Claus Harms, der Vater des neu erwachenden Glaubens in Schleswig-Holstein, war kein Liturgiker. Aber auf Grund des von ihm wieder erweckten Lebens regte sich hier und da das Verlangen nach bekenntnismäßiger Ordnung. Einzelne Geistliche wie pastorale Gemeinschaften machten Vorschläge. Als ich mein Amt antrat, war die Besserung bereits kirchenregimentlich in Angriff genommen: die zweite ordentliche Gesamtsynode hatte eine vom Konsistorium aufgestellte, kurze, modern-lutherische Gottesdienstordnung den Gemeinden zu freier Benutzung empfohlen. Eine spätere Gesamtsynode hatte von dem Konsistorium die Bestellung einer Kommission erbeten, die die kurze Gottesdienstordnung zu dem ausgestalten sollte, was man als den ersten Teil einer Agende zu bezeichnen pflegt. Die Uebernahme der Generalsuperintendentur machte mich zum Mitglied dieser Kommission.

Wiemohl das Liturgische nicht eigentlich Gegenstand meiner besonderen freien Studien gewesen war, war ich doch für diese Arbeit nicht ganz unvorbereitet. Als ich 1866 aus dem liturgisch sterilen Schleswig-Holstein nach Erlangen kam, fand ich in den Gottesdiensten die damals in Bayern schon wieder durchgeführte lutherische Gottesdienstordnung vor. Dieselbe stieß mich so ab, daß ich anfangs mich bemühte, erst dann im Gottesdienst zu erscheinen, wenn die „Singerei“ vorüber war und das Hauptlied be-

gann. Allmählich aber söhnte ich mich mit dieser Ordnung aus, wenn ich sie auch nicht gerade lieben lernte. In Berlin empfing ich keine Eindrücke liturgischer Art. In die Heimat zurückgekehrt, fand ich in den Kirchen, die ich besuchte, von den droben erwähnten privaten Bemühungen um eine Besserung keine Spur; ich empfand die Kahlheit unserer Gottesdienste. Als ich dann als Hilfsgeistlicher nach Kappeln kam, stieß ich von neuem auf die bayerische Gottesdienstordnung, die Pastor Hansen dort eingeführt hatte. Eigentümlich berührten jetzt meine Seele die hier wieder an mein Ohr schlagenden Psalmtöne. Es hatte sich allmählich in mir halb unbewußt ein Verständnis entwickelt für diese Töne als die Töne der Kirche. Ich fing an zu lieben, was ich einst geflohen. In Apenrade wie in Tondern habe ich mich dann um Bereicherung des Gottesdienstes bemüht, wie ich mich auch an der öffentlichen Diskussion der einschlägigen Fragen beteiligte. Da war es mir willkommen, jetzt zur Mitarbeit an einer Gottesdienstordnung berufen zu sein, die unserer ganzen Kirche zu dienen bestimmt war. Den Vorsitz in dieser Kommission führte D. Jensen; nach seinem Abgang fiel er mir zu.

Aus dem Verkehr in dieser Kommission sind mir sonderlich im Gedächtnis geblieben der Konsistorialrat Clausen, der in seiner Weise die Konfession vertrat — ich neckte ihn auf Grund seines Eingehens in die Bahnen der altpreussischen Agende mit seiner heimlichen Neigung für die Union —, der Propst Jesh, der in gemäßigter Weise die modernen Interessen geltend zu machen suchte, und der Gutsbesitzer Johanssen-Sophienhof, der für alles sich der Art der griechischen Liturgie Nähernde Neigung zeigte. Ich arbeitete in allen Einzelheiten mit. Sonderlich bemühte ich mich darum, daß unter die Möglichkeiten gottesdienstlicher Gestaltung, welche diese schließlich kirchengesetzlich festgestellte Gottesdienstordnung umfaßt, auch die altlutherische Gottesdienstordnung Aufnahme fand. Ohne mein Hinzutreten würde das schwerlich geschehen sein. Später hat der schleswig-holsteinische Verein zur Pflege kirchlicher Musik, den mein verehrter Freund und Gönner, Klosterpropst D. von Biliencron leitete, und dessen Leitung ich später in Ermangelung eines Besseren übernahm, bis ich dieselbe dem musikalisch besser ausgestatteten Generalsuperintendenten D. Petersen überlassen durfte, sonderlich diese Möglichkeit ausgebaut <sup>1)</sup>. Zu meiner Freude habe ich erreicht, daß zunächst im Dom zu Schleswig, dann aber auch in einer Reihe anderer schleswigscher Kirchen bis auf die Heide hinaus unsere alte lutherische Gottesdienstordnung, die schönste unter allen, wieder lebendig geworden ist.

<sup>1)</sup> Besondere Verdienste um dieselbe erwarb sich Propst Stoltenberg-Schleswig.



Unsere Agende schreibt, wie schon aus Vorstehendem erhellt, nicht eine Ordnung vor, sondern läßt verschiedenen Möglichkeiten Raum. Auch galt es, den Uebergang von dem Bestehenden zu dem Neuen zu ordnen. Das alles erforderte nähere Bestimmungen. Diese waren in ihren Grundzügen in ein Kirchengesetz aufzunehmen. Die weitere Ausführung, d. h. die in den Einzelgemeinden, schlug ich vor, dem Generalsuperintendenten zu überweisen. Horribile dictu. Es handle sich hier um Gesetzesauslegung, wurde vom Präsidenten entgegnet; die müsse dem Konsistorium vorbehalten bleiben. So wurde denn eine bürokratische Ordnung, wie es mit der Durchführung zu halten sei, entworfen und in das Gesetz aufgenommen. Aber dieses Gebilde verstarb nach kurzer Frist in der rauhen Wirklichkeit, wie sich das denn auch geziemte. Tatsächlich gestalteten die Dinge sich so, daß, was von Kirchenregiments wegen zur Durchführung geschah, vom Generalsuperintendenten ausgerichtet wurde, und zwar auf seinen Visitationsreisen; wo es angezeigt erschien, rekurrierte er auf das Konsistorium. So überwand das Leben die Künste der Bürokratie.

Die Gottesdienstordnung umfaßte wie die Hauptgottesdienste so die sogen. Nebengottesdienste und erstreckte sich auch auf die für die Jugend bestimmten Gottesdienste. Um diese letzteren war es bei uns nur dürftig bestellt. Wie ich selbst in diesem Stücke gefehlt habe, habe ich droben erzählt. Inzwischen hatte man in unseren Städten vielfach sogen. Sonntagschulen gegründet. In den Landgemeinden war das nur sehr vereinzelt geschehen; hier hemmten vielfach die weiten Kirchwege.

Als die ideale Gestaltung der Sache bezeichnete ich die, daß für die Kinder bis zum zehnten, höchstens zwölften Jahre eine nach dem Gruppensystem arbeitende „Sonntagschule“, für die Jugend vom zehnten, höchstens zwölften Jahre bis zur Konfirmation ein vom Pastor zu haltender Jugendgottesdienst gehalten werde. Aber wo etwas lebt, zum Teil auch blüht, soll man sich hüten, um einer ungewissen Besserung willen störend einzugreifen. Auf dem Lande ließ sich mein Ideal, wo nicht besonders günstige Verhältnisse vorlagen, nur so durchführen, daß in den Dörfern von geeigneten freien Hilfskräften Sonntagschulen unter der allgemeinen Leitung des Pastors gehalten werden und der Pastor die ältere Jugend zu einem Jugendgottesdienst in der Kirche zu sammeln sucht. Wo sich auch das nicht durchführen ließ — und an wie vielen Orten war das der Fall! mein Ideal konnte ich nicht durchführen — zog ich mich darauf zurück, auf Abhaltung der bei uns noch zu Recht bestehenden Kinderlehre zu dringen. Wo sie nicht erstorben war, fand sie durchweg in recht magerer Form kurz vor oder nach dem Gottesdienst statt. Um die Sache lebendiger zu gestalten, riet ich, sie dergestalt in den Gottesdienst selbst aufzunehmen, daß der

Pastor nach der Predigt eine etwa viertelstündige Unterredung mit der Jugend über die gehörte Predigt hält. Daß darin allerlei Gutes steckte für Jung und Alt, liegt auf der Hand, aber durchführen ließ sich das nur, wo die Gemeinde damit einverstanden war. Viel erreicht habe ich auch hier nicht. Dagegen habe ich durch meine Anregung die alte Kinderlehre an manchem Ort, wo sie erstorben war, wieder ins Leben gerufen und so wenigstens das Dürftigste durchgesetzt<sup>1)</sup>.

War, wie gezeigt, schon vor meinem Amtsantritt eine bessere Ordnung unserer Gottesdienste wenigstens in Angriff genommen, auf dem Gebiet der Amtshandlung herrschte noch volle Willkür.

Als auf der Gesamtsynode von 1885, der ich als Propst von Nordtondern beimohnte, über die Gottesdienstordnung verhandelt wurde, beantragte ich, es möchte die Arbeit der liturgischen Kommission auf die Ordnung der Amtshandlungen ausgedehnt werden. Generalsuperintendent Jensen erklärte, man wolle erst mit der Gottesdienstordnung fertig werden; dann ließe sich weiteres in Aussicht nehmen. Damit gab ich mich zufrieden. Jahre lang aber geschah nichts. Weder Jensen noch irgend ein anderer nahm die Sache auf, weder innerhalb noch außerhalb des Konsistoriums. Da entschloß ich mich, selbst die Sache anzufassen, wiewohl ich mich nicht für sonderlich geeignet hielt. Ich faßte den Plan, unter dem Namen eines liturgischen Handbuchs eine Privatarbeit herauszugeben. Aber weder wollte ich eine solche aus Gutdünken entstehen lassen, noch wollte ich sie zusammenstückeln aus anderen Büchern, wie solches nicht selten geschieht. Ich beschloß daher, einerseits sorgfältig unsere altkirchliche Vergangenheit zu Rate zu ziehen, andererseits zu beachten, was sich in unserer gegenwärtigen Praxis etwa an Brauchbarem finde. In ersterer Beziehung leistete mir die kürzlich von Pastor Höck in Jorkkirch (später in Ham-

---

<sup>1)</sup> Im Anschluß an das Wort über die Gottesdienste ein Wort über das Amtskleid. Das alte Amtskleid in Schleswig-Holstein war der Summar (die Stola), über dem im Gottesdienst von den Stadtpastoren Chorrock und Halskrause getragen wurden. Manche 1864 zurückgekehrte Pastoren, D. Godt an der Spitze, erlaubten sich, ihre auswärts getragenen Talar mitzubringen. Die kirchliche Obrigkeit schritt nicht ein. So entstand eine bunte Mannigfaltigkeit, die bei der Beerdigung von D. Godt in Schleswig anstoßerregend zutage trat.

Ich selbst trug ursprünglich den heimischen Summar, setzte das auch fort, bis ich mich überzeugen mußte, daß in seiner Spur die kirchlich erforderliche Einheitlichkeit sich nicht mehr erreichen ließ. Da griff auch ich zum Talar und habe dann als Generalsuperintendent mit meinem holsteinischen Kollegen auf allgemeine Einführung von Talar und Barett persönlich hingewirkt, diese auch erreicht. Als 1891 Chalybäus unser Präsesident wurde, bat ich ihn, eine entsprechende Anregung für alle Geistlichen im Amtsblatt zu veröffentlichen. Das geschah. Auf diese Weise ist bei uns eine Ordnung wieder hergestellt worden.

burg) herausgegebene Schrift: „Der Ritual- und Agendenschatz der lutherischen Kirche in Schleswig-Holstein“ wertvolle Dienste. In letzterer Beziehung war es erforderlich, von sämtlichen Geistlichen einen Bericht darüber zu erbitten, wie sie es bezüglich des Vollzugs der Amtshandlungen hielten. Diese Bitte wünschte ich im kirchlichen Amtsblatt auszusprechen und nahm deshalb Rücksprache mit dem Präsidenten. Als dieser von meinem Plan erfuhr, billigte er denselben nicht nur, sondern wünschte die Sache als eine konfistoriale behandelt zu sehen; ich möchte die Arbeit liefern, ganz wie ich sie mir gedacht, aber dann, statt sie als Privatarbeit zu veröffentlichen, sie dem Konfistorium übergeben, damit dieses nach Prüfung derselben sie der Gesamtsynode zu etwaiger Empfehlung vorlege. Selbstverständlich war mir das willkommen; damit lenkte die Sache nun doch ein in die ursprünglich von mir gewünschte Spur. Die Geistlichen wurden angewiesen, die von mir erforderten Berichte zu erstatten. Ich unterzog mich der nicht geringen Mühe, diese Berichte durchzuarbeiten. Ich fand manches, das ich verwenden konnte, aber auch recht viel, das mir deutlich zeigte, wie notwendig mein Vorgehen war. Z. B. ließ ein und zwar ein ganz angesehener Geistlicher unserer Landeskirche in der Konfirmationsfeier seine Konfirmanden schwören, bis an ihr Lebensende bei dem christlichen Glauben verharren zu wollen.

Meine Bemühungen galten wie billig in erster Linie den Amtshandlungen, die von dem Gemeindegeistlichen zu vollziehen sind. Daneben aber doch auch denen, die dem Kirchenpropsten bezw. dem Generalsuperintendenten obliegen.

Jeder Propst vollzog bis dahin die Einführung eines Geistlichen, wie es ihm gutdünkte. So auch der Generalsuperintendent. Als D. Godt mich in Tondern einführte und ich ihn nach der Form fragte, begründete er die Antwort mit einem: „Je einfacher (d. h. je liturgisch ärmer), um so besser.“ Ich korrigierte das selbstverständlich dem alten Herrn, der mein Vorgesehter war, nicht, suchte aber hernach für mein eigenes propstliches Einführen Wegweisung in bayerischen Agenden. Entsprechend hielt ich es anfangs als Generalsuperintendent bezüglich der Ordination. So konnte man sich helfen. Erwünscht aber war auch hier eine gemeinsame, möglichst feste Ordnung. Das Gleiche galt im Hinblick auf die Weihe von Kirchen. Als mir die erste Kirchweihe oblag — es handelte sich um die in Neu-Balmsbüll —, bekam ich das kräftig zu spüren. Bei einer Kirchweihe ist der Generalsuperintendent, soll sie harmonisch verlaufen, mehr als sonst auf eine entsprechende Mitwirkung anderer angewiesen. Als ich am Sonntagmorgen in Neu-Balmsbüll eintraf, wußte niemand, was er zu tun habe. Ich mußte notgedrungen allererst den Zeremonienmeister spielen. Auch diesen Mängeln wünschte ich jetzt abzuhelpen.

In diesem Sinn entwarf ich das liturgische Handbuch, im wesentlichen das, welches heute sich in den Händen unserer Geistlichen befindet. Die Gesamtsynode, der das Konsistorium den Entwurf vorlegte, erbat die Bestellung einer Kommission für eine Durcharbeitung des Entwurfs, die dann unter meinem Vorsitz stattgefunden hat. Am kräftigsten beteiligte sich der damalige Klosterprediger Rendtorff, heute Professor der Praktischen Theologie in Leipzig. Auch Professor Baumgarten wurde, wie das nahe lag, in diese Kommission berufen. Stark mitgearbeitet hat er nicht; liturgische Formulare für lutherischen Kirchendienst lagen mehr außerhalb als innerhalb seiner Interessensphäre. Die nächste Gesamtsynode nahm den überarbeiteten Entwurf an und empfahl denselben den Geistlichen der Landeskirche zu freiem Gebrauch. Derselbe hat sich im allgemeinen durchgesetzt, abgesehen etwa von einzelnen Geistlichen, die der lutherischen Kirche zu stark entfremdet sind, um ein in ihrem Geist gearbeitetes Buch brauchen zu können.

Die Seelsorge, im Sinn der Einzelseelsorge verstanden, ist der Bestandteil der geistlichen Amtsführung, der sich dem Auge Fremder, auch dem des Visitators, am meisten entzieht. In dem der Ordination vorausgehenden Kolloquium habe ich mich stets bemüht, die fleißige und opferwillige Uebung der Einzelseelsorge meinen jungen Freunden auf Herz und Gewissen zu legen. Auf meinen Visitationen ließ ich mir auch über diesen Zweig der Amtstätigkeit berichten und fragte, wenn die Antwort dürftig ausfiel, um so genauer nach. Da ist es mir passiert, daß ein Pastor mich fragte, ob er überhaupt verpflichtet sei, ungerufen seelsorgerliche Besuche zu machen. Ich stand schweigend auf, holte meinen „Chalzbäus“ und las dem Mann das Erforderliche vor, wie aus unserer alten Kirchenordnung so aus der Instruktion für die Generalsuperintendenten.

Je mehr ich aber auf fleißige Einzelseelsorge drang, um so mehr fühlte ich mich verpflichtet, die erforderliche Voraussetzung da, wo sie fehlte, zu schaffen. In Gemeinden mit einem Pastor ist diese ohne weiteres gegeben. Nicht so, wo zwei oder mehr Pastoren eine Gemeinde bedienen. Ich selbst habe schmerzlich erfahren, wie mißlich es ist, wenn in dieser Beziehung eine gute Ordnung fehlt. Und die fehlte, als ich mein Amt antrat, in den meisten der hier in Betracht kommenden Gemeinden. In etlichen existierte überhaupt keine Ordnung. Die Gemeinde bediente sich bei jeder Amtshandlung nach Wahl des einen oder des anderen, und die Pastoren trieben Seelsorge, wo es ihnen gut deuchte. Hier stand es, als wären die Pastoren konkurrierende Geschäftsleute. In anderen Gemeinden vollzog der eine immer die eine, der andere die andere Art von Amtshandlungen. Hier war die



geistliche Arbeit geordnet als Stückarbeit. In noch anderen herrschte die sogen. Wochenordnung, d. h. der eine vollzog sämtliche Amtshandlungen in der einen, der andere in der nächsten Woche. Hier stand es so, als hätte die oft große Gemeinde für ihre Bedienung nur einen Pastor. Es ist kaum zu glauben, wie viel Unverstand in der Kirche gehaust und ihre Arbeit gelähmt hat.

Hier Abhilfe zu schaffen gab es nur ein Mittel; es mußten Seelsorgebezirke eingerichtet werden. Das war mir klar, obwohl ich von Sulze nichts wußte. In Schleswig gab es überhaupt keine Bezirksteilung; in Holstein fand sie sich ganz vereinzelt, so in Kiel, das damals noch eine Gemeinde bildete, und zwar hier so geordnet, daß jeder, der die Bedienung durch einen anderen als seinen Bezirksgeistlichen wünschte, von diesem sich ein Dimissionale mußte geben lassen, das dieser aber nicht verweigern durfte. Vortrefflich, sagte ich mir, so machst du es allenthalben, wo du vorgehst. Zum Vorgehen kam weitere Anregung von anderer Seite. Wir rückten allmählich in die Zeit, da neue Pfarrämter errichtet wurden. Da sagte ich im Konsistorium: „Wenn wir neue Pfarrämter zu errichten trachten, was an sich notwendig und gut ist, so laßt uns doch allererst dafür sorgen, daß die vorhandenen ausgenutzt werden.“ Hierfür fand ich Verständnis und Entgegenkommen. In zwei längeren, Verschiedenes umfassenden Ansprachen des Konsistoriums an die Geistlichen und Gemeinden aus dem Jahre 1890 — beide stammten aus meiner Feder — wurde auch die Bezirksteilung zur Sprache gebracht und damit unter uns zum ersten Male seitens des Kirchenregiments öffentlich ausgesprochen, daß eine solche Teilung allenthalben zu erstreben sei. Diese Anregung stieß, wie zu erwarten war, zunächst auf Widerstand, bei Geistlichen wie in Gemeinden. Auf der Gesamtsynode in Rendsburg hielt ein Geistlicher dieser Ordnung das Schriftwort entgegen: „und der Herr sandte seiner Jünger zween.“ Die Gemeindeglieder, um deren willen ich die Bezirksteilung forderte, glaubten hier und da, durch diese in ihrer Freiheit beeinträchtigt zu werden. Da aber zeigte sich, wie glücklich die Kieler Formel war. Kraft dieser konnte jeder tatsächlich erreichen, was er wollte; sein Stoß ward daher zu einem Stoß in die Luft. Man beruhigte sich auch da, wo die Ordnung eingeführt wurde, bald, und tatsächlich setzte sich unerwartet schnell durch, daß die einzelnen sich an ihren Bezirksgeistlichen hielten. Wo das nicht geschah, lagen durchweg ernste Gründe vor, die ignoriert sehen zu wollen uns fern lag.

Eine allgemeine Schwierigkeit führte diese Bezirksteilung allerdings mit sich: den Wechsel der Geistlichen in Abhaltung von Haupt- und Nebengottesdienst, den die Gleichstellung der Bezirke forderte, wie auch das, daß nur so der Bezirksgeistliche gottes-

dienstlich allen Gliedern seines Bezirks nahe trat. Allmählich wurde dieser Wechsel durchgeführt.

Besondere Schwierigkeiten boten die nordschleswigschen Städte. Von alters her redete man hier von einem „deutschen“ und einem „dänischen“ Pastor. Setzte hier eine Bezirksteilung ein, hatte jeder Pastor sowohl deutsch wie dänisch redende Gemeindeglieder zu bedienen. Aber warum auch nicht? Beider Sprachen mußte so wie so jeder von ihnen mächtig sein. Als in Sonderburg das Hauptpastorat vakant wurde, erreichte ich durch persönliche Verhandlung einen auch anderweitig erwünschten Uebergang des Diakonus in ein anderes Amt. Daß ungefähr gleichzeitig zwei neue Pastoren ins Amt traten, benutzte ich, um hier als in der ersten nordschleswigschen Stadt die Bezirksteilung durchzuführen. Später sind dann die anderen, unter sanftem Druck, gefolgt. Nur der Wechsel der Pastoren im Gottesdienste setzte sich in diesen Städten nicht durch. Es lag dafür aber kein ausreichender Grund vor. Da ein jeder beides deutsch- und dänischredende Gemeindeglieder zu bedienen hatte, lag es vielmehr nahe, daß er sowohl deutsch wie dänisch predige. Deshalb konnte der Hauptgottesdienst in allen diesen Gemeinden sehr wohl der deutsche bleiben, wie das mit kurzer Unterbrechung seit der Reformation der Fall gewesen war. Es waren unbegründete politische Bedenken, die hier der besseren Ordnung sich entgegenstellten. Jetzt ist das durch die Abtrennung Nordschleswigs überholt.

Aber mit der besseren Verwertung des Vorhandenen war es auch in Schleswig nicht getan. Es galt auch in Schleswig kirchliche Versorgung üben, wiewohl Schleswig von altersher kirchlich weit besser versorgt war als Holstein. Es waren neue Pastorate zu errichten, neue Kirchen bezw. in weitgedehnten Landgemeinden Kapellen zu bauen. Auch gab es sowohl im Norden wie im Süden Schleswigs Doppelgemeinden, die in Einzelgemeinden aufzulösen waren.

Aber war das Sache des Generalsuperintendenten? Unter Voraussetzung guter kirchlicher Ordnung ist diese Frage mit einem zwar bedingten aber doch mit einem Nein zu beantworten. Der mit seinem Sprengel in allen Richtungen vertraute Generalsuperintendent wird durchweg im Kirchenregiment der sein, der das Erforderliche zuerst sieht und dem entsprechend anregt. Auch wird man bei Durchführung einer solchen neuen Organisation seine Mitwirkung nicht entbehren können<sup>1)</sup>, aber die Durchführung der

<sup>1)</sup> Zu der bei uns rechtsgültigen kirchlichen Unordnung gehörte damals auch dies, daß es bei Vakanz einer Generalsuperintendentur keinen ordnungsmäßigen Vertreter gab, sondern alle erforderliche Vertretung in das Belieben des bürokratischen Präsidenten gestellt war — ein bürokrati-

Neubildung als solcher ist keine geistliche, sondern eine Verwaltungssache, wird daher auch der Verwaltung, nicht der Generalsuperintendentur zuzumeifen sein.

Aber so hatten wir es nicht gekannt in unserer kirchlichen Vergangenheit und so kannten wir es auch damals nicht, als ich mein Amt antrat. Alles Derartige galt damals als Sache des Generalsuperintendenten. Das will um so mehr betont sein, als in der späteren Entwicklung vielmehr die Gefahr sich gebildet hat, daß der Generalsuperintendent bei solcher Neubildung nicht genügend beteiligt wurde.

Das deutet auf eine erhebliche Aenderung der Gesamtlage. Wie ist es zu dieser gekommen? Ich schildere hier ein Stück schleswig-holsteinischer Kirchenentwicklung, bin aber gewiß, damit zu schildern, was über unsere Provinz so oder so hinausreicht.

Als ich das Amt antrat, sah das Konsistorium seine Aufgabe in dem Doppelten, den Gang der kirchlichen Dinge auf dem Laufenden zu erhalten und alle an dasselbe herangebrachten Angelegenheiten sachgemäß zu erledigen. Das eine wie das andere besorgte das Konsistorium mit hervorragender Sorgfalt und anerkennenswerter Schnelligkeit. Das Liegenbleiben der Sachen, worüber später so manche Klage geführt wurde, war damals unbekannt. Aber eigene Initiative lag dem Konsistorium so zu sagen bona fide fern. Zwar wurde in jener Zeit die Presbyterial- und Synodalverfassung durchgeführt — wahrlich keine Kleinigkeit —, aber auch das trat von außen an das Konsistorium heran.

Man hat diese damalige Art des Konsistoriums vielfach auf die persönliche Art von Mommsen und Chalhbäus zurückgeführt. Sie galten als ängstlich und abgeneigt, eine Initiative zu ergreifen. Dieses Urteil war aber nur sehr bedingt richtig. Als ich später versuchte mea sponte vorzugehen, fand ich bei Mommsen eher Förderung als Hemmung, und als ich später Chalhbäus kennen lernte, enttäuschte der mich angenehm; er mochte auch in Hannover, wo er Rat im Landeskonsistorium gewesen war, allerlei gelernt haben.

---

tisches Ideal, aber ein kirchlicher Unfug. Während einer Vakanz in Holstein nahmen Präsident und Dezernent die Neubildung einer Gemeinde auf eigene Faust vor. Meine Mitarbeit aufzudrängen hatte ich weder Aufgabe noch Neigung. In Veranlassung einer mir übertragenen Ordination an Ort und Stelle wurde ich auf die Sache gestoßen und sah prima vista, daß die Neubildung falsch angelegt war; der Widerstand des Kirchenvorstandes war vollbegründet, ebenso die ablehnende Haltung des zuständigen Kirchenpropsten. Selbstverständlich sagte ich jetzt dem Präsidenten davon und zwar unter sachlicher Begründung. Aber vergebens. Mit Hilfe staatlicher Machtmittel wurde das verfehlte Unternehmen durchgedrückt und jetzt steht diese Neubildung da als ein Memento, daß die Bürokraten bei solcher Neubildung geistliche Beratung nicht verachten sollen.

Daß es bei uns so stand, wie es damals stand, wurzelte zu einem guten Teil in unserer kirchlichen Vergangenheit. Wie ich schon erzählte, führte früher die Staatsregierung das Kirchenregiment unter Beratung durch die Generalsuperintendenten. Jene dachte naturgemäß nicht viel an kirchliche Initiative; diese war und zwar auch mit Recht in ihren Augen Sache der Generalsuperintendenten. Als dann ein Konsistorium errichtet wurde, blieb man einstweilen in dieser Spur, was darin eine Förderung gefunden haben mag, daß der erste Präsident sich bisher in der Stellung eines Professors oder eines Richters betätigt hatte; diesen beiden Berufsstellungen liegt die Initiative in praktischer Lebensgestaltung relativ fern.

Aber andere gewichtige Momente traten hinzu, die Dinge so zu gestalten, wie sie damals lagen. Ohne eigene Mittel ist das Ergreifen der Initiative in kostspieligen Unternehmungen nicht leicht. Das Konsistorium verfügte damals nur über den kleinen Straffonds, in den mit Geldstrafe belegte Pastoren ihre Strafe einzuzahlen hatten. Diesem Mangel half auch der später hinzutretende Gesangbuchfonds (Abgaben des Verlegers) einstweilen nicht ab, da seine Mittel wie billig im Interesse der Einführung des „neuen“ Gesangbuchs gebraucht wurden. Erst die spätere Gesetzgebung schaffte hier Wandel. So in besonderem Maße das sogen. Stolgebührengesetz (1892) und weiter der sogen. Zuschußfonds, der dem Konsistorium aus der Neuordnung der Pfarrbesoldung (1898) erwuchs. Auch lernte die Synode immer besser freihändig für kirchliche Zwecke Mittel aus den Steuern zu bewilligen. Schon zur Zeit von Chalybäus setzte das ein. Durch den besonders finanzpolitisch befähigten Präsidenten Müller wurde das kräftig gefördert<sup>1)</sup>.

Aber nicht nur finanziell, auch rechtlich wurde die Lage des Konsistoriums im Laufe der Zeit eine andere. Als ich noch der schleswigischen Regierung angehörte, kam in einem meiner Gespräche mit dem damaligen Kirchendezernenten, dem Geheimrat Rathjen, die Rede auf die Stadt Pinneberg als eine Stadt (damals) ohne Kirche. In diesem Gespräch sagte der grundgescheite Mann wörtlich: „man kann doch nicht Steuern ausschreiben, um Kirchen zu bauen“. Das charakterisiert die damalige

---

<sup>1)</sup> So kräftig, daß daraus fast eine Gefahr erwuchs. Einstimmige Gemeindebeschlüsse in solchen Angelegenheiten wurden jetzt nicht selten geradezu erkaufte. Gemeinden gaben ihre Eigenständigkeit stark preis, um Mittel vom Konsistorium zu erhalten. Es kam vor, daß eine Gemeinde zur Befriedigung eines ihrer Bedürfnisse eine gewisse Summe unter der Bedingung, daß das Konsistorium das Uebrige beschaffe, zur Verfügung stellte. So bahnte sich hier geradezu eine neue Gängelung der Gemeinden durch das Konsistorium an.



Lage. Zwar verlangte man von der Kirche eine Beeinflussung des Volks, entzog ihr aber nicht nur die eine Möglichkeit nach der anderen, auf die breite Masse zu wirken, sondern wies sie gleichzeitig an, alle ihre Arbeit in diesen Massen — mit freiwilligen Leistungen auszurichten. Das spricht Bände. Aber es wurde auch in diesem Stück anders. Es wurden letztinstanzliche Gerichtserkenntnisse erwirkt, wonach eine Gemeinde, auch eine erst durch behördliche Maßnahmen gebildete, verpflichtet ist, ein Pfarramt zu errichten wie eine Kirche zu bauen, sofern die Kirchenregierung unter Zustimmung der Staatsregierung solches im Interesse der Aufrechterhaltung des kirchlichen Lebens für notwendig erklärt. Daß man auch aus freier Initiative mit Gemeindeorganen in solchen Fragen sehr anders verhandeln kann, wenn derartige gesetzliche Machtbefugnisse im Hintergrunde stehen, liegt auf der Hand. Die Klage, die ich in meiner ersten Synodalspredigt hatte laut werden lassen, unsere Kirche sei weder Fisch noch Fleisch, weder eine wirkliche Staatskirche noch eine wirkliche Volkskirche, durfte allmählich verstummen.

Aber auch mit dem allem ist das Letztentscheidende für die droben pointierte Aenderung unserer kirchlichen Lage noch nicht genannt. Dieses lag darin, daß sich in unserem öffentlichen Leben bezüglich der Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse die Grundstimmung änderte. Und fragt man mich, worin das seine Wurzel hatte, so antworte ich als einer, der das Vorher und das Nachher persönlich in kirchenregimentlicher Stellung durchlebt hat, stante pede: in der Walderseeversammlung.

Prinz Wilhelm, der spätere Wilhelm II., und seine jugendliche Gemahlin, unsere spätere liebe Kaiserin, interessierten sich lebhaft für religiös-kirchliche Arbeit. Auf ihre Anregung hin fand am 28. November 1887 in Berlin beim Grafen Waldersee (dem bekannten General) eine Zusammenkunft Geladener statt, um zu beraten, wie man die Berliner Stadtmission, namentlich in Beschaffung der nötigen Mittel, fördern könne. Aus diesen Beratungen erwuchs, da es sich schließlich nicht um Berlin allein handeln konnte, der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein. Mit diesem, genauer mit Gründung des aus ihm erwachsenden Kirchenbauvereins begann in Berlin eine neue Epoche kirchlicher Entwicklung. Es ist fast unbegreiflich, daß und wie bei dem starken Anwachsen Berlins nach dem französischen Kriege, um kirchlich Schritt zu halten, so gut wie nichts<sup>1)</sup> geschah und das unter der Regierung eines religiös so warmen und vom Volk so geliebten Königs, wie es Wilhelm der Erste damals war. Natürlich hat hier der

<sup>1)</sup> Gebaut wurde im Norden Berlins die Dankeskirche — aus freiwilligen Mitteln! Das war alles.

allgemeine religiös-sittliche Niedergang, der in Deutschland den glänzenden Siegen folgte, das Seine getan. Vor allem aber soll die Schuld an Bismarck gelegen haben, der nach seiner Niederlage im Kulturkampf von der Kirche, auch der evangelischen Kirche, nichts wissen wollte. Die kirchliche Vernachlässigung Berlins nach dem siegreichen Krieg bis zur Waldersee-Versammlung war eine so skandalöse, daß in der ganzen Kirchengeschichte sich schwerlich ihres gleichen findet. Jetzt aber bemühte man sich, das Versäumte nachzuholen, ein Bemühen, in dem der Freiherr von Mirbach sich unvergängliche Verdienste erwarb. Aber die Bedeutung der Waldersee-Versammlung reichte nicht nur weit hinaus über Berlin, auch weit hinaus über die Sphäre des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins. Das Entscheidende war, daß die ganze Staatsstimmung in Sachen der Fürsorge für die Kirche, nicht urplötzlich, aber allmählich eine andere wurde. Daß das für die Entwicklung unseres Kirchenwesens die Bedeutung hatte, die demselben tatsächlich innewohnte, will von da aus verstanden sein, daß unserer evangelischen Kirche die Entwicklung aus eigenem Wesen heraus versagt geblieben war, daß sie in ein Staatsdepartement war umgekrempelt worden und so in totale Abhängigkeit von der Staatslaune geraten war. Nur von da aus kann auch die kirchliche Bedeutung der Waldersee-Versammlung heraus voll gewürdigt werden.

Nach dieser geschichtlichen Klarstellung kehre ich zurück zu meiner kirchlichen Lage in den Tagen des Anfangs. Durch jene Klarstellung wird diese den Heutigen in ihrer Eigenart verständlich. In welchem Maße es zu jener Zeit galt, daß die Herbeiführung kirchlicher Neubildungen Sache der Generalsuperintendenten war, wird am besten dadurch illustriert, daß ich damals, wenn ich in den Sitzungen des Konsistoriums auf Angelegenheiten dieser Art immer wieder zurückkam, die Herren ausdrücklich um Entschuldigung bat, daß ich sie dafür immer wieder in Anspruch nähme, und ihnen meinen Dank votierte für die Geduld, die sie mir in diesen Angelegenheiten bewiesen. Daß ich angesichts der damaligen Gesamtlage in der rauhen Wirklichkeit nicht viel erreichte, braucht nicht gesagt zu werden, so arm an Mitteln, wie ich war. Ich hatte eigentlich nur mein Wort.

Immerhin erreichte ich einiges. Ich versuchte in die Zustände der Doppelgemeinden da, wo es not tat, bessernd einzugreifen. In Uelsby-Jahrenstedt war das Pastorat von Uelsby nach Jahrenstedt zu verlegen. Hier half mir Jahrenstedts einflußreicher Rüster. Nur in langsamer Entwicklung setzte ich die Trennung von Tolk und Rübøl durch. Hier half ein trefflicher Kirchenältester von Rübøl und der zunächst für beide Gemeinden neubestellte Pastor. Die notwendige Trennung von Tyrstrup und

Sjærndrup scheiterte daran, daß der Minister zu eben der Zeit, da ich diese Trennung betrieb, in Hannover um das Gegentheil, die Zusammenlegung kleiner Pfarreien, bemüht war. Auch charakteristisch für unsere Lage! Als dann später die Trennung von Ogenwatt und Jels sowie die von Rödning und Skrave in Frage kam, waren wir in die später übliche Behandlung dieser Dinge eingerückt.

Nur in zwei ausgedehnten Gemeinden erreichte ich die Erbauung einer Kapelle. So in Ahrenviölfeld in der Gemeinde Schwesing und in Fröslee in der Gemeinde Sandewitt. Der Kirchenvorstand der letzteren hatte mir bei jeder Visitation den Bau dieser Kapelle als überflüssig bezeichnet. Als sie erbaut war, wurde sie stark besucht. Gern hätte ich eine Kapelle errichtet in der Gemeinde Breklum, und ebenso in der Gemeinde Kropp. In beiden erreichte ich das nicht. Ebenso in Wodder.

Mein erstes größeres Unternehmen war die Fürsorge für den zu Adelby gehörigen Teil Flensburgs, St. Jürgen. Ich begann damit, daß ich für Adelby eine Adjunktur beschaffte, aber erkannte sehr bald die Notwendigkeit der Verselbständigung des Bezirks. Meine Helfer waren der in St. Jürgen wohnende Oberlehrer Schnack und Flensburgs Oberbürgermeister, damals Toosbye. Als erst der Bezirk verselbständigt war und ich dort den Kandidaten Lensch in das Pfarramt gebracht hatte, hat dieser, das von mir in ihn gesetzte Vertrauen voll bewährend, alles Weitere gemacht.

Im Norden Flensburgs handelte es sich um ein drittes Pastorat in der St. Mariengemeinde, die, namentlich durch die Einverleibung Duburgs, stark angewachsen war. Hier tat das Beste das kirchliche Verständnis der Flensburger. Die Errichtung des neuen Pastorats stieß auf keine Schwierigkeiten, wohl aber dies, daß ich dasselbe für die Neustadt wollte, wo mit der Zeit unbedingt ein neues Kirchspiel zu errichten war. In St. Marien herrschte damals das die Gemeinde schädigende Wochenprinzip, an dem die Geistlichen festhielten. Trotzdem stieß ich auf Widerstand in den Gemeindeorganen. Als ich ihnen zeigte, daß ich ihr Interesse verträte, entgegnete mir der Kirchenälteste Monrad: beneficia non obtruduntur. Ich merkte, daß ich nicht durchdringen würde und zog zurück, um nicht schließlich die dritte Pfarrstelle zu gefährden. Die Verhandlung ging weiter, aber wesentlich ohne mein Zutun. In den Beschlüssen wurde dann u. a. festgesetzt, daß der dritte Geistliche in der Neustadt wohnen solle. Das hörte ich mit Vergnügen, aber schwieg. Erst als die Gemeindevertreter uns verlassen hatten und auch der Kirchenvorstand den Beschlüssen ordnungsmäßig zugestimmt hatte, mithin alles verbrieft war, sagte ich: „Aber, meine Herren, daß der dritte Pastor in der

Neustadt wohnen soll, widerspricht dem Tenor Ihrer anderen Beschlüsse; das führt in meine Spur.“ „Ach, Herr Generalsuperintendent“, erwiderte einer der Ältesten, „Sie mußten doch auch etwas haben.“ „Das war hübsch von Ihnen“, und so schieden wir als die besten Freunde. Das, was sie „mir“ konzidiert hatten, zog natürlich alsbald seine Konsequenzen. Die später erfolgte Errichtung von zwei weiteren Pastoraten in St. Marien wie die Abtrennung der Betrigemeinde ist wesentlich das Werk des klug und tatkräftig waltenden Propstes Niese. Auch damit aber erschien mir das in Flensburg Erforderliche noch nicht erreicht. Ich wünschte im Westen Flensburgs die Errichtung der Gertrudengemeinde, wenn auch zunächst nur in der Form, daß die in der Neustadt vakant gewordene Kapelle auf den für die Gertrudenkirche schon bestimmten Platz übertragen würde, die dann dem an der St. Mariengemeinde fungierenden dritten Pastor zuzuwiesen gewesen wäre. Aber Propst Niese bezeichnete die Stunde als hierfür noch nicht gekommen. Im Vertrauen auf sein sachkundiges Urteil geduldete ich mich. Jetzt hat der Weltkrieg die Sache weit hinausgeschoben.

Auch anderweitig sind in Schleswig später neue Pastorate errichtet und neue Kirchen gebaut worden, aber das einzelne hat im Zusammenhang dieser Schrift kein Interesse, da sich allmählich die droben geschilderte Aenderung vollzogen hatte, die den Generalsuperintendenten entlastete und die Verwaltung steigend in Betrieb setzte.

Die bescheidene Tätigkeit, von der ich hier berichtete, galt der Not zu großer Gemeinden. Es gibt aber in der Kirche auch eine Not zu kleiner Gemeinden, unter der Pastor, Gemeinde und Kirche leiden. In einer zu kleinen Gemeinde hat der Pastor nicht genug zu tun. Wenn es sich um die ersten Amtsjahre handelt, lasse ich mir die kleinen Gemeinden gefallen, aber selbst für Anfänger — und natürlich gelingt es nicht immer, gerade diese in die kleinen Gemeinden zu bringen — kann eine Gemeinde zu klein sein, und für ältere ist sie das dann erst recht. Man sagt wohl, die Pastoren solcher Gemeinden, die zu klein sind, sollten sich sonderlich in den freien Arbeiten der Kirche betätigen. Schön, aber es ist doch die Frage, ob gerade sie dazu das Zeug haben, letztlich auch, ob sie das wollen. Manche verlernen in den kleinen Gemeinden, was arbeiten heißt. Auch die Gemeinden leiden darunter; in zu kleinen Gemeinden kann sich, wenn es sich nicht um geistlich hervorragende Gemeinden handelt, ein richtiges Gemeindeleben nicht entfalten. Auch die Kirche leidet. Durch das, was sich in diesen kleinen Gemeinden darstellt, wird die törichte Volksmeinung, der Stand der Geistlichen näherte sich einem Stande von Faulenzern, gefördert, ja, die noch schlimmere, als suche man



den Kirchendienst, um für wenig Arbeit gut zu leben; die Leute halten ja vielfach die Pastoren für hoch besoldet.

Was hier zu geschehen hat, liegt auf der Hand. Es sind, wo die Lage das zuläßt, zwei — damit jede Gemeinde sonntäglichen Gottesdienst behalte, wo möglich nicht drei — kleine Gemeinden unter ein Pfarramt zusammen zu fassen. Das frei zu erreichen ist schwierig. Die Gemeinden, die gewohnt sind, ein Pastorat in ihrer Mitte zu haben, lassen das vielfach nicht gern fahren. Sehr materielle Gründe spielen unter Umständen mit. In meinem Sprengel ist vor dem Zusammenbruch nur einmal eine solche Zusammenlegung auf dem Wege der Freiwilligkeit erreicht worden.

Da bot sich, wie mir schien, eine außerordentlich günstige Gelegenheit, das hier Erforderliche zu ordnen, und zwar im Zusammenhang einer Entwicklung, die auch an sich hier Erwähnung verdient. Im Jahre 1898 wurde eine neue Besoldungsordnung für die Geistlichen in Preußen durchgeführt. An die Stelle des reinen Pfründensystems trat in einer gewissen Kombination mit diesem die Ordnung von Grundgehältern, Alterszulagen und Zuschüssen. Diese epochemachende Neuerung war wesentlich das Werk des Geheimrat Schwarzkopf. Zwar haben die Pfarrvereine hier und da die Urheberschaft in Anspruch genommen, darauf gestützt, daß sie auf Besserung der Pfarrgehälter gedrungen hatten. Das hatten aber andere auch getan, z. B. Generalsuperintendenten. Als Schwarzkopf im Konsistorium die Gründe darlegte, die zu der von ihm vorgeschlagenen, uns damals überraschenden Neuerung führten, war von einem Vorgehen der Pfarrvereine mit keinem Wort die Rede. Ebenso wenig in den nachfolgenden Verhandlungen der Synode. Zu der späteren, uns überraschend früh eingetretenen Besserung der Besoldung mag die Agitation der Pfarrvereine mitgewirkt haben. Das hat sich dann in den Köpfen auf ein früheres Stadium übertragen. Ich verhandelte die Sache mit Schwarzkopf auch unter vier Augen. Ich wollte ein höheres Gehalt für den Anfang, selbst auf die Gefahr hin, das Endgehalt etwas herabsetzen zu müssen. Als das nicht zu erreichen war, versuchte ich eine gewisse Selbständigkeit für unsere Kirche zu erreichen — die, nebenbei bemerkt, weitaus die geringste Staatsbeihilfe erhielt —, damit sie mit den ihr gegebenen Mitteln die Sache dann nach ihren Verhältnissen ordnen könne. In der Gleichbehandlung aller Provinzen Preußens, die vielleicht sich nicht vermeiden ließ, lag bei der Verschiedenheit derselben viel Ungerechtigkeit. Was in Ostpreußen oder Hessen viel war, war in Schleswig-Holstein wenig. Aber auch das erreichte ich nicht. Es hieß: Friß, Vogel, oder stirb. Trotzdem half ich Schwarzkopf auf der Synode das Gesetz durchbringen. Unsere Synode war die erste, die das Gesetz verhandelte, und die Opposition dagegen war nicht

gering, auch keine ganz unbegründete. Das reine Pfründensystem, so viel Ungerechtigkeit es in sich barg, hatte nicht nur die altkirchliche Ueberlieferung für sich, sondern auch den Vorzug, eine gewisse Unabhängigkeit zu gewähren. Auf das Ganze gesehen brachte aber die neue Ordnung unsern Geistlichen eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse. Auch hoffte ich, diese Neuerung werde älteren Geistlichen, die in schweren Aemtern saßen, durch Uebergang in kleinere Gemeinden eine längere Amtstätigkeit ermöglichen. Daraus aber ist dann nichts geworden; die Geistlichen machten von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch.

Als dann die Verbesserung eintrat (1909) und das Endgehalt auch in der kleinsten Gemeinde auf 6000 Mk. — damals recht viel — festgesetzt wurde, hielt ich den Augenblick für gekommen, der Not der kleinen Gemeinden ernsthaft zu Leibe zu gehen. Ich erbat für das neue Gesetz eine Bestimmung, nach der künftig dafür geeignete Gemeinden verpflichtet sein sollten, wenn Konsistorium und Regierung in Uebereinstimmung mit dem Gesamtsynodalausschuß es verlangten, und der Minister das genehmigte, sich unter ein Pfarramt zusammen fassen zu lassen, es sei denn, daß sie bereit seien, ihren Geistlichen aus eigenen Mitteln den gesetzmäßigen Gehalt zu sichern. Darauf nämlich gründete ich das Recht einer solchen Bestimmung, daß nach der neuen Ordnung die kleinen Gemeinden vielfach nur einen bescheidenen Teil des Pfarrgehalts aufbringen, die Gesamtheit das übrige. Das gäbe, meinte ich, dieser das Recht entscheidender Mitwirkung in der Frage, ob eine Gemeinde groß genug sei, um Anspruch auf einen alleinigen Pfarrer zu haben.

Im Konsistorium, in dem ich zunächst diese Gedanken vortrug, fand ich Zustimmung. Als dann die Kommissare des Ministers, Ministerialdirektor von Chappuis und der Referent Geheimrat Gerlach zu der erforderlichen Verhandlung in Kiel erschienen und ich auch ihnen meine Gedanken vortrug, verhielten diese sich zunächst ablehnend, befreundeten sich aber allmählich so weit mit den Gedanken, daß sie versprachen, dem Minister Vortrag zu halten.

Als später die Gesamtsynode zusammentrat und der Referent sich als Kommissar des Ministers zu den Verhandlungen einfand, sagte dieser mir, ich hätte Aussicht, das von mir Gewünschte zu erreichen. Aber schon am nächsten Tage kam er zu mir, um mir zu sagen, daß die Sache gescheitert sei. Gescheitert war sie am Evangelischen Oberkirchenrat. Der hatte Bedenken, vornehmlich dies, daß der vorliegenden Berechnung der Staatszuschüsse die gegenwärtige Zahl der Pfarrämter zu grunde liege; durch eine Herabsetzung derselben könne die Höhe der Zuschüsse gefährdet werden. Einer Bestimmung wie der von mir gewünschten könne

man künftig durch ein besonderes Gesetz Rechnung tragen. Das Bedenken teilte ich nicht. Auch glaubte ich nicht an ein späteres Zustandekommen eines solchen Gesetzes. Man kann nicht den Gemeinden erst gesetzliche Ansprüche geben und ihnen dann hernach dieselben wieder verschränken. Aber zu machen war nichts. Ob jetzt aus den Nöten des Zusammenbruchs eine Hilfe in Sachen der zu kleinen Gemeinden erwachsen wird, bleibt abzuwarten.

Der Generalsuperintendent war aber nicht nur geborenes Mitglied des Konsistoriums, sondern auch geborenes Mitglied der Gesamtsynode. Das war mir schon damals willkommen, als ich dem Staatskirchentum noch in ursprünglicher Naivität gegenüberstand. Je mehr ich mich dem Staatskirchentum, das kennen zu lernen ein Generalsuperintendent weit mehr Gelegenheit hat als irgend ein Pfarrer, entfremdete, um so lieber wurde mir die Mitgliedschaft in der Synode. Mit dieser stand ich auf gutem Fuß. Sie schenkte meinem Wort, wenn ich sprach, erhebliche Beachtung. In kritischer Zeit, als Gegner den Rierschen Thesenstreit — siehe später — auch gegen mich ausnuzten, wählte sie mich zu ihrem Vizepräsidenten, d. h. gab sie mir den größten Vertrauensbeweis, der zu ihrer Verfügung stand; sie hielt daran, abgesehen von einer Periode, in der es einem persönlichen Gegner gelungen war, die neugewählten Synodalen zu überrumpeln, fest bis zu meiner Amtsniederlegung. Meinerseits suchte ich der Synode nach Kräften zu dienen, ungebunden durch meine Beamtenstellung. Ich war auf der Synode nicht Kommissar der Kirchenregierung, sondern selbständiges Mitglied, was darin zum Ausdruck kam, daß ich dasselbe Gelübde zu leisten hatte wie die anderen Synodalen. Als 1906 das Kirchensteuergesetz vorgelegt wurde, das in seiner Grundtendenz unanfechtbar war, aber — unnötiger Weise — die Selbstverwaltung beschränkte, indem es für die Zukunft die Voranschläge der Gemeinden der Genehmigung durch Konsistorium und Regierung unterwarf, wies ich die Synode auf diesen Uebelstand hin, drang aber nicht durch. Daß die Synode hier weniger ängstlich war als ich, hatte einen naheliegenden Grund. Bei dem bisherigen freieren Stand der Dinge hatte jede Gemeinde, die eventuell die Staatshilfe in Anspruch zu nehmen gedachte, ihre Steuerliste von dem Regierungspräsidenten für vollstreckbar erklären zu lassen, was einer Genehmigung des Voranschlags gleichkam. Da nun die meisten und zwar die gewichtigsten Gemeinden diesen Weg zu beschreiten pflegten, erschien den Synodalen das novum wenig bedenklich. Dabei übersahen sie den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen. Daß ich, wenn ich Staatshilfe für meine Steuererhebung begehre, dem Staat die Prüfung einzuräumen habe, ob ich nach seinem Dafürhalten die Steuer zu Recht erhebe oder nicht, ist selbstverständlich. Das

grundsätzliche Genehmigungsberechtigung ist etwas anderes. Auch kam jetzt die Genehmigung durch das Konsistorium hinzu. Darüber aber half die Naivität hinweg, die das Konsistorium für eine eigentliche Kirchenbehörde hielt. Die Synode ging ohne viel Bedenken auf diese neue Bindung ein — trotz meiner Warnung.

Meinerseits suchte ich auch dem Konsistorium gegenüber Bedeutung und Selbständigkeit der Synode zu wahren. Das Verhältnis von Konsistorium und Synode bezw. Gesamtsynodalausschuß war ein durchaus gutes, wie es denn auch erwünscht war, daß beide Instanzen im Interesse der Kirche Hand in Hand arbeiteten. Allmählich aber drohte, was Sache der Synode war, stille in die Hand des Konsistoriums und das hieß des staatlichen Kirchenregiments hinüberzugleiten. So die Abfassung des Protokolls der Synode, was zwar bequem, aber nicht ohne Bedenken war; dem beugte ich für die Zukunft vor durch einen auf der Synode herbeigeführten Beschluß. Die Synode bewilligte in steigendem Maße Mittel für kirchliche Zwecke, darunter auch solche für die freien Arbeiten der Kirche. Durch Unachtsamkeit der Synode kam es dahin, daß das vom Konsistorium benutzt wurde, um auch die freie Arbeit der Kirche der Kontrolle der staatlichen Kirchenbürokratie zu unterwerfen. Diesen Mißbrauch beseitigte ich durch Aufklärung und Herbeiführung einer anderen Form der Synodalbeschlüsse. An sich hielt ich dafür, daß die Synode, indem sie mehr und mehr kirchliche Bestrebungen, sowohl behördliche wie freie, durch Darbietung von Mitteln förderte und stützte, richtige Wege eingeschlagen hatte. Möchte einmal ein kirchlich wenig interessiertes Mitglied der Synode darüber rasonnieren, die Synode bewegte sich mit solcher Bewilligung durchaus in der Linie ihrer Aufgabe. Wer Einfluß üben will und soll, muß für das, das er beeinflusst, auch etwas tun. Aber die Synode hatte über die Gelder, die sie bewilligte, letztlich auch selbst die Verfügung zu behalten. Die Bewilligung von Mitteln für allerlei kirchliche Zwecke erfolgte in der Form, daß sie dem Konsistorium zur Verfügung unter Mitwirkung des Synodalausschusses überwiesen wurden. Diese Mitwirkung konnte nach dem Gesetz sich in doppelter Form vollziehen, entweder so, daß die Synodalen und die Konsistorialen auf gleichem Fuß mit einander stimmten, oder so, daß die Verfügung an die Zustimmung des Synodalausschusses gebunden ward. Ich hielt, während die erstere Form die durchweg übliche geworden war, die letztere für die stets gebotene und trat gelegentlich dafür ein. Bei der ersteren Form hatte die Synode drei Stimmen unter vierzehn; bei der letzteren konnte nichts erfolgen ohne ihren Ausschuß. Der Unterschied springt in die Augen. Nun lag es in der Wirklichkeit so, daß das Konsistorium gegen den Widerspruch der drei Synodalen in dieser Beziehung et-



was auszudrücken sich schwerlich würde entschlossen haben, ja, die bezüglichen Beschlüsse kamen durchweg in gegenseitiger Verständigung zustande, aber auch bei der größten Freundschaft und der freiesten Verständigung ist es im wirklichen Leben nicht gleichgültig, welche rechtliche Ordnung im Hintergrund steht.

Nach § 104 der alten kirchlichen Verfassung war die Synodalkasse entweder „unter Aufsicht der Synode durch einen von ihr zu bestellenden Rechnungsführer oder von der Kasse des Konsistoriums zu führen“. In den ersten Jahren handelte es sich um eine Kassensführung von geringer Bedeutung. Da überließ die Synode die Rechnungsführung gegen entsprechende Entschädigung der Konsistorialkasse. Später dachte niemand daran, das zu ändern; auch tat die Bequemlichkeit das Ihrige. Ich hielt aber nach meinen Beobachtungen dafür, daß diese Art der Verwaltung der inzwischen groß gewordenen Synodalkasse dazu diene, die Synode in ihren eigenen Angelegenheiten ungebührlich hinter das Konsistorium zurücktreten zu lassen und wies gelegentlich darauf hin, daß hier zu ändern sei, kam aber nicht mehr dazu, eine Abänderung herbeizuführen. Jetzt ist unter dem Drang der Neuordnung ein eigener Kassensführer bestellt worden.

Endlich noch eine Warnung, die vielleicht auch unter den neuen Verhältnissen noch Beachtung verdient. In steigendem Maß entwickelte sich in der Synode die Gepflogenheit, wenn dieser oder jener, diese oder jene Gruppe von ihr eine Resolution begehrte, ohne viel Ueberlegung darauf einzugehen. Zu Grunde lag Freundslichkeit gegen die Mitsynodalen; starken Einfluß übte augenscheinlich der Gedanke: nützt es nicht, schaden kann es auch nicht. Das Letztere aber ist ein Irrtum. Ich habe daher gelegentlich betont und betone das hier von neuem, daß die Synode nur dringend veranlaßte und sorgfältig erwogene Resolutionen fassen darf. Je leichtherziger sie in dieser Richtung vorgeht, um so mehr entwertet sie das Gewicht ihrer Beschlüsse, früher in den Augen der Kirchenbehörde, aber auch jetzt noch in den Augen der Staatsbehörde wie der gesamten Öffentlichkeit.

Orden und Titel sind Machtmittel der Monarchie. Ich habe sie in Kreisen wirksam gesehen, in denen ich das nicht erwartete. Nicht daß ich sie gering geschätzt hätte. Mein Ideal ist zwar, daß sie für Geistliche nicht in Frage kommen; in einer richtig geordneten Kirche sind sie ohne Bedeutung, auch für einen Bischof. Für einen Generalsuperintendenten aber, der in sehr verschiedenen Kreisen seine Stellung zu behaupten hatte, waren sie nicht ohne Wert. Daß sie mir trotz meiner Gegnerschaft gegen die preußische Nordmarkpolitik nicht gefehlt haben, erwähne ich mit dankbarer Anerkennung. Mit besonders herzlicher Dankbarkeit gedenke ich zweier Ueberraschungen, die ich erlebt habe. Im Jahre 1911 kam

der Tag, da ich mein beschöfliches Amt 25 Jahre geführt hatte. Ich wollte irgendwelcher Feier aus dem Wege gehen und hatte alles geordnet, um diesen Tag mit den Meinigen in der Ferne zu verleben, auf einer längst versprochenen Reise nach Paris. Da bewog mich der Präsident Müller in seiner lebenswürdigen Neigung, anderen eine Freude zu bereiten, zu Hause zu bleiben. Ich gab schließlich nach und erlebte ein in jeder Beziehung mich erfreuendes Fest<sup>1)</sup>. Pastoren und Kirchenvorstände, nicht nur Schleswigs, teilweise auch Holsteins, sammelten eine Summe, die sie mir als Theodor Raftan-Stiftung überreichen ließen, deren Erträge ich in den Dienst der freien Arbeiten der Kirche Schleswig-Holsteins gestellt habe. Und als ich dann 1917 mein Amt niederlegte, ließ — das war die zweite Ueberraschung — die schleswigsche Geistlichkeit mein Bild in Lebensgröße malen für den Dom in Schleswig. Der von mir hochgeschätzte Künstler, Professor Feddersen-Kleiseerkoog, hat es gemalt. Auch wenn ich nicht mehr lebe, werde ich in effigie noch da sein in dem Dom an der Schlei, in dem ich so manche ernste werte Stunde meines bischöflichen Amtes erlebt habe — ein Gedanke, der mir innerlich Freude macht.

### 3. Nordschleswig.

Nordschleswig war ein so eigenartiger Teil meines Sprengels und nahm meine Tätigkeit so spezifisch in Anspruch, daß es angezeigt erscheint, von dieser im Zusammenhang zu berichten — etwas, das auch dadurch nicht überholt ist, daß wir Nordschleswig jetzt verloren haben.

Nordschleswig, d. h. der Teil Schleswigs, der nördlich einer Linie Flensburg-Tondern liegt, war etwas für sich. Seine Sonderart wurde nicht selten überschätzt, nicht nur seitens der Dänen, denen Schleswig sozusagen in Nordschleswig aufging, die da dachten und redeten, als wäre „der Bischof von Schleswig“ eigentlich nur da für Nordschleswig, als hätte er jedenfalls die Grundsätze für all sein Handeln den nordschleswigschen Verhältnissen zu entnehmen, sondern auch seitens einer wenn auch nicht großen Reihe nordschleswigscher Pastoren, die sich so in Nordschleswig einkapselten, daß sie sich am Gesamtleben der Landeskirche nur so weit beteiligten, als sie mußten. Und doch war Nordschleswig nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ein Teil Schleswigs bzw. Schleswig-Holsteins. Die das nicht würdigten, hatten Geschichte und Tatbestand wider sich; sie übersahen, daß nicht erst zu unserer Zeit, sondern schon von Alters her in Nordschleswig auch deut-

<sup>1)</sup> Fast täglich ruhen im deutschen Süden meine Augen, des Besitzes froh, auf dem Oelbild vom Dom, das an jenem Tage die schleswigschen Kirchenpropste mir schenkten.

ishes Leben eine Heimstätte hatte, vorwiegend in den Städten, aber auch auf dem Lande, auf dem es an Heimdeutschen nicht fehlte. Aber ebensowenig wie überschätzt, durfte Nordschleswigs Eigenart unterschätzt werden. Grundlegend wirkte hier die Sprache. Die Volkssprache Nordschleswigs war wesentlich die dänische, die schon im Süden des schleswigschen Sprengels und erst recht in Holstein nicht verstanden wurde. Der Gegensatz von deutsch und dänisch, damals im Süden Schleswigs ganz in den Hintergrund getreten, beherrschte hier noch alle Verhältnisse. Strömungen des dänischen Kirchenlebens wirkten nicht nur beabsichtigt, sondern auch unwillkürlich hinüber auf das Kirchenleben in Nordschleswig. Politisch verfilzt war hier alles, nicht nur die Freigemeindebewegung, auch die „Indre Mission“. Diese Verfilzung legt es nahe, der Erzählung von meiner Arbeit in Nordschleswig eine Charakterisierung der damaligen politischen Lage voranzuschicken.

Ich erzählte im ersten Abschnitt des von der Generalsuperintendentur handelnden Kapitels, daß ich am Tage meines Amtsantritts am Tische des Präsidenten Mommsen die Hoffnung aussprach, wenn ich eine normale Lebenslänge erreichen sollte, eine Zeit zu erleben, da in Nordschleswig, auf das Ganze gesehen, Ruhe herrschen werde. Selbstverständlich nicht in dem Sinn, daß Nordschleswig inzwischen deutsch geworden — so törichte Gedanken überließ ich Leuten wie dem Berliner Geheimrat Schneider, der in den siebziger Jahren dem Propsten Göttig in Apenrade weisagte, in zwanzig Jahren werde Nordschleswig deutsch sein. Aber in dem Sinn, daß die große Mehrheit in Nordschleswig sich mit den bestehenden Verhältnissen — wenigstens praktisch — würde ausgeföhnt haben.

War diese Hoffnung damals unbegründet? Sie ruhte auf zwei Voraussetzungen. Ich rechnete mit der mir wohl bekannten Besonnenheit meiner Landsleute, aber nicht minder mit einer zwar festen aber rücksichtsvollen und klugen Politik <sup>1)</sup> der Regierung.

Auch damals, als ich mein bischöfliches Amt antrat, brannte es noch in allerlei Weise in Nordschleswig, aber der Brand war im Abflauen. Der aufgehobene § 5 geriet wachsend in die verdiente Vergessenheit. Das Verschicken der nordschleswigschen Jugend nach Dänemark ließ nach. Fortbildungsschulen, die für die Nordschleswiger jenseits der Grenze errichtet waren, begannen,

<sup>1)</sup> Nicht, wie man mir untergeschoben hat, mit einer schlappen Politik. Alle Illonalität wünschte ich angefaßt zu sehen mit fester Hand; alle seelischen Interessen wollte ich rücksichtsvoll geschont wissen. Eine solche Politik, die Strenge und Zartheit, je am richtigen Ort, verbindet, wäre die richtige gewesen. Nordschleswig würde nicht nur die Zartheit begrüßt, sondern auch die Strenge verstanden haben.

um ihre Existenz zu kämpfen. Die deutschfeindliche Presse war auch damals vorhanden, aber hatte nicht die Verbreitung und genoß nicht den Einfluß, zu dem ihr später die preußische Nordmarkpolitik verhalf. Der Gedanke der Wiedervereinigung mit Dänemark, damals ein geeignetes Thema für Zeitungsartikel und Volksreden, galt in weiten Kreisen mehr und mehr als aussichtslos und trat im Bewußtsein der Leute zurück. Schleswig war seit alten Tagen ein geschlossenes Ganze; lange hatten die deutschen Schleswiger mit ihren dänischen Landsleuten zu Dänemark gehört; war es da etwas Sonderliches, daß diesen jetzt zugemutet wurde, mit ihren deutschen Landsleuten zu Deutschland zu gehören? Im Grunde ist es doch das Natürlichere, daß in einem Grenzland mit national gemischter Bevölkerung die Majorität, nicht die Minorität entscheidet, daß das Grenzland ein Bestandteil des größeren, nicht des kleineren Nationalstaates ist. Dazu kam, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse Nordschleswigs unter der Zugehörigkeit zu Deutschland vorzüglich entwickelt hatten — manche Bauern nördlich der Grenze beneideten ihre südlich der Grenze wohnenden Standesgenossen. Es darf meinen dänischen Landsleuten gewiß nicht nachgesagt werden, daß sie sonderlich materiell gesinnt gewesen; sie haben ihrer Nationalität auch mit Opfern macker die Treue gehalten. Aber selbstverständlich waren auch sie an guter wirtschaftlicher Entwicklung stark interessiert. Wie leicht es damals war, bei verständiger Haltung auch mit einer auftauchenden Opposition fertig zu werden, erlebte ich selbst alsbald nach meinem Amtsantritt, als die preußische Regierung den dänischen Staatsangehörigen das kirchliche Wahlrecht nahm. Das erweckte Widerstand, aber ernste Schwierigkeiten entstanden nicht. Zweifellos wirkte dabei der Umstand mit, daß man auf dänischer Seite durch viel Lärm den dänischen Staatsangehörigen Schwierigkeiten zu bereiten fürchtete. Aber das war es nicht allein. Die dänischen Kirchenältesten erwiesen sich durchaus zugänglich für meine Darlegung der Rechtslage, die eben verschieden beurteilt werden könne; ja, der dänisch gesinnte alte Bischof Hansen in Eken half mir in dieser Richtung in den Verhandlungen mit den Alsfinger Kirchenvorständen.

Freilich kam bei dieser Sachlage nun alles an auf die Politik der Regierung, darauf, daß diese an der verständigen Politik festhielt, die sie durchweg bisher befolgt hatte, daß sie Kirche und Religion unangetastet ließ, keine Sprachverfolgung inszenierte und einige Sorgfalt übte in der Auswahl der Beamten<sup>1)</sup>, namentlich in den Distrikten, in denen die Ermachsenen tat-

<sup>1)</sup> Wie vorzüglich hatte ein Mann wie der aus Altpreußen stammende Landrat Magdeburg in Sonderburg gewirkt; auch die Dänen



sächlich sich nicht in deutscher Sprache verständigen konnten, tunsichst Männer anstellte, die des Dänischen mächtig waren <sup>1)</sup>). Wurden diese Bedingungen erfüllt, war eine Beruhigung Nordschleswigs damals keineswegs aussichtslos.

Zur Regierung aber hatte ich damals gutes Zutrauen. Ich habe erzählt, wie ich in Apenrade freiwillig für sie eingetreten war. Während der Zeit, als ich selbst der Regierung angehörte, war mir in ihr nie ein Hauch von Chauvinismus begegnet. Mit dem Oberpräsidenten mußte ich mich einig in Fragen der zu befolgenden Schulpolitik. Gegen etwaige Attacken des Berliner Geheimrats Schneider fühlte ich mich durch jenen gedeckt und das um so mehr, als der Ministerialdirektor Rügler damals noch nicht in meinen Gesichtskreis getreten war. Wohl gab es in Nordschleswig Deutsche, die dem Dänentum feindlich gegenüber standen, auch Zurückgekehrte, die das damalige Nordschleswig immer noch durch eine vor-märzliche Brille ansahen, aber jenen standen unter den Deutschen in Nordschleswig auch solche in nicht geringer Zahl gegenüber, für die das Jesuswort Matth. 7, 12 nicht vergeblich gesprochen war, und, was die Letzteren anging, so überwand ich die von ihnen erweckte Sorge durch das Vertrauen eben auf die besser unterrichtete Regierung, die schließlich doch das Heft in Händen hatte.

So etwa sah der Hintergrund aus, von dem aus ich das

waren ihm zugetan gewesen. — Der wichtigste Posten in Nordschleswig war der des Landrats in Hadersleben und den benutzte die Staatsregierung steigend als Sprungbrett für Beamtenkarrieren. Die jungen Herren, vielfach tüchtige Männer, erschienen mit wirren Vorstellungen; hatten diese sich in richtige verwandelt, wurden sie befördert. Als Schulrat hatte ich mit dem damaligen Landrat öfter diskutiert; wir waren sehr verschiedener Meinung gewesen. Als ich ihn später als Generalsuperintendent einmal besuchte, redete er ungefähr so wie ich damals. Auf meinen Ausruf: „Und das sagen Sie, Herr Landrat!“ antwortete er lächelnd: „Ja, in x Jahren, Herr Generalsuperintendent, hat man sich die Hörner abgelaufen.“ Er wurde bald darauf versetzt, und seine Nachfolger verließen Hadersleben noch rascher als er, durchweg dann, wenn sie die Verhältnisse erkannt hatten.

<sup>1)</sup> Ich illustriere das an dem verstorbenen Abgeordneten Amtsrichter Jürgensen in Husum. Vorher war er Amtsrichter in Rödöding. Selbst ein Nordschleswiger sprach er mit den Bauern, die zu ihm kamen, das reinste dänische Patois. Wer ihn verließ, hatte nicht die Empfindung, mit einer „fremden Regierung“ zu tun gehabt zu haben. Wie anders, wenn ein Törninglehner Amtsgericht mit einem Gott weiß woher stammenden Amtsrichter besetzt ward, der von Dänisch keine Ahnung hatte, einen Bauern, der nicht deutsch reden konnte, wo möglich anschnauzte und ärgerlich den Dolmetscher kommen ließ. Der Bauer konnte dann der Verhandlung nur unsicher folgen, war nicht gewiß, ob der Richter alles erfahren habe, was er ihm zu sagen wünschte. Ging er heim — lag in seiner Seele der Gedanke: Wahrhaftig, die Zeitungen haben recht: wir stehen unter „fremdem Regiment“. Jürgensen, ein stämmiger deutscher Schleswiger, ward auch von der dänischen Bevölkerung geschätzt.

droben Zitierte am 17. Mai 1886 am Tische des Präsidenten Mommensen sprach.

Wie ist dann alles so ganz anders gekommen!

Ich illustriere das, indem ich dem Jahre 1886 das Jahr 1914 gegenüberstelle. Wenige Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges schilderten im preußischen Herrenhause drei Schleswig-Holsteiner: Graf Ranzau-Rastorf, Geheimrat Reuber-Riel und Oberbürgermeister Todsien-Flensburg dem aufhorchenden Hause die Zustände in Nordschleswig, wie sie bis dahin sich entwickelt hatten. Was sie vortrugen, entsprach in seiner ganzen Unerfreulichkeit, von ein paar Kleinigkeiten abgesehen — ich ließ mir das Stenogramm kommen und prüfte das Vorgetragene —, dem Tatbestand. Dieser ließ sich kurz so kennzeichnen: Nordschleswig war 1914 dänischer, als es 1886 gewesen war. Das sahen diese Männer; das legten sie in beredter Weise dar, aber wie das alles so geworden war, entzog sich ihrem Blick. Die Holsteiner waren bezüglich der nordschleswigschen Verhältnisse durchweg nicht viel besser orientiert als die Altpreußen. Ein Husarenritt in nordschleswigsche Politik genügte wirklich nicht, um die komplizierten Verhältnisse Nordschleswigs zu durchschauen. Der Geheimrat aus Riel hatte m. W., wiewohl er in Tondern geboren war, als Heranwachsender nie in Nordschleswig gelebt. Er gehörte, wenn ich mich nicht irre, zu denen, die, von unserer alten Tradition genährt, Nordschleswig noch im Licht vergangener Tage betrachteten; das damalige Nordschleswig kannte er nicht. Am nächsten stand den Dingen der Flensburger Oberbürgermeister. Aber selbst diesem fehlte eine ausreichende persönliche Berührung mit den Dänen, deren Sprache er nicht sprach; auch war es nicht verkehrt, was mir in Hadersleben ein aus Flensburg stammender Geistlicher seinerzeit sagte, schon in Flensburg verstehe man Nordschleswig nicht mehr. Das erklärt die Gesamthaltung der drei Redner. Was diese dem erschreckten Hause vortrugen, war in Wirklichkeit eine Zusammenfassung der Früchte der preußischen Nordmarkpolitik. Das aber wollte man natürlich nicht Wort haben; man suchte daher, wie das in solchen Fällen üblich ist, einen Sündenbock und fand diesen — in der nordschleswigschen Geistlichkeit und ihrer Spitze. Herzog Ernst Günther machte sich zum Wortführer dieser Aktion<sup>1)</sup>. Sein Wort war gewiß in den

<sup>1)</sup> Mich persönlich hat dieser Angriff wenig berührt. Ich war Derartiges gewöhnt. Aber um der Geistlichkeit willen glaubte ich nicht schweigen zu dürfen. Um ihretwillen wie auch zur Steuer der Wahrheit trat ich dem Herzog entgegen (Kirchen- und Schulblatt 1914, Nr. 30). Der Herzog antwortete in einer längeren Ausführung, in der er teils die törichte preußische Nordmarkpolitik vertrat, teils mehr oder weniger unbegründete Anklagen, aber nicht eigentlich gegen mich, sondern gegen das

Augen nicht weniger im Herrenhause ein autoritatives, war es doch das Wort eines schleswig-holsteinischen Fürsten. Aber was mußte Herzog Ernst Günther von Nordschleswig? Weder einiges dänische Blut in den Adern noch ein jährlich wiederkehrender mehrwöchentlicher Aufenthalt auf Schloß Gravenstein genügte, um dem in Schlesien aufgewachsenen Herzog ein wirklich eigenes Urtheil in nordschleswigschen Angelegenheiten zu ermöglichen. Er war und blieb im wesentlichen angewiesen auf das, was die Leute seines Umgangs hierzulande ihm erzählten. Aber entbehrte die vom Herzog vertretene Auffassung denn jeder Unterlage? Es gab vereinzelte nordschleswigsche Geistliche, deren politische Sympathieen sich den Dänen zuwandten oder ihnen gehörten, aber die weitaus meisten der nordschleswigschen Geistlichen waren deutschgesinnte Männer. Dieser oder jener unter ihnen hätte seiner deutschen Gesinnung hier und da kräftigeren Ausdruck geben können, als er das tat. Was ihn zurückhielt, war eine nicht ganz richtig geartete Rücksicht auf die Gemeinde. Einig aber waren nahezu alle, auch die deutschgesinnten Geistlichen, darin, und das entsprach auch der von mir gepflegten Auffassung, daß der Geistliche keine politische Aufgabe habe — selbst der Kaiser wollte ja von „politischen Pastoren“ nichts wissen. Dies aber, dies, daß wir keine Politik treiben wollten, das war es, was deutsche Politiker, vielfach solche, die selbst von Religion und Kirche nicht viel wissen wollten, gegen uns einnahm. Sie erwarteten von den deutschen Geistlichen in ihrem politischen Kampf, der ihnen die Hauptsache war, unterstützt zu werden. Geschah das nicht, ärgerte sie das. Auf das Große und Ganze gesehen, darf ich sagen: *Hinc illae lacrimae*. Sachkundige hätten eigentlich mehr Grund gehabt, sich über die weitgehende deutsche Gesinnung der nordschleswigschen Geistlichkeit<sup>1)</sup> zu wundern, entstammten

Konsistorium erhob. Diese bedurften dringend einer Beleuchtung, der ich mich dann auch unterzog. Da aber brach der Weltkrieg aus. Ich verschloß den fertigen Aufsatz und teilte das in einer öffentlichen Erklärung mit, in der ich mein Verhalten damit begründete, daß, während der Feind an der Grenze stehe, zwei Deutsche nicht nationalpolitisch streiten dürften. Jetzt denselben zu veröffentlichen hat, sofern das nicht besonders veranlaßt wird, keinen Zweck, zumal der Herzog inzwischen gestorben ist.

<sup>1)</sup> Als die große Wendung eingetreten, die in der Abtretung Nordschleswigs vorliegt, haben nordschleswigsche Geistliche, die das deutsche vulgus für dänisch taxiert hatte, wiewohl sie ihre Heimat liebten und in dieser geliebt wurden, Nordschleswig verlassen, um sich und ihren Kindern eine deutsche Zukunft zu sichern. Nicht alle taten das, aber etliche. Ob unter denen, die da blieben, sich etliche gefunden haben, die nach der Abtretung ihr „dänisches Herz“ entdeckten, weiß ich nicht. Ist das der Fall gewesen, darf das nicht verallgemeinert werden; vor allem wäre das kein Spezifikum der nordschleswigschen Geistlichkeit. Wie viele, die früher der Monarchie huldigten, haben jetzt in Deutschland ihr republikanisches Herz entdeckt.

doch die meisten unter ihnen der nordschleswigschen Bevölkerung, und diese war vorwiegend dänisch und wurde das immer mehr.

Vor allem aber — was war das für eine politische Einsicht, die diesem Angriff des Herzogs und seiner Hintermänner zugrunde lag! Was hier zutage trat, war zu charakteristisch für unsere Zustände, als daß ich es hier mit Schweigen übergehen dürfte. Der Herzog und seine Hintermänner glaubten „alles Ernstes“ — einige „patriotische Pastoren“ haben dasselbe geglaubt —, daß es politisch wertvoll gewesen wäre, wenn die nordschleswigschen Geistlichen sich an dem Kampf gegen das Dänentum beteiligt hätten. Ein Entsprechendes hatten zur Dänenzeit nicht ganz wenige unter den dänischen Geistlichen getan; das Volk charakterisierte diese daraufhin als „schwarze Gensdarmen“; das war augenscheinlich jetzt ganz vergessen. Aber abgesehen davon, tatsächlich lagen die Verhältnisse so, daß das, was der Herzog und seine Hintermänner begehrten, niemand willkommen gewesen wäre als den dänischen Agitatoren. Diese waren ernsthaft darauf bedacht, der nordschleswigschen Bevölkerung unsere Landeskirche zu vereckeln, repräsentierte diese doch — so weit waren wir gekommen — das letzte Band, das die nordschleswigschen Dänen noch mit dem Ganzen verband. Was Lieberes konnte den Agitatoren geschehen als eine Politisierung der nordschleswigschen Geistlichkeit! Was der Herzog und seine Hintermänner im Interesse der deutschen Politik forderten, war gerade das, was die dänische Politik brauchte.

Nach dieser Gegenüberstellung der Lage von 1886 und der von 1914 wende ich mich jetzt zu der zwischen diesen Terminen liegenden Entwicklung und meiner Betätigung in derselben.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1888 sagte mir bei der Zigarre nach einem Diner im Oberpräsidium der Oberpräsident Steinmann: „Wir arbeiten jetzt mit Ihren Akten, Herr Generalsuperintendent.“ „So“, erwiderte ich, „sind Sie so weit?“ „Schneider meint es“, lautete die Antwort. Damit war das Gespräch beendet. Ein unbeteiligter Zuhörer würde es nicht verstanden haben. Meine Leser, die mir bis hierher gefolgt, verstehen es, werden auch verstehen, daß ich nach der Aeußerung des Oberpräsidenten annahm, das, was vor sich gehe, bewege sich in der von mir gezeichneten Spur (vergl. S. 126). Wie anders aber lautete dann die Sprachverfügung, die unter dem Datum des 18. Dezember 1888 veröffentlicht wurde. Als ich bei der nächsten Begegnung den Oberpräsidenten darauf anredete, entgegnete er verstimmt: „Ich habe es so nicht gewollt.“ Diese Aeußerung war selbstverständlich nur für mich bestimmt. Trotzdem sie hier mitzuteilen, trage ich kein Bedenken, da es längst ein öffentliches Geheimnis ist, daß der preußische Oberpräsident der Provinz, der zu gut



unterrichtet war, um nicht das wenigstens Hochbedenkliche dieses Vorgehens zu erkennen, zu dem Erlaß der ominösen Verfügung vom 18. Dezember 1888 gegen seinen Willen von Berlin aus gezwungen worden ist.

Aber mußte denn ich als der Generalsuperintendent von Schleswig nicht von dieser Verfügung, ehe sie erschien? Es hat sich der Augenblick, in dem sie mir zu Gesicht kam, meiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt. Ich saß an einem Sonnabendvormittag, damals noch in Schleswig residierend, an meinem Schreibtisch, als mir das Amtsblatt der Königlichen Regierung gebracht wurde. Mit halbem Blick schickte ich mich an dasselbe zu durchfliegen, wie ich das gewohnt war. Da stieß das Auge auf die ominöse Verfügung. Das Auge ward groß und scharf, Kopf und Herz schwer. Der Generalsuperintendent von Schleswig erhielt die Kunde von dieser Verfügung als Leser des Regierungsamtsblatts! Wie war das möglich? Die altpreussische Instruktion der Generalsuperintendenten von 1829, die, wie erwähnt, heute durchweg auf Schleswig-Holstein Anwendung findet, schreibt im § 25, der obendrein durch Ministerial-Erlaß vom 3. März 1870 ausdrücklich für uns in Kraft gesetzt worden ist, vor, daß der Präsident der Regierung „den Generalsuperintendenten in wichtigen Angelegenheiten, hauptsächlich wenn allgemeine und organische Maßnahmen erwogen und beschlossen werden sollen“, zur Beratung der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen einzuladen habe. Im Verlauf der weiteren Entwicklung, d. i. der weiteren Bürokratisierung der evangelischen Kirche sind diese Einladungen außer Übung gekommen. Aber doch nicht, ohne daß ein anderes an ihre Stelle trat! Es war inzwischen Gepflogenheit geworden, daß in derartigen Fällen, in denen nach der Instruktion von 1829 der Generalsuperintendent einzuladen war, die Regierung sich mit dem entsprechenden Konsistorium ins Benehmen setzte. Aber auch das war im vorliegenden Fall nicht geschehen. Warum das alles nicht? Konsistorium und Regierung standen im besten Einvernehmen. Was mich persönlich anging, so befand ich mich in den denkbar besten Beziehungen zu dem Oberpräsidenten, und mit den Schulräten war ich befreundet. Es lag kein erkennbarer Grund für dieses merkwürdige Versäumnis vor. Ein solcher war auch in der Tat nicht vorhanden. Man hatte an ein solches Benehmen einfach nicht gedacht. Ein Mitglied der Regierung sagte mir später im persönlichen Gespräch: „Wir haben uns hernach an den Kopf geschlagen, daß wir nicht daran gedacht; sonst schicken wir ja dem Konsistorium jeden Quark“. Ja, nicht daran gedacht! Aber weshalb nicht? Das weiß ich sehr genau. Das hatte seinen Grund in unserm Staatskirchentum. Dieses hatte die evangelische Kirche zu einem Staatsdepartement, und zwar ei-

nem solchen zweiten oder dritten Ranges erniedrigt. Schlag der Staatschwanz rechts, hatte die evangelische Kirche rechts zu sitzen; schlug er nach links, hatte sie gefälligst links Platz zu nehmen. Natürlich! an eine solche Institution denkt man nicht. So ging es, soweit der Generalsuperintendent bezw. das Konsistorium in Frage kam, zu bei Erlass der verhängnisvollen Sprachverfügung von 1888<sup>1)</sup>.

Aber was war es denn, das diese Verfügung so verhängnisvoll machte? Bis zum Erlass derselben stand die droben (S. 124) charakterisierte Verfügung von 1878 in Kraft, die schon für einzelne Stunden das Deutsche als Sprache des Unterrichts festlegte und in ihrem § 6 bestimmte, daß in der einzelnen Schule auf Antrag der Mehrheit der Schulinteressenten die deutsche Sprache als Unterrichtssprache für sämtliche Lehrgegenstände mit etwaiger Ausnahme der Religion könne eingeführt werden. Am Schluß hieß es, daß eventuell auch auf Antrag der Regierung der Oberpräsident solches anzuordnen befugt sei — eine Schlußbestimmung, von der, so weit ich weiß, bis dahin nie Gebrauch gemacht worden war. Die Verfügung von 1888 schrieb vor, daß von Beginn des nächsten Schuljahres an die Unterrichtssprache in allen Lehrgegenständen die deutsche zu sein habe mit alleiniger Ausnahme des Religionsunterrichts, sofern nicht die Schulinteressenten selbst es anders wünschten. Zugleich wurden da, wo der Religionsunterricht der dänische blieb, den „vier“ dänischen Religionsstunden zwei deutsche hinzugefügt.

So die Verfügung. Aber weshalb darüber so viel Lärm? War das, was hier angeordnet wurde, nicht in der That die einfache Weiterentwicklung dessen, was die Verfügung von 1878 vorschrieb? In dieser Weise haben hernach die Schultheoretiker die Verfügung von 1888 verteidigt. Noch nach 20 Jahren, als die Folgen dieser Verfügung auch ziemlich blöden Augen sichtbar geworden waren, konnte man derartiges hören; ja, es wurde das sogar gelegentlich vorgetragen mit der Miene gekränkter Unschuld. Ich will hier nicht von neuem fragen, wie viel die Verfügung von 1878, deren Ausgestaltung sie sein soll, wert war (vergl. S. 124). Ich unterdrücke meine Vermunderung, daß man die Auslegung, durch welche die Praxis diese Verfügung verbessert hatte (S. 125), wie es scheint, in theoretischer Selbstzuversicht überhaupt nicht beachtete. Aber fragen darf ich, ob in der ganzen Schulabteilung des preußischen Kultusministeriums auch nicht einer war, der

---

<sup>1)</sup> Ich habe in den weiteren Verhandlungen mich klüglich gehütet, dieses Versehen sonderlich zu pointieren. Sätte ich das getan, würde man meine rein sachlich begründete Opposition auf persönliches Verärgertsein zurückgeführt haben.

da mußte oder bedachte, daß eine derartige Anordnung nicht nur schultheoretisch<sup>1)</sup>, sondern auch politisch erwogen sein will.

Das, dadurch diese Verfügung verlegend und erbitternd wirkte, war in erster Linie dies, daß jetzt zum Teil deutscher Religionsunterricht erteilt und damit die frühere Zurückhaltung gegenüber den religiösen und kirchlichen Interessen, die so wohlthuend gewirkt hatte, aufgegeben war. Man kann ja fragen, ob es nicht erwünscht war, daß die Kinder wenigstens das Wichtigste aus dem Religionsunterricht in deutscher Sprache repetierten, ob das nicht angesichts der Fluktuation eines Teils der Bevölkerung gerade auch vom Standpunkt der Kirche aus mit Dank zu begrüßen war. Aber die Weise, wie man diesem Interesse Geltung verschaffte, war äußerst ungeschickt<sup>2)</sup>. Die Anordnung, die getroffen war, wurde von der Bevölkerung in einem nur zu begreiflichem Mißtrauen dahin verstanden, daß auch die Belassung des dänischen Religionsunterrichts jetzt nur noch eine zeitweilige sei, daß die Absicht bestehe, ihn so bald wie möglich ganz zu verdrängen und dann in Verfolg des in der Schule Erreichten die dänische Sprache auch aus der Kirche hinauszutun. Die Art, wie dann später die deutschen Religionsstunden vielfach erteilt wurden, der Umstand, daß Kreischulinspektoren angestellt wurden, die des Dänischen nicht mächtig und deshalb geneigt waren, sich nur um den deutschen Nebenunterricht, nicht aber um den dänischen Hauptunterricht in der Religion zu kümmern, konnte jenen Ver-

<sup>1)</sup> Auch schultheoretisch taugte die Verfügung nichts. Oder meint irgend ein Norddeutscher, man könnte unsern plattdeutsch redenden Kindern ohne irgend welchen Unterricht im Hochdeutschen hochdeutschen Religionsunterricht erteilen? So aber haben es die Verfasser dieser Verfügung gehalten im Hinblick auf die Dänisch redende Jugend Nordschleswigs. Scheute man nicht das Unrecht gegen die Bevölkerung, das in der Streichung jedes dänischen Sprachunterrichts lag, wäre es didaktisch richtiger, kirchlich annehmbarer und politisch jedenfalls nicht unglücklicher, vielleicht glücklicher gewesen, man hätte gleichzeitig mit der ganzen Schule auch den Religionsunterricht verdrängt, aber, und zwar mit der ehrlichen Absicht, es so auch zu halten, bestimmt, daß auf Mittel- und Oberstufe sämtlicher Schulen in Kirchspielen mit dänischer Kirchensprache, wenigstens so lange diese im Gottesdienst vorwiege, zwei Stunden zur Einführung in die dänische Religionsprache (Bibel, Katechismus, Gesangbuch) zu verwenden seien. Nach Erlaß der Verfügung habe ich das gelegentlich dem Minister gesagt, das auch öffentlich geäußert (Kirchen- und Schulblatt 1890, Nr. 51 und 52). Angesehene Geistliche Nordschleswigs hielten mich dann, den Gedanken nicht weiter zu verfolgen. Ich selbst verkannte auch nicht, daß es ein anderes sei, jetzt die Dinge in diesem Sinn zu ordnen, als von vornherein die Dinge so zu gestalten.

<sup>2)</sup> Wollte man lediglich den Kindern die Religionsbegriffe auch in deutscher Sprache zugänglich machen — und das wäre nicht unbegründet gewesen —, hätte man ohne viel Geschrei von den deutschen Peststunden eine auf religiöse Lektüre verwenden können und sollen. Das hätte genügt.

dacht nur bestärken. Das zweite, was erbitterte, war die Beseitigung jeglichen dänischen Sprachunterrichts. Das schädigte unvermeidlich den in dänischer Sprache erteilten Religionsunterricht (vergl. Anm. auf voriger Seite); dieser wurde zum Teil Sprachunterricht und mußte das werden. Aber nicht nur religiöse, auch humane und wirtschaftliche Interessen wurden durch die Beseitigung des dänischen Sprachunterrichts schwer verletzt. Es ist fast grausam, die Dinge so zu gestalten, daß das die Heimat verlassende Kind nicht in den Stand gesetzt wurde, einen Brief zu schreiben, den seine Mutter ohne fremde Hilfe lesen konnte. Hätte man doch wenigstens, sagte mir später einmal ein strammer Däne, so lange gewartet, bis eine Generation herangewachsen, die ihrerseits des Deutschen mächtig war. Wundert man sich wirklich, daß hier Erbitterung Platz griff? Und nicht nur humane, auch wirtschaftliche Interessen wurden geschädigt. Eine Staatsgrenze ist nicht eine chinesische Mauer, und erst recht dann nicht, wenn sie da gezogen ist, wo Jahrhunderte lang freier Verkehr stattgefunden hat. Fäden nicht nur verwandtschaftlicher, auch wirtschaftlicher Interessen verbanden das Hüben und Drüben. Für manche heranwachsende Kinder war es einfach eine wirtschaftliche Notwendigkeit, einen einigermaßen präsentablen dänischen Brief schreiben zu können. Von allen diesen Dingen wußte man augenscheinlich in Berlin nichts, aber warum orientierte man sich nicht? Oder ging man über alle diese Interessen des Volks rücksichtslos zur Tagesordnung über? Sah man nicht, daß man durch dieses Verhalten die Leute zur Selbsthilfe geradezu zwang? Statt das tatsächlich vorhandene Bedürfnis dänischen Sprachunterrichts in der Schule in legitimer Weise zu befriedigen, hielt die preußische Regierung es beides für weise und patriotisch, nicht nur dasselbe in der Schule nicht zu befriedigen, sondern jede auch nur annähernde Bemühung eines Geistlichen, hier irgendwie Abhilfe zu schaffen, sofort als landesfeindliche Stellungnahme zu brandmarken. Was blieb da den Leuten anderes übrig, als für ihre Kinder nach der Konfirmation die Deckung des Bedürfnisses jenseits der Grenze zu suchen? „Früher“, sagte ein nordschleswigscher Bauer einem Freunde von mir, „sandten wir unsere Kinder nach Angeln, damit sie Deutsch lernten; jetzt sind wir gezwungen, sie nach Dänemark zu schicken, damit sie Dänisch lernen.“ War das klug? Ich rufe meinen Lesern hier das ins Gedächtnis, was ich droben von dem erzählte, das ich als Schulrat in Aussicht genommen hatte, rufe ins Gedächtnis, wie es mein *caeterum censeo* gewesen: Tastet den Religionsunterricht nicht an und haltet fest an dem dänischen Sprachunterricht auf Mittel- und Oberstufe! Der Oberpräsident hatte verstanden, was das bedeutete, aber die Herren in Berlin kümmerten sich um so feine Dinge nicht, auch nicht, als der alt-



preußische Oberpräsident dieselben vertrat. Ich glaube heute noch nicht, daß die uns aufgezwungene Verfügung von 1888 aus boshaftem Willen geboren ist; geboren ist sie aus einem bürokratischen, mit Unverstand gemischten und von Ungeduld bestimmten Chauvinismus.

Aus den vorstehenden Ausführungen erhellt der Unterschied zwischen dem, was ich einst vorgeschlagen hatte, und dem, das jetzt ausgeführt wurde, und die Bedeutung dieses Unterschiedes. Hätte man das in der Praxis schon Bewährte, das ich in meine Vorschläge aufgenommen hatte, ausgeführt — die Kinder hätten nicht auch nur ein Minimum weniger Deutsch gelernt —, würde zwar die Presse Lärm geschlagen haben und die Agitation hätte eingesetzt, aber die Bevölkerung würde sie, auf das Ganze gesehen, nicht mitbekommen haben. Viele unter den weniger Bemittelten, und diese bilden die große Mehrzahl, würden, wenn nicht gesagt, so doch gedacht haben: warum sollen unsere Kinder nicht zu Hause das empfangen, was zu lernen die Kinder „der großen Hansen“ auf deutsche Schulen geschickt werden<sup>1)</sup>. Die überwältigende Majorität der Nordschleswiger wünschte, daß ihre Jugend ordentlich Deutsch lerne, betrachtete das als einen Gewinn für ihre Zukunft; nur wollte sie das nicht damit bezahlen, daß ihre Muttersprache ignoriert wurde.

Sollte aber dieser oder jener meinen, daß ich hier doch den Unterschied zwischen dem von mir Vorgeschlagenen und dem später Ausgeführten überschätze, darf ich den geneigten Leser bitten, sich darüber zu unterrichten, was es war, das durch Jahrzehnte hindurch unermüdlich auf den nordschleswigschen Propsteisynoden und von den dänischen Vertretern Nordschleswigs auch auf der Gesamtsynode in Rendsburg immer wieder gefordert wurde. Tut er das, so wird er entdecken, daß das von ihnen Geforderte gerade das war, was die Verfügung von 1888 im Unterschied von dem, was ich vorgeschlagen hatte, der Bevölkerung nahm. Ja, was ich gewollt hatte, ging sogar über das auf den Synoden Geforderte hinaus. Ich wollte im eigentlichen Nordschleswig den Religionsunterricht unangetastet wissen.

Wenige Tage, nachdem die ominöse Verfügung erschienen war, reiste ich dienstlich nach Kiel. Hier fand ich den alten Präsidenten Mommsen — die ihn gekannt haben, wissen, was für ein besonnener Mann er war — fast noch erregter, als ich selbst es gewesen. Ich bin überzeugt, hätten wir rechtzeitig eine Ahnung von dem drohenden Unheil gehabt, er hätte sich, so wenig reiselustig er war, mit mir auf den nächsten Berliner Zug gesetzt, um mit mir den Minister zu beschwören, solche Torheiten nicht zu be-

<sup>1)</sup> Vergl. das S. 126 Erzählte.

gehen. Jetzt war es zu spät. Jetzt begnügte sich das Konsistorium mit ernsthaftem, schriftlichem Vortrag. Als ich später persönlich nach Berlin kam, sagte ich dem Minister gegenüber mein Urteil über die Verfügung in das später oft wiederholte Wort zusammen: didaktisch verkehrt, kirchlich unbequem, politisch ein so großer Fehler, daß wir uns freuen können, wenn wir ihn in 20 Jahren überwinden. Herr von Gohler meinte, ich urteilte zu pessimistisch. Heute weiß jeder an diesen Dingen Interessierte, daß mein Urteil viel zu optimistisch war. Nordschleswig war vor dem Weltkrieg dänischer, als es je gewesen ist.

Die Geistlichen Nordschleswigs urteilten in ihrer überwältigenden Majorität genau so wie ich. Der in ganz Nordschleswig als Deutscher bekannte Propst Reuter in Broacker sagte mir: „Das ist bitter für uns, daß die Dänen jetzt Recht haben“.

In die weiteren Kreise der Bevölkerung drang erst allmählich die volle Erkenntnis dessen, was vor sich ging und was da drohte. Bei den besonnenen Dänen, bei solchen, die geneigt waren, unter Wahrung ihrer Nationalität sich in die bestehenden Verhältnisse zu schicken, erweckte die Verfügung große Traurigkeit. Ich weiß, daß wackere Männer geweint haben. In erheblicher Zahl wurden Deputationen an den Oberpräsidenten geschickt. So viel ich weiß, spielte dabei die Schlußbemerkung der Verfügung, daß es unter Umständen in den einzelnen Gemeinden einstweilen bei dem Bestehenden verbleiben könne, eine Rolle. Es wurde aber von dieser Bestimmung kein Gebrauch gemacht<sup>1)</sup>. Durch die Zurückstoßung der sich Nähernden wurden die Kreise der Intransigenten verstärkt. Das Haus, das schon lange der Schule nicht gerade freundlich gesinnt war, trat jetzt in bewußte Opposition. Wo aber Haus und Schule mit einander im Kampf leben um die Seelen der Kinder, ist das Haus durchweg der Stärkere.

Nur eine Gruppe gab es, die eine aufrichtige Freude hatte an dem Vorgehen der preußischen Staatsregierung — das war die Gruppe der dänischen Agitatoren. Ich weiß zuverlässig, daß einer von ihnen, als er die „patriotische“ Verfügung gelesen hatte, gesagt hat: Gud skee Lov, at vi fik det! Nogle af vore Sogne sov allerede og andre vare ifærd med at falde i Søvn. Nu skal vi nok faae dem vaagen allesammen. (Gott sei Dank, daß wir das bekamen! Einige unserer Gemeinden schliefen schon und andere waren im Begriff einzuschlafen; jetzt bekommen wir sie doch alle miteinander.)

Und sie bekamen sie doch — alle miteinander. Das chauvinistische Kultusministerium hatte ihnen für ihr Unternehmen

<sup>1)</sup> Warum wohl nicht? Ich antworte: deshalb, weil dann nahezu alle Gemeinden das würden gefordert haben.

vorzügliche Waffen geschmiedet und sie mußten sie zu gebrauchen. Auf ihre Anregung machte jetzt das Haus mobil. In den geistig regeren Häusern — es gab natürlich auch in Nordschleswig solche ohne geistige Interessen — wurden die Kinder gewarnt, das zu glauben, was man ihnen in den Geschichtsstunden erzählte, wurden sie von den Eltern oder sonst befähigten Personen in dänische Sprache, dänische Literatur, dänische Geschichte eingeführt. Was in dieser Beziehung steigend geschehen, die Mittel alle, die dies zu fördern dargeboten wurden, kann ich hier nicht aufzählen. Ich hebe aus der einsetzenden Bewegung nur eins heraus: waren die hinter der Grenze errichteten Fortbildungsschulen (Efter-skoler), ja auch die auf Nordschleswig berechneten Volkshochschulen in Gefahr geraten einzugehen, jetzt füllten sie sich alle und neue wurden hergestellt. Es wurde steigend Brauch, Knaben wie Mädchen nach der Konfirmation auf diese Schulen zu schicken. Unbemittelten wurden dazu von anderen die Mittel dargereicht<sup>1)</sup>. Auf diesen Schulen wurden unsere jungen Landsleute nicht nur in das dänische Geistesleben eingeführt, sondern mit fanatischem Deutschenhaß getränkt. Pastoren haben mir erzählt, daß Konfirmanden, die ihnen liebe Konfirmanden gewesen waren, von jenen Schulen zurückgekehrt, kaum noch wußten, ob sie ihren Pastor grüßen wollten. Altpreußische Beamte haben mir gelegentlich gesagt: „Mit der älteren Generation läßt sich verkehren; es sind zumeist verständige Leute; schlimm ist es, wenn man mit der jungen zu tun hat“. Die Jungen — nun das waren die, welche die Objekte der Berliner Germanisierung gewesen waren. Aus ihren Kreisen sind auch die sogen. Jungdänen hervorgegangen, d. h. Schleswiger, die in dänischem Fanatismus überhaupt aufgehört hatten, Schleswiger zu sein. Es war nicht von ungefähr, was ich gelegentlich von den Urhebern dieser Sprachverfügung gesagt habe: „sie verdienen ein Denkmal auf Skamlingsbanke“<sup>2)</sup>. Wer etwa meint, das sei zu hart geurteilt, der lese, was bei Mackeprang: Nordschleswig 1864—1909, S. 283, zu lesen steht: „Det kan uden Overdrivelse siges, at der ikke har været nogen bedre Agitator for den danske Sag end den prøjsiske Regering og deres Embedsmænd. (Es kann ohne Uebertreibung gesagt wer-

<sup>1)</sup> Von 1885 bis 1888 befanden sich durchschnittlich 70 Nordschleswiger auf dänischen Volkshochschulen und Fortbildungsschulen. Von 1889 bis 1892 durchschnittlich 123. Als dann 1892 der Schulverein gegründet war, der den Unbemittelten die Mittel darreichte, stieg die Zahl auf 347.

<sup>2)</sup> Skamlingsbanke ist ein eben hinter der früheren Grenze auf alt-schleswigischem Boden (abgetrennte Kirchspiele) gelegener ausgedehnter Hügel an der Ostsee, auf dem die Schleswig zugewandten Dänen mit den dänischen Nordschleswigern patriotische Versammlungen hielten. Auf diesem Hügel finden sich zahlreiche Denkmäler, aber nur für solche, die sich um die Danisierung Schleswigs besonders verdient gemacht haben.

den, daß es keinen besseren Agitator für die dänische Sache gegeben hat als die preußische Regierung und ihre Beamtenschaft <sup>1)</sup>).

Wer aber waren denn diese viri laureati, denen wir Schleswiger diese traurige Verfügung zu verdanken hatten? Die Väter dieser Verfügung waren der Ministerialdirektor Rügler und der Berliner Geheimrat Schneider. Den letzteren hat Professor Delbrück öffentlich als solchen bezeichnet. Ich glaube aber zu wissen, daß Rügler mindestens eben so stark beteiligt war <sup>2)</sup>). Mit Schneider habe ich über diese Verfügung zu sprechen keine Veranlassung gehabt. Anders mit Rügler. Dieser hat mich, als ich einmal im Ministerium war, selbst zu einem Gespräch herangeholt. Er meinte, ich solle, ob auch nur versuchsweise, mich auf seinen Standpunkt stellen; er hoffe, die nordschleswigsche Geistlichkeit würde dann mitgehen. Ich erwiderte, daß ein verständiger Mann seine Stellung nicht versuchsweise wider Wissen und Gewissen nehmen könne; daß es aber auch eine Täuschung sei, wenn er meinte, die nordschleswigsche Geistlichkeit würde mir folgen. Meine persönlichen Beziehungen zu dieser Geistlichkeit seien zwar vorzüglich, aber sie wisse selbst, was sie wolle; nicht um meiner

<sup>1)</sup> Die Christliche Welt hat 1914 in ihrer Nummer 13 einen vorzüglichen Aufsatz von Menegoz gebracht über die verfehlte Schulpolitik in Nordschleswig.

<sup>2)</sup> Offiziell erfuhr ich nie, wer die Urheber der Verfügung waren. Das hatte wohl darin seinen Grund, daß ich dieselbe von ihrem Erscheinen an bekämpfte. Ich bin aber meiner Sache sicher. Ja, meine Vermutungen gehen noch weiter. Ich glaube auch zu wissen, was es war, das diese beiden Männer in den Stand setzte, dieses Werk auszuführen. Im Spätherbst 1888 nahm die Schleswiger Regierung auffallend viele Nordschleswiger, die dänische Untertanen waren, in den preußischen Staatsverband auf. An sich war das nicht unerfreulich. Wir hatten aber leider erlebt, daß mit solcher Aufnahme dänischerseits arger Mißbrauch getrieben wurde. Aufgenommen lebten sie hernach nicht, wie sie versprochen hatten, ob auch bei Wahrung ihrer Nationalität so doch als loyale Bürger unseres Staates auf heimischer Scholle, sondern betätigten sich jetzt, wo das Damoklesschwert der Ausweisung ihnen nicht mehr über dem Haupte hing, um so ungenierter an der Agitation gegen denselben Staat, der sie auf ihren Wunsch in seinen Staatsverband aufgenommen hatte — wortbrüchige Männer, deren ich als Schleswiger mich schämte. Ich nahm Gelegenheit, den mir befreundeten Dezerenten in der Regierung auf diese Erfahrungen aufmerksam zu machen, um ihn zu warnen. Dieser zuckte die Achseln: „Wir müssen“. Das lenkte unwillkürlich meine Gedanken auf den Besuch, den kurz zuvor der damals junge Kaiser dem dänischen Hofe abgestattet hatte.

War diese Gedankenrichtung eine richtige, d. h. hatte der Kaiser am dänischen Hofe Zumeitgehendes versprochen, ist es verständlich, wenn daraufhin im Staatsministerium der Gedanke und Wille auftauchte, nun aber Nordschleswig entsprechend ernsthaft zu germanisieren. Das war es, was einen Rügler, einen Mann des grünen Tisches, wie er im Buch steht, und einen Schneider, der in schulmeisterlicher Enge befangen war, in den Stand setzte, ihre Gedanken auszuführen.



schönen Augen willen, sondern auf Grund ihrer eigenen Kenntniss der Dinge ständen sie wie ich. Rügler meinte dann, wir befänden uns alle miteinander im Irrtum über die Gründe der Entwicklung in Nordschleswig. Auch ohne diese Verfügung würden die Dinge gerade so liegen, wie sie lägen. Es handle sich um eine ganz allgemeine nationale Bewegung. So etwas sehe man nicht in der Provinz; das sähe man nur an der Zentralstelle. Darin lag ja das Körnchen Wahrheit, daß die nationale Erregung überhaupt zugenommen hatte in der ganzen Welt<sup>1)</sup>. Als ich aber sah, wie er sich damit über alle Folgen seines Werkes ohne wirkliche Kenntniss der Verhältnisse hinwegsetzte, dachte ich: so werden wir regiert! und wußte nicht, ob ich lachen sollte oder weinen. Mir bewährte sich die Richtigkeit der Formel, die ich für die preußische Nordmarkpolitik gefunden habe — ich habe sie auch im Ministerium nicht verheimlicht. Eine Politik ist nur dann richtig (d. i. erfolgreich), wenn sie auf Sachkunde ruht und von Klugheit geleitet wird. Die preußische Nordmarkpolitik hat die Sachkunde durch Konstruktion<sup>2)</sup> ersetzt und die Klugheit durch Chauvinismus<sup>3)</sup>.

Je weiter sich diese Politik durchsetzte, um so tiefer sank meine Hoffnung auf eine verständige Gestaltung der Verhältnisse in Nordschleswig. Und die Schuldigen waren in erster Linie wir Deutschen. In erster Linie — auch das Verhalten meiner dänischen Landsleute war nicht einwandfrei. Wenn sie festhielten an ihrer Nationalität und ihre Muttersprache in der Schule berücksichtigt verlangten, wenn sie die geistige Gemeinschaft mit ihren Nationsgenossen jenseits der Grenze festhalten wollten, waren sie in ihrem Recht. Nur rücksichtsloser National egoismus konnte ihnen das zum Vorwurf machen. Taten die Preußen das, war das Verständnislosigkeit oder Unbilligkeit; taten Schleswig-Hol-

<sup>1)</sup> War es da klug, diese einfach zu ignorieren und in seinen Amtsbestrebungen die Frage auszuschalten, wie klügglich gehandelt werde?

<sup>2)</sup> Einen merkwürdigen Beleg, wie wenig die Sachkunde in der ganzen Angelegenheit eine Rolle spielte, bietet das Folgende. In Vertretung der ominösen Verfügung hat Herr von Gofler im Abgeordnetenhaus gesagt, die Bevölkerung solle nur das Dänisch lernen, das sie befähige, die Bibel zu lesen; dänische Zeitungen zu lesen dürfe sie nicht befähigt werden. Was würden meine deutschen Landsleute zu dem Unternehmen einer Unterrichtsverwaltung sagen, welche die oder die Fremdsprachlichen so viel Deutsch lehren wollte, daß sie die Bibel, aber nicht so viel, daß sie deutsche Zeitungen lesen könnten? Und dabei steht die dänische Bibel der dänischen Zeitungssprache erheblich näher als die deutsche Zeitungssprache der deutschen Bibel.

<sup>3)</sup> Diese Formel ist von der Schulpolitik der Regierung aus gebildet. Diese hat in der preußischen Nordmarkpolitik auch die erste Rolle gespielt. Aber selbstverständlich ging diese nicht in jene auf. Die weiteren Momente der Nordmarkpolitik liegen außerhalb meiner Erlebnisse und Beobachtungen.

steiner das, verleugneten sie das Beste ihrer eigenen Vergangenheit. Auch das darf den Dänen nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß sie hin und her im Lande Vereinshäuser bauten als Pflgestätten des Dänentums. Das hatten die Preußen selbst provoziert. Durch obrigkeitlichen Druck auf die Wirte entzogen sie ihnen, namentlich in Wahlzeiten, die Wirtshausäle in den Dörfern. Dem begegneten die Dänen durch den opferwilligen Bau dieser Vereinshäuser. Vom Standpunkt nationaler Gesinnung aus beurteilt verdient diese opferwillige Thatkraft Anerkennung; hier wirkte das germanische Blut. Nun aber ihr Fehlen. Dieses kam vornehmlich zum Ausdruck in ihrer Presse. In dieser und durch diese vornehmlich, wenn auch nicht allein, führten sie den Krieg gegen die Regierung, den dritten schleswigschen Krieg, wie sie selbst ihn nannten. Einen ihrer Führer, hoch im Norden, der sich gelegentlich einer Visitation bei mir meldete, um sich über die Sprachverfügung sonderlich zu beklagen, verwies ich auf die aufreizende Haltung der Presse, und, als er mir darauf sagte: „Skal vi stakkels Folk da lide for Avisernes Skyld?“ (Sollen wir armen Leute denn um der Zeitungen willen leiden?), antwortete ich: „Og hvem er de, som stötte disse Aviser?“ (Und wer sind die, welche diese Zeitungen unterstützen?) Die Presse wurde durchweg geschickt redigiert, geschickter als die deutsche Presse in Nordschleswig. Sie verfügte über eine bessere Kenntniss der Verhältnisse. In ihren Spalten wirkte die unheimliche Macht des Fanatismus. Ihre Redakteure waren Meister in dem, was der Däne „Spødighed“ nennt, einer Mischung von Ironie und Sarkasmus. Wie sie sich die Fehler der preussischen Regierung kräftig zunutze zu machen mußten, so hatten sie zu gleichem Zweck Argusaugen für jede Schwäche, die sich irgendwo auf deutscher Seite zeigte. Dieser bedingten Anerkennung aber der dänischen Presse ist die Betonung ihrer intellektuellen Enge und ihrer sittlichen Fragwürdigkeit zur Seite zu stellen. Beides schadete ihr nicht oder doch nur wenig in den Augen einer Bevölkerung, von der ein weiter Blick nicht erwartet werden durfte und deren sittliche Urteilsthraft in politischen Dingen — von Ausnahmen abgesehen — geblendet war. Nordschleswig war dieser Presse der Mittelpunkt der Welt und alles im Himmel und auf Erden war ihres Erachtens zu beurteilen im Licht der nordschleswigschen Frage. Was ihre sittliche Haltung angeht, so will ich annehmen, daß sie nicht den Willen zu bewußter Lüge hatten, aber allem Deutschen gegenüber waren sie derartig von Haß beherrscht, daß Berichterstattung und Beurteilung sich, soweit Deutsches in Frage kam, im Geist der Lüge vollzog<sup>1)</sup>. Längere Zeit kämpften in dieser Presse zwei Strömungen.

<sup>1)</sup> In Dänemark nahm man, was die nordschleswigsche Dänenpresse berichtete, für bare Münze. Flensborg Avis war wohl die in Dänemark

Beide gaben sich an dänisch-nationaler Gesinnung nichts nach. In der einen aber übermog der Verstand, in der anderen die Leidenschaft. Die erstere, von dem Abgeordneten Hansen<sup>1)</sup> geführt, wollte sich wenn auch kaum in dem von mir geforderten Sinn, sondern in meinetwegen knirschender Beugung unter die harte Notwendigkeit, aber doch auf den Boden der gegebenen Staatsverhältnisse stellen und auf diesem Boden das nordschleswigsche Dänentum pflegen. Die andere, von Jessen, dem fanatischen Redakteur von „Flensburg Avis“, geführt, wollte davon nichts wissen; sie proklamierte die Wiedervereinigung mit Dänemark als das zu erstrebende Ziel. Für den Kampf um dieses Ziel berief Jessen sich auf den bekannten § 5 des Prager Friedens, nach dem in den nordschleswigschen Bezirken über die definitive Staatszugehörigkeit eine Abstimmung stattfinden sollte. Napoleon III., an den als den Protektor des Nationalprinzips dänische Schleswiger sich mit der Bitte um Hilfe gewandt hatten, hatte diesen Paragraphen in den Friedenstraktat hineingebracht. Wie weit ihn dabei sein wirkliches oder angebliches Interesse für das Nationalitätsprinzip leitete, wie weit er lediglich die Gelegenheit benutzte, sich eine Chance für etwaige spätere Verhandlungen, ein Kompensationsobjekt für gewisse Fälle zu bereiten, lasse ich dahingestellt. Aber der Paragraph, so wie er lautete, taugte nicht viel; war die Sache als solche ernst gemeint, hätten wenigstens in groben Zügen die in Frage kommenden Distrikte bezeichnet und ein Termin fixiert werden müssen, innerhalb dessen die Abstimmung stattzufinden habe, ja, genau genommen hätte gleich hier gesagt werden müssen, wie es dann bezüglich der Deutschen in den abgetretenen Bezirken werde zu halten sein. Es war daher nur natürlich, auch rechtlich unanfechtbar, daß Preußen und Oesterreich, die allein die Pakstanten des Prager Friedens waren, diesen Paragraphen im Jahre 1878 tilgten; sie warfen damit lediglich das Ruckucksei aus dem Nest, das Frankreich in der Zeit seiner Machtstellung unbefugter

meist gelesene schleswigsche Zeitung. Die Dänen haben hernach selbst erlebt, wie sie durch diese Presse getäuscht worden sind. So über Flensburg. Flensburg war längst eine durchaus deutsche Stadt mit einem bescheidenen dänischen Einschlag. Flensburg Avis aber hatte je und je Flensburg als eine im Herzen gut dänische, nur von deutschem Firnis überzogene Stadt dargestellt. Voll guter Zuversicht saßen am Abstimmungstag der zweiten Zone 1920 dänische Männer und Frauen im „Flensburger Hof“, ihrem Hauptquartier. Als dann dort die eine deutsche Siegesnachricht nach der anderen eintraf, war die Enttäuschung groß. Tränen sollen über die Wangen gelaufen sein. Ich kann ihnen das nachfühlen. Aber das ist die legitime Frucht, wenn man sich in seinem Fanatismus so nach seinen Wünschen belügen läßt.

<sup>1)</sup> Es ist derselbe, der von der dänischen Regierung 1918, als die Wiedergewinnung Nordschleswigs in Aussicht trat, zum „Minister für Schleswig“ berufen wurde.

Weise hineingelegt hatte. Aber diese Beseitigung des Paragraphen bezeichnete Jessen als unzulässig, indem er erklärte, daß der nordschleswigschen Bevölkerung durch diesen Paragraphen ein Recht zugesichert sei, das ohne ihre Zustimmung nicht beseitigt werden könne und dürfe. Das leuchtete den nordschleswigschen Dänen ein und wer verstände das nicht? Hier wirkte neben einer irrigen Rechtsüberzeugung die an jenen § 5 sich knüpfende Empfindung, es gebühre in der That in erster Linie einer Bevölkerung selbst, über ihre Staatszugehörigkeit zu bestimmen. Solchem Selbstbestimmungsrecht wohnt auch ein gewisses moralisches Recht inne; sollte sich das im Völkerverkehr wirklich durchsetzen, würde das zu begrüßen und dem Weltfrieden dienlich sein. Ob aber Derartiges in der rauhen Wirklichkeit sich durchsetzen läßt, ist eine andere Frage. Die bezüglichlichen Ausführungen eines solchen Selbstbestimmungsrechts nach Schluß des Weltkriegs waren größtenteils Scheinoperationen; nicht der Volkswille, sondern die Macht entschied. Aber unsere nordschleswigschen Dänen glaubten, wie gesagt, an ihr in ihren Augen im § 5 kodifiziertes Selbstbestimmungsrecht. Kein Wunder daher, daß Jessens Stellungnahme mehr Eingang fand als die verständigere und realistischere Auffassung Hansens, so daß dieser selbst sich der stärkeren Strömung fügen mußte und fügte.

Und diese so geartete, das Volk fort und fort verheerende Presse trugen Tag für Tag und Jahr für Jahr hunderte von deutschen Postboten in jedes dänisch gesinnte Haus, bis hinaus auf die einsame Heide. Die Regierung war dem gegenüber machtlos. M. E. war es großer Anerkennung wert und zeugte für den besonnenen Sinn der Bevölkerung, daß trotz dieser fortgehenden Verheerung die Zustände nicht noch verderbter wurden, als sie waren. Fast komisch wirkte es auf uns alte Schleswiger, wenn in derselben Presse gelegentlich Klagen laut wurden über „die preußische Unterdrückung der Freiheit“, namentlich dann, wenn einer der Redakteure infolge seiner Zügellosigkeit mit dem Gesetz in Konflikt geriet und nun die gesetzliche Strafe abzubüßen hatte. Was konnte bei dem Nebeneinander einer Politik wie der in der Sprachverfügung verkörperten und dem — Behenlassen einer solchen Presse herauskommen? Ganz abgesehen von Recht und Unrecht — rein politisch ist zu urteilen: ließ sich das letztere nicht ändern, war es um so unverantwortlicher, die erstere zu treiben. Es war vollkommen richtig, was ein hoher Staatsbeamter mir gegenüber so ausdrückte: „Man kann nicht russische Politik treiben bei englischer Preßgesetzgebung“. Ein Rügler hatte das leider nicht begriffen.

Aber ließ sich denn hier garnichts machen?

Einen Einfluß auf die dänische Presse zu gewinnen war für



mich selbstverständlich ausgeschlossen. Selbst befreundete verständige Dänen, mit denen ich gelegentlich über diese Presse sprach, waren hier machtlos. Ich sprach mit den Dänen überhaupt möglichst wenig über Politik. Gelegentlich klärte ich ein Mißverständnis auf und wies eine Uebertreibung zurück, aber mit meinen dänischen Landsleuten freundschaftlich — und ich stand zu manchen in freundschaftlichen Beziehungen — mich über die politische Lage zu unterhalten hinderte mich das von der Regierung ihnen gegenüber festgehaltene Unrecht.

Es konnte sich nur darum handeln, ob ich auf Grund meiner Stellung einen gewissen Einfluß auf die Regierungspolitik gewinnen konnte. Es haben mir gelegentlich hervorragende Deutsche gesagt: Wie ist das zu verstehen, daß die Regierung, wenn sie in dem deutschen Generalsuperintendenten, der doch nicht mente captus war, einen der am besten mit den nordschleswigschen Verhältnissen vertrauten Männer besaß, das nicht ausnuzte! Ob das aber verständlich war oder nicht, es war so. Zweifellos spielte die allgemeine Beurteilung mit, der im Staatskirchentum evangelische Geistliche unterlagen. Hatte die Regierung bei Entstehung der ominösen Verfügung selbst das versäumt, was ihre Pflicht war, wie sollte sie jetzt im Verfolg der Sache auf meine Sachkunde rekurrieren? Bekämpft habe ich die Verfügung, so lange ich im Amt war. Den Dänen gegenüber übte ich in Rücksicht auf meine dienstliche Stellung Zurückhaltung. Nicht die Schulräte waren es, sondern der Generalsuperintendent war es, der immer wieder die Klagen der Bevölkerung entgegen zu nehmen hatte. Jene sahen auf ihren Revisionsreisen nur Lehrer und Kinder; mir gegenüber kam je und je, wenn ich gelegentlich der Visitation pflichtmäßig die Aeltesten der Gemeinde um mich versammelste, die Bevölkerung zum Wort. Ich konnte und wollte ihnen gegenüber die Regierung nicht preisgeben; noch weniger aber wollte ich sagen, was ich selbst nicht für wahr hielt. Das habe ich auch nie getan. Ich zog mich darauf zurück, einerseits, wie schon erwähnt, den Uebertreibungen und Mißdeutungen zu begegnen, die sich an die Verfügung knüpften, andererseits unter Anerkennung, daß unsere Verhältnisse schwierige seien, den Aeltesten zu sagen, wir mußten alle mit einander helfen, daß Religion und Kirche unter diesen Verhältnissen tunlichst wenig Schaden nähmen.

Deutschen gegenüber bekämpfte ich die Verfügung ausnahmslos, so auch gegenüber dem Deutschen Verein, der sich auf den Boden dieser Verfügung stellte <sup>1)</sup>. Jahrelang spielte in diesem der Pastor

<sup>1)</sup> Der Deutsche Verein war überhaupt eine nicht ganz einwandfreie Korporation. Er hatte das Verdienst, die in Nordschleswig zerstreuten Deutschen zu sammeln und dadurch in ihrem Deutschtum zu befestigen. Das feinere Verständnis für ein allmähliches Uebergehen der Bevölkerung

Jakobsen in Scherrebek eine Rolle. Pastor Jakobsen war mehr Politiker als Pastor. Daß er auch kein glücklicher Politiker war, trat erst später zutage. Seinerzeit galt er dafür und genoß das entsprechende Ansehen und den entsprechenden Schutz bei den politischen Behörden. Als ich zur Zeit seines Glanzes bei ihm visitierte, sagte ich ihm: „Sie, Pastor Jakobsen, wissen als Nordschleswiger so gut wie ich, daß die Sprachverfügung eine große Dummheit war.“ Das bestätigte er. „Nun wohl“, sagte ich, „dann holen Sie sich den Vorsitzenden des Deutschen Vereins und fahren Sie beide mit einander nach Berlin; erbitten Sie sich eine Audienz beim Minister und sagen Sie ihm, wie es um diese Verfügung bestellt ist. Vielleicht macht das mehr Eindruck, als wenn nur ich das immer wieder sage.“ „Das können wir nicht“, lautete die Antwort. Ich hatte es nicht anders erwartet.

Namentlich bemühte ich mich, die Beamten aufzuklären, selbstverständlich auch, ja vor allem im Ministerium, in erster Linie den jeweiligen Minister selbst. Ich darf auch sagen, gerade im Ministerium selbst fand sich sehr bald, abgesehen von den Vätern der Verfügung, kaum einer, der diese Verfügung verteidigte. Aber von da bis zu einer Zurücknahme war ihnen der Schritt zu groß. Hier in der Provinz stand es insofern anders, als man hier die Verfügung auszuführen hatte. Steinmann, der sie nicht gewollt, trat, nachdem er sich als Beamter gefügt hatte, für sie ein. Eigentlich erwartete er wohl von mir das Gleiche. Weder konnte ich das moralisch, noch hielt ich mich dazu in meiner Stellung für verpflichtet. Unser Verhältnis war seitdem ein gebrochenes.

Daß das Konsistorium nicht anders dachte als ich und sofort das Seinige getan hatte, erzählte ich schon. Daß die Geistlichen durchweg und zwar auf Grund ihrer genauen Kenntnis der Verhältnisse der Verfügung nicht anders gegenüber standen als ich, habe ich mehrfach erwähnt. Am liebsten hätten sie eine Deputation unter meiner Führung zum Kaiser entsandt. Das durchzuführen lag, wie jeder Kundige weiß, außerhalb der Grenzen des Möglichen. So entschlossen sie sich, in einer Petition, die von 77 von ihnen unterzeichnet wurde, dem Minister die Verhältnisse darzustellen und um Abhilfe zu bitten. Propst Reuter-Broacker fuhr nach Berlin, erbat eine Audienz beim Minister und überreichte ihm dieselbe. Mir war es sehr willkommen, daß der Minister gerade einen Mann wie Propst Reuter über diese Dinge hörte. Erreicht wurde aber nichts.

Auf der Gesamtsynode von 1891 wurde diese Angelegenheit

aus den dänischen in die deutschen Spuren ging ihm ab; es fehlte trotz allem nicht an solchem; die dafür zu haben waren, die stieß er ab. Auch erregte er durch die Art seiner Agitation hier und da Anstoß; sie war reichlich mit Tanz und Alkohol durchsetzt.

eingehend verhandelt. Die späteren Verhandlungen erreichten nie wieder die Bedeutung jener ersten Verhandlung. Auf dieser trat ich für die dänischen Sprachstunden ein. So sehr ich die zwei deutschen Religionsstunden bedauerte, hielt ich es doch für richtig, diese nicht zu bekämpfen, da sich gerade für sie, wie droben erwähnt, vom kirchlichen Standpunkt aus immerhin einiges sagen ließ. Die Stimmung war erregt. Das Vorgehen der Regierung wurde durchweg, wenn auch nicht von allen, ausdrücklich mißbilligt. Die Synode wäre in ihrer Majorität für kräftige Schritte zu haben gewesen. Es fehlte aber auch nicht an Beschwichtigungs-  
räten. Namentlich zwei wirkten in der Stille. Der eine, ein Holsteiner, ist längst gestorben; auch der andere, ein Eingewanderter, ist inzwischen heimgegangen. Der Regierung war diese Verhandlung damals peinlich. Wenn die Stimmung der Synode, dem Rechnung tragend, in eine für die Regierung tunlichst annehmbare Form gekleidet ward, so geschah das seitens der energisch Gesinnten in der Erwartung, die Regierung werde die Rücksichtnahme würdigen und ernstlich erwägen, wie man Abhilfe schaffen könne. Aber davon verlautete hernach nichts. Im Gegenteil. Auf der nächsten Synode (1894) deutete der Oberpräsidialrat Hagemann den Beschluß von 1891 so, als hätte die Synode sich auf den Boden der Regierung gestellt. Dem trat ich selbstverständlich entgegen. Auch dem Minister war augenscheinlich sehr inkorrekt über den Verlauf der Synode berichtet worden, wie ich Äußerungen desselben entnahm. Selbstverständlich korrigierte ich das. Kurz: die Synode erlebte hier, was auch ich je und je erlebt habe. Bemühte ich mich, soweit ich das ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit konnte, auf die Gedanken des Ministers einzugehen, um dem von mir Vertretenen um so besser Eingang zu verschaffen, wurde ersteres akzeptiert und letzteres ignoriert. So kann man es machen, wenn man die Gewalt in Händen hat. Aber man gewinnt dadurch nicht, sondern verliert — an Achtung und Vertrauen auch bei den Zugewandten.

Im Jahre 1893 arbeitete ich eine Denkschrift aus, die ich — inzwischen hatte Boffe das Ministerium übernommen — dem Minister überreichte. Eben in dieser tat ich, davon ich soeben redete. Ohne irgend welche Anerkennung der Sprachverfügung würdigte ich die Schwierigkeit, die es immerhin für den Minister habe, die Anordnung von 1888 jetzt zurückzunehmen; andererseits beachtete ich, daß ich dienstlich nicht berufen war, humane und wirtschaftliche Interessen zu vertreten, sondern lediglich die religiös-kirchlichen. Demgemäß ließ ich meine eingehenden Ausführungen bezüglich der durch die Sprachverfügung geschaffenen Verhältnisse ausgehen in die dringende Bitte, in Wahrnehmung der kirchlichen Interessen in den nordschleswigschen Schulen auf

Mittel- und Oberstufe zwei Stunden für die Einführung in die dänische Religionsprache (Biblische Geschichte, Bibel, Gesangbuch, Katechismus) anzuordnen. Da, wo der Religionsunterricht überwiegend dänisch sei, würden sie für diesen die sprachliche Grundlage bilden; da, wo er vorwiegend deutsch erteilt würde, würden sie die Kinder befähigen, an dem Gottesdienst der Gemeinde, der auf absehbare Zeit ein dänischer sein werde, teilzunehmen. Ich verwies auf das Versprechen des Oberpräsidenten aus dem Jahre 1889, wenn sich später das Bedürfnis zeige, einige Sprachstunden zu gewähren; durch den Hinweis darauf, meinte ich, könne dem Vorwurf des Schwankens begegnet werden. Ich glaubte damals, und ich glaube das heute noch, daß diese Beratung beides kluge und heilsame Wege wies, um aus den bestehenden Nöten herauszukommen und für die Kirche brauchbare Verhältnisse zu schaffen. Aber der gute Wille fehlte, wenn auch vielleicht nicht bei dem Minister so bei seinen übermächtigen Räten. Die Antwort atmete den Geist Rüglers. Boffe war ein lieber und trefflicher Mann, auch ein ernsthafter Christ<sup>1)</sup>, aber in seiner Güte immer wieder zu sehr dem Einfluß dessen zugänglich, der ihn gerade sprach.

Damit war auch das fehlgeschlagen. Was blieb mir übrig? An den König gehen? In einem Kleinstaat von ein paar Millionen Menschen oder gar einem noch kleineren fehlt es einem Mann in meiner Stellung nicht an Möglichkeiten, gelegentlich dies oder jenes persönlich dem Landesherrn vorzutragen. In einem Großstaat wie Preußen fällt das weg. Für mich gab es nur einen unverschränkten Weg, den einer Immediateingabe. Ich verhehlte mir nicht, wie schwer es sein würde, auf diesem Wege gegen Oberpräsident und Minister durchzudringen. Aber das schreckte mich nicht ab. Dagegen, sagte ich mir, daß ich mich auch hier auf das Religiös-kirchliche beschränken müsse, während die tatsächliche Not auf dem politischen Gebiet viel größer war als auf dem kirchlichen. Ich war nicht herufen, in politiceis den König zu beraten; nur gefragt konnte ich das tun. Auch in kirchlichen Dingen war ich bei der Gestaltung unseres Kirchenwesens nicht des Königs Berater. Immerhin war dieses das Gebiet, auf dem ich, wenigstens nach meiner Auffassung, beim König vorstellig zu werden berechtigt war. In dieser Beschränkung lag im Hinblick

<sup>1)</sup> Mir ist eine kleine Szene aus dem Verkehr mit ihm unvergeßlich. Auf der Pilgerreise nach Jerusalem (1898) standen wir mit einander plaudernd am Reeling des Schiffes und schauten gen Westen. Da blickte etwas auf am Horizont. „Was ist das?“ fragte Boffe. „Zweifellos“, erwiderte ich, „die Küste des heiligen Landes; es ist der weiße, trockene Küstenstrand, der im Licht der Sonne aufblüht.“ Wir wurden beide ernst und schwiegen. Daß vor unsern Augen das Land des Heilands auftauchte, bewegte uns. Boffes Bewegung trat mir spürbar entgegen und begegnete der meinigen.



auf eine Immediateingabe eine Schwächung meiner Position. Dazu kam ein Zweites. Wollte ich mich wegen Schädigung der Kirche an den König wenden gegen die Politik seines Ministers, mußte ich diese Schädigung nachweisen, und zwar auf Grund eigener Kunde der Dinge. Daß von der Schulpolitik auf die Kirchenverhältnisse allerlei ungünstige Wirkungen ausgingen, auch Beeinflussungen der Stimmung — das konnte schwerlich in Abrede gestellt werden, aber im Staatsleben muß öfter ein Ressort sich gefallen lassen, daß das Vorgehen eines anderen Ressorts für dasselbe unbequem ist. Damit war also nicht viel zu machen. Was die Pastoren mir gelegentlich berichteten über die Unwissenheit der Kinder, ihr Nichtverstehen einfacher Ausdrücke usm., das konnte ich dem Minister vortragen. Aber als Grundlage für eine Immediateingabe reichte das um so weniger aus, als nach meiner eigenen Ueberzeugung hier manches auf die Sprachverfügung geschoben wurde, das auch ohne diese sich vorfinden würde; wie viel Unwissenheit und wie viel Nichtverstehen religiöser Begriffe begegnet auch da, wo die nordschleswigschen Sprachschwierigkeiten nicht existieren; da hat das seinen Grund in mangelnder Begabung der Kinder oder in Fragwürdigkeit des Unterrichts; zweifellos war beides auch hier wirksam; die besonderen nordschleswigschen Verhältnisse traten lediglich erschwerend hinzu. Nein, was ich dem König vortrüge, mußte auf bestimmten eigenen Beobachtungen beruhen. Zu solchen hatte ich amtlich die Gelegenheit auf meinen Visitationsreisen. Im großen und ganzen aber konnte ich nicht sagen, daß es seit 1888 in meinem in dänischer Sprache sich vollziehenden Verkehr mit der Jugend sonderlich anders geworden war als zuvor. 1897 mußte die Vollwirkung der Verfügung erreicht sein, sofern die derzeitige Schuljugend dann ihre ganze Schulzeit unter ihrem Einfluß gestanden hatte. Im Jahre 1897 visitierte ich in der Propstei, die dem Deutschtum am fernsten stand, in Törningelehn. Ich bin in dem Jahre ausdrücklich auf die Visitation gegangen unter Zuwendung besonderer Aufmerksamkeit auf das, was ich im Verkehr mit der Jugend erleben würde. Aber dieser bot mir nicht das erforderliche Material. Es kam im Gegenteil vor, daß ich den klagenden Kirchenältesten gegenüber mich auf meinen, in ihrer Gegenwart in dänischer Sprache sich vollziehenden Verkehr mit der Jugend im Interesse einer Einschränkung ihrer Klagen berufen konnte und berief. Daraufhin sah ich von einer Immediateingabe ab. Ja, ich sagte mir: gut, daß du in deiner Beurteilung der kirchlichen Bedeutung der Verfügung von Anfang an dich so gemäßigt ausgedrückt hast, wie das in der That der Fall gewesen war („kirchlich unbequem“).

Freilich daß es kirchlich besser ging, als auch ich es erwartet

hatte, war zu einem guten Teil der Gegenwirkung der Bevölkerung gegen die Sprachverfügung, insbesondere dem dänischen Sprachverein zu verdanken. Dieser, schon 1880 gegründet, aber bisher von geringer Bedeutung, blühte nach 1888 mächtig empor. Er vermittelte nicht nur die Verschickung der Konfirmierten nach Dänemark, sondern diente auch mit Erfolg dem oben erwähnten Ersatz des von der Schule Versäumten durch die Tätigkeit des Hauses. So geschah es, daß die Kirche in Nordschleswig dem dänischen Sprachverein für seine Mithilfe da, wo die Schule sie in Stich ließ, Dank schuldete. (!) Dazu kam ein Zweites. Im ersten Jahrzehnt nach 1888 und darüber hinaus wurde der dänische Religionsunterricht durchweg von Lehrern erteilt, die selbst in der dänischen Sprache lebten, diesen Unterricht besonders gern erteilten und darin, wie dankbar anzuerkennen ist, von dem zuständigen Schulrat, Geheimrat Saß, eher gefördert als gehemmt wurden. Später wurde leider manches schlechter, deshalb schlechter, weil der Wert der Lehrkräfte abnahm. Mich hat das veranlaßt, gegenüber der Schulverwaltung unserer Provinz immer wieder darauf hinzuweisen, daß die dänisch-sprachliche Ausbildung der künftigen dänischen Religionslehrer einer Besserung bedürfe. Eine solche erfolgte auch — ob nun insolge oder abgesehen von meiner Anregung. Der Kursus dauerte schließlich sechs Jahre. In den ersten drei Jahren (auf der Präparande) wurde reiner Sprachunterricht erteilt, in den letzten drei Jahren (auf dem Seminar) ein solcher in Zuspizung auf den dänischen Religionsunterricht. Viel geholfen aber hat das nach meinen Beobachtungen nicht. Die beste Abhilfe lag immer wieder in der Anstellung möglichst vieler Nordschleswiger in Nordschleswig. Leider aber wurden manche von ihnen nach dem Süden dirigiert oder gingen freiwillig dahin — nicht ohne Grund.

Daß der Wert des dänischen Religionsunterrichts im Sinken war, drängte sich auch den Geistlichen auf. Etliche, kräftig deutsch gesinnte, versuchten ihrerseits dadurch eine gewisse Abhilfe zu schaffen, daß sie stärker denn zuvor dänische Religionsunterredungen mit der Jugend veranstalteten. Sofort erhoben sich Schwierigkeiten. Seitens der Regierung wurde das als Opposition wider sie, seitens des Deutschen Vereins als Verleugnung des Patriotismus (vergl. S. 217) gebrandmarkt. Selbstverständlich trat ich für diese Geistlichen ein. Ich erwog auch der Regierung gegenüber eine Erweiterung des Konfirmationsunterrichts für Nordschleswig. Aber das wieder erklärte man nach einigem Hin- und Herschwanken als ein Mißtrauensvotum gegen die Schule, das so allgemein nicht erteilt werden dürfe; es müsse sich das auf Einzelfälle, wo Grund vorliege, beschränken. Ueber solche besonderen Verhältnisse zu berichten, hatten die Geistlichen — nicht

ungegründete — Bedenken. Das Beste war also, daß ich das Odium auf mich nahm. Als ich auf einer Visitationstour (1909 in A.) traurige Zustände wahrnahm, berichtete ich darüber an die Regierung in Schleswig und bat um Abhilfe. Diese aber behandelte die Sache dilatorisch. Der zuständige Kreisschulinspektor wurde beauftragt, innerhalb drei Monaten sich um die Angelegenheit zu kümmern. Ich hatte den sehr bestimmten Eindruck, daß der Regierung, als ich den von ihr gewiesenen Weg beschritt, der Wille fehlte, die Sache ernst zu nehmen. Ein weiteres Vorgehen in dieser Art gab ich als fruchtlos auf.

Inzwischen waren über diesen Bemühungen 20 Jahre vergangen. Das veranlaßte mich, meine Ziele selbst zu modifizieren. Einerseits, je längere Zeit vergangen war, um so aussichtsloser war es geworden, daß die unselige Verfügung von 1888 werde zurückgenommen werden. Andererseits ließ sich nicht übersehen, daß auch in Nordschleswig ein gut Teil Deutscher bezw. Deutschgesinnter lebten, die, ihrerseits mehr von politischer Leidenschaft als von verständiger Erwägung bestimmt, einen dänischen Sprachunterricht ihrer Kinder selbst nicht wollten. Das bestimmte mich, wiewohl ich nach wie vor zwei obligatorische dänische Sprachstunden für das Bessere und Richtigere hielt, jetzt darauf hinzuarbeiten, wenigstens zwei fakultative dänische Sprachstunden zu erreichen. Dabei war ich vorsichtig genug, da, wo ich dafür eintrat, gleich ein Doppeltes hinzuzufügen. Erstens, daß nicht daran zu denken sei, dadurch die politischen Schäden, die wir der Verfügung von 1888 verdankten, zu überwinden; immerhin aber würde dadurch die Waffe abgestumpft, die man damals der dänischen Agitation geschmiedet habe. Zweitens, daß man sich wundern werde über den bescheidenen Umfang, in dem von den fakultativen Sprachstunden werde Gebrauch gemacht werden. Die trotz allem auch bei der Masse in Nordschleswig immer noch vertretene Gleichgültigkeit, die Sparsamkeit in Anschaffung von Schulbüchern, die Unlust der Kinder, noch mehr Schulstunden zu haben, das alles werde hier das Seinige tun, um den Zulauf zu hemmen. Das wußten auch die dänischen Führer sehr gut; nicht ohne Grund wurde gelegentlich in ihrer Presse über eine etwaige Zulassung fakultativer Sprachstunden verächtlich geredet.

Mein Verkehr im Ministerium war inzwischen ein erheblich schwächerer geworden. Immerhin sprach ich auch dort von einer Einführung fakultativen Sprachunterrichts. Namentlich aber trat ich für solchen ein in meinem Verkehr mit dem jeweiligen Oberpräsidenten. Steinmann war zurück- und Herr von Wilmowski an seine Stelle getreten. Ich habe noch davon zu reden, wie ich diesem trefflichen, in der Provinz mit Recht hochgeschätzten Mann auch meinerseits Dank schulde, aber in dieser Sache war er unzugäng-

lich. Anders sein Nachfolger, Herr von Röllner. Dieser führte ein besonders strammes Regiment. Das benutzte ich. Die Erkenntnis, daß die Sprachverfügung ein Fehler gewesen, war so ziemlich Gemeingut geworden. Ich sagte ihm: „Erzellenz, Sie sind der, welcher uns helfen kann. Wenn Sie in diese unglücklichen Verhältnisse bessernd eingreifen, wird das angesichts Ihrer gesamten Stellungnahme nicht als Schwäche der Regierung gedeutet werden.“ Röllner hat mir zweimal gesagt, daß er diese Anregung keineswegs von vornherein ablehne. Geschehen ist aber nichts. Ob er die Sache überhaupt nicht aufgenommen hat oder damit gescheitert ist, weiß ich nicht. Herr von Dervitz, sein Nachfolger, war nur kurz bei uns und die längste Zeit krank<sup>1)</sup>. Nach ihm kam 1907 Herr von Bülow, zum erstenmal seit meinem Amtsantritt ein Landsmann. Ich kannte ihn persönlich. Er war zu meiner Zeit Assessor gewesen in der schleswigschen Regierung. Als er mir seinen Antrittsbesuch machte, sprach ich eingehend mit ihm über Nordschleswig und bat ihn, auf Einführung fakultativer dänischer Sprachstunden hinwirken zu wollen; es hieße das immerhin ein Bedürfnis decken und einen Stachel brechen.

Ich fing wieder an zu hoffen. Als ich zufällig erfuhr, daß die nordschleswigschen Geistlichen sich — ganz aus eigener Initiative, ohne Kenntnis meines Vorgehens — mit derselben Bitte an ihn wenden wollten, sagte ich: „Tut das nur!“ Dadurch, dachte ich, könne der Stein ins Rollen kommen.

Aber wie bald zerstob auch diese Hoffnung! Es kam der Tag von Hadersleben. Dort tagte die schleswig-holsteinische Landwirtschaft. Der Oberpräsident war als Gast zugegen. Er sah sich veranlaßt, bei der Festtafel über Nordschleswig zu reden und sprach nicht glücklich. Angesichts des in Nordschleswig vorliegenden und wachsenden Intransigententums ging es reichlich weit, so viel Ver-

<sup>1)</sup> Da er in einer Kieler Klinik lag, verkehrte ich viel mit ihm. Zu seiner Zeit spielte die Geschichte des Optantenvertrags. Es handelte sich um die Staatszugehörigkeit der Kinder und Kindeskinder solcher, die nach der Annexion für Dänemark optiert hatten. Jene waren staatenlos, da Dänemark erst seit 1898 die im Ausland geborenen Kinder dänischer Staatsuntertanen als Staatsangehörige anerkannte. Hier mußte Ordnung geschaffen werden. Aber so, wie sie geschaffen wurde in dem sogen. Optantenvertrag, schlug das zu einer neuen Schädigung des Deutschlands aus. Die dänischen Diplomaten haben die preussischen übers Ohr gehauen. Was man hernach in den Zeitungen las von Äußerungen des Kaisers über die zu erwartenden Folgen des Vertrags, zeigte, wie schlecht er von seinen Ministern unterrichtet war, wie hier wieder beides Sachkunde und Klugheit gefehlt hatte.

Unsere Nordmarkpolitik erregte in meiner Seele gelegentlich die Frage: Wird sie (die Nordmarkpolitik) nicht ernst genommen in Berlin? Es war mir schwer, so viel Unfähigkeit zu glauben. Nachdem ich infolge unseres Zusammenbruchs angefangen habe, unsere Gesamtpolitik während der letzten Jahrzehnte zu studieren, ist jene Frage verstummt.



trauen auszusprechen, wie er das tat, und der Gesellschaft, in der er sich befand, ein Hoch auf alle Nordschleswiger „ohne Ausnahme“ zuzumuten. Der Hauptfehler der Rede aber lag in dem, das er nicht sagte. Wollte er den dänischen Landsleuten freundlich und landsmännisch begegnen, war das nur zu begrüßen, aber wie die Dinge lagen, konnte und durfte das nicht geschehen, ohne daß gleichzeitig in ernster Weise an sie die Aufforderung gerichtet wurde, ohne Aufgabe dessen, was sie liebten, sich in die jetzige Lage ehrlich einzuleben und sich als loyale Glieder des preußischen Staates zu bewähren. Vertrauen und Gemeinschaft beruht auf Gegenseitigkeit. Auf das, was sich weiter an diese Rede angeschlossen, einzugehen ist nicht meine Sache. Genug, daß ich, nachdem ich von diesem Vorgang Kunde erhalten hatte, die eben aufgelebte Hoffnung begrub. Nach dem Tage von Hadersleben hat ein politischer Verkehr zwischen Herrn von Bülow und mir trotz persönlich guter Beziehungen nicht mehr stattgefunden. Er bot mir keine Gelegenheit, und ich hielt es nicht für angezeigt, sie zu suchen.

Mit Herrn von Moltke, seinem Nachfolger, habe ich zwar persönliche Berührungen gehabt, aber nie politisch verkehrt; die Zeit war danach nicht angetan. Wir lebten im Weltkrieg.

Das galt selbstverständlich auch dem Ministerium gegenüber, und doch lagen die Verhältnisse hier anders. Es tauchte hier eine Situation auf, die mich wieder auf den Plan rief. Als der unglückliche Gedanke einer Neuerrichtung des polnischen Reichs aufgetaucht war und in seiner Halbheit sich zu verwirklichen begann, änderte die Staatsregierung im Osten ihre Sprach- und Schulpolitik. Das veranlaßte mich, den Minister Trott zu Solz aufzusuchen. Nicht um mit ihm die politische Frage zu erörtern. Diese ging mich nichts an. Ja, in Äußerungen über die Polenpolitik war ich immer sehr zurückhaltend gewesen, sah ich doch immer wieder, wie schief auch von gescheiten Männern, die keine persönliche Berührung mit dem Norden hatten, mithin auf amtliche Äußerungen und Zeitungsreferate angewiesen waren, über die preußische Nordmarkpolitik geurteilt wurde. Die Lage jener aber war meine Lage im Hinblick auf die Polenpolitik. So bewahrte ich bezüglich dieser auch jetzt meine Zurückhaltung und hielt mich lediglich an die vorliegenden Tatsachen. Was ich auf Grund dieser dem Herrn Minister vortrug, läßt sich kurz in den Satz fassen: was Preußen den katholischen Slaven gewährt, könne und dürfe es den evangelischen Germanen nicht versagen. Herr von Trott zu Solz erklärte sich einverstanden. Ich schied von ihm mit guten Erwartungen. An einen deutschen Zusammenbruch dachte ich nicht. Näheres zu erörtern, war jetzt nicht die Zeit. Es mußte das Ende des Krieges abgewartet werden.

Im Sommer 1917 schied ich aus meinem Amt. Wir besan-

den uns immer noch im Krieg. An einen Zusammenbruch dachte ich auch beim Scheiden nicht. Ich rechnete mit einem anständigen Verständigungsfrieden. Kam dann die schleswigsche Sprachenfrage zur Erörterung, war ich nicht mehr im Amt. Im Hinblick auf diese Situation schrieb ich vor meinem Ausscheiden noch einmal an den Minister. Ich wollte dem vorbeugen, daß etwa später mein seinerzeit geübtes Befürworten fakultativer Sprachstunden als ein Urteil, so sei es das Richtige, aufgefaßt und verwertet werde. Ich schrieb daher dem Minister, ich hätte seinerzeit so votiert, um nicht das Bessere des Guten Feind sein zu lassen; das Richtige sei und bleibe die Einführung obligatorischer dänischer Sprachstunden; so entspräche es der Bedeutung, die das Dänische auf absehbare Zeit in Nordschleswig habe; so werde aller ungehörigen Agitation, die aus einem „fakultativ“ erwachsen würde, vorgebeugt; berechtigten Wünschen vorübergehender Einwohner (Grenzwächter u. dergl.), ihre Kinder nicht mit einem für sie nutzlosen fremdsprachlichen Unterricht belastet zu sehen, könne vorgebeugt werden durch eine Ermächtigung der Kreisschulinspektoren, in solchen Fällen von diesen Stunden zu dispensieren.

Das war der Schluß meines Kampfes gegen die unglückliche Verfügung von 1888, die uns so viel Herzeleid bereitet und das Deutschtum in Nordschleswig so tief geschädigt hat.

Leider war jene Sprachverfügung nicht der einzige Mißgriff der Schulpolitik in Nordschleswig. Es gesellte sich zu jenem ein anderer, der zwar nicht so viel öffentliches Aufsehen hervorgerufen hat, aber noch unmittelbarer in das kirchliche Leben eingriff und dieses ernstlich zu schädigen drohte — die Einrichtung des fakultativen deutschen Religionsunterrichts in den Schulen mit dänischem Religionsunterricht.

Das Datum, unter dem diese Ordnung getroffen wurde, kann ich nicht angeben; es ist in dieser Sache, wiewohl sie bis in die entlegenste Schule und damit bis in das entlegenste Haus der schleswigschen Heide bekannt werden mußte und bekannt wurde, nie eine die Sache ordnende öffentliche Anordnung erschienen <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Warum nicht? Wenn ich nicht irre trat hier ein eigentümlicher Grundsatz preussischer Verwaltung zutage. Ich habe Entsprechendes persönlich erlebt. Zu der Zeit, als noch die bessere Ordnung (Abstimmung der Schulinteressenten) herrschte, war deutscher Religionsunterricht in Gemeinden zur Einführung gekommen, in denen noch auf lange hinaus die Gottesdienste in ihrer überwiegenden Mehrzahl in dänischer Sprache zu halten waren, zumeist nach dem Willen derselben Leute, die für Einführung des deutschen Religionsunterrichts gestimmt hatten. Für die Befähigung der Kinder zur Teilnahme an dem dänischen Gottesdienst geschah in der Schule nichts. Da bat ich die Regierung um eine Anordnung, daß

Die Sache begann sehr harmlos. Es war öfter vorgekommen, daß aus einer rein deutschen Provinz Grenzwächter, Zöllner und dergl. an die dänische Grenze versetzt wurden. Diese waren mit Recht unzufrieden, daß ihre Kinder jetzt auf einen dänischen Religionsunterricht angewiesen waren. Für Ansiedler, die dort sich dauernd niederließen, lag die Sache immerhin anders; für deren Kinder war das Dänischlernen an sich eine Notwendigkeit. Jene Beamten aber wurden oft nach wenigen Jahren wieder versetzt. Da hatte in der That die Teilnahme ihrer Kinder am dänischen Religionsunterricht aus mehr als einem Grunde keinen Sinn. Verhandlungen, die, entsinne ich mich recht, schon vor dem 18. De-

in diesen Schulen in der Perikopenstunde der deutschen Besprechung die dänische Perikope zu Grunde zu legen sei. Ebenso ein anderes. Die Melodien im deutschen und im dänischen Gesangbuch waren vielfach dieselben. Aber es gab doch auch dänische Originalmelodien zu dänischen, in den Gottesdiensten viel gesungenen Liedern. Ich bat daher die Regierung, daß für diese Schulen angeordnet werde, in den deutschen Singstunden auch einige dänische Originalmelodien zu üben. Buchschwierigkeiten konnten weder in der einen noch in der anderen Beziehung entstehen. Das dänische Gesangbuch befand sich in diesen Gemeinden in allen Häusern. Beide Bitten stützte ich auf die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872. In beiden Beziehungen kam mir die Regierung entgegen. Aber — es wurde keine Verfügung erlassen, etwa an die zuständigen Kreisschulinspektoren und Ortsschulinspektoren; eine solche würde ja völlig genügt haben; die hätte mir dann in Abschrift mitgeteilt werden können. Nein, alles sollte geschehen auf dem Wege mündlicher Instruktion. Was war die Folge? Daß aus der doch gebilligten Sache durchweg nichts wurde. Ja, ich erlebte, daß, wenn ich in einer Schule danach fragte, ich als einer angesehen wurde, der dänische Forderungen einführen wolle; ich meine mich zu erinnern, daß ich daraufhin sogar einmal von dienstbeflissenen Schulmeistern in der Zeitung angegriffen worden bin.

Ist solche Methode einer deutschen Verwaltung würdig?

Das bringt mich dazu, hier noch einen anderen gewiß nicht nur mir äußerst unsympathischen Zug der preussischen Verwaltung zu kennzeichnen. Es kommt selbstverständlich vor, daß die vorgesetzte Behörde mit einer Anordnung einer nachgeordneten Behörde nicht einverstanden ist. Legt erstere auf die Sache entsprechendes Gewicht, kann und wird sie eine Abänderung verlangen, und die nachgeordnete Behörde hat zu gehorchen. Das ist alles in der Ordnung. Aber das ist nicht in der Ordnung, daß die vorgesetzte Behörde dann von der nachgeordneten verlangt, sie solle ihre erlassene Verfügung in einer neuen der Auffassung der vorgesetzten Behörde entsprechend interpretieren, statt daß sie einfach eine neue Verfügung in der Form erläßt: Auf Anordnung so und so bestimmen wir in Abänderung unserer Verfügung von dem und dem, daß usw. Dann entspricht alles dem Tatbestand und die Ordnung und die Wahrhaftigkeit ist in jeder Richtung gewahrt. Die hier gerügte Methode verletzt die Wahrhaftigkeit und erweckt den Schein, als wolle sich die vorgesetzte Behörde durch die nachgeordnete, obwohl diese anderer Auffassung ist, decken. Vielleicht will man den Schein erwecken, als wäre die Gesamtobrigkeit einer Meinung. Das aber glaubt man der Obrigkeit doch nicht, wenigstens nicht in Schleswig-Holstein.

zember 1888 begonnen hatten, waren im Gange, für diese deutschen Kinder an der dänischen Grenze, selbstverständlich ohne Ausschluß der Ansiedlerkinder, einen deutschen Religionsunterricht einzurichten. Da wurde in diese an sich berechnete und harmlose Sache von Berlin aus der Gedanke hineingetragen, die Teilnahme an diesem deutschen Religionsunterricht jedem Kinde, dessen Eltern das wünschen möchten, zu gestatten, wodurch die Sprache des Religionsunterrichts in den nordschleswigschen Schulen, wo derselbe noch in dänischer Sprache erteilt wurde, fakultativ wurde. Wie harmlos: die deutsche Regierung erlaubt Kindern, deren Eltern solches wünschen, die Teilnahme am deutschen Religionsunterricht! wer konnte ihr das wehren wollen? Aber was steckte dahinter? Wir fürchteten alsbald, nun werde eine Agitation einsetzen, um den gesamten Religionsunterricht von hinten herum zu verdeutschten.

Und diese Agitation setzte ein. Von den Herren der Regierung wurde mir immer wieder versichert, es werde keinerlei Zwang geübt. Das mag sein. Aber niemand wird bestreiten, daß es oben gern gesehen wurde, wenn der deutsche Religionsunterricht sich mehr und mehr durchsetzte, und man weiß, was das bedeutet. Obendrein bot das alles, was ich S. 232 zur Begründung meines Urteils anführte, von den fakultativen dänischen Stunden werde nicht der erwartete Gebrauch gemacht werden, auch hier wirksame Hilfen. Wie lockend für die Kinder, daß sie den religiösen Memorierstoff dann nur noch in einer Sprache zu lernen brauchten; die zwei obligatorischen deutschen Religionsstunden wurden nämlich dazu mißbraucht, die Kinder nicht etwa nur einige Katechismusätze und einige Kirchenlieder auch deutsch lernen zu lassen, sondern den ganzen Katechismus, wenigstens die drei ersten Hauptstücke. Selbstverständlich trat ich diesem Unfug entgegen. Das half wohl hier und da, aber nicht durchgreifend. Auch hier wurde alles der mündlichen Verständigung überlassen; in solchem Dunkel gedeiht, was das Licht zu scheuen Grund hat. Dergestalt setzte sich der deutsche Religionsunterricht immer stärker durch, auch da, wo die Verhältnisse dafür nicht reif waren. Als ich in einer Törninglehner Schule auffallend viele deutsche Religionschüler fand und den Pastor fragte, woher die stammten, antwortete dieser mir, es seien die Kinder der Bahnbeamten und der — dänischen Staatsuntertanen. Da habe ich mich als Deutscher geschämt.

Was mit diesem ganzen Vorgehen bezweckt wurde, war klar. Dem deutschen Religionsunterricht in der Schule sollte deutscher Konfirmationsunterricht folgen, dem deutschen Konfirmationsunterricht verstärkte Einführung deutscher Gottesdienste bezw. verstärkte Verdrängung der dänischen. So rechnete man, aber ohne



Kenntnis der wirklichen Lage. Nicht bezüglich des Konfirmationsunterrichts — hier war der Schluß sachlich und historisch begründet —, wohl aber bezüglich dessen, darauf das Ganze abzielte, der Verdeutschung der Gottesdienste.

Was wir erwartet hatten, zeigte sich alsbald aller Augen. In den Gemeinden, deren Verhältnisse, wie ich das kurz ausdrückte, für die deutsche Religionsprache in keiner Weise reif waren, besuchten die Deutschunterrichteten, von Ausnahmen abgesehen, hernach nicht die vorhandenen deutschen Gottesdienste, sondern gar keinen oder, wenn sie dazu zu religiös gesinnt waren, den dänischen, in dessen Sprache sie sich einlebten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit.

Was war angesichts dieser Verwicklung zu tun?

Die Organe der Regierung hatten bei der Zurwahlstellung der Religionsprache den Leuten gesagt, die Konfirmation könne trotzdem dänisch erfolgen. Dadurch sollte den Leuten die Wahl des deutschen Religionsunterrichts in der Schule erleichtert werden.

Daraufhin forderten die Leute zum Teil unter Mitwirkung der Pastoren von uns dänischen Konfirmationsunterricht, während die Regierung, wie ich zu ihren Gunsten annehme, bei ihrer Zusage trotzdem dänischer Konfirmation nur an die Konfirmationsfeier gedacht hatte. Bei dieser will beachtet sein, daß sie schließlich nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern da ist. Man kann die Dinge doch nicht so gestalten, daß Eltern sich an der Konfirmation ihrer Kinder um der fremden Sprache willen nicht beteiligen können.

Den Leuten, welche dänischen Konfirmationsunterricht forderten, erwiderte ich, schon aus dänischer Zeit existiere die sachlich begründete Anordnung, den Konfirmationsunterricht in derselben Sprache zu erteilen, in der der religiöse Schulunterricht erteilt sei. Die Pastoren, die gleiche Forderungen erhoben, wies ich darauf hin, daß sie sich jetzt in Widerspruch setzten mit ihrer früheren, doch nicht unbegründeten Behauptung, der dänische Religionsunterricht fordere dänische Sprachstunden.

Aber sowohl das eine wie das andere, so gut es auch als Antwort taugte, war schließlich formaler Natur; mich bestimmten in meiner Stellungnahme sachliche Gründe.

Der dänische Religionsunterricht der Schule war in Ermangelung eines dänischen Sprachunterrichts zu einem Teil Sprachunterricht geworden, weit hinaus über das, was allenthalben gilt, daß jeder Unterricht zugleich Sprachunterricht ist. Sollte das nun auch auf den Konfirmationsunterricht ausgedehnt werden?

Zu meiner Ueberraschung entdeckte ich gelegentlich eines Aufenthalts in einer nordschleswigschen Stadt (1903), daß trotz

rein deutschen Religionsunterrichts in der Schule einer der beiden Geistlichen, ohne das Bewußtsein einer verkehrten Handlungsweise, in Verfolg alter Gewohnheit immer noch denen, die das wünschten, dänischen Konfirmationsunterricht gab.

„Wie geht das denn in sprachlicher Beziehung“, fragte ich ihn. „O, ganz gut“, erwiderte er, „bis Weihnachten haben wir mit der Sprache zu tun, aber dann geht es ganz flott.“

Das war dem Charakter der Unterredung entsprechend ein ohne alle Nebenrückichten aus der Erfahrung geschöpftes, rein sachliches Urtheil.

Mir bestätigte das die Richtigkeit meines Festhaltens am deutschen Konfirmationsunterricht der in der Religion deutsch unterrichteten Kinder. Ich hielt daher auch dann daran fest, als einige von mir sonderlich geschätzte Geistliche als Deputierte der nordschleswigschen Geistlichkeit bei mir erschienen, um mich für unbegrenzte Wahlfreiheit in der Sprache des Konfirmationsunterrichts zu gewinnen. „Ja“, sagte ich ihnen, „unter einer Bedingung bin ich dafür zu haben. Unter der, daß der Konfirmationsunterricht auf das ganze Jahr ausgedehnt wird; dann kann im Sommer die Sprachschwierigkeit überwunden und im Winter der eigentliche Unterricht erteilt werden.“ Für diese Ausdehnung aber war, ob auch einzelne anders denken mochten, die Geistlichkeit im allgemeinen nicht zu haben. Uebrigens würde der Versuch einer Durchführung höchstwahrscheinlich auch auf große Schwierigkeiten gestoßen sein, sollte doch diese die Schule immerhin beeinträchtigende Erweiterung des Konfirmationsunterrichts zugestanden werden um — deutsch unterrichteten Kindern dänischen Konfirmationsunterricht zu ermöglichen! Es verblieb also bei dem deutschen Konfirmationsunterricht der Kinder, für welche die Eltern selbst deutschen Religionsunterricht „frei“ verlangt hatten. Aber die Gottesdienste! Dem, daß unsere nordschleswigsche Bevölkerung systematisch dem Gottesdienst entfremdet wurde, dem mußte doch gewehrt werden! Ich knüpfte daran an, daß den Leuten bei Freistellung der Sprache des Religionsunterrichts seitens der Regierungsorgane zugesichert war, die Konfirmation solle eine dänische bleiben, soweit sie das wünschten, und wies darauf hin, daß solche dänische Konfirmationsfeier zwar den Eltern ohne weiteres verständlich sei, nicht aber den nur deutsch unterrichteten Kindern, hatte ich doch selbst als Pastor in Apenrade Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, wie die dänische Kirchensprache deutsch unterrichteten Schülern trotz dänischer Hausprache Schwierigkeiten bereitete. Ich machte daher geltend, daß die Gewährung dänischer Konfirmation eine Einführung der dänisch zu konfirmierenden, deutsch unterrichteten Kinder in die dänische Religionsprache erforderlich mache; diese ließe sich für

die in Betracht kommenden Kinder durchführen im Anschluß an den deutschen Konfirmationsunterricht. Das Konsistorium war einverstanden. Aber das war nicht entscheidend. Bei der Stellung und Art unserer Kirche war die maßgebende Instanz der Oberpräsident. Dieser half mir, eben der früher schon erwähnte Herr von Wilmowski. Mit seiner Hilfe erreichte ich eine entsprechende kirchliche Anordnung des Herrn Ministers (1905). Schließlich konnte doch auch die preußische Regierung nicht eine systematische Ausrottung des kirchlichen Sinns der Nordschleswiger wollen, mochte das auch in den Augen einzelner eine Bagatelle sein. Die preußische Regierung wollte, daß dem Volke die Religion erhalten bleibe.

Diese dankenswerte Anordnung hatte einen doppelten Wert. Erstens: Wer einer dänischen Konfirmationsfeier folgen kann, kann je dem dänischen Gottesdienst folgen. Sie hemmte also die die Kirche verwüstenden Folgen des „fakultativen“ deutschen Religionsunterrichts. Zweitens aber machte sie einen dicken Strich durch die lügnerischen Behauptungen, durch welche die dänische Presse dem Volk unsere Landeskirche zu verkekeln trachtete, durch die Behauptungen, diese sei nichts anderes, als ein „Mittel der Verdeutschung“<sup>1)</sup>.

Der Leser, der meinen Ausführungen bis hierher folgte, hat meine ganze Ohnmacht kennen gelernt. An der traurigen Sprachverfügung vom 18. Dezember 1888 ist nicht gerüttelt worden. Die preußische Regierung, der vielseitig eine schwankende Politik gerade auch in der Nordmark vorgeworfen worden ist, hat in diesem Stück nie geschwankt; ihren größten Fehler hat sie gehütet wie ein kostbares Juwel. War das Stärke?

Wer meine hier zutage tretende Ohnmacht richtig einschätzen will, darf immerhin nicht übersehen, daß es sich um ein Gebiet handelt, auf dem der Generalsuperintendent nach der bei uns bestehenden Ordnung nicht zuständig war; etwas, daß unsere anders gewohnte Bevölkerung nur schwer verstand. Um so mehr habe ich mich gefreut, daß Herr von Wilmowski mir dazu verhalf, wenigstens auf dem Mischgebiet von Kirche und Staat, dem der Erziehung der Jugend, für die Kirche gegenüber der Sprachpolitik der Regierung das Schlimmste abzumenden.

Angeichts meiner Ohnmacht auf dem Schulgebiet ist es mein

<sup>1)</sup> In dänischen Blättern ist erzählt worden, der im Jahre 1909 gebildete nordschleswigsche Pastorenverein haben den Konsistorialpräsidenten um die Zulassung dänischen Konfirmationsunterrichts gebeten; nach einem halben Jahr sei eine wöchentliche Viertelstunde gewährt worden (vergl. Sædekorn 1920 Nr. 4). Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Verdrehung des oben Vorgetragenen. Mit der Entstehung der besprochenen Anordnung hat der Pastorenverein nichts zu tun gehabt.

Trost gewesen, daß ich auf dem Gebiet, das das ureigene der Kirche ist, auf dem Gebiet des gottesdienstlichen Lebens, auf dem schließlich auch ein Staatsminister wenigstens eine gewisse Zurückhaltung zu üben nicht wohl umhin kann, dem Unrecht durchweg habe wehren können. Ueber dem dänischen Gottesdienst habe ich stets eine schützende Hand gehalten. Freilich hätte ich das bei der bestehenden kirchlichen Ordnung nicht gekonnt, wenn ich hierfür nicht Verständnis und Stütze im Konsistorium gefunden hätte. Alle bezüglichen Anordnungen waren Sache des Konsistoriums, nicht des Generalsuperintendenten. Die Mitglieder des Konsistoriums haben während meiner Amtszeit stark gewechselt, aber in jeder Zusammensetzung hat das Konsistorium in Treue die Interessen der Kirche in Nordschleswig zu wahren gesucht. Ich war lange der einzige, der die Verhältnisse in Nordschleswig wirklich kannte. Es genierte mich fast, daß man so vielfach allein auf mein Urtheil angewiesen war; ich hatte daher schon längst gewünscht, auch darauf hingewirkt, daß der Haderslebener Propst Petersen ins Konsistorium berufen werde, und war sehr froh, als das endlich geschah. Propst Petersen war mit den nordschleswigschen Verhältnissen vertraut und ein Freund verständiger Politik.

Selbstverständlich hat das gottesdienstliche Leben in deutscher Sprache zur Zeit meiner Amtsführung Fortschritte gemacht. Nordschleswig wurde nicht nur mit deutschen Beamten, auch mit deutschen Ansiedlern durchsetzt. Die deutschunterrichteten Kinder der Heimdeutschen, wenigstens zum Theil, namentlich aber die in dem Uebergangsgebiet befindlichen bevorzugten auch als Herangewachsene den deutschen Gottesdienst. Dadurch wuchs ungekünstelt das Bedürfnis deutscher Gottesdienste. Hätte die Kirche dem nicht Rechnung getragen, hätte sie ihre Pflicht versäumt; aber die Kirche trug dem Rechnung. Das paßte wieder den dänischen Politikern nicht, die sich dem gegenüber durch hässliche Angriffe revanchierten. Sie warfen den Deutschen vor, solcher Gottesdienste kaum zu bedürfen. Die Deutschen in Nordschleswig standen tatsächlich im Ruf der Unkirchlichkeit, und zwar nicht immer ohne Grund. Wie sollten auch unkirchliche Dithmarscher, wenn sie sich in Nordschleswig ansiedelten, plötzlich kirchliche Leute werden? Aber vielfach ist hier übertrieben worden. Es gab auch deutsche Diasporagemeinden mit gut besuchten Gottesdiensten. In denen haben die Pastoren den Deutschen mit Freuden gebient, und ich habe in solchen, wenn es sich irgend machen ließ, einen zweiten Visitationsgottesdienst in deutscher Sprache gehalten und habe das gern getan. Da, wo das Deutsche vordrang, wo der Besuch der deutschen und der dänischen Gottesdienste ungefähr der gleiche war, haben wir einen regelmäßigen Wechsel deutscher und dänischer Gottesdienste eintreten lassen.



In der Frage der Kirchensprache habe ich in meinen Voten mich einzig von dem Grundsatz leiten lassen, daß die Kirche in sprachlicher Beziehung sich einfach nach den tatsächlichen Verhältnissen zu richten hat, unter Vermeidung aller politischen Künstelei nach der einen wie nach der anderen Seite.

Wenn Deutsche trotzdem klagten, es geschehe nicht genug für sie, habe ich stets erwidert: ihr könnt, wo immer es ist, so viele deutsche Gottesdienste bekommen, wie — ihr besuchen wollt. Den Geistlichen doppelte Gottesdienste zur Pflicht zu machen, trug ich, abgesehen etwa von den Doppelgemeinden, kein Bedenken. So viele ihr besuchen wollt — da lag der Haken. Ich sprach droben schon nur eingeschränkt von gut besuchten Gottesdiensten. Wir erlebten, daß von einer größeren Zahl Gemeindeglieder deutsche Gottesdienste erbeten und diese dann nur von wenigen besucht wurden. Das war beides ein kirchlicher und ein politischer Skandal. Wo das sich zeigte, wurde klar, daß das Bedürfnis „Gottes Wort in deutscher Sprache zu hören“, wovon die Petition redete, für die Mehrzahl der Unterzeichner nicht wahr gewesen war. Mehrfach stand der deutsche Verein dahinter. Entsprechenden Vormürfen gegenüber wurde die Klage erhoben, es seien eben nur Nebengottesdienste gewährt worden. Selbstverständlich — wie konnte man denn gut besuchte dänische Gottesdienste in eine ungewohnte Zeit verweisen, um deutsche Experimente zu machen? Die da verlangten, genau zur gewohnten Zeit des dänischen Gottesdienstes einen deutschen Gottesdienst zu bekommen und erklärten — außerhalb dieser Stunde konnten sie selbst die Stunde bestimmen — zu einer anderen Stunde nicht kommen zu können oder nicht kommen zu wollen, machten es für jeden Sachkundigen zweifelhaft, daß dem ganzen Vorgehen religiöse Motive nicht zu Grunde lagen. Wo diese wirksam waren, war auch eine andere Stunde willkommen. Man hatte gelegentlich geradezu den Eindruck, es handele sich gar nicht darum, deutsche Gottesdienste zu erhalten, sondern darum, dänische Gottesdienste zu verdrängen. Solchem Treiben widerstand ich mit Hand und Fuß. Andererseits, wo es anders gemeint war, wo man deutsche Gottesdienste nicht nur erbat, sondern auch besuchte, haben wir nicht auf eine Gleichzahl der deutschen und der dänischen Besucher gewartet, um auch den ersteren etliche Hauptgottesdienste einzuräumen. Da es sich immer nur um eine kleinere Zahl solcher handelte, war das billig und recht. Für die dänischen Kirchenbesucher wurden dann an diesen Tagen dänische Nebengottesdienste zu einer von ihnen zu bestimmenden Stunde eingerichtet, so daß ihnen kein Gottesdienst verloren zu gehen brauchte. Aber es ist vorgekommen, daß auch ihrerseits kein Gebrauch von solchen Nebengottesdiensten gemacht wurde und deshalb diese Gottesdienste

eingehen mußten. Das zur Beachtung für die, welche geneigt sind, die nordschleswigschen Dänen als eitel kirchliche Leute zu werten

Billig und recht — das darf ich in Anspruch nehmen — war die Lösung des Konsistoriums in allen sprachlichen Entscheidungen; jeder bezügliche Wunsch, der aus Nordschleswig an uns kam, ist sorgfältig nach allen Seiten geprüft und dann allein jener Lösung entsprechend beschieden worden. Wir haben für die Dänen genau so gesorgt wie für die Deutschen und für die Deutschen genau so wie für die Dänen. Ist hier irgendwo ein Fehlgriff geschehen, ich weiß nicht, wo das sein sollte, aber ist das der Fall, so wurzelt er nicht in irgend einer auf anderes gerichteten Absicht, sondern in der Fehlbarkeit der Menschen, die auch der beste Wille der Menschen nicht auszuschließen vermag <sup>1)</sup>.

So im allgemeinen. Zwei Vorgänge aber wollen hier sonderlich besprochen sein.

Ich sagte, daß hier und da von zahlreichen Personen deutsche Gottesdienste erbeten, aber dann nicht besucht wurden. Solche Gottesdienste waren den Geistlichen selbstverständlich an sich eine Last, aber, wenn es einigermaßen ging, schwiegen sie. Einer dagegen schwieg nicht. Das war der Pastor von Hörup auf Alsén. Er beehrte angesichts des fehlenden Besuchs Wiederaufhebung der deutschen Gottesdienste. Das Konsistorium unterrichtete sich vertraulich darüber, ob nicht ein besserer Besuch sich würde herbeiführen lassen. Als sich zeigte, daß das ausgeschlossen war, hob das Konsistorium diese deutschen Gottesdienste wieder auf. Darüber großes Hallo im deutschen Lager. Der sittliche Deutsche in mir empfand eine große, tiefe Freude, daß eine deutsche Heuchelei hier den wohlverdienten Lohn erhielt. Ich sage heute noch: Gott sei Dank, daß das gelang <sup>2)</sup>.

So weit ich mich entsinne, bin ich mit allen kirchenregimentlichen Entscheidungen betreffend nordschleswigsche Gottesdienste einverstanden gewesen, daher auch bereit, für sie alle persönlich die Verantwortung zu übernehmen vor jedem Forum der Welt <sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Wer sich für diese Frage eingehender interessiert, den verweise ich auf einen Aufsatz, den ich in Nr. 28 des Schleswig-Holsteinischen Kirchen- und Schulblatts 1900 unter dem Titel: Kirche und Politik in Nordschleswig veröffentlicht habe. Ich unterschreibe diesen, wie ich meine, auf der Höhe stehenden Aufsatz auch heute noch Wort für Wort.

<sup>2)</sup> Gelang. Für die Zukunft wurde dem vorgebeugt. Der Minister, bei dem die „Deutschen“ das Konsistorium verklagten, ordnete an, daß das Konsistorium künftighin keine deutschen Gottesdienste aufheben dürfe ohne seine Genehmigung.

<sup>3)</sup> Ein dänischer Kandidat Hansen hat im Jahrgang 1914 der Sønderjydske Narbøger in einem mit statistischen Nachweisen versehenen Aufsatz zu beweisen versucht, daß die Kirche in Nordschleswig sich für politische Dienste habe brauchen lassen. Diesen Aufsatz habe ich in Nr. 20 des Jahrgangs 1914 der Landeskirchlichen Rundschau kritisch beleuchtet.

Nur eine Entscheidung nehme ich aus, die in Augustenburg. Im Flecken Augustenburg auf Alsen war die aus herzoglicher Zeit stammende deutsche Bevölkerung zurückgegangen, die dänische aber durch Zuzug aus der rein dänischen Umgebung gewachsen — ein ganz natürlicher Vorgang. Alle Hauptgottesdienste wurden in Augustenburg als in einer alten deutschen Enklave in deutscher Sprache gehalten. Nur vier Nebengottesdienste wurden in dänischer Sprache dargeboten, auf Initiative des dort nach der Annexion fungierenden ersten stramm deutschen Pastors; während der Dänenzeit und darüber hinaus war Augustenburg ein Annex von Rødding gewesen. Diesen vier dänischen Gottesdiensten hatte ein aus dem Lübeckischen stammender deutscher Pastor dänische Nebengottesdienste an den drei hohen Festen hinzugefügt; außerdem hatte er dänische Bibelfstunden gehalten — alles um den einfach vorliegenden Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Jetzt bat eine größere Zahl dänischer Einwohner um Vermehrung der dänischen Gottesdienste, wohlgemerkt ohne Antastung der deutschen Hauptgottesdienste. Daß diesem Wunsch zu willfahren sei, war mir zweifellos. Das Konsistorium war einverstanden. Aber der Herr Minister, an den die Sache gebracht wurde, lehnte die Bitte ab — aus politischen Gründen. Mir machte diese Sache sehr viel Not. Der Minister, zu dem ich fuhr, hatte volles Verständnis für meine Auffassung, erklärte mir aber, als Minister — hier spielte der Umstand mit, daß Augustenburg der Stammsitz der Kaiserin war — nicht anders handeln zu können. Hier trat mir so kraß wie nie sonst das Verhängnis vor die Seele, das im Staatskirchentum vorlag.

Die Politik drängte sich aber nicht nur in den Religionsunterricht der Schule und in die Gottesdienste der Kirche, sondern griff auch noch in anderer Weise ein in das kirchliche Leben Nordschleswigs. So in Gestalt der Freigemeindebewegung. Diese erwuchs nicht aus religiösen, sondern aus nationalen Motiven; in ihrer Eigenart ist sie nur von dänischen Verhältnissen aus verständlich.

Schon ehe Schleswig Deutschland eingegliedert wurde, hatte der Grundtvigianismus auf schleswigschem Boden Wurzel gefaßt. Manche seiner Anhänger konnten sich in das „Deutschwerden“ unserer Kirche nicht finden, traten daher aus und bildeten Freigemeinden. Zu „Pastoren“ dieser wurden, da Theologen nicht zur Verfügung standen, abgebrochene Schullehrer berufen. Diese wurden von dazu willigen dänischen Pastoren „ordiniert“, die dann wegen dieses unbefugten Verfahrens von ihren Bischöfen bestraft wurden. Später „ordinierten“ diese Schullehrer dann selbst weiter auf Grund ihrer „Ordination“. Diese Ordnung der Dinge er-

hielt sich eine Reihe von Jahren. Allmählich flaute die Bewegung ab; einzelne Ausgetretene kehrten zurück. Da erschien die Sprachverfügung von 1888. Wie diese dem für Nordschleswiger bestimmten Schulunternehmen jenseits der Grenze zu neuer Blüte verhalf, so führte sie frischen Wind in die schlapp werdenden Segel der schleswigschen Freigemeindebewegung.

Die Führer dieser Bewegung hatten inzwischen gelernt. Vor allem dies, daß die Anhänglichkeit unserer Bevölkerung an ihre alte Kirche doch größer war, als sie sich das gedacht hatten. Das bewog sie, die jetzt neu auflebende Bewegung etwas anders zu gestalten als die ursprüngliche: es wurde von Anhängern nicht mehr der Austritt aus der Landeskirche gefordert. Das half. Es kam jetzt dahin, daß, wenn auch nicht in großer Zahl, so doch in wachsender Zahl Glieder unserer Landeskirche sich zu den Sprechern der Freigemeinden hielten, die nicht nur wie sonstige Laienprediger das Wort verkündigten, sondern auch die Sakramente verwalteten und Amtshandlungen verrichteten, überhaupt sich völlig wie Pastoren benahmen. Wären die, welche sich zu ihnen hielten, ehrlich aus der Kirche ausgetreten, wie ihre Vorgänger das getan hatten, hätte dieses ganze Treiben uns unberührt gelassen, wie es dann auch unserm Urtheil unterstellt gewesen wäre, ob ihre Sprecher Pastoren waren oder nicht. So aber, wie es jetzt gehalten wurde, entstanden unhaltbare Verhältnisse. Die in unserer Kirche verbleibenden Freigemeindler nahmen in dieser, wiewohl sie gänzlich mit ihr gebrochen hatten, das Wahlrecht in Anspruch<sup>1)</sup>, ja ließen sich sogar in die Gemeindeorgane wählen. Der Aufforderung, aus der Kirche auszutreten, stellten sie die Forderung einer Befreiung von allen kirchlichen Abgaben entgegen. Soweit es sich um persönliche Lasten handelte, verstand sich diese für Ausgetretene von selbst. Sie von den dinglichen Lasten zu befreien, die auch Katholiken und Juden tragen mußten, war rechtlich ausgeschlossen<sup>2)</sup>; auch hätte das geheißen, auf den Austritt eine Geldprämie setzen!! Das Konsistorium hatte hier nach Möglichkeit positiv einzugreifen. Dem Wahlunfug ließ sich auf den in der Verfassung gegebenen Wegen wehren. Auf die Ungetreuen, die trotz ihrer Zugehörigkeit zur Kirche sich zu den

<sup>1)</sup> Der dänische Verfasser Mackeprang sieht darin den Zweck ihres Verbleibens in der Kirche („da de derved meente at kunne bevare deres kirkelige Valgret“), a. a. O., S. 198.

<sup>2)</sup> Ich habe seinerzeit geraten, diese dinglichen Abgaben einer Ablösung zu unterziehen, wie seinerzeit die Reallasten abgelöst wurden, um sie so der Kirche zu sichern, selbst unter der Bedingung eines gewissen Verlustes. Das hielt ich im Hinblick auf mögliche Zusammenfassung der Parlamente für weitfichtige Kirchenpolitik. Auch im Ministerium habe ich die Sache zur Sprache gebracht, um ein Ablösungsgesetz zu erreichen; man schrak aber vor den Schwierigkeiten zurück.



freigemeindlichen Sprechern hielten, glaubte das Konsistorium zunächst durch Seelsorge der Pastoren wirken zu können. Das blieb selbstverständlich ohne Erfolg. Ich verlangte im Interesse der Selbstbehauptung der Kirche gesetzliche Ordnungen, die die Kirchenglieder vor die Wahl stellten, entweder auf jenen Unfug zu verzichten oder ausgeschlossen zu werden. Solche Ordnungen, meinte das Konsistorium, seien in Berlin nicht durchzusetzen. Hier wirkte die Erweichung und Schwächung der Kirche, die die preussische Union erwirkt hatte. Aber durften wir daraufhin ohne weiteres weichen? Man befürchtete, auch in der Synode nicht durchzudringen, aber das war doch zunächst zu erproben. Sondernlich aber wurde mir entgegengehalten, daß das deutsche evangelische Kirchenrecht eine Ausschließung aus der Kirche nicht kenne<sup>1)</sup>. Ich wies dem gegenüber darauf hin, daß sich in unserer Kirche jetzt der Genossenschaftscharakter durchsetze und von da aus solches Recht sich bilden müsse. Aber ich drang nicht durch. Man begnügte sich einstweilen damit, Material zu sammeln in einem eigens dafür anzulegenden Aktenheft.

Selbstfolglich aber konnte es angesichts des Vorliegenden beim Akten sammeln nicht sein Bewenden haben. Man tat also weiter, was das bestehende Kirchenrecht zuließ. Es wurden mit Genehmigung des Ministers Verfügungen erlassen, nach denen die von einem freigemeindlichen Sprecher an Kindern unserer Kirche vollzogene Taufe der Hebammentaufe gleichgestellt, eine von ihm an Kirchengliedern vollzogene Konfirmation oder Trauung als eine kirchenrechtlich bedeutungslose Zeremonie gekennzeichnet und ihm verboten wurde, auf unseren Kirchhöfen eine kirchliche Bestattung

---

<sup>1)</sup> Später kam diese Frage in anderer Veranlassung auf der Eisenacher Konferenz zur Sprache. Präsident Voigts sagte, als das zur Sprache kam, hierüber möchten sich nun die Theologen unterhalten. Ich nahm sofort das Wort und sagte, als der Präsident das sagte, hätte ich gerade mich gefreut, daß sich jetzt die Juristen darüber unterhalten würden. Ich wisse, daß das deutsche evangelische Kirchenrecht einen Ausschluß aus der Kirche nicht kenne; so sei ich von den Juristen belehrt worden. Aber kaum hatte ich das gesagt, als sich dreifacher Protest erhob. Darauf konstatierte ich mit Befriedigung, daß das also nur vom preussischen Kirchenrecht gelte, nicht vom deutschen. Selbstverständlich trat ich in Beziehung mit denen, die da protestiert hatten; es waren der Oberkonsistorialrat D. Ney aus Speyer, der Generalsuperintendent D. Lohr aus Kassel und der Konsistorialpräsident D. Sandberger aus Stuttgart. Hieraus ergab sich, daß es reformierte oder doch reformiert beeinflusste Kirchengebiete waren, auf denen sich derartige fand. Uebrigens handelte es sich in Württemberg nicht um einen eigentlichen Ausschluß, nur um eine Suspension der Mitgliedschaft für die Dauer der Unbotmäßigkeit. M. E. genügt das auch völlig, aber das ist auch nötig. Hessen kennt einen eigentlichen Ausschluß, die Pfalz sogar einen solchen im Namen der dreieinigen Gottes, also den großen Bann.

vorzunehmen<sup>1)</sup>. Zugleich wurde das Läuten der Glocken, das den Ausgetretenen bisher durchweg gewährt worden war, ihnen wie den kirchlich untreuen Kirchengliedern jetzt versagt. Während jene Ablehnung der Sprecher als Pastoren unserer Kirchengehörigen voll berechtigt war, erschien mir das letztere, das Verbot der Glocken, als fragwürdig; da aber die Juristen darauf bestanden, fügte ich mich. Auch ließ sich die Verweigerung der Kirchenglocken denen gegenüber, die die Treue gegen ihre Kirche gebrochen hatten, sachlich rechtfertigen.

Damals freuten sich die nordschleswigschen Geistlichen, daß das Konsistorium, soweit es das bei der bestehenden Gesetzgebung vermochte, eine klare Rechtslage schuf. Ich bemerke das deshalb ausdrücklich, weil wir später erlebten, daß junge Pastoren, welche die Geschichte nicht kannten und auf ernsthafteste kirchliche Ermüdung sich nicht einließen, in unüberlegter Gefühlsstimmung nahezu für das unehrliche Treiben der Freigemeindler eintraten.

Das U n e h r l i c h e in ihrem Treiben — das war es, das ich bekämpfte, nicht das Freikirchliche als solches. Vielleicht beruhigten sich manche unter ihnen durch den Blick auf die dänischen Wahlgemeinden<sup>2)</sup>, aber hielten es dann doch wieder nicht wie diese. Man kann eben nicht auf deutschem Boden nach dänischem Recht leben. Daß die freigemeindlichen Sprecher entschlossen waren, auf die Dauer an ihrer unehrlichen Gestaltung ihres Kirchenwesens festzuhalten, wurde eigenartig festgestellt. Es gibt einen religiös-kirchlichen Austritt aus der Kirche ohne allgemein rechtlichen Charakter, d. h. ohne, daß die Steuerpflicht in der Landeskirche aufhört. In dieser Weise waren Glieder unserer Landeskirche zu der uns befreundeten Brüdergemeinde übergetreten. Im Hinblick darauf trat aus der nordschleswigschen Geistlichkeit eine Anregung an mich heran, wir möchten auch bezüglich der zur Freigemeinde sich haltenden Kirchenglieder uns mit einem solchen religiös-kirchlichen Austritt begnügen. Ich hatte diese Frage nicht zu entscheiden, aber erklärte mich bereit, beim Konsistorium bezw. dem Minister für das Gewünschte einzutreten, falls die Freigemeindesprecher sich schriftlich verpflichten wollten, kein Mitglied unserer Landeskirche mit Amtshandlungen zu bedienen, das ihnen

<sup>1)</sup> Diesem versuchten die Freigemeindler später dadurch zu begegnen, daß sie sich um Errichtung eigener Friedhöfe bemühten. Unsererseits wurde dem nichts in den Weg gelegt, soweit es sich um Friedhöfe für Ausgetretene handeln würde, nicht um Friedhöfe für unsere Kirchenangehörigen. Aber gerade an diese war sonderlich gedacht. Man begehrte ein neues Mittel für unehrliche Propaganda; ihnen das zu gewähren waren die Behörden nicht einfältig genug.

<sup>2)</sup> Diese Wahlgemeinden sind Freigemeinden innerhalb der Landeskirche; ihre Pastoren müssen für das landeskirchliche Pfarramt befähigt sein; auch unterstehen sie der Visitation des Bischofs.

nicht einen Schein seines früheren Parochus vorlege, daß es behufs Uebertritt zur Freigemeinde aus der Landeskirche in der erwähnten religiös-kirchlichen Weise ausgetreten sei. Das würde, wenn die Kirchenregierung darauf einging, zu einer ehrlichen Ordnung geführt haben; gelänge das, würde das der Kirche ermöglicht haben, zur Freigemeinde eine ganz andere Stellung einzunehmen. Aber die Sprecher der Freigemeinde lehnten nach einiger Bedenkzeit ab; sie hielten am Fischen im Trüben fest. Das findet wohl seine Erklärung darin, daß eben die ganze Bewegung, wenn auch nicht ganz ohne religiöses Interesse, doch wesentlich eine nationalpolitische war. Die Politik verdirbt den Charakter.

Kirchlich weit bedeutender als die Freigemeindebewegung war die sogen. *Indre Mission*, eine Innere Mission im dänischen Sinn des Worts, und das heißt wesentlich dasselbe, was wir Evangelisation und Gemeinschaftspflege nennen. Ursprünglich war diese Innere Mission unpolitisch; allmählich aber wurde auch sie politisiert. Der Begründer der dänischen Inneren Mission war der Pastor Wilhelm Beck auf Fühnen. Bei uns wurde sie vornehmlich durch meinen Apenrader Nachfolger, Pastor Tonneseu, eingeführt, der schon in Apenrade durch Herausgabe eines eigenen, von dem dänischen landeskirchlichen Blatt unabhängigen Blättchens (*Sædekorn* = *Saatkorn*) dahin führende Schritte getan hatte. Als er noch in Apenrade Diakonus war, hatte Jasper von Derzen, der damals von Hamburg aus die Gemeinschaftsbewegung Schleswig-Holsteins in kirchenfreundlichem Sinn leitete, ihn kennen gelernt und ihn als Nachfolger Ninks an der Ansharkapelle in Hamburg ins Auge gefaßt. Ich, der ich Tonneseus Kraft schätzte, hielt ihn fest, indem ich ihm das von ihm begehrte Pastorat zu Hoptrup verschaffte. Als dann ein förmlicher Verein für Innere Mission gebildet wurde, trat Pastor Nielsen-Højrup an die Spitze, Tonneseu aber blieb die Seele desselben. Sein *Sædekorn* ward Vereinsorgan. Innere Missionare, dürftig vorgebildet, wurden in wachsender Zahl angestellt. Wacker schloß sich der Bewegung an; seine „Heilsordnung“ wurde so zu sagen das Normalbuch der Inneren Mission. Der Verein bezeichnete sich selbst als „Kirchlichen Verein“, aber es ging im wirklichen Leben so, wie es in derartigen Fällen zu gehen pflegt. Konflikte blieben nicht aus. Wacker versuchte, mich dafür zu gewinnen, die dänischen Wahlgemeinden (vergl. Anm. auf S. 247) auch bei uns zuzulassen. Ich durchschaute, was beabsichtigt war, und lehnte aus wohlherwogenen Gründen ab, worauf Wacker dieses Bemühen aufgab. Die Innere Mission entwickelte sich kräftig. Auf einer Visitation in Hoptrup predigte Tonneseu sehr zuversichtlich und zwar im Sinn einer organisatorischen Vervollständigung der Inneren Mission. Man wollte in den ihr

zugänglichen Gemeinden geistliche Vorstände den landeskirchlichen Vorständen zur Seite stellen. Ich warnte; das würde zum Bruch führen. Es kam auch nicht dazu; vielleicht handelte es sich auch nur um einen persönlichen Fühler Tonnesens.

Ich persönlich nahm der Inneren Mission gegenüber eine reservierte Stellung ein. Es fehlte mir nicht an einer gewissen Wertschätzung. Sie weckte Fragen in manchen Seelen, die vorher keine Fragen kannten, und führte manche Seelen zu Christo; sie brachte Leben in diese und jene Gemeinde, in der es früher nur schwach pulsierte. Aber so zu sagen ihr Mann konnte ich nicht werden. Dazu war sie zu methodistisch geartet, ich zu lutherisch. Auch stieß mich ihre reichlich starke Selbstschätzung. Man hörte Aeußerungen, als habe erst sie Leben geweckt in Nordschleswig, obwohl es hier sehr lebendige Strömungen gegeben hatte, ehe auch nur der Name der Inneren Mission in Nordschleswig genannt wurde. Aber vieles von dem Leben, das vorhanden war, schloß sich, als sie auftauchte, ihr an, und so konnte es geschehen, daß junge Pastoren, welche die Vergangenheit nicht kannten, meinten, alles lebendige Christentum, das ihnen unter dem Namen der Inneren Mission in unserer Heimat begegnete, sei eine Frucht der Inneren Mission.

Ungefähr um die Jahrhundertwende erreichte die Innere Mission ihren Höhepunkt, ohne daß sie von da an sonderlich zurückgegangen wäre. Ich gewann den Eindruck, daß sie allmählich besonnener wurde und ernstlich einen Bruch mit der Kirche zu vermeiden suchte. Andererseits war auch die Begnerschaft, der sie in manchen Pastoraten begegnete, eine weniger schroffe geworden; auch ich hatte mich in diesen Pastoraten darum bemüht; wie weit das mitgewirkt hat, weiß ich nicht.

Aber nun vollzog sich — fast zugleich — die angedeutete politische Wandlung. Die Innere Mission war im Anfang so stark methodistisch bezw. pietistisch geprägt, daß das Nationale dadurch in den Hintergrund gedrängt wurde. Das empfanden die Behörden und bemaßen danach ihre Stellung. Als mich einmal der Regierungspräsident — man hatte ihm eine Bitte vorgetragen — nach der Inneren Mission fragte, erwiderte ich: „Sie, Herr Regierungspräsident, haben vielleicht mehr Grund die Innere Mission zu fördern als ich“. Andererseits empfand auch die dänische Presse diese Art der Inneren Mission und haberte mit ihr. „Den Indre Mission sløver den nationale Følelse“ (Die Innere Mission läßt das nationale Empfinden erschlaffen) hieß es damals. Aber das wurde, wie gesagt, allmählich anders. Die Innere Mission verquickte sich in Dänemark selbst immer mehr mit nationalpolitischen Interessen; das wirkte steigend auch auf unsere Innere Mission hinüber. Tonnesen geriet mehr und mehr in Gegensatz zu den Be-



hörden; in der Presse aber stieg entsprechend sein und der Inneren Mission Kredit.

Da trat die Krisis ein, eine Spaltung zwischen Tonnesen und einer radikaleren Strömung. Nicht auf einmal. Diese Spaltung hatte sich allmählich angebahnt. Auch ich wußte davon.

Politiker haben gemeint, in Tonnesen seien politische und zwar dänische Instinkte erwacht; die Trennung sei wesentlich politisch bedingt gewesen. Aber das war falsch. Unter den Pastoren, die sich von Tonnesen trennten und dann von den Deutschen als Patrioten, von der dänischen Presse als schlechte Menschen gewertet wurden, fand sich eben so viel dänische Gesinnung wie unter denen, die Tonnesen treu blieben. Die Dinge hingen anders zusammen.

In Tonnesen hatte sich der Bann Wackers gelöst, in dem er lange Jahre gestanden hatte. Er wurde, dem alten Glauben ungebrochen treu, theologisch freier, dem Pietismus gegenüber lutherischer; er kehrte in gewisser Weise zurück zu dem, das er gewesen war, ehe er in Wackers Bann geriet. Dieser Wandlung entsprechend ließ er einige jüngere Geistliche, unter diesen seinen eigenen Sohn, mitarbeiten in der Inneren Mission, wiewohl sie nicht hineinpakten in das Wackersche Schema. Von dem, was gemeinhin Liberalismus heißt, waren sie frei; sie waren ehrliche Christus-bekenner; aber Verbalinspiration und Anselmische Veröhnungstheorie, Kernstücke der Wackerschen Inneren-Missions-Theologie, fehlten ihnen. Das erregte Anstoß. Trotzdem hätte, so weit ich sehe, Tonnesen die Innere Mission zusammenhalten können, wäre nicht ein weiteres hinzugekommen<sup>1)</sup>. Verwöhnt durch die Rolle, die er ein Vierteljahrhundert in der Inneren Mission gespielt hatte, war er zu sehr Alleinherrscher geworden; er tat, was ihm recht dünkte, und überließ es den anderen Mitgliedern des Vorstandes, nachträglich zu billigen, was er getan hatte. Dadurch verletzte er die, welche für ein Zusammenbleiben zu haben waren, und lieferte Wasser auf die Mühle derer, die den Bruch wollten.

Es kam zum Bruch. Nach dem Bruch erlebte Tonnesen große Enttäuschungen. Wackere Männer gingen mit ihm, aber die Mehrzahl der alten Freunde verließ ihn. So unter den Pastoren, ver-

<sup>1)</sup> Auf dem Jahresfest der Indre Mission neuen Stils, d. h. derjenigen, die sich als det gamle Budskabs (der alten Botschaft) Indre Mission bezeichnete, das 1918 in Bjolderup gefeiert wurde, sagte C. Matthiesen, der derzeitige Führer, auf dem Skjel sei Bewegung; manche befänden sich in Annäherung an das „Skjel“ von diesseits, andere von jenseits. Das „Skjel“ war die dänische Bezeichnung der schroffen Scheidung von Bekehrten und Unbekehrten, die ein Kernstück der ursprünglichen Indre Mission gewesen war. Was Matthiesen damit aussprach, entspricht wohl im wesentlichen unser aller Auffassung. Es steht damit ähnlich wie mit Wackers Wort: nicht wörtliche, sondern wirkliche Inspiration.

stärkt unter den Laien. Viele trauerten. Die neu gebildete Innere Mission nannte sich „det gamle Budskabs Mission“ (die Mission der alten Botschaft) und gründete ein eigenes Blatt gleichen Namens als ihr Organ. Daß die meisten Tonnesen verließen, war nicht verwunderlich. Man kann nicht Jahre lang so predigen, wie Tonnesen das getan hatte, Infallibilismus und Methodismus so gepflegt haben wie er, und dann erwarten, daß, wenn man selbst andere Wege einschlägt, die Menge das innerlich mitmacht. Zudem weiß, wer die Menschen lange unter geistlichen Gesichtspunkten beobachtet hat, daß Pietismus, Methodismus, Infallibilismus den Menschen viel verständlicher sind als das dieses alles überragende Luthertum.

Daraus, daß ihm so die Felle wegschwammen, erwuchs für Tonnesen eine Gefahr. Sein Freiwerden vom Pietismus hatte ihn nicht nur über die ausschließliche Erweckungspredigt hinausgeführt, sondern auch das Auge für die weiteren Gebiete des Menschenlebens und damit auch für die seelische Bedeutung des Nationalen geöffnet. Als Seelsorger fühlte er sich jetzt berufen, seinen Leuten auch in den seelischen Nöten zu dienen, die ihnen aus der Berührung des Nationalen und des Christlichen erwuchsen. Wirklich Nationale würdigen im Unterschied von den Nationalisten auch die Nationalität anderer. So tat auch Tonnesen, und das war recht. Aber er idealisierte, so weit ich sehe, das Dänentum, und das ließ ihn als einen Dänen erscheinen, der er nicht war. Die Dänen horchten auf. Auch solche, die der Inneren Mission bisher fern gestanden hatten, spürten den in sie hineingebrungenen nationalen Zug und — Tonnesen erschien ihnen als dieser „richtigen“ Inneren Mission Prophet. Wie verständlich war es, daß nun auch Tonnesen so zu sagen hellhörig wurde, sich diesen neuen Freunden zuwandte, eine neue Aufgabe auftauchen sah, ja meinte, jetzt erst recht Innere Mission treiben zu können und zwar in den weiteren Kreisen des Volks.

Aber Tonnesen täuschte sich. Wer eine nationalpolitische Partei an seinen kirchlichen Wagen zu spannen sucht, wird alsbald von ihr gezogen. Das erfuhr auch er. Er geriet selbst in dänisch-politisches Fahrwasser. Nicht auf die Dauer. Der Sohn des alten Heimdeutschen fühlte, daß er da nicht hineingehöre. Als ihm dann weiter die Augen dafür aufgingen, daß er nicht schob, sondern geschoben wurde, suchte er in die alte Spur zurück, aber scheute sich, diese Rückkehr, wie ich ihm riet, durch offenen Bruch zu vollziehen. So geriet er immer mehr hinein in Halbheit, was, so weit ich in der Ferne richtig unterrichtet bin, offensichtlich ward, als die große Krisis über Nordschleswig 1919 hereinbrach. Die weitere Entwicklung der Indre Mission gehört nicht in diese Schrift.

Traurig, fast tragisch, daß in dem Moment, da die Innere

Mission, frei werdend von Menschenfessungen, sich anschickte, aus der Sphäre eines abgeblaßten Methodismus einzulenken in die Freiheit, Weite und Tiefe des Luthertums<sup>1)</sup>, der versagte, der sie diesen Höhenweg hätte führen können.

Meine unter „Nordschleswig“ zusammengefaßten Mittheilungen beschließe ich durch Erzählung einiger persönlicher Erlebnisse.

Wie mehrfach hervorgetreten ist, wurde ich politisch von Deutschen und Dänen bekämpft. Meine deutschen Gegner bedienten sich in der Heimat — aus guten Gründen — durchweg nicht der Presse, sondern gingen andere Wege. Sie verklagten mich beim Minister. Eines Tages empfing ich auf einer Visitationsreise eine Mittheilung von Chalybäus, er und ich wären vom Minister angewiesen worden, in Altona mit den Geheimräthen Schwarzkopf und Röpke zusammenzutreffen, die mit uns über einige gegen mich gerichtete Anklagen zu verhandeln hätten. Höchst befremdlich! Röpke war ein lateinischer Schulmeister, der bei uns Provinzialschulrat gewesen war und jetzt vortragender Rat war in der Abtheilung für das höhere Schulwesen. Hätte ein vortragender Rat aus der Abtheilung für Volksschulwesen Schwarzkopf begleitet, — es handelte sich natürlich um die ominöse Sprachverfügung —, so hätte ich darin nichts gefunden. Was aber sollte Röpke? Lag darin, daß der Kultusminister oberster Kirchenregent war in

<sup>1)</sup> Vielleicht befremdet, was ich hier ausführe, diese und jene Freunde aus dem Lager der Budskaßmission. Ich verstehe durchaus, daß sie in ihrem Sieg über die alte Innere Mission einen Beweis des Geistes und der Kraft gesehen haben, sagt doch der Herr: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Auch liegt es mir fern, sie kränken zu wollen; ich will nur die Wahrheit sagen, so gut ich sie sehe. Der Erfolg ist nicht immer der Beweis für die Richtigkeit der Stellung, die man genommen hat. Welche Kirche verfügt über so viele Kräfte wie die Kirche Roms? Welche Kirche ist heute Trumpf? Die neue Mission hatte der alten gegenüber die Konsequenz der früheren Stellungnahme für sich. Das besagt viel. Aber sie hatte noch mehr. Sie hatte auch die Stärke für sich, die in unserer alten theologischen Tradition als solcher steckt; sie hatte in dieser ohne weiteres die festen Grundlagen und die festen Ziele, die für alles pädagogische Wirken, auch das der Kirche, von eminentem Wert sind. Es beruht auf tiefdringender Menschenkenntnis, was Ranke sagt: „In einer orthodoxen, ohne Wanken festgehaltenen Meinung liegt eine unglaubliche Gewalt, zumal wenn sie von einem tüchtigen Mann verfolgt wird“. (Geschichte der Päpste II, 208.) Luther hatte den Mut, aus der Erkenntnis der Wahrheit heraus mit dieser Gewalt zu brechen. Seine echten Söhne sollen den gleichen Mut beweisen, aber darum ringen, die tiefer erkannte Wahrheit in allgemeine Grundformen und Zielsetzungen zu fassen. Die Durchschnittsmenschen brauchen feste Sätze.

Oder ist die reine Wahrheit nicht für alle? braucht die Menge Durchsetzung des Edelmetalls mit Mindervertigem, Erz statt Gold, um das Gegebene zu verstehen und zu schätzen? — eine Frage von großer Tragweite, die mich oft beschäftigt.

Schleswig-Holstein, beschlossen, daß ein schleswig-holsteinischer Generalsuperintendent verpflichtet war, vor einem beliebigen Geheimrat des Kultusministeriums zu erscheinen? <sup>1)</sup> Ich gestehe, daß eben dieses, daß ich Röpke Rede stehen sollte über meine Haltung als Generalsuperintendent, auf mich einen viel tieferen Eindruck machte als das andere, daß ich verklagt war. Was fragt einer, der ein gutes Gewissen hat, nach Verklagtwerden? Jenes andere aber vergegenwärtigte mir wieder das Unwürdige meiner amtlichen Lage. Glücklicherweise befand ich mich auf der Visitationsreise. Ich hatte hinreichenden Grund unter den Füßen, mein Erscheinen zu dem angesetzten Termin abzulehnen. Chalybäus fuhr allein nach Altona, und von Berlin kam nur Röpke. Aber nun zur Sache.

Wenn ich eine Visitation ankündigte, fixierte ich die Punkte, über die ich im Visitationsbericht Auskunft zu erhalten wünschte. Unter diese hatte ich für Nordschleswig Durchführung der Sprachverfügung wie ihre Einwirkung auf den Religionsunterricht aufgenommen. Was war berechtigter, ja mehr gegeben als dies? Will der Generalsuperintendent unterrichtet sein, kann und darf er sich nicht beschränken auf das, was er in ein paar Stunden selber hört und sieht, gerade so wenig, wie er alles kritiklos aufnehmen darf, was ihm gesagt wird. Fein hören und scharf sehen — das schafft Erkenntnis. Oder durfte und sollte der Generalsuperintendent sich nicht unterrichten über das, was die Sprachverfügung für den Religionsunterricht bedeutete? War es seine Staatsbürger- oder seine Beamtenpflicht, hier die Augen zu schließen? Kurz und gut, diese Berichtforderung war zum Gegenstand einer Anklage gemacht worden. Was Chalybäus und Röpke mit einander besprochen haben, habe ich nicht erfahren, auch nie erfragt; es interessierte mich nicht. Hernach aber erhielt ich vom Minister ein Schreiben, wie ich ein gleiches nie erhalten habe. Mir wurde erklärt, zu kirchlichen Besorgnissen gäbe die Sprachverfügung gar keine Veranlassung. Einer derartigen Berichtforderung, wie ich sie übe, hätte ich mich künftig zu enthalten; durch eine solche veranlaßte ich die Geistlichen, mit den Kirchenvorständen in dieser Sache zu verhandeln (was in Veranlassung meiner Berichtforderung, wie ich hernach feststellte, nie ein Geistlicher getan hat). Ueberhaupt, wo ich etwas vorhätte, das mit politischen Fragen in Verbindung stünde, hätte ich stets im Ein-

<sup>1)</sup> Etwas Verwandtes. Es ist unwidersprochen behauptet worden, der Geheimrat Althoff, weiland Leiter der Universitätsabteilung im Kultusministerium, habe dem Professor Baumgarten gelegentlich seiner Berufung nach Kiel eine Ratsstelle im Kieler Konsistorium in Aussicht gestellt. Verfügte ein Leiter der Universitätsabteilung über das Regiment in der lutherischen Kirche Schleswig-Holsteins? Was für Zustände!



vernehmen mit dem Konsistorium zu handeln<sup>1)</sup>. Dabei wurde dieser Erledigung der Sache eine Form gegeben, von der schwer zu glauben war, daß sie nicht verletzen sollte. Ich wunderte mich, daß ein Mann wie der treffliche Boffe das Schreiben gezeichnet hatte. Was tun? Eine Zurücknahme des Erlasses zu erreichen war ausgeschlossen. Was das äußere Verhalten anging, mußte ich mich fügen. Ich beschränkte mich hinfort auf mündliche Nachfrage nach dem, über das ich vorher schriftlichen Bericht erfordert hatte. Das war etwas umständlicher, aber lief auf das selbe hinaus. Aber andererseits: auf dieses Schreiben einfach schweigen — das konnte ich auch nicht; ja, ich war innerlich gewiß, das nicht zu dürfen und zwar um des Amtes willen, das ich führte. Durch das verletzende Schreiben klang hier und da ein Ton des Wohlwollens hindurch. Das war sicherlich Boffes oder Schwarzkopfs Korrektur des Entwurfs, aber das Schreiben dokumentierte so viel Besserwissen, so viel hochfahrende Nichtachtung des evangelischen Geistlichen und seines eigenen und selbständigen Urteilens, daß ich reagieren mußte. Ich antwortete dem Minister in einem Schreiben, in dem ich die dem Nachgeordneten geziemende Form zu wahren suchte, aber meine Stellung geltend machte und mich sachlich verwahrte. In so verletzender Weise, wie es hier der Fall gewesen war, ist später nicht wieder an mich geschrieben worden.

Harmloser verlief eine andere Affäre. Eines Tages — es war inzwischen längere Zeit vergangen und augenscheinlich neue Klage beim Minister eingelaufen — erschien bei mir in Riel der Geheimrat Schwarzkopf — oder war er damals schon Ministerialdirektor? Ob er sonderlich zu mir gekommen war oder eine anderweitig motivierte Anwesenheit benutzte, weiß ich nicht. Genug, er sagte mir in seiner lebenswürdigen und freundschaftlichen Weise, daß fort und fort beim Minister Anklagen gegen mich einliefen. Des einzelnen erinnere ich mich nicht. Natürlich begegnete ich ihm persönlich ebenso, wie er mir. Sachlich hatte ich das beste Gewissen von der Welt. Zum Lügen mußte ich mich nicht dienstlich verpflichtet. Die gebührende Rücksicht auf meine dienstliche Stellung hatte ich stets genommen. Bei dieser Lage der Dinge begnügte ich mich damit, meiner Hochachtung vor den deutschen Männern, die hinter meinem Rücken mich verdächtigten, geziemen den Ausdruck zu geben, und für den Fall, daß wirklich auf diese Verdächtigungen Gewicht gelegt werde, in aller Form um eine

<sup>1)</sup> Ich hatte dem Konsistorium nie etwas verheimlicht von dem, was ich in solchen Dingen tat. Spielte hier das Streben der Bürokratie hinein, den Generalsuperintendenten, der, wie zuzugeben ist, in das bürokratische System schlechterdings nicht hineinpaßt, auf den Konsistorialrat herabzudrücken? Ich konnte mich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß das mitspielte.

Disziplinaruntersuchung zu bitten. Damit war diese Sache abgetan.

Mehr Not bereitete mir eine andere im Jahre 1900. Als ich das letzte Mal den Pastor Jakobsen in Scherrebek visitierte, fragte ich ihn, ob er, da er vorzugsweise politisch und wirtschaftlich interessiert sei, nicht daran denke, sein Pfarramt niederzulegen, um sich ganz jenen Interessen zu widmen. Diese Frage lag nahe, da er sein Amt höchst oberflächlich verwaltete. Nicht daß er sich für das Amt überhaupt nicht interessierte, aber seine Zeit und Kraft wendete er wesentlich jenen anderen Interessen zu. Andererseits glaubte ich damals noch, er sei für die deutsche Politik nach üblichem Verstand so wertvoll, wie ihre Träger ihn damals tagierten — sie hatten ihm vor kurzem den Roten Adlerorden besorgt. Pastor Jakobsen verneinte meine Frage. Damit war die Sache für mich erledigt. Er muß sich aber unter seinen Freunden über mich beklagt haben; denn ein, allerdings wenig erleuchteter, Landrat eines anderen Kreises nahm die Sache amtlich auf und zwar in dem Stil, daß ich jetzt so weit sei, einen Pastor, der ein guter Deutscher sei, deshalb beseitigen zu wollen. Ich wunderte mich, daß der Regierungspräsident dem Mann sein inkompetentes Schreiben nicht zurückgeschickt hatte; es gelangte bis an den Minister, und ich hatte mich jetzt ihm gegenüber zu verantworten, was ich denn auch kräftiglich tat. Darauf ging ich in die Alpen. Hier besuchte ich Stöcker in seinem Tuskulum. Der erzählte mir, daß er in Berlin gehört habe, meine Stellung sei erschüttert. Ich aber habe von dieser Sache nie wieder gehört. Die hatte wohl der Minister tot gemacht.

Und nun noch ein sonderlich Stückchen. Mein lieber Amtsbruder Ruperti war gestorben und insolgedessen die holsteinische Generalsuperintendentur vakant. Schon damals, als Jensen abging, sprach Mommsen mit mir über einen etwaigen Uebergang in das holsteinische Amt. Er wußte keinen in Holstein, den er für geeignet hielt, und glaubte eher in Schleswig für Schleswig einen geeigneten Mann zu finden. Ich hatte keine Neigung, Schleswig aufzugeben. Aber Sorge brauchte auch Mommsen sich nicht zu machen. Die übernahmen andere Leute, der Oberpräsident, den ein Vortrag Rupertis interessiert hatte, und ein Hannoveraner im Kultusministerium, der mit Ruperti befreundet war; diese besorgten die Ernennung Rupertis<sup>1)</sup>. Als nun Ruperti heimgegangen

<sup>1)</sup> Als die Ernennung herausgekommen war, traf ich — damals noch in Schleswig — auf einem Herrendiner beim Baron Plessen den Oberpräsidenten. Während wir beide unsere Toilette ordneten, sagte dieser zu mir: „Nun, was sagen Sie zu Ihrem neuen confrater, Herr Generalsuperintendent?“ „Sehr überrascht, Herr Oberpräsident“, lautete meine Antwort. „Wie so?“ fragte er. „Darauf will ich durch ein paar Mit-

war, tauchte der jetzt politisch motivierte Gedanke auf, mich nach Holstein zu versetzen. Schwarzkopf redete mit mir darüber im Auftrag des Ministers — gelegentlich einer Begegnung in den Gesellschaftsräumen des Oberkirchenratspräsidenten in Berlin. Diese Sache nahm ich ernst. Nicht daß ich irgend welche Neigung hatte. Ich blieb trotz der politischen Nöte viel lieber in meinem heimischen Schleswig. Aber ich konnte mich einer doppelten Erwägung nicht verschließen. Vielleicht, sagte ich mir, ist es besser für Schleswig, wenn ein Generalsuperintendent kommt, der mit den politischen Behörden frisch anfangen kann. Holstein aber — und auch Holstein war mir lieb und wert als bedeutungsvoller Bestandteil meines Heimatlandes — Holstein hat jetzt so viele Jahre kranke Generalsuperintendenten gehabt (Jensen war lange ein gebrochener Mann gewesen, und Ruperti, der in den ersten Jahren so frisch angefangen hatte, hatte in den letzten Jahren gekränkt) —; für Holstein ist es besser, wenn jetzt ein Mann es übernimmt, der mit den Dingen schon so vertraut ist wie du. Freilich stand mir fester als ein Fels im Meer; ich konnte und durfte nur gehen, wenn ich bestimmt wußte, wer mein Nachfolger würde. Unter den bei uns bestehenden Verhältnissen ohne bezügliche Sicherheit Schleswig verlassen, hieß in meinen Augen wie ein Judas handeln<sup>1)</sup>. Schwarzkopf fragte, wen ich wolle. Ich nannte den Propsten Petersen in Hadersleben. Mir wurde zugesichert, daß seine Ernennung für Schleswig pari passu mit meiner für Holstein erfolgen würde. Ich erbat mir Bedenkzeit. Der Entschluß wurde mir sehr schwer. Ungefähr war ich soweit, mich zu fügen. Da begann die alldeutsche Presse einen Feldzug wider mich,

---

teilungen antworten“, erwiderte ich. „Vor wenigen Tagen war ich in Holstein. Dort sagte mir ein holsteinischer Geistlicher, es gehe das Gerücht, Ruperti werde kommen. „Mich würde das sehr freuen“, setzte er hinzu, „aber ich glaube das nicht. Das wird Preußen nicht tun.“ Heute morgen besuchte mich ein schleswiger Geistlicher. Er war kaum noch zur Ruhe gekommen in meinem Zimmer, als er sagte: „So, nun haben wir doch Sicherheit, daß die preussische Regierung bei uns die Union nicht einführen will, nun Ruperti Generalsuperintendent von Holstein geworden ist.“ Steinmann schaute etwas verdutzt darein. Wir gingen dann beide in den Salon, er gebührend voran und ich hinterher, vielleicht mit einem ein wenig verschmizten Gesicht.

<sup>1)</sup> Als die Frage meiner eventuellen Versetzung in die Öffentlichkeit drang, ging das Gerücht, Pastor Jakobsen-Scherrebek solle mein Nachfolger werden. In Schleswig entstand große Unruhe. Ein angesehener Geistlicher Nordschleswigs schrieb mir davon, aber fügte hinzu, so würde auch ein Rölller die Kirche nicht erniedrigen wollen. Das Gerücht kam aber dann an mich in einer solchen Form, daß ich glauben mußte, es stecke doch irgend etwas dahinter. Ich sprach über das Gerücht mit Herrn von Rölller. Dieser stellte auf das Entschiedenste in Abrede, daß er je solche Abficht gehabt habe. Vielleicht handelte es sich um einen Wunsch des Deutschen Vereins.

Friedrich Langes Deutsche Zeitung und verwandte Blätter. Man hielt dem Oberkirchenrat (sic!) dringend vor, daß es Pflicht sei, mich aus meiner „Schädlingswirksamkeit“ zu beseitigen. Nachdem ich von diesen Expektorationen Kenntniss erhalten hatte, wußte ich sehr genau, was ich zu tun hatte. So wenig Respekt ich vor dem Treiben dieser Leute hatte, es einfach ignorieren konnte ich nicht. Ich schrieb an Schwarzkopf, daß ich nahe daran gewesen, ihm eine Zusage zu schicken. Jetzt verböte mir meine nationale Ehre zu gehen. Täte ich das, würde mich kein Minister, auch bei bestem Willen, vor dem öffentlichen Urteil schützen können, ich hätte wegen nationaler Unzuverlässigkeit Schleswig aufgeben müssen. Für mich sei die Sache abgetan.

Als es dann so geworden, kam mir der Gedanke: „Du hast, wer weiß wie lange noch, mit Röllner zu leben; es ist das Beschei-  
teste, du fährst nach Schleswig und sprichst dich mit ihm aus.“ In diesem Sinne schrieb ich an ihn und bat ihn, mir eine Stunde zu nennen, zu der ich ihm willkommen sei. Zu meinem Erstauen bemerkte ich, als ich bei ihm war, daß er mich dahin miß-  
verstanden hatte, als wolle ich mit ihm die Frage als solche, das ob? erwägen. Das, sagte ich ihm dann sehr bestimmt, sei erledigt, gab ihm auch den Grund an.

„Nun“, erwiderte er, „ganz können Sie die Sache nicht erledigen.“

„Anders als auf dem Disziplinarwege kann ich gegen meinen Willen nicht verfehrt werden.“

„Doch.“

„Ich bin nicht etwa zu einem Generalsuperintendenten ernannt und dann vom Minister mit der geistlichen Fürsorge für Schleswig betraut worden<sup>1)</sup>; ich bin vom König zum Generalsuperintendenten für Schleswig ernannt worden.“

„Tut nichts. Der König, allerdings nur der König selbst, kann Sie trotzdem in ein Amt mit gleichem Rang und gleichem Einkommen versetzen. Ich bin zum Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein ernannt; will der König mich nach Pommern versetzen, habe ich zu gehorchen oder meinen Abschied zu nehmen.“

„Das habe ich nicht gewußt. Dann erwarte ich die Befehle Seiner Majestät.“

Da lenkte Röllner ein. „Wenn Sie so klar entschieden sind, werde ich keine Schritte tun. Aber dann müssen Sie mir jetzt in einer Sache Auskunft geben.“

„Gern bereit.“

<sup>1)</sup> Seinerzeit war ich durch das Königliche Patent lediglich zum Regierungs- und Schulrat ernannt und dann vom Minister der Königlichen Regierung zu Schleswig zur Beschäftigung überwiesen worden.



Röller ging aus dem Empfangszimmer in sein Arbeitszimmer und holte ein Aktenstück. In Nordschleswig lebte damals ein dänisch gesinnter Geistlicher, der aus Gründen, die mit der Politik nichts zu tun hatten, sich in Disziplinaruntersuchung befand; es handelte sich um sittliches Verhalten. Die Untersuchung verlief äußerst langsam. „Warum kommt dieser Prozeß nicht vorwärts?“ fragte Röller.

Augenscheinlich hatten meine deutschen Freunde in Nordschleswig gedacht: Aha! das ist ein dänischer Mann; über dem hält natürlich Raftan seine Hand; darum geht es nicht vorwärts. Und so war dann dem Oberpräsidenten berichtet worden. Mir wurde es schwer, nicht laut aufzulachen. Aber ich beherrschte mich und antwortete: „Die weibliche Person, um die es sich handelt, ist nach Dänemark verzogen. Wir konnten sie nur durch ein dänisches Gericht vernehmen lassen, was zu erreichen, wie Erzellenz wissen, nur auf diplomatischem Wege möglich war. Das Resultat dieser Vernehmung machte es notwendig, noch eine zweite weibliche Person zu vernehmen; diese war inzwischen nach Norwegen gegangen. Der diplomatische Apparat ist wieder in Bewegung gesetzt, das Resultat aber noch nicht eingetroffen. Wie viel Zeit solche Vorgänge kosten, wissen Erzellenz genauer als ich.“ Röller hatte seine Akten schon zugeklappt, ehe ich ausgerebet hatte. Wir gingen in tiefem Frieden auseinander.

So viel von den deutschen Angriffen gegen meine Stellung und Person. Nun zu denen der Dänen.

Die dänischen Zeitungen Nordschleswigs charakterisierten je und je den „heimlichen Dänenfreund“ als einen Mann, der Tag und Nacht darauf sinne, Nordschleswig zu germanisieren. „Flensborg Avis“ trieb es so weit, daß sie einmal einen eigenen umfangreichen Leitartikel verfaßte, um ihren Lesern zu zeigen, was für eine fragwürdige Persönlichkeit ich sei. Dieses Bild, das die dänische Presse Nordschleswigs von mir entwarf, wird vermutlich in der chauvinistischen Presse des Königreichs, in dem man alles, was die nordschleswigsche Dänenpresse über schleswigsche Verhältnisse und Persönlichkeiten schrieb, für bare Münze nahm, stark vergrößert sein. Wenigstens kam mir von daher die stärkste Verleumdung, die von dänischer Seite gegen mich aufgebracht worden ist. Ein Kopenhagener Pastor, Olfert Ricard, beides ein geschätzter Geistlicher und ein politischer Fanatiker, schrieb im Juli 1919 in „Modersmaalet“ Nr. 150 einen Aufsatz über „dänische Gemeinden und deutsche Pastoren“, einen Aufsatz von charakteristischer Verfälschung von Religion und Politik, in dem er, die Taktlosigkeit eines einzelnen dem ganzen Stande zuschiebend, das übliche dänische Zerrbild von der nordschleswigschen Geistlichkeit ent-

warf<sup>1)</sup>. In diesem Aufsatz verwies er als auf eine bekannte Tatsache auf „Generalsuperintendent Rastans formastelige Ord om en eller to Generationer, som maatte gaae i Løbet“ (Generalsuperintendent Rastans freches Wort von einer oder zwei Generationen, die geopfert werden müßten) nämlich um Nordschleswig zu verdeutschen. Sofort wandte sich ein nordschleswigscher Geistlicher an ihn mit der Forderung, diese elende Verleumdung, die auf meine Wirksamkeit so paßte wie die Faust aufs Auge, zurückzunehmen. Der dänische Pastor aber hat sich, soweit mir bekannt geworden, dazu nicht veranlaßt gesehen. Ein anderer nordschleswigscher Geistlicher hatte empört Einspruch erhoben in der heimischen Dänenpresse. Diese erklärte, ein solches „bestelltes“ Dementi reiche nicht aus; ich selbst müsse dementieren; es sei oft genug diese Beschuldigung erhoben worden, und zwar öffentlich beides schriftlich und mündlich, weshalb ich mich denn bisher nicht gerührt hätte? Darauf schrieb ich in dänischer Sprache ein Dementi des Inhalts: „daß ich jenes freche Wort niemals gedacht, geschweige denn ausgesprochen hätte. Sollte dieses Dementi — ich hätte ein solches niemals „bestellt“ — nicht als genügend erscheinen, bäte ich um Mitteilung der Form, in der es gewünscht werde; ich könnte es erlassen in jeder denkbaren Form. Es wurde gefragt, weshalb ich ein solches Dementi nicht früher veröffentlicht hätte. Ich hätte diese Verleumdung niemals in einem öffentlichen Blatt gelesen; als sie mir m. W. einmal, gerüchtesweise begegnet sei, hätte ich sie selbstverständlich zurückgewiesen. Weiter mich damit zu beschäftigen, sei mir nicht in den Sinn gekommen, da ich nicht glaubte, daß ein ernsthafter Mensch jenes freche, mit meiner ganzen Wirksamkeit in Widerspruch stehende Wort mir im Ernst zutrauen könne. Ich schickte diesen Aufsatz einem der Freunde, die in dieser Sache für mich eintraten, und bat ihn, denselben in die Dänenpresse zu bringen. Meine Freunde aber baten mich, zugleich im Namen vieler nordschleswigscher Amtsbrüder, von einem persönlichen Dementi ganz abzusehen; sie wollten mich mit dieser unsauberen Sache nicht befaßt wissen; sollte es notwendig werden, würden sie mein Dementi verwerten. Und nun kommt das Beste. Nicht lange danach wurde von ihnen öffentlich nachgewiesen (vergl. Kirchen- und Schulblatt 1919 Nr. 31), daß dieses von den Dänen mir zugeschriebene Wort zur Dänenzeit von dem dänischen Etatsrat Regensburg gegenüber deutschen Protesten gegen das Dänenregiment in Schleswig geprägt worden war; der dänische Etatsrat Regens-

<sup>1)</sup> Was hat dieser Herr wohl gedacht, als er hernach erlebte, daß die dänischen Gemeinden Nordschleswigs die von ihm charakterisierten Pastoren durchweg behalten wollten? Auch von denen, die da gingen, hätten nicht wenige bleiben können.

burg hatte gesagt: es werde eine, vielleicht würden auch zwei Generationen darüber (nämlich der Danisierung Schleswigs) zu Grunde gehen. „Aber sei es. Das Wohl des Staates erfordert es, und wir werden es durchsetzen.“ Danach habe ich von dieser Sache nie wieder etwas gehört. Sehr begreiflich. Ob Pastor Ricard seine Verleumdung daraufhin zurückgezogen hat, weiß ich nicht. Die ganze Affäre zeigt, wie leichtfertig selbst Dänen, die Christen sein wollen, über uns deutsche Schleswiger urteilen. Ich wiederhole, was ich schon öfter gesagt habe: Der politische Fanatismus verderbt den Charakter.

Ich will aber die Mitteilungen über dänische Angriffe nicht schließen ohne eine solche, die ein freundlicheres Licht auf meine Lage wirft. Aus dem Volk selbst ist mir Begnerschaft kaum je entgegen getreten<sup>1)</sup>. Oft wunderte ich mich darüber angesichts des Verhaltens der Presse. Als diese es wieder einmal recht kräftig getrieben hatte und ich gerade im Begriff stand, auf eine Visitationsreise zu gehen, die mich an die Grenze führte, sagte ich einem nordschleswigschen Freunde: „Ach, ich möchte zu Hause bleiben; es kann ja nicht anders sein, als daß die Gemeinden schließlich mich schneiden.“ „Kommen Sie nur“, erwiderte er. Und ich kam, wie ich mußte, und — die dänischen Gemeinden beteiligten sich stärker als zuvor am Visitationsgottesdienst, gleichsam als wollten sie mir sagen: Wir kommen doch; wir wissen sehr wohl, daß du nicht der bist, als den unsere Presse dich schildert. Dabei ging mir dann das Herz auf — in alter Liebe.

Aber warum war ich in meiner Tätigkeit in Nordschleswig ein so von beiden Seiten beseindeter Mann? Weil ich ein Mann war, der klug zu laviere versuchte und eben deshalb keiner Seite gefiel? (Landeskirche 1922 Nr. 3). Selbstverständlich war in meiner schwierigen Lage Vorsicht Gebot; aber des Lavierens habe ich mich nicht befleißigt. Der Grund, weshalb weder dänische noch deutsche Politiker — um solche handelte es sich — mit mir zufrieden waren, war der, daß ich ein Kirchenmann war, der, soweit sein Vermögen reichte, eine Verwendung der Kirche im Dienst der Politik energisch verhinderte. Deutsche Politiker verlangten die Hilfe der Kirche zur Beseitigung, dänische Politiker zur Erhaltung des Dänentums; ich aber fügte mich weder der einen noch der anderen Seite, sondern trat dafür ein, daß die Kirche Kirche zu bleiben habe. Das war der Grund meiner doppelseitigen Befehdung.

---

<sup>1)</sup> Nur sehr vereinzelt geschah es, daß ein Visitationsgottesdienst augenscheinlich aus politischen Gründen geschnitten wurde.

Nordmarkpolitik und Weltpolitik. Das sind zwei sehr verschiedene Größen, aber ohne Beziehungen sind sie nicht.

Ich habe die Nordmarkpolitik bekämpft, weil sie beides ungerecht und töricht war. Ungerecht. Ich bin ganz einverstanden mit dem, das Eucken in seiner Schrift über Moral und Lebensanschauung (S. 22) schreibt: „Früher hieß es: *cujus regio, ejus religio*. Wir empfinden das jetzt als barbarisch. Sollten spätere Jahrhunderte günstiger über das *cujus regio, ejus natio* urteilen, das heute so viel Macht gewonnen hat?“ Ich habe sie bekämpft, weil sie töricht war. Eine großzügige, den berechtigten Empfindungen der Bevölkerung Rechnung tragende Politik hätte diese weit schneller staatlich gewonnen als die kleinliche Schulmeisterpolitik, die Berlin trieb.

Aber kam nicht auch die Allgemeinpolitik bei Behandlung dieser Dinge in Frage? Und wenn, sah man das nicht in Berlin? Ich habe oben gefragt, ob denn im Kultusministerium niemand war, der da mußte, daß nordschleswigsche Fragen auch politische Fragen waren. Hier gehe ich jetzt ins Große. Die Behandlung Nordschleswigs war zweifellos eine innerstaatliche Frage. Aber ebenso zweifellos wirkte sie auch außerstaatlich. Die Verfolgung der dänischen Sprache in Nordschleswig wirkte nicht nur in Dänemark aufreizend; sie verstimmte auch in Norwegen, dessen Schriftsprache nahezu die gleiche ist; ja sogar im westlichen Schweden, wie ich beobachtet zu haben glaube. Selbst in Holland hat es verstimmend gewirkt, daß Preußen eine edle germanische Sprache so geringschätzig behandelte. M. E. war ein gutes Einvernehmen Deutschlands mit den germanischen Staaten des Nordens von erheblich größerer Bedeutung als die Frage, ob in Nordschleswig einige Tausend mehr oder weniger in dänischer Zunge beten. Hätte nicht jenes gute Einvernehmen die Ostsee erst recht zu einem mare germanicum gemacht? War eine Verbindung der drei nordischen Flotten mit der deutschen zu gegebener Zeit ohne Wert? Die preußische Schulmeisterpolitik in Nordschleswig hat ihr bescheiden Teil beigetragen zu dem schlechten Ruf, dessen Deutschland sich schon vor dem Weltkrieg in vielen Teilen der Welt erfreute. Aber auch damit nicht genug. Die deutsch-dänische Frage war ein Moment in der Kontinentalpolitik. Die Tage dieser waren gezählt. Wir waren volentes nolentes in die Zeit der Weltpolitik eingetreten. Müßen in dieser nicht alle Germanen, wenn anders das Germanentum sich behaupten will in der Welt, zusammenhalten? In einem Zusammenhalten der germanischen Nationen kam Deutschland die Führerrolle, nicht eine Herrenrolle, aber die Führerrolle zu. Diese aber konnte und kann Deutschland nur spielen kraft großzügiger Politik. Großzügige Politik war die Bedingung, wenn Deutschland die Stellung einnehmen wollte, welche die Weltgeschichte Deutschland zuwies. Und an der fehlte es. Hoffen wir, daß Deutschland, wenn es nach seiner schweren Niederlage neu erstet, bessere und verständigere Wege einschlägt<sup>1)</sup>.

Schleswig durchschneiden. Das tut jedem Schleswiger weh. Reichsdeutsche und Reichsdänen mögen das so nicht empfinden. Ein Schleswiger aber, dem das nicht weh tut, ist kein echter Schleswiger. Schleswig war viele Jahrhunderte ein in sich geschlossenes Ganzes; echte Schleswiger wußten sich zusammengehörig, ob deutsch oder dänisch gesinnt. Mag

1) Dem dieses Urteil zu hart erscheint, der lese den Aufsatz, den der mir unbekannte Egon Trümpener unter ganz anderen Gesichtspunkten im Schleswig-Holsteinischen Anstaltcalender von 1920 (S. 92 ff.) veröffentlicht hat. („Warum wir Nordschleswig verloren haben?“) Vgl. auch seinen Aufsatz über Nationale Hochschulen und Volkshochschulen Ebenda S. 153 ff.



Derartiges diesem oder jenem befremdlich erscheinen — es war so und zwar ohne daß das unsere nationale Treue gefährdete. Unwillkürlich taucht die Frage auf: wenn denn jetzt eine Zerschneidung Schleswigs sich nicht vermeiden ließ, gab es nicht einen Weg, den Schmerz zu mildern, ließ sich nicht ein gewisser Ausgleich finden? Wir haben bisher weder von deutscher noch dänischer Seite die Teilung gewollt; wir haben beiderseits das ganze Schleswig gefordert, die Dänen gestützt auf die Geschichte älterer, wir Deutschen gestützt auf die Geschichte späterer Jahrhunderte<sup>1)</sup>, beide rechnend mit alten Rechten und Ansprüchen. Als dann die Abstimmung bevorstand, drängte sich mir die Frage auf: wie, wenn wir jetzt die Sache anders aufzögen, uns darauf stützend, daß Nationalität und Selbstbestimmung Mächte geworden sind, die mehr und mehr sich durchzusetzen im Begriff sind? wie, wenn wir uns vergegenwärtigten, daß der alte deutsch-dänische Streit ein Moment der europäischen Kontinentalpolitik war, wir aber jetzt in die Ära der Weltpolitik eingetreten sind? wie, wenn wir jetzt über eine gerechte Teilungslinie uns verständigten und dann den alten Streit begruben, über die Teilungslinie hinüber uns die Hände reichten und hinfort, uns gegenseitig bereichernd, so freundschaftlich mit einander lebten, wie das so nahe verwandten Völkern nahe liegt und dergestalt Schleswig endlich das wirklich werden ließen, das zu sein es providentiell berufen war und ist, die Brücke zwischen den Südgermanen und den Nordgermanen? Diese Gedanken waren auch keineswegs utopische, sondern sehr realpolitische Gedanken. Durch eine solche Politik würde Dänemark wie durch nichts anderes sich den Besitz Nordschleswigs für alle Zukunft gesichert und mit dem großen Nachbarland die für Dänemark fruchtbare wirtschaftliche wie geistige Verbindung gewonnen haben; Deutschland aber würde sich, wenn es die Nachstbeteiligten zufrieden gestellt gesehen hätte, unschwer in diese Ordnung gefunden haben, die ihm keinen wesentlichen Nachteil brachte, dagegen erwünschte Beziehungen zum germanischen Norden eröffnete. Ich schrieb einige Aufsätze in dieser Richtung.

Aber es hat nicht sollen sein. Die Dänen haben nicht gewollt. Alte vom Chauvinismus befeelte Politik machte wieder auf. Nicht in allen; es gab auch dänische Stimmen, die eine gerechte Durchführung der Abstimmung forderten, aber sie drangen nicht durch. Was die Dänen uns ein halbes Jahrhundert lang gepredigt hatten, das Recht der Selbstbestimmung, erstarb in den Herzen der Majorität in dem Augenblick, als fremde Gewalt ihnen einen Zipfel der Macht reichte. Das dokumentierten sie wie durch die Teilung des Abstimmungsgebiets in zwei Zonen so durch die Linie, welche die beiden Zonen schied. Durch das erste begründeten sie für deutsche und dänische Schleswiger ungleiche Rechte; durch das letztere vergewaltigten sie die altdeutsche Stadt Tondern und den weit überwiegend deutschen Flecken Søyer<sup>2)</sup>. Ich bin nicht der Meinung, daß die Tiedjelinie die richtige war. Eine Berechnung, nach der tunlichst gleich viele Deutsche nördlich und Dänen südlich der Linie wohnen sollten, war eine zu mechanische. Wir hätten uns bemühen sollen, eine national ge-

1) In der dänischen Auffassung der Schleswigschen Frage mißt sich eigenartig Wertschätzung der Geschichte und Verachtung der Geschichte. Sie bilden starr auf die Zeiten, da Schleswig ein Bestandteil Dänemarks war, die Geschichte Schleswigs, die im 12. Jahrhundert anhub und 1864 zum Abschluß kam (vgl. S. 7), eine Geschichte, die Schleswig neu geprägt hat und zwar dergestalt, daß schon lange die Deutschen die Majorität bildeten, ignorieren sie, und das, wiewohl Schleswig niemals ein rein dänisches Land war (vgl. S. 7).

2) Tondern liegt, wie ich für Fernerziehende bemerkte, in dem Teil Nordfrieslands, in den das dänische Patois als Volkssprache eingedrungen ist. Die Sprache der Bildung war in Tondern seit Jahrhunderten die deutsche, kräftiger noch als in den anderen nordschleswigschen Städten. Die Gesinnung war seit alten Tagen in Tondern weit vorwiegend deutsch. Ähnlich stand es um Søyer, wenn hier auch die Nähe der dänischen Enklaven sich geltend machte.

rechte Linie zu finden unter Berücksichtigung der natürlichen Verhältnisse. Das würde dazu geführt haben, das Nordufer der Flensburger Förde, wiewohl hier das Dänentum überwiegt, zu Deutschland zu schlagen, gerade wie die Städte Apenrade und Sonderburg trotz ihres überwiegenden Deutschthums um ihrer Lage willen zu Dänemark zu schlagen waren. W. E. wäre, allgemein ausgedrückt, eine Linie von Ekenfjund über Tingleff nach Emmerleff die richtige gewesen, eventuell mit einer Ausbuchtung nach Süden, um Møgeltøndern Dänemark zuzuwiesen. Die Eisenbahnverhältnisse hätten sich ordnen lassen.

Jetzt sind wir durch das ungerechte Verfahren der Dänen <sup>1)</sup> leider gezwungen, den alten Kampf wieder aufzunehmen. Manche unter uns halten fest an der Königsau. Das entspricht dem Verhalten der Dänen, die an der Eider festhalten.

#### 4. Vom Kirchenregiment <sup>2)</sup>.

In meinen bisherigen Ausführungen ist, wie es nicht anders sein konnte, je und je zutage getreten, wie es während meiner Amtsführung um das Kirchenregiment in Schleswig-Holstein bestellt war. Fragen des Kirchenregiments sind indes so intime und so bedeutungsvolle Momente in den Erlebnissen und Beobachtungen eines Generalsuperintendenten, daß es im Rahmen dieser Schrift angezeigt erscheint, auf die kirchenregimentlichen Verhältnisse, wie sie bei uns bestanden, etwas näher einzugehen, sie einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen.

Unser Kirchenwesen war so staatskirchlich geordnet, daß unter dem Gesichtspunkt des Staatskirchentums nicht viel zu wünschen übrig blieb. Inhaber des Kirchenregiments war der preussische, keiner kirchlichen Instanz verantwortliche, Kultusminister; die Führung desselben lag in den Händen des ihm allein verantwortlichen Konsistoriums in Kiel. Allerdings war vor einer Reihe von Jahren eine Presbyterial- und Synodalordnung zur Durchführung gekommen. Diese war vielfach verstanden und begrüßt worden als eine Verselbständigung der Kirche. Tatsächlich bedeutete sie eine den Zeitverhältnissen Rechnung tragende „konstitutionelle“ Einschränkung des absoluten Regiments, der man sich um so weniger entziehen konnte, als es als unwürdig empfunden werden mußte, daß Geseze der evangelischen Kirche mit einem Parlament zu vereinbaren waren, in dem neben den Evangelischen nicht nur Katholiken, sondern auch Juden und Heiden saßen. Eine wirkliche Verselbständigung war auch kaum gewollt. Das Ganze

1) Auch bei der von mir vorgeschlagenen Linie würden immer noch mehr Deutsche nördlich der Grenze als Dänen südlich der Grenze gewohnt haben.

2) In der ersten Niederschrift war dieses Kapitel erheblich umfangreicher; vieles von dem, was damals darin stand, habe ich seitdem theils vor der Revolution und namentlich nach der Revolution nicht nur in besonderen Vorträgen, sondern auch in besonderen Schriften vorgetragen und deshalb hier nicht wiederholt. Näheres in Abschnitt 8.

war so geordnet, daß sich mir, je mehr ich ein Sehender wurde, die Frage aufdrängte, ob diese Verfassung nicht statt einer Selbstständigkeit der Kirche vielmehr der Sicherung der Staatsherrschaft in ihr diene, woran allerdings übergroße, mit etwas Bequemlichkeit durchsetzte Vertrauensseligkeit der Gesamtsynode nicht ganz ohne Schuld war. Vielleicht ließ sich die Lage so charakterisieren: mir saßen in einem „verschämten“ Staatskirchentum.

In Preußen waren die neuen Provinzen in kirchlicher Beziehung ungünstiger gestellt als die altpreußische Kirche, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch diese staatskirchlich geordnet war. Am ungünstigsten gestellt war Schleswig-Holstein. Hannover besaß aus der letzten Stunde seiner Selbstständigkeit eine Verfassung, welche seine Kirche dagegen schützte, mit ihren Lehrinteressen in die Hand eines kirchenfremden Staatsministeriums gegeben zu sein. Diese entgegengesetzte Lage teilte mit uns die Provinz Hessen-Nassau. Dagegen teilte diese in kirchenregimentlicher Fürsorge die bessere Behandlung Hannovers. Der preußische Staat unterhielt in Hannover drei, in Hessen-Nassau drittehalb Konsistorien; in Schleswig-Holstein belastete er das eine, als solches selbstverändlich genügende, Konsistorium mit dem Universitätskuratorium, das nicht nur den Präsidenten und einen der Räte, sondern auch das Büro stark in Anspruch nahm, woraus sich — wenigstens zum Teil — der im steigendem Maß schleppende Geschäftsgang des Konsistoriums entwickelte, über den wachsend geklagt wurde<sup>1)</sup>.

Aber lassen wir diese Belastung. Worin gründete diese markant staatskirchliche Ordnung unseres schleswig-holsteinischen Kirchenwesens?

Als wir politisch Preußen einverleibt wurden, tauchte die Frage auf, ob nicht der staatlichen eine kirchliche Einverleibung zu folgen habe. Der Oberkirchenrat wünschte und erwartete das<sup>2)</sup>. In Schleswig-Holstein aber war der Wunsch lebendig, davor be-

<sup>1)</sup> Als ich einmal im Ministerium über diese Belastung klagte, wurde mir erwidert, diese Verbindung hebe das Ansehen des Konsistoriums und der Kirche. Arme Kirche! Was sie war, ließ man sie nicht sein. Ihre Blöße puzte man dann mit fremden Federn und darin sollte sie ihre Ehre sehen.

<sup>2)</sup> Großzügigere, von kirchlichem Verständnis zeugende Gedanken vertrat damals der ausgezeichnete Barmer Missionsinspektor D. Fabri. Er wollte, damit zugleich der konfessionellen Eigenart der einzelnen Provinzen Rechnung tragend, die altpreußische Staatskirche in Provinzialkirchen auflösen, mit denen dann die neuprovinzlichen Kirchen unter ein loses, wesentlich auf die Verwaltung beschränktes Oberregiment zusammen gefaßt werden sollten. Aber das entsprach nicht dem Stolz der Altpreußen auf ihre „große“ Kirche. Gut staatskirchlich gedrillt, mußten sie nicht, daß die Kirche in der Einzelgemeinde pulsiert, nicht wie der Staat in der Zusammenfassung.

wahrt zu bleiben. Die beiden schleswig-holsteinischen Generalsuperintendenten, Bischof D. Roopmann und D. Godt, vertraten das vor dem König, als sie nach der Annexion zur Audienz nach Berlin reisten. Der König versprach ihnen, daß kein Zwang ausgeübt werden solle, und Bismarck, von dem man erzählte, er habe mehr Sympathie für die Konfession als für die Union, stützte das. Ob jenes Gerücht betr. Bismarck dem Tatbestand entsprach, weiß ich nicht. Für Bismarck bedurfte es auch schwerlich eines solchen persönlichen Grundes, um die Stellung einzunehmen, die er einnahm. Schleswig-Holstein war von der Annexion keineswegs entzückt; die so wie so vorhandenen Schwierigkeiten wollte er sicherlich nicht durch eine staatlich überflüssige kirchliche Vergewaltigung vermehrt wissen. Da nun zu jener Zeit kirchliche Selbständigkeit als ausgeschlossen galt, auch eine unmittelbare Unterstellung der schleswig-holsteinischen Landeskirche unter den Landesherrn, wie ich davon früher erzählt habe, als unmöglich angesehen wurde, blieb nichts anderes übrig, als unsere Kirche dem Kultusminister zu unterstellen. Das geschah, aber gemildert durch ein „bis auf weiteres“. Aus diesem interimistischen Zustand entwickelte sich dann allmählich ein Dauerzustand. Bis zum Tage der Revolution dachte, abgesehen von dem verfehlt gefaßten Plan einer Verbindung mit Hannover im Anfang der achtziger Jahre, von der ich aus meiner Schulratszeit berichtete, keiner der Machthaber daran, hier ein Neues zu schaffen.

Ursprünglich hat man wohl der Hoffnung gelebt, mit der Zeit werde Schleswig-Holstein willig werden, sich auch kirchlich einverleiben zu lassen. Aber abgesehen von kleinen Kreisen hat man in Schleswig-Holstein bis zuletzt an der Ablehnung der Union festgehalten. Mögen dabei politische Instinkte — die eine Einverleibung genügte — mitgewirkt haben, letztlich wirkten kirchliche Gesichtspunkte, auf der Rechten konfessionelle, auf der Linken vielleicht die Auffassung, in einem etwaigen Lehrkonflikt beim Staatsminister besser zu fahren als beim Oberkirchenrat. Aber ich glaube, daß selbst auf der Linken hier und da das Bedenken mitwirkte, unsere klaren Verhältnisse gegen die Unklarheiten der Union einzutauschen.

Schleswig-Holstein hat sich nie durch konfessionelle Schroffheit ausgezeichnet. Unbrüderliche Gesinnung gegenüber den Reformierten lag unseren kirchlichen Kreisen fern. Trotzdem wollte man keine Union. Gewiß! Die Union ist ein großer und schöner Gedanke. Es war, da unser Vaterland infolge der Gegenreformation konfessioneller Spaltung im Vollsinn unterlag, verhängnisvoll, daß die schweizerische bezw. französische Reformation auf deutschen Boden hinübergrieff und dadurch eine Spaltung auch der Evangelischen herbeiführte. Nichts war begreiflicher als der je und je auftauchende Wunsch, diese Spaltung durch eine Union zu über-



winden. Aber eine wirkliche Union läßt sich nicht machen; die muß aus dem Geist geboren werden. Eine so entstandene Union würde dann in einer neuen Formulierung des Bekenntnisses ihren Ausdruck gefunden haben — Bekenntnisbildung und Kirchenbildung sind Korrelate. Da nun aber eine solche Union nicht entstand, machte man eine Union, und das war falsch. Nach der Lehre des Staatskirchentums haben sich Staat und Kirche tunlichst zu decken. So lange man mit konfessionellen Staaten zu tun hatte, machte das wenig Not. Als aber Deutschland dem Hegenkessel des Wiener Kongresses neugeordnet entstieg, fanden sich vielfach bisher getrennte lutherische und reformierte Gebiete in einen Staat zusammengefaßt. Daraus wurde dann staatskirchlich der Wunsch geboren, diese Gebiete kirchlich zu verbinden und zwar um so mehr, als solche Verbindung politische Dienste zu leisten versprach bei der Verschmelzung der zusammengewürfelten Staatsgebiete zu einem Staat. So z. B. in Baden. In Preußen kam verstärkend der Wunsch des Landesherrn hinzu, den Zwiespalt zwischen seinem Hause und seinem Lande, den Johann Sigismund durch seinen Uebertritt zur reformierten Kirche herbeigeführt hatte, zu überwinden. Kirchlich wurde solcher Unionsmache hier wie dort um so weniger widerstanden, als das kirchliche Bewußtsein damals vom Rationalismus auf einen großen Tiefstand heruntergewirtschaftet war und das neu erwachte Glaubensleben sich noch im Stadium großer Verschwommenheit befand; selbst unterrichtete Männer verstanden nicht Luthers tiefgründiges Wort in Marburg: „Ihr habt einen anderen Geist als wir“. So kam es zu den gemachten Unionen. Sie wollten vereinfachen und verwirren, wollten einigen und zerspalteten, wollten Frieden schaffen und gebaren Streit. Wäre uns die Unionsmache erspart geblieben, hätten wir im evangelischen Deutschland nur lutherische und reformierte Kirchen; jetzt kommen unierte hinzu und diese wieder unter sich so verschieden, daß sie selbst unter eines Staates Dach sich nicht einigen konnten. Vergl. Altpreußen und Nassau. Besonders wirr entwickelten sich die Verhältnisse in Preußen. Auch hier war die Union ursprünglich absorptiv gedacht wie die badische. Während aber das badische Luthertum sich widerstandslos in die Union einziehen und gar reformiert gestalten ließ<sup>1)</sup>, war das Luthertum in Preußen so lebendig, daß es sich selbst in der Bildung der lutherischen Freikirche nicht erschöpfte, sondern die Landeskirche zwang, dem Luthertum in ihr Rechnung zu tragen, was dadurch geschah, daß die preußische Union sich allmählich

<sup>1)</sup> Noch erbaulicher als in Baden vollzog sich die Union in der frühlichen Pfalz. Man erkundigte sich, ob die Union die Kirchensteuer erhöhe; als das befriedigend beantwortet wurde, hieß es: nur zu! Vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts II, 242.

(1834, kräftiger 1852) aus einer absorptiven in eine föderative<sup>1)</sup> umzugestalten suchte, was aber nun doch wieder nicht wirklich durchführbar war; weil sich inzwischen die sogen. Konsensusgemeinden gebildet hatten, die, wiewohl sie kein eigenes Bekenntnis besaßen, doch weder lutherisch noch reformiert waren. In Preußen gibt es jetzt infolge der Unionsmache des vorigen Jahrhunderts sieben Landeskirchen, in Altpreußen selbst fünf konfessionelle Gruppen. Dem stelle man die einfache konfessionelle Lage Schleswig-Holsteins gegenüber, und das Verständnis dürfte nicht fern liegen, daß es draußenvor zu bleiben vorzog. Was hätte uns auch inzwischen hineinziehen sollen?<sup>2)</sup> Daß die Verwaltung sich anstelle des Bekenntnisses als kirchenbildender Faktor geltend macht, stößt alles feinere kirchliche Empfinden ab. Aber eben diese an sich gut kirchliche Haltung brachte es dann durch Schuld der Gesamtlage der Dinge mit sich, daß sich in Schleswig-Holstein das Kirchenwesen in so besonderem Maße staatskirchlich gestaltete, wie es der Fall war.

Der preußische Kultusminister, dem das oberste Regiment unserer Kirche anvertraut war, stand naturgemäß selbst außerhalb unserer Kirche. Um so näher hätte es gelegen, einen Schleswig-Holsteiner in die Zahl seiner Räte aufzunehmen. Aber das war dadurch ausgeschlossen, daß er noch weitere fünf Kirchen als Oberster regieren sollte. Diese hätten dann den gleichen Anspruch gehabt, und wohin sollte das führen? Aus wesentlich denselben Gründen war es ausgeschlossen, daß der Minister, wie es nicht minder nahe gelegen hätte, einen Geistlichen in sein Ministerium berief. So gerieten wir unter ein nicht nur kirchlich fremdes, son-

<sup>1)</sup> Die preußische Union ist heute eine föderative, aber als spätgeboren „verpöcht“. Eine richtige föderative Union würde von den zwei Kirchen als solchen ausgegangen sein, hätte einer jeden ihre kirchliche Selbständigkeit gelassen und sie lediglich verwaltungsmäßig zusammengefaßt. Einer solchen föderativen Union, der man nicht den Vorwurf machen kann, die Verwaltung an die Stelle des Bekenntnisses zu setzen, würde auch Schleswig-Holstein kaum widerstanden haben.

<sup>2)</sup> Man hat oft auf die neuere Entwicklung des Durcheinanderflutens der Bevölkerung hingewiesen, sei es um die Union nachträglich praktisch zu rechtfertigen, sei es um ihre jetzt vorliegende Notwendigkeit zu behaupten. Eine solche liegt trotzdem nicht vor. Hier läßt sich helfen durch Bildung eines kirchlichen Gastrechts: Teilnahme an den Gütern und den Lasten unter Ausschluß der Teilnahme am Regiment (Wahlrecht).

Auf der Mitternachtssonne, dem offiziellen Schiff der Jerusalemfahrer von 1898, sagte mir im Hinblick auf die kürzlich erfolgte Zusammenfassung aller preußischen Kirchen in einen großen Rassenverband schmunzelnd ein altpreußischer Kirchenmann, jetzt seien die neuen Provinzen auf dem besten Wege scil. in die Union. Ich erwiderte gleicherweise schmunzelnd: „Ganz im Gegenteil. Was uns einmal in die Union hätte hineindrängen können, ist jetzt anderweitig erledigt.“ Er stutzte zunächst, aber sagte dann: „Nun, man kann das auch so auffassen“.

bern auch rein bürokratisches Regiment. Und trotzdem erhielt der Minister eine nahezu päpstliche Gewalt, was in dem Fall Lühr praktisch wurde, und diese Gewalt hielt er dann eisern fest. Verschiedene Male bat unsere Gesamtsynode den Minister, für Lehrfragen eine besondere Instanz zu schaffen, wofür es an Vorbildern im deutschen Kirchenwesen nicht fehlte. Der Minister aber würdigte die Synode nicht einmal einer Antwort <sup>1)</sup> — auch eine Charakteristik, wie eine Synode von der preußischen Bürokratie eingeschätzt wurde. Als dann das sogen. Irrlehregegesetz in Altpreußen in Kraft getreten war, wurde dessen Uebertragung auf die neuen Provinzen vorbereitet. Aber das glücklicher situierte Hannover wollte nicht mittun. Daraus erwuchs Hemmung auch für uns. Ich vermute freilich, daß auch der Spektakel, der in Altpreußen gegen dieses nicht fehlerfreie, aber nur das Notwendigste wahrende, von Wohlwollen diktierte Gesetz inszeniert wurde, das Seinige beitrug, um den Plan scheitern zu lassen. Daß dieses rein ministerielle Kirchenregiment in Schleswig-Holstein nicht auf größeren Widerstand stieß, als es der Fall war, erklärt sich daraus, daß wir schon von dänischer Zeit her an derartiges gewöhnt waren <sup>2)</sup> (vergl. S. 156).

Unter größere Gesichtspunkte gerückt erscheint diese Gestaltung unseres Regiments noch befremdlicher als schon an sich. Sie stand in striktem Widerspruch mit der aus der Reformation erwachsenen Ordnung des landesherrlichen Kirchenregiments. Diese forderte statt einer Einzelperson ein Kollegium, und zwar ein solches, das vorzugsweise aus Geistlichen oder doch Theologen bestand. Und wie den Grundsätzen der Reformation, so stand diese Art des Regiments in Widerspruch mit der auch in Preußen berücksichtigten modernen Entwicklung des evangelischen Kirchenwesens. Nach dieser hat dem obersten Kirchenregiment in bedeutungsvollen Entscheidungen ein Organ der Selbstverwaltung zur Seite zu stehen. Wiederum — das ließ sich bei uns nicht durchführen, da der Minister ein halbes Duzend von Kirchen zu regieren hatte, die unter sich wieder verschieden waren. So ward es bei uns Rechtens, daß der Herr Minister die Befugnis hatte, einen von Konsistorium und Gesamtsynodalausschuß in Lehrfragen einstimmig gefaßten Beschluß durch einen Federstrich zu annullieren, ohne dafür eine Rechenschaft schuldig zu sein, es sei denn dem König. In der laufenden Praxis aber machten sich die Dinge, ab-

<sup>1)</sup> Eine ausweichende auf einer der letzten Synoden erfolgte lediglich auf meine durch den königlichen Kommissar vermittelte Provokation.

<sup>2)</sup> In Dänemark herrschte und herrscht trotz der bischöflichen Verfassung unbeschränktes Staatskirchentum. Der jeweilige Kultusminister ist der unbeschränkte Herr der Bischöfe. Besser steht es in Norwegen und Schweden.

gesehen von gelegentlichen persönlichen Berührungen, so: brauchte der Minister für seine obere Entscheidung sachkundige Beratung, fragte er — den Evangelischen Oberkirchenrat, d. h. eine Instanz, die unseren kirchlichen Verhältnissen völlig fern stand <sup>1)</sup>, obendrein die, vor deren Regiment uns zu bewahren er bestellt war! Brauchte der Minister schleswig-holsteinkundige Beratung, fragte er — den Herrn Oberpräsidenten, eine Instanz, von der es überhaupt fraglich war, wie weit sie die kirchlichen Verhältnisse in Schleswig-Holstein zu beurteilen imstande war.

Dergestalt war unser oberstes Kirchenregiment trotz seines rein staatlichen Charakters ein fast absolutes, fast päpstliches, d. h. sofern kirchliche und legitime Abhängigkeit in Frage kam. Dafür war dieses Regiment mit illegitimer, d. h. politischer Abhängigkeit reichlich bedacht. So zunächst vom Ministerpräsidenten <sup>2)</sup>. Dieses erfuhren wir praktisch in unserer Emeritierungsangelegenheit. (S. 155.) Dann aber auch von politischen Faktoren überhaupt, was uns in der Augustenburger Affäre zu Gemüte geführt wurde. (S. 244.) Im Hintergrund stand schließlich auch das Parlament. Was das bedeutet, charakterisiere ich am besten durch einige Ausführungen Bismarcks. In der Biographie Rudolf Rögels, die sein Sohn verfaßt hat, wird II, 148 aus Aufzeichnungen des Vaters Folgendes mitgeteilt: „Fürst Bismarck hat später selbst geäußert, die evangelische Kirche sei auf dem Wege „„die Schleppträgerin der Subalternbürokratie““ zu werden. Statt zu beachten, welche Maßnahmen, Befetzungen, Versetzungen dem Evangelischen Oberkirchenrat, der evangelischen Landeskirche am meisten förderlich sind, sei ein Kultusminister in der Versuchung, auszurechnen, welche kirchlichen Schritte ihm staatlich für den Augenblick am wenigsten unbequem sein möchten angesichts der Komplikationen der Kammerparteien, die aus Christen, Namenschristen, kirchlich Liberalen, unkirchlichen und jüdischen Fortschrittleuten bestehe.“ Das war das Urteil des Realpolitikers Bismarck über den kirchlichen Charakter einer ministeriellen Kirchenregierung. Hätte es sich bezüglich dieser wirklich nur um ein Provisorium gehandelt, hätte man *ratione temporum habita* das alles übersehen können. Angesichts dessen aber, daß diese Ordnung sich mehr und mehr als dauernde etablierte, mußte das Horrende derselben den Tieferblickenden wachsend ins Bewußtsein treten.

<sup>1)</sup> Es ist behauptet worden, im Ministerium habe der Feldpropst der Armee(!) Verfügungen des Ministers, die innere kirchliche Angelegenheiten der neuen Provinzen betrafen, mitgezeichnet. Das darf man aber nicht glauben, ehe es nachgewiesen ist.

<sup>2)</sup> Bismarck behauptet zwar in seinen Gedanken und Erinnerungen (II, 206 ff.), daß er sich der Eingriffe in die Ressorts enthalten habe; wir haben das Gegenteil erfahren.



Diese meine rücksichtslose Kritik der bei uns bestehenden kirchenregimentlichen Ordnung könnte aber nicht kräftiger mißverstanden werden, als wenn sie als gegen Personen gerichtet aufgefaßt würde. Im Gegentheil — es liegt mir geradezu am Herzen, jetzt noch kräftiger zu betonen, daß die sachlich unerträglichen Zustände — von einzelnen Vorgängen abgesehen — gerade durch die Persönlichkeiten derer, die die Gewalt in Händen hatten, erträglich wurden. Sie schenkten unserer Kirche durchweg großes Wohlwollen und walteten ihres Amtes in diesem Sinn. Daß dabei Bürokratie Bürokratie blieb (S. 182 f.), steht auf einem besonderen Brett.

Dieses Persönliche zu betonen, habe ich um so mehr Grund, als ich persönlich mit dem Minister wie mit seinen Räten durchweg gut ausgekommen bin. Ein preußischer Kultusminister, der neben seinem so wie so überlasteten Amt noch ein halbes Duzend Landeskirchen regieren sollte, konnte sich selbstverständlich um das einzelne nicht viel kümmern. Das hob die Stellung des Direktors der geistlichen Abteilung. Was Barkhausen und Schwarzkopf mir gewesen sind, habe ich früher gesagt. Auch ihren Nachfolgern fehlte das persönliche Wohlwollen nicht, wenn auch der Geist der Bürokratie in ihnen vorherrschte. Was mir vom Ministerium aus Uebles widerfahren ist, stammte aus dem Schulgebiet. Auch mit den Ministern selbst fuhr ich durchweg gut. Namentlich in der ersten Hälfte meiner Amtszeit stand ich mit ihnen in ziemlich lebhaftem Verkehr; der Minister selbst hatte mir den nahe gelegt. Ich ging im Anfang, wenn ich in Berlin war, nur dann zum Minister, wenn ich ihm etwas vorzutragen wünschte. Als ich — es wird 1889 gewesen sein — mich in Berlin befand zur Teilnahme an einer von der jungen Kaiserin im Interesse der weiblichen Diakonie berufenen Konferenz, besuchte ich den Minister nicht; es lag augenblicklich nichts vor. Der Minister — damals Göffler — wußte aber von meiner Anwesenheit und ließ mir hernach durch einen gemeinsamen Bekannten sein Befremden aussprechen, daß ich nicht zu ihm gekommen sei. Daraufhin ging ich künftig, so oft ich in Berlin war, möglichst bald ins Ministerium. Traf ich den Minister nicht, teilte ich dem Diener Zeit und Ort meines Aufenthalts mit und empfing dann ausnahmslos vom Minister eine Zeit mitgeteilt, zu der er mich zu sprechen wünschte. Selbst unter der kurzen Amtsführung des Grafen Zedlitz setzte sich das fort, erst recht unter Bosse. Auch mit dem nur kurz regierenden Holle hatte ich ein sehr eingehendes Gespräch. Erst zu Studts Zeit wurde das anders. Er empfing mich durchaus freundlich, aber ich hatte den Eindruck, daß ihm mein Besuch gleichgültig sei. Ich nahm ihm das nicht übel — der Mann hatte ja viel zu bedenken —, aber ich hielt mich danach zurück. Später hat gerade

Studt mir besonderes Wohlwollen erwiesen; auch meine persönliche Berührung mit ihm wurde eine andere. Mein Schlußminister war Trott zu Solz, zu dem ich in Beziehungen stand, die zwischen dem plus und dem minus die Mitte hielten.

Die laufende Führung des Kirchenregiments lag in den Händen des Kieler Konsistoriums einschließlich der beiden Generalsuperintendenten. Diese standen als solche dem Konsistorium parallel, waren aber, wie erwähnt, geborene Mitglieder des Konsistoriums und in dieses mannigfaltig verflochten. Es ergab dies eine höchst unklare Stellung, bei der sich nur durch beiderseitigen guten Willen Konflikte zwischen Generalsuperintendentur und Bürokratie vermeiden ließen. Eine neue Instruktion, welche die Verhältnisse klärte, war ein dringendes Bedürfnis, aber niemand dachte daran, eine solche herbeizuführen. Auch ich regte eine solche nicht an, aber nur deshalb nicht, weil ich unter den vorliegenden Verhältnissen von derselben eine Besserung nicht erwartete. So verblieb es — wesentlich auch für uns — bei der Instruktion aus dem Jahre 1829, in der zwei widersprechende Momente zusammengeschweißt waren<sup>1)</sup>. Die Generalsuperintendenten waren in freier Entfaltung ihrer Tätigkeit beengt; die Bürokraten empfanden die Generalsuperintendenten als ein störendes Element, was sie nach der reinen Lehre der Bürokratie — diese kennt nur technische Beamte der regierenden Juristen — auch waren, woraus der Bürokratie, ob bewußt oder unbewußt, die Neigung erwuchs, sie auf gehobene Konsistorialräthe herabzudrücken; nur als solche waren sie der Bürokratie verständlich und genießbar.

Je mehr bei uns das Schleswig-Holsteinische zurücktrat — die Juristen waren schließlich fast alle Nicht-Schleswig-Holsteiner —, je weiter wir uns von unsern alten Gepflogenheiten entfernten, um so mehr setzte sich die preußische Konsistorialschablone auch bei uns durch. Die Geschäfte des Konsistoriums vermehrten sich. Theils wurde früher der Regierung Vorbehaltenes auf das Konsistorium übertragen, theils verursachte die neuere Gesetzgebung (Stolgebührengesetz, Emeritierung, Reliktenfürsorge, Pfarrbesoldung) die Vermehrung der Konsistorialgeschäfte. Die Zahl der Juristen nahm daher fortgehend zu<sup>2)</sup>. Das verstärkte natürlich den bürokratischen Charakter des Konsistoriums. Die geistlichen Mitglieder, abgesehen von den Generalsuperintendenten, kamen

<sup>1)</sup> Es trat das seinerzeit weniger in die Erscheinung, als damals der Generalsuperintendent der Direktor des Konsistoriums war; sein eigentlicher Vorsitzender war der Oberpräsident.

<sup>2)</sup> In Altpreußen soll es Konsistorien geben, die 30 Mitglieder zählen, wesentlich Juristen. Da hört das Kirchliche so gut wie auf. Uebrigens zeigt sich hier, wie auch die altländische Kirche bürokratisiert ist.

wesentlich nur in den allerdings die Hauptfragen entscheidenden Sitzungen zur Geltung. Der laufende Betrieb lag in den Händen der Juristen, wie auch die Zeitung eine juristische war <sup>1)</sup>. Kurz, das Konsistorium war abgesehen von der Trübung seiner Reinheit durch die Generalsuperintendenten aufgezogen wie jede andere Staatsbehörde <sup>2)</sup>.

Dem entsprechend galt in der Juristenwelt der Konsistorialdienst als Staatsdienst, nur als ein nebensächlicher wie etwa der im Eisenbahnamt oder in der Steuereyndirektion, darum auch gleich diesen Diensten etwas niedriger eingeschätzt als der in der Regierung, aber doch als Staatsdienst. Die Karriere im Konsistorialdienst wurde nicht von allen auf Grund spezifischen Interesses für die Kirche, nicht selten auch aus anderen Gründen erwählt. Daß bei der Anstellung spezifisch auf kirchliches Verständnis und kirchliches Interesse gesehen wurde, habe ich nicht beobachtet. Dadurch war nicht ausgeschlossen, daß im Laufe des Dienstes kirchliches Interesse gewonnen wurde; ebensowenig, daß der Kirche treu und nützlich gedient, ja auch die kirchlichen Interessen der Regierung gegenüber einmal sehr energisch vertreten wurden. Wenn pastorale Naivität das sah, erblickte dieselbe darin einen Erweis für den kirchlichen Charakter des Konsistoriums. Aber ohne Recht. Gewiß konnte bei der einzelnen Persönlichkeit kirchliches Interesse den Bemühungen zu Grunde liegen; an sich aber brauchte das, was darin zutage trat, nichts anderes als Ressortinteresse zu sein, wie ich solches als Regierungsrat auch im Kampf der einzelnen Dezernate in der Regierung zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Der bürokratische Charakter des Konsistoriums dokumentierte sich am bedenklichsten darin, daß im Konsistorium das Interesse der Bürokratie als solches das maßgebende war.

---

<sup>1)</sup> Diese Bürokratisierung der Kirche will aus der geschichtlichen Entwicklung der Kirche, wie ich sie in einschlägigen Schriften mehrfach geschildert habe, verstanden sein. Um sie aber ganz zu verstehen, will bedacht sein, daß die Bürokratisierung der Kirche trotz ihrer sonderlichen Ursprünge keine isolierte Erscheinung war. Das deutsche Gesamtleben war zu seinem Schaden stark bürokratisiert. Die Augen der Fremden sahen das schärfer als wir. Sie staunten über die bei uns übliche behördliche Gängelei. Deutsche, die in der Freiheitsphäre der Kolonien gelebt hatten, fanden sich hernach nur schwer wieder zurecht in dem bürokratisch verschränkten Leben der Heimat. Im Ausland diente diese Bürokratisierung dazu, von deutscher Art ein falsches Bild zu schaffen. Vergl. H. Preuß, Das deutsche Volk und die Politik ein Kunstwerk, 1917, S. 61 ff.

<sup>2)</sup> Dabei möchte ich nicht unterlassen, ausdrücklich hervorzuheben, daß in dem Miteinanderarbeiten von Theologen und Juristen auch nicht nur ein Wert, sondern auch ein gewisser Reiz steckte. Das eine wie das andere war freilich dadurch bedingt, daß wie in den externis den Juristen, so in den internis den Theologen das prae gesichert blieb, was nicht immer der Fall war.

Was der Kirche als Kirche entsprach, mußte zurücktreten hinter das Herrschaftsinteresse der Bürokratie; das deutete nicht auf schlechte Gesinnung; zu Grunde lag die ehrliche Ueberzeugung, daß das Interesse der Kirche in der rauhen Wirklichkeit gar nicht besser könne aufgehoben sein als eben in ihren, der Bürokratie, Händen. Das oberste Interesse aber der kirchlichen Gesamtverwaltung war das des Staates. Der Präsident war ausdrücklich als Garant des Staatsinteresses bestellt und dazu mit Vetorecht ausgestattet für den Fall, daß er einen von seinen Wünschen abweichenden Beschluß des Kollegiums als den Staatsinteressen widersprechend ansah. Kein Wunder auch. Das Konsistorium war ja eine Staatsbehörde, vom Staat berufen und besoldet; die Kirche kam hier nicht sowohl als die übernationale Kirche Jesu Christi, sondern als die Institution in Betracht, die dem Staate im Volksleben die Dienste zu leisten hatte, die seinerzeit die heidnische Religion dem heidnischen Staat als Staatsreligion leistete. Derartige konnte man selbst an einem so frommen Mann wie dem Minister Boffe beobachten. Auch war es nur natürlich, daß solche Auffassung den Juristen im Blut steckte. Nicht der Kirchengeданke, sondern der Staatsgedanke war ihnen der oberste. Wäre es anders gewesen, wären sie eben nicht Juristen geworden, sondern Theologen. Ich bitte aber noch einmal d r i n g e n d, dieses alles, was ich hier ausführe, nicht dahin zu verstehen, als hätte nicht das Konsistorium, gerade auch in seinen Juristen, der Kirche wertvolle Dienste geleistet — Staatsverwaltung besteht nicht nur in Aufsicht, sondern auch in Fürsorge —; oder als wollte ich hier Persönlichkeiten angreifen; ich habe mich mit den juristischen Kollegen durchweg sehr gut gestanden und ihre Dienste zu schätzen gewußt. Ich will hier nur gegenüber irrthümlichen Auffassungen ein Konsistorium klärlich kennzeichnen als das, was es tatsächlich war, als die Repräsentanz der Staatsherrschaft in der Kirche<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Etwas kirchlicher sahen die Dinge aus, mochten auch etwas kirchlicher gehandhabt werden, wenn, wie das in Süddeutschland vielfach der Fall war, ein Geistlicher an der Spitze des Konsistoriums stand. Aber, abgesehen davon, daß auch ein Geistlicher ein Bürokrat werden kann und zwar ein schlimmer, das Staatskirchentum ward dadurch keineswegs beseitigt. Hierfür ist entscheidend, wer die leitenden Männer in der Kirche bestellt und wem sie verantwortlich sind. Daß im Süden auch Geistliche Präsidenten werden konnten, zeigte nur, daß dort der Kastengeist nicht die Rolle spielte wie in Preußen. Diese Bemerkung bitte ich nicht dahin mißzuverstehen, als hätte ich je den Wunsch gehabt Präsident zu werden. Als Chalybäus uns verließ, sagte mir ein in Schleswig-Holstein angesehener Mann: „Das Beste wäre, Sie übernähmen jetzt den Vorsitz“. In meiner Antwort verwies ich nicht nur auf die Unmöglichkeit eines solchen Vorgangs in Preußen, sondern sagte auch aus meinem Herzen heraus, ich sei lieber Generalsuperintendent als Konsistorialpräsident.



Als das Konsistorium errichtet wurde, war ich Student. Meine Interessen waren damals anderen Dingen zugewandt. Immerhin gewährte ich diese Neuerung und begrüßte sie als eine Verselbständigung unserer Kirche. Der rein schleswig-holsteinische und überwiegend geistliche Charakter der neugegründeten Behörde stützte und stärkte das. Als ich ins Konsistorium eintrat, waren diese Verhältnisse wesentlich noch die alten. Ich stand damals dem Konsistorium in ähnlicher Naivität gegenüber wie dem ministeriellen Kirchenregiment. Erst allmählich hat auch hier sich mein Urtheil geklärt. Im Anfang meiner Amtszeit war es mir anstößig, wenn in offiziellen Schreiben statt von unserer Kirche von dem Aufsichtsbezirk des Königlich Konsistoriums die Rede war; später habe ich mich selbst dieses Ausdruckes bedient; er war der zutreffende, waren doch die Konsistorien als solche wesentlich staatliche Departementsbehörden für kirchliche Angelegenheiten. Während ich Mitglied des Kirchenausschusses war, setzten sich einmal amerikanische Kirchen in allgemein kirchlichen Angelegenheiten mit dem Kirchenausschuß in Verbindung. Die Sache wurde verhandelt. Ich hatte fortgehend den Eindruck, gab dem im Kirchenausschuß auch Ausdruck, daß diese amerikanischen Kirchen von ganz falschen Voraussetzungen ausgingen. Sie hielten unsere Kirchen für wirkliche Kirchen, die selbständig zu handeln in der Lage seien, sie wußten nicht, daß bei uns auch in kirchlichen Fragen nicht die Kirche, sondern der Staat die entscheidende Instanz war.

Als mein Urtheil sich geklärt hatte und gereift war, ist mir öfter der in den Augen mancher Amtsbrüder gewiß horrible Gedanke durch den Kopf gegangen, ob es nicht für uns besser gewesen wäre, ein Konsistorium wäre überhaupt nicht errichtet worden, sondern in Anlehnung an alte preußische wie schleswig-holsteinische Gepflogenheiten statt seiner eine kirchliche Abteilung im Oberpräsidium und zwar in der Weise, daß dieses die kirchliche Verwaltung behalten hätte und den Generalsuperintendenten ihre alte Stellung erhalten geblieben wäre. Es hätte dann klar vor aller Augen gestanden, daß unsere Kirche eine vom Staat regierte sei, während sie das jetzt trotz des Ministers mehr oder weniger versteckt war. Offenheit ist immer vorzuziehen.

Aber nicht nur deshalb. Wer die laufenden Geschäfte führt, ist mehr oder weniger gleichgültig. Das, worauf es ankommt, sind die großen entscheidenden Fragen. Diese aber standen letztlich zur Entscheidung nicht des Konsistoriums, sondern des Ministers. Der Minister hatte, wie ich schon sagte, die Gepflogenheit, in wichtigen kirchlichen Fragen eine Aeußerung des Oberpräsidenten einzuziehen, und wenn dieser anderer Meinung war als das Konsistorium, wessen Votum war dann nicht unbedingt, aber in der Regel das gewichtigere in den Augen des Herrn Staatsministers? Ich frage

nur. Mir drängte sich öfter einmal die Erwägung auf, ob es im Interesse des von mir Vertretenen nicht wertvoller gewesen wäre, das Ohr des Oberpräsidenten zu haben als Sitz und Stimme im Konsistorium. Was Nordschleswig anging, und das repräsentierte ein gut Teil der von mir vertretenen Interessen, wäre das zweifellos der Fall gewesen. So befremdlich das diesem oder jenem erscheinen mag, mir war das voller Ernst.

Im Vorstehenden habe ich mich aus naheliegenden Gründen auf Schleswig-Holstein beschränkt. Aber stand es anderswo wesentlich anders? Stand nicht durchweg das Kirchenwesen im evangelischen Deutschland im Bann des Staatskirchentums? In diesem weiteren Rahmen möchte ich das behandeln, was hier weiter zu sagen mir nahe liegt.

Wie die Dinge lagen, mußte sich selbständigen und die Kirche auf dem Herzen tragenden Kirchenmännern wie auch manchen Kirchenfreunden die Frage aufdrängen: wie kommen wir heraus? Wie kann die Kirche, was doch die Zeit dringend fordert, zu sich selbst kommen, auf eigene Füße treten, und so in die Lage kommen, selbst ihre Interessen wahrzunehmen? Von den Gemeinden war im allgemeinen eine wesentliche Abhilfe nicht zu erwarten. Jahrhunderte lang waren sie vom Staatskirchentum gegängelt worden. Woher sollte ihnen jetzt auf einmal solche Einsicht und solche Kraft kommen? zumal die Gemeindeglieder, die mit Ernst Christen waren, gerade diesen kirchlichen Fragen vielfach verschlossen waren; die Mitläufer standen denselben, wie zu erwarten, im Durchschnitt gleichgültig gegenüber. Ebensowenig konnten wir evangelischen Geistlichen hier helfen, selbst wenn wir in weiteren Kreisen, als es der Fall war, klare Einsicht gehabt hätten. Wir hatten, um eine Aenderung herbeizuführen, nicht die erforderliche Macht; das Staatskirchentum wirkte subalternisierend auf die Geistlichkeit<sup>1)</sup>. Von den Kirchenbürokraten aber war selbstverständlich eine Abhilfe nicht zu erwarten, selbst wenn sie dazu die Macht gehabt hätten; eben sie fanden ja alles so, wie es war, trefflich geordnet. Die einzigen, die hier hätten helfen können, waren Staatsmänner. Wo aber waren bei uns die Staatsmän-

<sup>1)</sup> Ist die Entartung der Kirche im Staatskirchentum ganz ohne Schuld daran, daß in vergangenen Zeiten in manchen Teilen Deutschlands die evangelische Geistlichkeit so tief sank, wie Professor Drews das in seinem „Die evangelische Geistlichkeit in der deutschen Vergangenheit“ (Jena 1905) schildert? Freilich scheint hier das Patronat eine arge Rolle gespielt zu haben. Aber hätte es so weit kommen können, wenn die Kirche Bischöfe gehabt hätte? Geradezu widerwärtig, hoffentlich nicht ganz wahr ist das Bild, das in „Magister Laukhards Leben und Schicksalen“, abgedruckt in der „Memoirenbibliothek“, Serie II, Band 14 und 15 (Stuttgart) von der pfälzischen Geistlichkeit im achtzehnten Jahrhundert entworfen wird.

ner, die einsichtig genug waren, um zu erkennen, was eine selbständige, kraftvolle, evangelische Volkskirche für die Gesamtheit bedeutete, und zugleich scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß die Dinge bei der Entwicklung unseres modernen Lebens so nicht weiter gehen konnten, wie sie gingen? Den meisten war das Kirchenwesen eine Bagatelle; andere meinten, es sei so gut, wie es sei, dabei vielleicht mit beeinflusst durch die übliche Wahnvorstellung von der Bedeutung unserer verklausulierten Synoden. Darum war, als ich 1903 die vier Kapitel von der Kirche schrieb, nicht das letzte Motiv dies, wo möglich in weiteren Kreisen kirchlich aufklärend und anregend zu wirken. In der Geistlichkeit gelang mir das auch. Auch in Ministerien wurde die Schrift gelesen; sie drang in wenigstens ein Fürstenzimmer. Ich weiß, daß an Herren des Ministeriums die Frage gerichtet wurde, ob hier irgendwie anzufassen sei, aber die süße Gewohnheit des Herrschens überwog die Reigung der Kirche zu helfen. Als ich einmal klagend einem hohen Staatsbeamten in Berlin im Blick auf die kirchlichen Verhältnisse sagte: „Wir leben von der Hand in den Mund“, antwortete er mit der Frage: „Machen wir es im Staatsleben anders?“ Er mochte Recht haben. Um so schlimmer.

Bei dieser Lage der Dinge hatte ich offene Ohren, als im Jahre 1904 der Kirchenmann D. Pank und der Staatsrechtslehrer Dr. Wach, beide in Leipzig, aufriefen zu einer freien Vereinigung angesehenen deutscher evangelischer Männer, um unserer evangelischen Kirche die nötige Hilfe zu leisten. Als an mich die Bitte erging mitzutun, stand mir ohne weiteres fest, daß ich mitzutun hätte. Später sagte mir ein Freund: „Wie konntest du da mittun? Das war doch aussichtslos“. Ich aber folgte einer anderen Lösung. Nicht daß ich voller Zuversicht war, aber eine gewisse Garantie erblickte ich in den genannten Persönlichkeiten. Unter allen Umständen aber wollte ich lieber Teil haben an dem Erleiden eines Fehlschlags als an seinem Verschulden. Augenscheinlich lag derartiges Helfenwollen damals in der Luft. Der tatkräftige Pfarrer Werner in Frankfurt a. M. warb gleichzeitig für einen anderen Plan. Er wollte in wesentlich dem gleichen Interesse eine Synodalkonferenz gründen, d. h. eine Konferenz, deren Mitgliedschaft lediglich gegenwärtigen oder ehemaligen Synodalen zustehen sollte. Darin erblickte er eine geeignete Verbindung von offiziell und frei. Auf einer Durchreise kam er zu mir; ich sollte in Worms, dem geplanten Ort der ersten Zusammenkunft, den ersten Vortrag halten. Mir aber leuchtete gerade das Spezifische seines Gedankens, die Beschränkung auf die Synodalen, nicht ein. Ich wußte nicht nur, daß es auch unter den Synodalen kirchlich wenig interessierte Männer gab, sondern auch, daß kirchlich warm interessierte Männer auch unter denen

sich fänden, die nie einer Synode angehörten. Der Leipziger Plan war mir sympathischer, erschien mir auch aussichtsreicher. Darum lehnte ich für Worms ab und übernahm den Auftrag, in der ersten Leipziger Zusammenkunft — Geheimrat Wach hatte das Referat — das Korreferat zu halten über die Frage, wie die Gemeinde zur Seite des kürzlich geschaffenen Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses zu ihrem Recht kommen könne, zunächst in Schaffung „einer freien deutschen evangelischen Konferenz“. Der erste Erfolg dieses Vorgehens war großartig. Es wird nicht leicht eine Versammlung gegeben haben, auf der sich so viele hervorragende Männer aus den verschiedensten Landeskirchen Deutschlands begegneten wie damals auf der ersten Tagung in Leipzig. Mir ging das Herz auf. Ich hatte mir die zunächst zu gründende Konferenz so gedacht, daß eine recht große Vereinigung evangelisch-kirchlich interessierter Männer zu erstreben sei. Wach wollte in seinem Referat die Vereinigung auf sogen. Notable beschränkt wissen. Ich modifizierte danach mein Korreferat; es leuchtete mir der Gedanke ein, eine geschlossene, in vornehmen Formen operierende Vereinigung von kirchlichen Notabeln aller deutschen Landeskirchen könne eine Instanz werden, mit der auch Staatsmänner rechnen würden. Ein Vorstand wurde gebildet, ich in denselben hineingewählt. Schon in den Vorstandssitzungen, zu denen ich nach Leipzig fuhr, wurde mir die Sache zweifelhaft, vor allem zweifelhaft, ob wirklich klar durchdachte Gedanken dem Vorgehen zu Grunde lagen; diese Zweifel weckten Aeußerungen von Wach, der nun doch wieder auf das hinauszuwollen schien, was ich ursprünglich wollte, eine große Vereinigung. Aber es kam überhaupt zu nichts Rechtem. Nur nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten wurde 1906 eine zweite Zusammenkunft erzielt, die in ihrer Zusammensetzung hinter der ersten stark zurückblieb. Sie war die letzte. Die ganze Sache wurde stillschweigend begraben. Die Synodalkonferenz hat m. W. überhaupt nur einmal getagt.

Augenscheinlich — es war die Gründung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses gewesen, die diese erwähnten Bewegungen wachrief. Man sah klar, daß der Kirchenausschuß, wie lebhaft man auch seine Entstehung begrüßte, doch nichts anderes war als ein Zusammenschluß der staatlich bestellten Kirchenregierungen. In weiteren kirchlich interessierten Kreisen wünschte man seine Ergänzung durch eine synodale Instanz. Als sich dann aus vertraulichen Mittheilungen ergab, daß das, wenigstens zur Zeit, aussichtslos sei, erlosch das Interesse, das dem Vorgehen von Pank und Wach den Wind in die Segel geblasen hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hinzufüge: unter gleichzeitiger Erlahmung des Interesses an dem Kirchenausschuß.

So scheiterte auch diese Hoffnung. Aber damit war nicht



alles aus. Es kam aber alles anders. Schließlich bricht doch, was brechen muß, zu seiner Zeit, wenn auch die Menschen es nicht wollen. Gott kann auch Revolutionen brauchen in seinem Dienst. Gott sei Dank, daß er das oberste Regiment hat.

In der deutschen Revolution ist jetzt das Staatskirchentum gründlich zusammengebrochen. Es darf auch niemals wiederkehren, auch dann nicht, wenn unsere Fürsten wiederkehren sollten, das eigentümlich evangelische Staatskirchentum, das sich aus Luthers Maßnahmen gegen Luthers Willen entwickelt hat, als er angesichts des Versagens der Bischöfe die Hilfe der Territorialherren in Anspruch nahm; woraus sich dann das unwahre Summepiskopat des Landesherrn entwickelte, ein Summepiskopat, das sogar auf katholische Fürsten übertragen ward (Bayern) und das der Mitterschöß ward eines mehr oder weniger schrankenlosen Staatskirchentums. Ich habe in meinen Vier Kapiteln, mit dem damals Möglichen rechnend, ein modifiziertes Summepiskopat vertreten, aber besser ist es, daß es in jeder Form dahinsinkt; es bleibt immer die Gefahr, daß es sich in der Wirklichkeit als eine Hintertür erweist, durch die ein modifiziertes Staatskirchentum wieder einzieht. In der ganzen staatskirchlichen Entwicklung lagen heidnische Momente. Der wahre Ahn des Summepiskopus, der unter anderem Namen auch schon vor der Reformation, ja am stärksten auf dem Boden der griechischen Kirche sein Wesen trieb, ist der pontifex maximus im Reiche der Cäsaren.

Jetzt stehen wir mitten in einem neuen kirchlichen Werden. Dieses ist jetzt zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Rein geschichtlich Gebildeter erwartete, jetzt werde sofort ein Kirchbau entstehen, wie er in allen Beziehungen dem Wesen der Kirche entspricht. Die Geschichte macht keine Sprünge. Altes und Neues ringt und mischt sich miteinander. So haben auch wir es erlebt. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend und die zwei Grundzüge eines wirklichen evangelischen Kirchenwesens: das evangelische Bischofsamt und wirkliche Selbstverwaltung — beide sind Korrelate — sind auf dem Marsch. Von den drei Ämtern der Kirche wurde das Hauptamt, das Pastorat, in der Reformation konserviert bezw. stabilisiert. Das Diakonat hat das neunzehnte Jahrhundert der Kirche zurückgegeben. Das Verdienst des zwanzigsten Jahrhunderts wird es sein, dem nicht verstorbenen, aber daniederliegenden Episkopat zu neuem Aufleben zu verhelfen.

##### 5. Eisenacher Konferenz und Kirchenausschuß.

Nachdem Schleswig-Holstein von Preußen annektiert und kirchlich dem preußischen Kultusminister unterstellt worden war, trat auch unsere Kirche in Beziehung zur Eisenacher Kirchenkon-

ferenz. Die Vertretung Schleswig-Holsteins, genauer: des Ministers, soweit Schleswig-Holstein in Frage kam, lag von Anbeginn in den Händen von D. Godt. Als seine Nachfolge ernsthaft in meinen Gesichtskreis trat, streifte das Auge auch Eisenach; denn der holsteinische Generalsuperintendent konnte infolge seines körperlichen Befindens die Vertretung in Eisenach nicht übernehmen; unter uns aber galt es damals als ausgemacht, daß das Sache eines der Generalsuperintendenten sei. Es traf sich jedoch so, daß eine Konferenz in die Zeit der Vakanz fiel. Der Präsident D. Mommsen wurde mit der Vertretung beauftragt. Bin ich recht unterrichtet, übernahm er sie in dem Gedanken, eine Lücke auszufüllen. In seiner Teilnahme aber an der Konferenz fand er so viel Geschmack an derselben, daß er diesen Posten zu behalten wünschte, wogegen ebensowenig einzuwenden war, wie dagegen, daß das geschah.

In einem gelegentlichen vertraulichen Gespräch mit Barkhausen über diese Dinge wurde mir die Aussicht eröffnet, sein Nachfolger zu werden. Mommsen legte 1891 nieder. Als ich aber dann erfuhr, daß Chalybäus sein Nachfolger würde, ließ ich jeden Gedanken an Eisenach fahren. Chalybäus kam selbst aus dem Ministerium; ich bezweifelte nicht, daß er sich gelegentlich der Verhandlungen mit ihm Eisenach würde gesichert haben, wie das denn auch der Fall war. Mir tat das leid; einwenden aber ließ sich nichts. Chalybäus war im Vergleich mit mir der ältere.

Aber als dann 1903 Chalybäus nach Hannover übersiedelte und 1904 der erheblich jüngere Geheimrat Müller bei uns Konsistorialpräsident wurde und der Minister ihm, nicht mir die Vertretung in Eisenach übertrug, empfand ich das allerdings als eine kränkende Zurücksetzung, nicht etwa nur meiner Person, sondern auch meines Amtes und das mit Recht. Wer das verschuldete, ist mir positiv nicht bekannt. Nach meinen wohl nicht ungegründeten Vermutungen lag nicht sowohl eine Animosität gegen meine Person, obwohl sie mitspielen mochte, zu Grunde, als eine Minderwürdigung des Generalsuperintendenten. Daß objektiv angesehen ich derjenige war, der die meisten Ansprüche hatte, konnte nicht in Abrede gestellt werden. Der das in erster Linie anerkannte, war der Präsident Müller selbst. Aber wie gesagt, der Minister bestellte ihn. Das verstimmte mich tief. Weit hinaus über das, was schließlich die Mitgliedschaft in der Eisenacher Konferenz mir wert war. Ich war jetzt achtzehn Jahre in meinem Amt. Es hatte mir wahrlich an Friktionen, die ermüden konnten, nicht gefehlt. Nun diese Zurücksetzung. Was war das für eine Zukunft, die sich vor mir auftrat? Hätte mir damals jemand eine annehmbare Stellung außerhalb Schleswig-Holsteins, wo möglich außerhalb Preussens, angeboten, ich hätte den Staub von meinen Füßen geschüt-

test und hätte den Mut gehabt — damals 57 Jahre alt —, noch einmal frisch anzufangen und ein Neues zu pflügen. Aber wie sollte da draußen jemand dazu kommen, einem Generalsuperintendenten ein anderes Amt anzubieten? Ein solches suchen wollte ich nicht. So richteten sich denn meine Gedanken auf das Jahr 1912; dann war ich 65 Jahre alt. Dann konnte ich und dann wollte ich mein Amt niederlegen, nicht um zu faulenzgen, sondern um in freier Arbeit der Sache zu dienen, der mein Leben gehörte.

So damals. Es kam dann anders. Etwa ein Jahr nach Bestellung des Präsidenten Müller zum Mitglied der Eisenacher Konferenz erschien in Kiel in Veranlassung einer gesetzgeberischen Maßnahme ein Kommissar des Ministers. Dieser begehrte eine Sonderunterredung mit mir. Da erwog ich, was meine anonymen Gegner nun wohl wieder beim Minister gegen mich mochten vorgebracht haben. Aber der Minister ließ mich fragen, ob ich festhielte an dem Wunsch, nach Eisenach deputiert zu werden. Ich, völlig überrascht, wies allererst auf den Präsidenten hin, den es doch peinlich berühren müsse, wenn ich jetzt an seiner Stelle berufen würde. Der Geheimrat aber wies das als eine Sache für sich ab und wiederholte die Frage des Ministers, die ich nicht anders als bejahen konnte. Dieselbe Unterredung wiederholte sich dann zwischen dem Minister selbst und mir, als ich ihm kurz darauf in den Räumen des Oberkirchenratspräsidenten begegnete. Die Angelegenheit wurde dem entsprechend geordnet. Die Art, wie Präsident Müller sich damit absand, nahm der Sache das Peinliche.

Es blieb dann nicht bei der Mitgliedschaft in der Konferenz. Als bald darauf der Generalsuperintendent D. Lohr starb, der im Kirchenauschuß die neuen Provinzen als Geistlicher vertreten hatte, wurde ich zu seinem Nachfolger berufen. Diese Doppelberufung war mir, dessen Kircheninteresse sich nicht auf die heimatliche Kirche beschränkte, eine Lebensbereicherung, welche die Abgehenden in den Hintergrund treten ließ.

Die Eisenacher Konferenz wurde von ihren Mitgliedern sehr geschätzt; auch ich tat das. Ein Draußenvorstehender bezeichnete sie mir gegenüber einmal als die Sommerfrische der Herren vom Kirchenregiment. Die von manchem stille gemißbilligte Gepflogenheit etlicher Konferenzteilnehmer, Frauen und gar Töchter mitzubringen, wozu Jahreszeit und Ort verlockten, hat dazu beigetragen, die Konferenz in solches Licht zu rücken. Die Kennzeichnung der Konferenz aber als Sommerfrische der Herren vom Kirchenregiment wurde ihrem Wert nicht gerecht.

Die Konferenz tagte alle zwei Jahre. Eröffnet wurde sie jedesmal durch einen Gottesdienst in der Wartburg-Kapelle. Auch ich habe zu meiner Freude einmal die Predigt halten dürfen, und

das heißt predigen an einer Stätte, da Luther gepredigt hat. Für die Verhandlungen stellte der Großherzog den Festsaal seines Stadtschlosses zur Verfügung. Es gibt wohl keine aktuelle Frage des evangelischen Kirchenlebens in Deutschland, die nicht in den 30 bis 40 Tagungen der Konferenz einmal oder zu verschiedenen Malen — dieselbe Frage liegt oft 1910 anders als 1860 — verhandelt worden wäre. Die Protokolle der Verhandlungen sind gedruckt. Sie bieten eine Fülle trefflicher Darlegungen, die von dem reichen Leben zeugen, das in dieser Konferenz pulsierte. Aber dem entsprach nicht die Bedeutung, die sie im öffentlichen Kirchenleben Deutschlands gehabt hat. Die Konferenz, wiewohl eine offizielle, war eine schlechthin freie. Kein Kirchenregiment in Deutschland brauchte sich um ihre Beschlüsse zu kümmern. Aber das für ihre relative Bedeutungslosigkeit eigentlich Entscheidende lag darin, daß sie nicht nur eine freie, sondern auch eine zarte Institution war. Jede Kirchenregierung war jederzeit in der Lage, wenn ihr die Konferenz nicht mehr paßte, sich von derselben zurückzuziehen; in demselben Maße aber, als das geschah, verlor die Konferenz an Wert. Daraus erwuchsen überzarte Rücksichten. Es brauchte nur ein eine irgendwie bedeutsame Kirchenregierung repräsentierendes Mitglied der Konferenz zu erklären, das oder das passe seiner Kirchenregierung nicht als Gegenstand der Verhandlung, dann war damit alles erledigt, selbst dann, wenn die überwältigende Majorität der Konferenzmitglieder anderer Meinung war. Ich habe das, wie ich droben kurz berichtet habe, in einer so spruchreichen Frage wie der der geistlichen Schulinspektion selbst erlebt. Daß eine Konferenz, um die es so bestellt ist, keine Führerrolle spielen kann, liegt auf der Hand. Die so begründete Impotenz der Konferenz schloß aber nicht aus, daß nun doch allerlei Nützliches von ihr ausgegangen ist. Zudem steckte ihr wesentlicher Wert — damit habe ich mich angesichts des wertvollen in ihren Protokollen begrabenen Materials getröstet — in den mannigfaltigen Anregungen, die die verschiedenen Mitglieder in diesen Verhandlungen empfangen und dann vielfach in ihren heimischen Verhältnissen verwerteten, wie darin, daß die verschiedenen Landeskirchen durch diese Gemeinschaft ihrer Vertreter in eine gewisse lebendige Berührung mit einander traten. Aus der Eisenacher Konferenz erwuchs der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß, nicht ohne Befehdung. Diese hatte ihren Grund wie in der deutschen Furcht vor Zentralisierung so auch in konfessioneller Furcht vor unionistischen Tendenzen, aber auch in der Besorgnis, die Konferenz möchte gegenüber dem Kirchenausschuß an Bedeutung einbüßen. Aber der Kirchenausschuß setzte sich durch kraft des ihm innewohnenden Rechts. Gemeinsame kirchliche Interessen forderten eine aktuelle Vertretung, eine solche, die auch angesichts vorher unberechenbarer Zeitereignisse auf dem



Plan war. Dazu kam die wachsende Bedeutung unserer Kolonien. Diese bedurften kirchlicher Fürsorge. Das Reich konnte diese nicht leisten, sintemal alle kirchlichen Angelegenheiten bei der Reichsgründung den Einzelstaaten zugewiesen waren, nur die Landeskirchen in ihrer Vereinigung; die Konferenz als solche aber war dafür ein zu schwerfälliges Organ. Die Anregung zur Bildung des Kirchenausschusses war vom Kaiser ausgegangen. Das machte sie in konfessionellen Kreisen nur um so mehr verdächtig. Aber die konfessionellen Bedenken wurden insolge der Geschäftsführung des Kirchenausschusses in den weiteren Kreisen bald mehr und mehr überwunden.

Aber auch der Kirchenausschuß hat bis zu der durch die Revolution herbeigeführten Auflösung seiner ursprünglichen Gestalt eine relativ bescheidene Existenz geführt. Aufgelöst wurde er auf dem ersten deutschen evangelischen Kirchentag in Dresden 1919, nicht offiziell, nicht rechtlich, aber tatsächlich. Was an seine Stelle getreten ist, ist etwas anderes<sup>1)</sup>. Was für eine Bedeutung der jetzige Kirchenausschuß gewinnen wird, bleibt abzuwarten. War auch der ursprüngliche Kirchenausschuß eine nicht ganz so zarte Pflanze wie die Konferenz, ein zartes Ding war auch er. Er mußte hindurchsteuern zwischen Scylla und Charybdis. Machte er sich zum Organ populärer Kirchenwünsche, verstimmt er nur zu leicht die Kirchenregierungen. Ließ er sich von Rücksichten auf diese bestimmen, galt er in der Öffentlichkeit nur zu leicht als nichtsagend.

Der Kirchenausschuß bestand aus 15 Mitgliedern; jede Kirchenregierung war vertreten entweder durch Viril- oder durch Kurialstimme. Gefordert war Gleichberechtigung von Juristen und Theologen. Schließlich überwogen auch in ihm die Juristen.

Den Vorsitz nahm Preußen in Anspruch. Das war gegen die Traditionen der Konferenz, die absichtlich nie einen Preußen, nicht einmal einen außerhalb der Union stehenden, zu ihrem Vorsitzenden wählte. Man einigte sich bei der Gründung des Ausschusses dahin, es die ersten fünf Jahre bei freier Wahl zu belassen und die Frage nach fünf Jahren wieder aufzunehmen. Wie man in der freien Wahl stets den Präsidenten des Oberkirchenrats gewählt hatte, übertrug man nach fünf Jahren diesem als solchem auf die Dauer den Vorsitz. Es konnte zur Frage stehen, ob es in dem Lande der lutherischen Reformation nicht das Angemessenste gewesen wäre, die größte lutherische Kirche an die Spitze zu stellen. Das wäre, nachdem die große lutherische Kirche Preußens von

<sup>1)</sup> Ebensowenig wird sich in der weiteren Entwicklung die Eisesacher Konferenz halten können. Konferenz wie Kirchenausschuß (der ursprüngliche) sind Aushilfsmittel gewesen auf Grund des Staatskirchentums.

dem reformierten König der Union geopfert worden war, die sächsische. Obendrein gelegen in Deutschlands Mitte, „nicht zu nördlich, nicht zu südlich“. Manchem wäre das willkommen gewesen. Aber sachlich war es so richtig, wie es gehalten wurde. Nicht weil die altpreussische Landeskirche die größte war. Darin lag im Gegenteil für den Kirchenauschuß die Gefahr, zu einer Art Erweiterung des preussischen Oberkirchenrats herabzusinken. Noch viel weniger, weil der Oberkirchenratspräsident als solcher Vortrag beim Kaiser hatte. Das ist von preussischer Seite geltend gemacht worden. Ich ward, als ich davon las, wiewohl ich selbst dem Kirchenauschuß damals nicht angehörte, schamrot. Da wird auf Anregung des Kaisers eine Instanz gebildet, welche die evangelischen Kirchen des deutschen Reichs umfaßt und dann — wird diese als solche quantité négligeable charakterisiert, daß ihr Vorsitzender, wenn er zum Kaiser will, auf den Bock des oberkirchenrätlichen Wagens zu steigen hat! Auch eine Illustration unserer evangelischen Zustände in Deutschland zur Zeit des Staatskirchentums! Konnte da nicht einem ehrlichen Kirchenmann der Gedanke durch den Sinn fahren: ach, wären wir all den offiziellen Tand doch los! Kirchen sind in Wirklichkeit nur so viel wert, als sie existieren in eigener Kraft. Erschreckt das Kirchenbürokraten, mögen sie sich umsehen in weiteren Kirchenkreisen. Sie werden erstaunen, wie viel Zustimmung auch damals schon für ein solches Wort zu haben war. Nein, es waren sachliche Gründe, die es geboten erscheinen ließen, dem Präsidenten des Oberkirchenrats den Vorsitz im Kirchenauschuß zu überweisen. Die Wahrnehmung der Interessen, die dem Kirchenauschuß befohlen waren, bewegten sich zu einem sehr erheblichen Teil in einer Sphäre, in der das Reich, nicht ein Einzelstaat zuständig war. Das galt, wie schon gesagt, von der ganzen Auslandsdiaspora, aber nicht nur von dieser, auch dann, wenn Gesetzesfragen, z. B. eine Neubearbeitung des deutschen Strafgesetzbuchs aufkamen; auch bei solchen kommen kirchliche Interessen in Frage. Das Reich aber hatte seinen Sitz in Berlin. Dabei will beachtet sein, wie solche Dinge in der Wirklichkeit laufen. Es kommt darauf an, rechtzeitig und das heißt schon im Lauf der Verhandlungen mit den in Betracht kommenden Instanzen und Persönlichkeiten Fühlung zu nehmen. Geschieht das nicht, hinkt man wahrscheinlich mit seinen Wünschen hinterdrein. Solche Fühlung zu nehmen aber war der in Berlin lebende Oberkirchenratspräsident in der Lage, nicht ein in Dresden oder sonst wo residierender Herr.

Der Kirchenauschuß tagte in der Regel dreimal im Jahr, zweimal in Berlin, einmal in Eisenach. Das genügte, aber das war im Interesse der Arbeitsgemeinschaft auch erforderlich. Erwünscht war, daß alle Mitglieder regelmäßig teilnahmen. Ich

habe immer alles hinter diese Teilnahme zurückgestellt, auch fürstliche Einladungen, die sonst alle Zusagen brachen. Nicht immer war es leicht, auch die Dienstpflichten damit in Einklang zu bringen, da die Sitzungen nicht zu festen Terminen, sondern dann gehalten wurden, wenn es in Berlin paßte.

In den Kirchenausschuß eintreten hieß an der Arbeit, an der die Mitgliedschaft in der Konferenz Teil gewährte, in verstärkter Weise Teil gewinnen. Selbst die Vorbereitung der Konferenz — und das war etwas sehr Wesentliches für diese — lag jetzt in den Händen des Kirchenausschusses. Um diese Mitarbeit habe ich mich innerhalb der Schranken meines Könnens bemüht. Ich habe mich nicht nur an den Diskussionen beteiligt und die Aufgaben übernommen, die mir übertragen wurden, sondern in zweifacher Beziehung auch aus eigener Initiative zu wirken versucht. Ich war erst kurz im Kirchenausschuß, als sich mir zwei nach meinem Dafürhalten ihm obliegende Aufgaben als solche aufdrängten, die Lösung heischten.

Die eine Aufgabe bestand darin, unserer deutschen Gesangbuchsnott abzuhelpen. Wie erwünscht es ist, ja, man darf wohl sagen wie notwendig, daß wir im evangelischen Deutschland zu einer gewissen Einheit in der Gesangbuchfrage hindurchdringen, brauche ich nicht auszuführen. Das drängt sich in unserer Zeit des Durcheinanderflutens der Bevölkerung jedem kirchlich Interessierten, der offene Augen hat, ohne weiteres auf. Ich weiß, was ich sage, wenn ich behaupte, daß das Sinken des Kirchenbesuchs an den Orten, wo viel Zusammenfluß ist, auch darin einen Grund hat, daß die aus der Fremde gekommenen, wenn sie die Kirche aufsuchen, entdecken, daß ihr Gesangbuch hier nicht gilt. Diesem gesangbuchlichen Uebelstand hatte ich schon früher mein Interesse zugewandt und in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung die Auffassung vertreten, wir hätten unsere Gesangbücher künftig aus zwei Teilen bestehen zu lassen, aus einem 300 bis 400 Lieder (Kernlieder) umfassenden gemeinsamen Teil und einem zweiten Teil, in den jede Landeskirche bezw. Provinzialkirche die von ihr weiter gewünschten Lieder aufnähme. An manchen Orten wäre dann beliebig jeder Teil, an den Orten viel gemischter Bevölkerung nur der erste im öffentlichen Gottesdienst zu verwenden. Konfessionelle Bedenken ständen dem nicht entgegen; hier biete der zweite Teil Abhilfe. Eher finanzielle Bedenken — manche Landeskirchen beziehen Erhebliches aus ihrem Gesangbuchsverkauf. Aber auch die würden bei guter Ordnung der Sache sich überwinden lassen. Die gefährlichsten Feinde, darüber gab ich mich keiner Täuschung hin, waren Partikularismus und Schwerfälligkeit.

Vor nicht langer Zeit war ein neues Militärgesangbuch erschienen, das nicht ein preußisches, sondern ein deutsches war. Hymnologen der verschiedenen Kirchen hatten an ihm mitgearbeitet.

Nicht daß ich in allen Einzelheiten mit diesem Buch einverstanden war, aber, auf das Ganze gesehen war es gut; ein gemeinsames Gesangbuch kommt niemals zustande, wenn jeder auf seinen Wünschen besteht. Als ich in den Kirchenausschuß eintrat, befand sich das „Hausbuch“ <sup>1)</sup> noch in Arbeit. Alle Theologen des Ausschusses galten als Mitarbeiter. Von der Goltz führte den Vorsitz. Ich übernahm die Ausarbeitung des noch nicht fertiggestellten gottesdienstlichen Teils. Die Vieder Sammlung stammte aus der Feder des Altenburgischen Generalsuperintendenten Lohoff. Als ich derselben, die gut und fleißig gearbeitet war, ansichtig wurde, drängte sich mir die Frage auf: weshalb jetzt zu den vierzig oder fünfzig vorhandenen Gesangbüchern noch ein einundfünfzigstes schaffen? Ich nahm das ganze Material mit auf meine sommerliche Visitationsreise, und wenn ich eine Stunde frei hatte, arbeitete ich die Sammlung Lohoffs mit Hilfe meines Dieners, der eine ganz gute Feder führte, in dem Sinne um, daß ich das deutsche Armeegesangbuch als Hauptstock behandelte und alle in diesem Buch nicht befindlichen, von Lohoff gesammelten Lieder in einem Anhang hinzufügte. In dem ersten Teil ließ ich dann selbstverständlich das Armeegesangbuch auch für Verswahl und Textgestalt maßgebend sein. Das so Erstrebte war gewiß nicht das Ideal, aber etwas Naheliegendes und Durchführbares. Auch würde der erste Teil dieser Sammlung in Zukunft vielen Männern im Ausland schon von ihrer Militärzeit her bekannt und insofern heimisch sein. Vor allem aber wäre damit ein Anfang gemacht, um weiter zu kommen. Aber ich scheiterte mit meinen Bemühungen. Lohoff hielt an seiner Arbeit fest. Doch war er es nicht, an dem ich scheiterte, sondern der Freiherr von der Goltz, der aus hier nicht zu erklärenden Gründen Gegner des Armeegesangbuchs war. Als er dann gestorben war und D. Dryander an seine Stelle trat, war dieser anderer Meinung. Aber ob auch die Hausbucharbeit noch nicht abgeschlossen war — für eine Wiederaufnahme meiner Viedervorlage war es trotz D. Dryanders Sympathie für mein Vorgehen jetzt zu spät.

War also dieser Weg verbaut, mußte ein anderer gesucht werden. War es nicht angezeigt, daß der Kirchenausschuß die Kirchenkonferenz anregte, entsprechende Schritte zu tun? Die bekannte

<sup>1)</sup> Das Buch ist bestimmt, den in der Einsamkeit lebenden deutschen Evangelischen im Ausland, die nicht oder doch nur selten einem Gottesdienst beiwohnen können, zu dienen. Das Buch enthält Anweisung und Material nicht nur für Hausandacht, sondern auch für häuslichen Gottesdienst und was sonst in dieser Richtung erforderlich ist in solcher Lage. — Für das Ausland bestimmt, kann es auch Evangelischen im Inland dienen, besonders solchen, die schwer überwindbare Kirchenwege haben oder solchen, in deren Kirchen nicht das Evangelium von Jesu Christo gepredigt wird.



Sammlung der fünfzig Kernlieder aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war eine der ersten nützlichen Arbeiten der Konferenz gewesen. Jetzt diese Aufgabe den Zeitverhältnissen entsprechend neu aufnehmen hieß mithin in alter Spur bleiben. Als ich die Sache im Kirchenausschuß vortrug, wurden Bedenken geltend gemacht. Der ausgleichende Vorsitzende empfahl den — dann auch ausgeführten — Kompromiß, die Sache im Geschäftsbericht, den der Ausschuß regelmäßig der Konferenz erstattete, zu erwähnen. Auf der Konferenz könne ich dann mein Heil versuchen. So geschah es. Auf der nächsten Konferenz griff ich bei der Besprechung des Geschäftsberichts die Sache auf. Um nicht die Sache an meinem, etlichen vielleicht bekannt gewordenen Vorschlag eines zukünftig zweiseitigen Gesangbuchs scheitern zu lassen, machte ich darauf aufmerksam, daß eine solche Sammlung, wie ich sie herstellt wünschte, nicht nur in diesem, sondern auch in dem Sinne dienen könne, daß bei Herstellung künftiger einzelkirchlicher oder provinzialkirchlicher Gesangbücher in Freiheit tunlichst auf Verswahl und Textgestalt dieser Sammlung Rücksicht genommen würde. Schon das wäre heilsam und ein gewisses Mittel zur Ueberwindung heute bestehender Schwierigkeiten. Aber das alles half nichts. Wohl fand sich Zustimmung, aber, soweit ich sah, überwog der Widerspruch. Die bekannten Schwierigkeiten, an sich so wohlfeil wie Brombeeren, wurden als Produkte sublimen kirchenmännischer Weisheit aufgetischt. Das gewahrte auch der Vorsitzende, damals Magnifizenz Ackermann-Dresden. In seiner feinsinnigen Art sprach er sich dahin aus, er habe die ganze Unterredung so verstanden, daß ich nicht habe einen Antrag stellen, sondern diese Angelegenheit nur zur Besprechung stellen wollen. Das griff ich auf, um mich auf der so gebauten Brücke zurückzuziehen; bei einer Abstimmung war eine Niederlage zu befürchten.

Zunächst folgte Schweigen. Auf der Eisenacher Sitzung des Kirchenausschusses im nächsten Sommer aber kam mein Freund, Generalsuperintendent Braune aus Rudolstadt, zu mir, um sich meines Einverständnisses zu versichern für Einreichung eines der Konferenz vorzulegenden Antrags, eine Sammlung von 300 bis 400 der besten und gebräuchlichsten Kirchenlieder zu veranlassen. Ich stimmte natürlich zu, freute mich seines Muts und begrüßte es als besonders vorteilhaft, daß der Antrag nun nicht meinen Namen tragen würde.

Ehe noch der Kirchenausschuß dazu kam, diesen für die nächste Sitzung zurückgelegten Antrag zu beraten, kam Sukkurs von anderer Seite. Das Hausbuch hatte im Ausland vielfach dankbare Aufnahme gefunden, auch die Lieder Sammlung, aber diese genügte unsern ausländischen Volksgenossen nicht für die kirchlichen Gottesdienste. Mehrfach wurden Wünsche an den Vorsitzenden des

Kirchenausschusses herangebracht, der Ausschuß möge ihnen zu einem Auslandsgesangbuch verhelfen.

Dieser Gedanke vermählte sich jetzt mit dem Gedanken einer Kernliedersammlung. Schon im Ausschuß war das dienlich. Man beschloß in diesem Sinn an die Konferenz heranzutreten. Braune wurde zum Referenten, ich zum Korreferenten bestellt. Jetzt gelang es auf der Konferenz, wenn auch nur mit einer Majorität, die Gesangbuchsache unter dem Titel der Herstellung einer Liedersammlung für die deutschen Glaubensgenossen im Ausland durchzubringen.

In einer späteren Sitzung des Kirchenausschusses wurde eine Gesangbuchs-Kommission bestellt, in der Vertreter der meisten größeren Landeskirchen Sitz und Stimme bekamen. Darüber bestand aber daneben kein Zweifel, daß man noch besondere Experte brauche. Als solche wurden D. Thümmel, D. NELLE und D. Smend bestimmt. Man nahm in Aussicht, zuerst die große Kommission arbeiten zu lassen und deren Arbeit dann den Experten vorzulegen. Mir war das nicht recht, aber ich scheute mich, immer wieder dazwischen zu reden, und hielt mich zurück.

Hernach brannte mir die Sache doch auf der Seele. Es war ja das allein Richtige, den Schwerpunkt der Arbeit in die Hand der Drei zu legen. Deren sachkundige Arbeit mochte dann hernach in der größeren Kommission begutachtet bezw. hier und da geändert werden. Ich trat in eingehende Korrespondenz mit dem Vorsitzenden und erreichte — es lag kein förmlicher Beschluß vor —, daß dieser Weg eingeschlagen wurde.

Der ursprünglich nur auf den Text beschränkte Auftrag — ich hatte diese Beschränkung für weise gehalten, aber fügte mich gern besserem Wissen — wurde auf Wunsch der Drei auf die Melodien ausgedehnt <sup>1)</sup>.

Die große Kommission hat dann unter dem Vorsitz von Bezzel <sup>2)</sup> die von den drei Experten vorgelegte Arbeit unter deren

<sup>1)</sup> Diese Ausdehnung erwies sich hernach in der Praxis doch als verkehrt. Das von einer Sonderkommission bearbeitete Melodienbuch wurde auch da, wo man das Gesangbuch annahm, durchweg abgelehnt.

<sup>2)</sup> Bezzel unterzog sich der damit gegebenen Aufgabe mit der ihm eigenen Arbeitsstreue und Gewissenhaftigkeit. Insofern hat er ein Verdienst um das Buch. Aber auch nur insofern. Ein persönliches Interesse hatte er an demselben nicht. Wäre es auf ihn angekommen, wäre es schwerlich entstanden, so wenig wie er, ein großer Partikularist, den Kirchenausschuß aus seiner Initiative würde ins Leben gerufen haben. Auch sein Interesse an dem Buch, das er als Vorsitzender bekundete, reichte nicht aus für eine zweite Lesung, die sich bei einem Buch wie diesem doch ziemte und die ich anzuregen wagte. Hätte es sich um ein bayerisches Gesangbuch gehandelt, wäre ihm die zweite Lesung sicherlich selbstverständlich gewesen.

Bezzel war eine interessante und charaktervolle Persönlichkeit, eine

Mitwirkung durchgearbeitet. Kleinigkeiten wurden geändert. Im wesentlichen blieb es bei der Arbeit der Drei.

Auf diese Weise ist das vom Kirchenausschuß herausgegebene Auslandsgesangbuch, das aber nicht minder für das Inland eine Mission hat, entstanden. Im Ausland hat es hin und her freudige Aufnahme gefunden; in Deutschland selbst fangen Landeskirchen an, es anzunehmen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die Konferenz eine wissenschaftlich fundierte Textausgabe des lutherischen Katechismus erarbeitet. War der Katechismustext bei uns in Deutschland auch nicht so heillos verwildert wie z. B. in unserem Nachbarlande Dänemark, schlimm genug stand es auch bei uns. Ich fand als Schulrat in derselben Schule verschiedene Texte in den Händen der Kinder. Aber so verdienstlich diese Arbeit war, der Text, den die Konferenz festgestellt hat, bedarf der Verbesserung. Ganz abgesehen davon, daß in der Textkommission damals auch fragwürdige Beschlüsse gefaßt worden sind — die Textforschung hat seitdem erhebliche Fortschritte gemacht. Um nur das eine zu nennen: die Textausgabe von 1544, welche die damalige Kommission als die angeblich letzte von Luthers Hand zu Grunde legte, ist gar nicht das, wofür die Kommission sie hielt. Die Normalausgabe, soweit von einer solchen die Rede sein kann, ist die von 1531. Ich regte im Kirchenausschuß an, diese Frage in der Konferenz wieder aufzunehmen. Man trug Bedenken. Ich verstand das. Die Durchführung eines revidierten Textes bringt Schwierigkeiten. Aber aufnehmen wird man die Sache einmal müssen.

Unter den drei großen Büchern der Kirche ist das vornehmste die Bibel. Einer revidierten Bibelausgabe hat vor Jahrzehnten die Eisenacher Konferenz sehr eingehende Arbeit gewidmet. Diese Arbeit haben zu meiner Zeit Ausschuß und Kirchenkonferenz notgedrungen wieder aufgenommen. Wir standen vor der Gefahr einer Zersplitterung des bisher einheitlichen Bibeltextes. Die frühere Revisionskommission hatte den Fehler begangen, unter der Einwirkung des mitarbeitenden Germanisten Altertümliches, das schon ausgeschieden war,

Persönlichkeit, der es, wenn es einmal gelang, ihn seinem Mönchsleben zu entreißen, auch an geselligem Talent nicht fehlte. Wir wohnten gelegentlich der Berliner Ausschußsitzungen in demselben Hospiz und waren beide Frühaufsteher, frühstückten daher mit einander und dehnten diese Sitzungen aus im Interesse des persönlichen Verkehrs. Bezzel, an die theologische Tradition stark gebunden, war lange nicht so schroff, wie er vielen erschien. Er lebte zwar geistig mehr in der Zeit eines Johann Gerhard als in unserer Zeit, aber sein durch ein eminentes Gedächtnis gefördertes Wissen umspannte auch unsere Tage. Bei aller Wertschätzung, die ich für ihn habe, kann ich doch nicht anders als urteilen, daß er in manchen Kreisen überschätzt worden ist.

wieder aufzunehmen. Das fand Widerspruch in den Gemeinden. Dieser hatte sich inzwischen dahin verdichtet, daß verschiedene Bibelgesellschaften Neudrucke nach eigener Revision in Aussicht nahmen. Dem vorzubeugen, griff der Kirchenausschuß ein. Eine Kommission von sechs geeigneten Herren wurde bestellt, die erforderliche Revision vorzunehmen. Leider arbeitete diese Kommission so langsam, daß die Ausschußmitglieder, die ihr angehörten, zum Teil darüber hinstarben (Behrmann, Sandberger), so daß andere bestellt werden mußten. Unter diesen war auch ich. Wir wieder mußten, sintemal Gefahr im Verzuge war, schnell arbeiten. Etwas Vollkommenes konnte bei dieser neuen Durchsicht der früheren Revision — nur um eine solche handelte es sich — nicht herauskommen und kam auch nicht heraus. In der Kritik derselben traten dann freilich zum Teil wunderliche Einwände hervor. Einige forderten eine philologisch genaue Uebersetzung, einzelne sogar Berücksichtigung der doch so wandelbaren Bibelkritik. Das hätte geheißen, Luthers Bibel aufgeben. Zwar fügten jene hinzu, das luthersche Kolorit dürfe nicht verloren gehen, aber das war eine *contradictio in adjecto*. In jenen Forderungen liegen mehr oder weniger berechnete Interessen, aber das sind solche, die durch freie Privatarbeiten zu befriedigen sind. Das evangelische Volk Deutschlands will seine Lutherbibel behalten und zwar mit vollem Recht; die Lutherbibel ist mehr als eine Uebersetzung, sie ist die deutsche Bibel. Wird unsere Durchsicht der früheren Bibelrevision einer Kritik unterzogen, dürfte es geboten sein, diese vielmehr darauf zu richten, ob nicht zu viel von der Lutherbibel preisgegeben worden ist. Gewiß hätte die Kommission auch besser zusammengesetzt sein können; ich gehörte kaum hinein. M. E. hat der frühere Kirchenausschuß bei Herstellung derartiger Arbeiten überhaupt zu viel Wert darauf gelegt, seine Mitglieder in diese Kommissionen zu berufen. Für die erforderliche Verbindung genügt es durchaus, wenn der Vorsitzende Mitglied des Kirchenausschusses ist. Sinein zu berufen sind allemal die für die vorliegende Aufgabe bestbefähigten Männer, die Deutschland besitzt, einerlei ob sie dem Kirchenausschuß angehören oder nicht. Geboten ist hier größte Sorgfalt. Derartige vom Kirchenausschuß veranlaßte Arbeiten müssen das Beste bieten, das Deutschland zu bieten in der Lage ist.

Eine sehr wichtige Aufgabe des Ausschusses war die kirchliche Fürsorge für die deutschen Evangelischen in den Kolonien und im Ausland. Selbstverständlich scheiden hier alle die aus, die in selbstständigen Organisationen leben wie die Lutherischen in Amerika, auch die in Australien, und erst recht die, welche ähnlichen kirchlichen Organisationen angehören wie die, in denen wir selbst leben, so die evangelischen Deutschen in Oesterreich. In Frage kom-



men nur die, die in vereinzeltten Gemeinden oder gar noch ohne Gemeindebildung leben. Es ist satzsam bekannt, daß und wie der Gustav Adolf-Verein sich ihrer in verdienstvoller Weise angenommen hat. Aber eine hochnötige Fürsorge hat er ihnen nicht widmen können oder doch nur in unzureichender Weise, die Fürsorge für geeignete Geistliche. Das können durchgreifend nur kirchliche Behörden, die in der Lage sind, den von ihnen entsandten Geistlichen einen Rückhalt und eine Zukunft zu bieten. In dieser Beziehung hatte bisher der Preußische Oberkirchenrat in nicht genug anzuerkennender Weise allein die Last getragen, unsere gemeinsame Last. Seiner Tätigkeit gegenüber war das, was Sachsen, Hannover und Weimar getan hatten, ein Geringses, und doch waren diese wieder andern voraus. Bayern, Württemberg, Baden, Mecklenburg usw., auch Schleswig-Holstein, hatten nichts getan. In Altpreußen hatte sich diese Fürsorge dahin verdichtet, daß ein eigenes Gesetz erlassen war betr. Anschluß ausländischer Gemeinden an die altpreußische Kirche.

Das war die Situation, die der Kirchenauschuß vorfand und bei der es auch bis heute verblieben ist. Die Tätigkeit des Ausschusses für die Diaspora war zu meiner Zeit wesentlich ein Anhängsel bezw. eine Erweiterung der oberkirchenrätlichen; vielleicht wird sie am besten als eine Unterstüzung dieser charakterisiert. Mir war das auch nicht anstößig. Der Oberkirchenrat war hier so viel weitherziger und so viel weitsichtiger gewesen als alle anderen, daß nun diese anderen zunächst sehr gut als seine Handlanger mitarbeiten konnten. Aber auf die Dauer durfte es bei dieser Ordnung der Dinge nicht sein Bewenden behalten, nicht sowohl um der Ehre der anderen Kirchen willen als wegen des Kirchenausschusses selbst. Dieser hat sich durchzusetzen als das, was er sein soll. Hier setzte ich ein, und das war das Zweite, das ich aus eigener Initiative unternahm.

Sollte der Kirchenauschuß wirklich in der Welt und das hieß in erster Linie in den Augen aller deutschen Evangelischen in fremden Ländern die zusammenfassende Vertretung der evangelischen Kirchen des deutschen Reiches sein, dann mußte es dahin kommen, daß alle anschußbedürftigen evangelischen Gemeinden bezw. Evangelischen deutscher Nation in ihm ihren Treffpunkt fanden und an ihn ihren Anschluß suchten, nicht aber an diese und jene Landeskirche, was zwar der alten Zersplitterung, nicht aber dem neuen Tatbestand entsprach. Und das um so mehr, als die Gemeinden, um die es sich hier handelte, sich nicht aus Preußen oder Sachsen oder Bayern zusammensetzten, sondern aus Staatsangehörigen der verschiedensten deutschen Lande.

Nun schien freilich solcher sachgemäßen Ordnung eins von vornherein entgegenzustehen — der Kirchenauschuß als solcher

hatte keine Geistlichen zur Verfügung, keine doch unter Umständen erforderliche Disziplinargewalt, verfügte über keine Emeritierungs- und Reliktenkassen. Dem ließ sich aber m. E. unschwer durch die Ordnung abhelfen, daß alle vom Kirchenauschuß in die Kolonien oder in das Ausland entsandten Geistlichen persönlich ihren amtlichen Anschluß behielten an die Kirche, der sie entstammten. Sie blieben der Aufsicht ihrer bisherigen Behörde unterstellt, die diese auf Veranlassung und Benehmen mit dem Kirchenauschuß zu üben hätte; sie blieben den Rassen ihrer heimischen Kirche nach Recht und Pflicht angeschlossen; diese Kirche hätte sie nach wohlverbrachten Auslandsjahren, falls sie nicht ihr ganzes Amtsleben im Ausland zuzubringen vorzögen<sup>1)</sup>, unter Anrechnung ihrer Dienstjahre in den heimischen Dienst zurückzunehmen. Ich sah nicht, weshalb sich nicht diese Ordnung sehr wohl alsbald durchführen ließe, wenn — man wollte. In dem Sinn richtete ich nicht lange nach meinem Eintritt ein Schreiben an den Kirchenauschuß. Dasselbe fand bei dem Vorsitzenden, soweit ich mich entsinne, eine wohlwollende Aufnahme.

Es zeigte sich aber, daß in stärkerem Maß, als ich es angenommen hatte, eine Reihe von Landeskirchen, auch solche von erheblicher Bedeutung, nach Lage ihrer Gesetzgebung auf eine solche Ordnung einzugehen überhaupt nicht imstande waren. Das hemmte momentan praktische Schritte. Auch das altpreussische, auf die Auslandsgemeinden bezügliche Gesetz bedurfte im Hinblick auf eine Ordnung wie die von mir vorgeschlagene einiger Aenderungen, aber die hielt ich für unschwer erreichbar. Der Vorsitzende sagte mir, daß er schon früher im Geschäftsbericht aufgefordert habe, sich in den Einzelkirchen auf solche Möglichkeit zu rüsten. Er werde das wiederholen, wie das dann auch geschehen ist.

Dabei beruhigte ich mich einstweilen. Ich bemerkte aber nicht, daß in anderen Kirchen inzwischen Wesentliches in dieser Richtung geschah. Manche schlafen wohl heute noch ihren Kontinentalschlaf. Hoffentlich kommt in nicht zu ferner Zeit die Stunde, da auch sie erwachen. Aber — so fragte ich mich nach weiterem Verlauf — weshalb auf dieses Erwachen warten? Die überwältigende Majorität des evangelischen Deutschlands war vorzugehen in der Lage. Daraufhin sollte vorgegangen werden. Bei der Versorgung unserer Auslands- und Kolonialgemeinden würden dann die Geistlichen der noch schlafenden Kirchen außer Betracht bleiben, so lange bis auch diese Kirchen sich entschließen würden, nicht länger die anderen allein die Lasten tragen zu lassen, die auch ihre Lasten

<sup>1)</sup> Auch das, wie es in solchem Fall mit Pensionierung und Reliktenversorgung würde zu halten sein, hätte sich leicht ordnen lassen.

waren<sup>1)</sup>. Diesbezügliche Gedanken fingen, wenn ich nicht irre, auch anderweitig an sich zu regen. Ich faßte den Entschluß, einen neuen Vorstoß zu wagen. Da brach der Krieg aus. Der gebot Schweigen. Während des Krieges schied ich aus meinem Amt und damit auch aus dem Kirchenausschuß und das heißt aus der Möglichkeit, in dieser Richtung weiter tätig zu sein.

So oder so aber wird sich das Erforderliche hoffentlich durchsetzen. Wie bald — steht dahin. Einstweilen sind wir ohne Kolonien. Aber die Zahl der Auslandsdeutschen wird gewaltig wachsen. Das verstärkt die Dringlichkeit unserer Fürsorge für die deutschen Evangelischen im Ausland.

Und die hierfür erforderlichen Mittel? Diese leistete der bisherige Kirchenausschuß aus einem Fonds, den freie Gaben großen Stils ihm gefüllt hatten. Auf eine Fortsetzung, jedenfalls auf eine ausreichende Fortsetzung solcher Füllung war aber und ist nicht zu rechnen. Ebensowenig wird er darauf rechnen dürfen, die ihm nötigen Mittel in der Weise zu erhalten, wie der Gustav Adolf-Verein seine Mittel erhält. Dieses letztere ist stark bedingt durch den „freien Verein“. Einer Behörde gegenüber macht sich die Empfindung geltend, daß ihr andere Wege zu Gebote stehen, um die ihr nötigen Mittel zu beschaffen. So ist es auch. Eine Behörde hat die für ihre Aufgabe erforderlichen Mittel auf dem Wege der Kirchensteuer zu empfangen. Auch die finanzielle Hilfe, welche die evangelischen Kirchen durch Vermittlung des Kirchenbundes den deutschen Evangelischen im Ausland zu leisten sich werden verpflichtet sehen, wird auf dem Steuerwege zu beschaffen sein unter billiger Berücksichtigung, ob bezw. wie weit die einzelnen Landeskirchen, die die Mittel aufzubringen haben, in ihrem eigenen Bereich eine Diaspora zu versorgen haben oder nicht. Für ein kräftiges Vorgehen nach dieser Richtung wird aber jetzt erst die finanzielle Gesundung Deutschlands abzuwarten sein. Inzwischen tue man, was man kann.

---

Nach meinem Ausscheiden aus dem Kirchenausschuß im Sommer 1917 habe ich noch einen kleinen Nachsommer meiner Kirchenausschustätigkeit erlebt.

Als der Kirchenausschuß sich nach dem Ausbruch der deutschen Revolution unter der Einwirkung ihrer Folgen entschloß, in Gemeinschaft mit allerlei freien Organisationen einen vorbereitenden Kirchentag im Februar 1919 nach Kassel zu berufen, berief der Kirchenausschuß unter den als Einzelpersönlichkeit Berufenen auch mich. Ich hatte an solches nicht gedacht, war aber davon um so

---

<sup>1)</sup> Gerade ein solches Vorgehen hätte dazu dienen können, ihnen ihre Rückständigkeit zum Bewußtsein zu bringen.

freudiger überrascht. Was in Rassel zusammenkam, war eine kirchlich bunte, aber um so interessantere Gesellschaft. In Rassel wurde ich in den Ausschuß gewählt, der den ersten deutschen evangelischen Kirchentag vorbereiten sollte, und in diesem zum Hauptreferenten bestellt für die Frage, was zu tun sei, um die christliche Volksschule zu erhalten. Ich figierte Thesen, die mit den verschiedenen Möglichkeiten rechneten und angaben, wie in jedem einzelnen Fall die Kirche sich zu stellen, was sie zu tun habe. Ähnlich meine beiden Korreferenten, Oberkonsistorialrat D. Traub in Stuttgart und Pfarrer D. Jeremias in Leipzig. Leider konnte ich an den beiden ersten Tagungen des Schulausschusses in Berlin nicht teilnehmen, an der ersten nicht wegen der damals elenden Verkehrsverhältnisse, an der zweiten deshalb nicht, weil die feindliche Besetzung Badens drohte. Inzwischen war durch Herangerufene, unter dem Titel „Sachverständiger“ herangerufene Lehrer, in dem Ausschuß trotz unserer Thesen das ganze Thema verrückt worden; was auf diese Weise herausgekommen war, war wesentlich ein Lehrplan für den Religionsunterricht, ein Werk der Schultechnik, nicht der Schulverwaltung.

Als dann in der Trinitatiswoche die dritte Tagung stattfand und zwar in Eisenach, ging ich trotz erneut drohender Besetzung hin, um zu retten, was zu retten war. Ich sage so, wie ich sage, weil hier in der Tat nicht Schultechnik, sondern Schulverwaltung zu sprechen hatte. Meine weitere Mitarbeit machte ich stillschweigend davon abhängig, ob der Schulausschuß sich jetzt noch in kompromißartiger Wandlung dazu entschließen werde, (1) auch den Fall, daß der christliche Religionsunterricht seitens der Staatsschule versagt werde, ins Auge zu fassen, (2) angesichts der Bestimmungen der neuen Reichsverfassung für die Konfessionschule einzutreten, — in den neuen Thesen war das nur sehr zahm geschehen — und (3) energisch der drohenden neuen Staatstyrannie gegenüber das Recht der Privatschule geltend zu machen. Zu meiner Freude ging der Ausschuß auf alle drei Momente ein, ließ sich sogar willig finden, die lehrplanmäßigen Bestimmungen in den Hintergrund zu schieben und die Merkmale einer liberalen Tendenz in diesen Bestimmungen im Interesse der Objektivität auszumerzen. So entstand unter meiner Mitwirkung die Vorlage, die dann auf dem ersten deutschen evangelischen Kirchentag in Dresden im Anfang September 1919 zur Verhandlung kam und im wesentlichen — unter Streichung der Lehrplansätze als nicht hergehörig — angenommen wurde. Ich vertrat persönlich diese Vorlage in Dresden von der Erwägung aus, daß, wenn der in dieser geforderte Religionsunterricht zu erreichen wäre, dies das Erwünschte sein würde, für den Fall aber, daß das versage, in der Vorlage doch das Nötige gesagt war. Manche konnten sich mit dieser Vorlage,



die ein Kompromiß war, nur schwer befreunden; etliche wollten überhaupt nichts mehr wissen von einem von der Schule selbst zu erteilenden Religionsunterricht, reklamierten denselben vielmehr insgesamt für die Kirche — so auch der erste Korreferent. Diese aber würdigten m. E. nicht ausreichend, daß mit einigen Religionsstunden als solchen der christliche Charakter der Schule nicht gesichert ist. Absichtlich habe ich durch mein Verhalten in dieser Sache, ja durch meine Gesamthaltung auf dem Kirchentag, an meinem bescheidenen Teil dazu beigetragen, daß wir in der Schulsache zusammenblieben <sup>1)</sup> und nicht ein Bruch zwischen Altprotestantismus und Neuprotestantismus eintrat. Vielleicht ist der auf die Dauer nicht zu umgehen. Aber nicht nur schien es mir geboten, die gegenwärtige schwierige Lage der Kirche nicht mit diesem Bruch zu belasten; es waren für diesen auch die Verhältnisse in den Gemeinden m. E. nicht reif. Vielleicht — daß die Schulsache und die Minoritätenangelegenheit die Reife herbeiführen.

Die Frage des Minoritätenschutzes war unter den Fragen des Kirchentages die, an der ich mich aus eigener Initiative beteiligte, und zwar durch das Bemühen, drohender kirchenpolitischer Verflachung wie drohender bürokratischer Verpfuschung des Minoritätenschutzes vorzubeugen und eine Behandlung desselben im Sinne der Freilassung und des Wohlwollens zu erreichen. Da diese Verhandlung — die letzte — über das Knie gebrochen zu werden drohte, begnügte ich mich damit, einen Abänderungsantrag schriftlich vorzulegen, diesen kurz zu begründen und zu bitten in den schon vorgelegten Antrag, die Sache dem Kirchenausschuß zu überweisen, die Worte: „nebst den Abänderungsanträgen“ aufzunehmen. So weit ich sehe, ist dieses Bemühen auch nicht ohne jede Frucht geblieben.

Wie an dem ersten so war ich auch am zweiten deutschen evangelischen Kirchentag, dem in Stuttgart beteiligt. Hier wandte ich mein Hauptinteresse der Verfassung des zu schließenden Kirchenbundes zu. Dieselbe repräsentiert einen recht großen Apparat; der war und ist indes einstweilen notwendig, um auch den weniger zugewandten Landeskirchen durch eine weitgehende Sicherung ihrer Selbständigkeit zu ermöglichen, dem Bunde mit Freudigkeit beizutreten. Wenn einmal diese Anfangsschwierigkeiten überwunden sein werden, dürfte es sich empfehlen, anstelle von Kirchentag und Kirchenbundesrat wieder einen einheitlichen Kirchentag zu bilden, in dem dann die Kirchenregierungen eine angemessene Vertretung zu finden haben, und aus diesem Kirchen-

<sup>1)</sup> Noch viel eingehender ist dann diese Schulfrage auf dem Kirchentag in Stuttgart und zwar hier ohne meine Mitwirkung verhandelt worden, wie das der inzwischen veränderten Gesamtinstitution entsprach.

tag in geeigneter Weise einen Kirchenauschuß herauszusetzen, der dann auch nicht so groß zu sein braucht wie der in der jetzt vorliegenden Verfassung vorgesehen<sup>1)</sup>.

## 6. Freie Arbeit der Kirche.

Die Arbeit der Kirche erschöpft sich nicht in der in Verwaltung von Wort und Sakrament sich auswirkenden Seelsorge. Die Kirche schuldet ihren hilfsbedürftigen Gliedern den Dienst bewahrender, helfender, rettender Liebe; sie schuldet ihren Gliedern in der Zerstreuung Stütze und Förderung in ihrem kirchlichen Bestand; sie schuldet den Völkern der Erde das Evangelium. Die kirchliche Arbeit im engeren Sinn ist kirchengesetzlich geordnet und untersteht der Aufsicht und Leitung der kirchlichen Behörden. Die freie Arbeit der Kirche in allen drei hier gezeichneten Richtungen ist in Freiheit erwachsen und wird von frei gewählten Organen geleitet. Zwar war einiges uralte der Kirche eigen; so die kirchliche Armenpflege. Diese ist, ob auch in bescheidenem Maß, auch den Kirchenvorständen von heute zugewiesen; hinzugefügt ist die Gefangenensfürsorge. Neuerdings hat sich, nachdem schon lange die Diakonissenarbeit in freiem Anschluß an die Kirche unter uns gewaltet hat, das Diakonenamt, das Amt des Gemeindegeldes, angefangen, sich in unseren Gemeinden durchzusetzen. Aus der freien Diasporapflege sind Züge verkirchlicht worden, wovon im vorausgehenden Abschnitt die Rede war. Am freiesten waltet und wirkt unter uns auch heute noch die Arbeit der Mission.

Aber ob auch freie, Arbeiten der Kirche sind und bleiben auch diese Arbeiten. Sie schöpfen aus den Quellen der Kirche und teilen der Kirche letztes Ziel. Es ist die mehr oder weniger lebendige Gemeinde, die sie treibt. Die offizielle Kirche fördert und stützt sie. Ihre, der Kirche, Diener sind in der Regel unter den Trägern derselben nicht die letzten.

Ob und wie in diesen Beziehungen jetzt, nachdem die Kirche frei geworden, dieses oder jenes sich ändern wird, ist bedingt durch die künftige Gestaltung der Kirche. Eine gewisse Freiwilligkeit und Bewegungsfreiheit wird allemwege zu den Lebensbedingungen dieser Betriebe gehören. Einstweilen hat es überhaupt bei dem Bestehenden zu verbleiben.

Auch ich habe mich an dieser freien Arbeit der Kirche beteiligt, und was ich so getrieben, davon will ich hier einiges erzählen.

Am wenigsten habe ich mitgearbeitet in der Diasporapflege.

<sup>1)</sup> Vergl. Randglossen zum Kirchentag in Stuttgart. Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung 1921 Nr. 44—46.

Als Nordschleswigscher Pastor habe ich mich bemüht, diesem Werk auch in Nordschleswig Bahn zu brechen. Unter den deutschen Nordschleswigern nicht ohne Erfolg; unter den dänischgesinnten wirkten die politischen Verhältnisse hemmend, und zwar je länger, um so mehr. In den siebziger Jahren, als ich in Apenrade amtierte, feierte dort der schleswig-holsteinische Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung sein Jahresfest. Es wurde beides deutsch und dänisch gepredigt. Auch die Dänen beteiligten sich. So etwas war damals noch möglich. Ja, als wir am zweiten Tage einen Ausflug<sup>1)</sup> machten nach einem herrlichen Aussichtspunkt auf der Halbinsel Voit, sammelte sich auch dort eine nicht geringe Schar dänischer Nordschleswiger, denen ich von dieser Liebesarbeit allerlei sagen durfte unter Betonung, daß wir in derselben weder des deutschen noch des dänischen Reiches Politik trieben, sondern die Politik des Reiches Gottes. Als Generalsuperintendent habe ich Jahrzehnte lang dem Vorstand des schleswig-holsteinischen Hauptvereins angehört, auch der Sache hin und her durch Wortverkündigungs gediene. So auch auf dem großen deutschen Gustav Adolf-Fest in Augsburg 1906. Meine eigentliche freie Arbeit aber lag auf anderen Gebieten.

Am nächsten standen mir die zwei Hauptwerke der Kirche, die Diakonie und die Mission. Für diese opferte ich persönlich mehr als für irgend welche andere. Ihnen sonderlich zu dienen war ich sonderlich bedacht. Daran ließ ich mich auch dann nicht irre machen, als später Menschlichkeiten in dem Verhalten der Vertreter des Flensburger Diakonissenhauses und des Breklumer Missionshauses mir diesen Anstalten gegenüber eine gewisse Zurückhaltung auferlegten.

Am frühesten trat die Mission in meinen Gesichtskreis. In Apenrade pflegte ich das, was mein Vorgänger, selbst von Haus aus Missionar, ins Leben gerufen hatte. Ein persönlich überzeugter und für die Sache begeisterter Missionsmann wurde ich aber erst durch Warneck, dessen Allgemeine Missionszeitschrift ich von ihrem Erscheinen an hielt und las. Als Pastor Jensen in Breklum sich entschloß, für unser Land eine eigene Mission ins Leben zu rufen, wandte er sich auch an mich. Ich aber mehrte ab. Ich verkannte nicht, daß es für unsere Kirche erwünscht sei, eine ei-

<sup>1)</sup> Einen solchen mit dem kirchlichen Fest zu verbinden war damals Brauch. Auch trug das gemeinsame Mittagessen am eigentlichen Festtag einen festtägigen Charakter. Das Gustav Adolf-Fest, damals das einzige kirchliche Fest in Schleswig-Holstein, galt als eine Art Sommervergnügen der Pastoren, an dem die Bewohner des Festorts sich stets gern beteiligten. Zu den Festausschüssen, die ein solches Fest vorbereiteten, gehörte auch ein Vergnügungsausschuß. Ich hielt mich später, da ich solche Mischung von geistlich und weltlich nicht liebte, zumeist zurück. Jetzt ist diese Mischung unter uns längst überwunden.

gene Mission zu besitzen, aber im Interesse der Mission als solcher hielt ich es nicht für richtig, immer wieder neue Missionsanstalten ins Leben zu rufen, vielmehr für geboten, die vorhandenen Kräfte draußen auf dem Missionsfeld zu konzentrieren und zu Hause einen neuen Apparat erst dann zu schaffen, wenn die Missionsgesellschaften, die wir bisher zu unterstützen pflegten, saturiert wären; auch kam ich nicht darüber hinweg, daß unter einem solchen Unternehmen die von uns bisher unterstützten Missionen (Barmen, Gofner, Hermannsburg, Brüdergemeinde) leiden würden. Jensen sagte mir zwar, er wolle denen nichts nehmen. Ich glaube auch, daß das von ihm aufrichtig gemeint war. Aber ebenso klar sah ich, daß das auf Selbsttäuschung beruhte. Die Diskussion wurde eine allgemeine. In dieser wurde mir entgegengehalten, daß bei Geltung meiner Grundsätze viele der heute bestehenden gesegneten Missionshäuser nicht würden entstanden sein. Sonderlich verwies man mich auf Hermannsburg, aber gerade von Hermannsburg hatte ich gelernt, was ich vertrat. Ich blieb fest, hatte auch m. E. guten Boden unter den Füßen. Wenn jede Landeskirche von einer bis anderthalb Millionen Seelen — mehr zählte unsere Kirche nicht — darauf besteht, eine eigene Mission zu haben, wird, sofern nicht unsere Landeskirchen ganz anders lebendig werden, als sie es sind, die Mission zweifellos unter einer Hypotrophie von Anstalten leiden. Zu jener Zeit besuchte mich in Apenrade der Inspektor der Gofnerschen Mission, Plath. Ich trug ihm die Sache vor. Er meinte: nur immer mehr Anstalten! Das war selbstlos und das schätzte ich. Aber als dann später gerade auch die gesegnete Gofnersche Mission in besondere finanzielle Not geriet, gedachte ich unwillkürlich jenes Gesprächs. Auch der Ausfall Schleswig-Holsteins hatte hier mitgewirkt. Etwas später, d. h. nach dem Besuch Plaths, machte ich eine anderweitig begründete Studienreise, die mich u. a. auch nach Barmen führte. Dort suchte ich Fabri auf. Dieser, damals unser bedeutendster Missionsmann, zürnte Jensen nicht, wiewohl auch ihm Verlust drohte; aber er billigte meine Grundsätze. „Rein sachlich angesehen“, sagte er mir, „sind die Verhältnisse dann gesund, wenn etwa ein Fünftel des Gesamteinkommens von der Heimat verbraucht wird.“ Jensen ging selbstverständlich seine Wege. Verirren ließ er sich nicht, wenn er auch im Anfang wohl einmal schwankte; so plante er eine Zeit lang, die von ihm gegründete Anstalt in den Dienst der inneren und der äußeren Mission zu stellen. Später gab er das auf. Jensen und ich blieben trotz dieser Differenz gute Freunde. Als er einen Missionsvorstand zu bilden sich anschickte, schrieb er mir, ob ich nicht eintreten wolle. Das war charakteristisch für Jensen. Meinerseits aber fühlte ich mich verpflichtet, die Interessen der Mission so wahrzunehmen, wie



ich es für richtig hielt, und lehnte ab. Aber damit auch genug. Jenseus Unternehmen zu bekämpfen hielt ich jetzt nicht mehr für angezeigt. Ich wartete die Entwicklung ab und arbeitete weiter wie bisher. So entsprach es auch der Stellung meiner Gemeinde; ein Interesse für Breklum war damals in Apenrade nicht erwacht.

Jensen drang, wie bekannt, durch. So ging es ihm nicht immer. Später wollte er ein Privatgymnasium gründen. Auch an mich wandte er sich. Ich und andere waren bereit mitzutun, wünschten die Sache aber klüger anzufangen, als er es plante. Neumünster hatte damals noch kein Gymnasium, aber wünschte ein solches. Daran wollten wir anknüpfen. Das bot infolge von Neumünsters städtischer Unterstützung eine große finanzielle Erleichterung. Zudem war Neumünster infolge seiner Lage weiten Kreisen zugänglich. Endlich hielten wir diese Stadt für einen erziehllich geeigneteren Ort als das Dorf Breklum. Aber das alles machte auf Jensen keinen Eindruck. Er folgte seinem *δαμόνιον*. Schließlich scheiterte er, ohne daß wir ihm entgegenarbeiteten.

Daß er mit seinem Missionsplan besser durchdrang, war kaum darin begründet, daß er hier größere Klugheit hatte walten lassen. Die Ortsfrage — er würde auch hier unter allen Umständen an Breklum festgehalten haben — war in diesem Fall von geringerer Bedeutung. Was ihm in dieser Sache half, war, daß dieses Unternehmen als solches alten Boden in Schleswig-Holstein hatte. Die Missionsfreunde unseres Landes, welche die Errichtung einer eigenen Missionsanstalt schon öfter erwogen hatten, sonderlich die Stillen im Lande, fielen ihm scharenweise zu. Erwägungen wie die von mir geltend gemachten machten durchweg diesen braven Leuten kein Kopfzerbrechen. Auch unter den Pastoren überwog das Interesse an einer eigenen Mission. So setzte sich die Sache allmählich durch, betrieben von der ehrlichen und tatkraftigen Jesusliebe unseres lieben Jensen. Erster Missionsinspektor ward Höber, ein von mir geschätzter Mann. Ob er nicht zu dem und jenem einmal den Kopf geschüttelt hat — das weiß ich nicht. Er und Jensen waren schon seit der Studentenzeit gute Freunde. Als dann die Zeit gekommen war, daß die erste Auswanderung stattfinden sollte, wurde hierfür das Bastarland in Indien in Aussicht genommen. Einer der ersten Ausgesandten, unser jetziger lieber und trefflicher Missionssenior Bohl, hat die Anfänge unserer Mission uns später in einem feinen, anziehenden Büchlein <sup>1)</sup> ganz so, wie sie waren, geschildert. In das lebhafteste Interesse, mit dem ich, längst persönlich der Breklumer Mission zugetan, das Büchlein las, mischte sich Mitleid mit den so übel beratenen

<sup>1)</sup> Bohl: Aus den Anfängen unserer Mission. Erschienen im Missionsverlag zu Breklum.

Sinausgesandten und ein wenig Ergrimmen, daß die Missionsleitung die Frage des Missionsfeldes so leicht hin entschieden hatte. Auch in den Arbeiten des Reiches Gottes soll man den Verstand nicht verachten. Aber Gott siehet das Herz an und nicht den Verstand. So hat er auch hier getan und trotz allem das Werk gesegnet, und das danken wir ihm.

Als Jensens Missionsunternehmen dahin gediehen war, daß Missionare ausgesandt wurden und diese auf dem Missionsfeld so oder so Fuß gefaßt hatten — inzwischen war Grønning an des verstorbenen Höbers Stelle Missionsinspektor geworden — änderte ich meine Stellung. Konnte es fraglich sein, ob das reine Missionsinteresse seinerzeit uns die Gründung einer eigenen Mission gestattete, jetzt war es nicht fraglich, daß, nachdem die Sache so weit gediehen, die möglichst kräftige Durchführung des einmal Unternommenen im Interesse auch der Mission als solcher lag. Ich wandte mich daher jetzt nicht nur persönlich der Breklumer Mission zu, sondern vertrat auch von da an in unserm Lande den Gedanken, daß sich alle Missionsfreunde in Schleswig-Holstein jetzt um Breklum zu scharen hätten, frühere Verbindlichkeiten nach Möglichkeit lösend. Als unser „nordschleswigscher“<sup>1)</sup> Missionar Paul Petersen, um dessen Arbeit in Tirupaty sich die nordschleswigschen Missionsfreunde bisher gesammelt hatten, unvermutet früh starb, machte ich sogar den Versuch, den derzeitigen Vorsitzenden dieser Mission, Pastor Clausen-Düppel — wir trafen uns damals auf Schackenburg — zu bewegen, Tirupaty als wohlausgestattetes Geschenk Hermannsburg zur Alleinverwaltung zu übergeben — Hermannsburg konnte das tragen — und das nordschleswigsche Missionsinteresse auf die Breklumer Mühle zu leiten. Pastor Clausen aber lehnte das ab. Politische Rücksichten spielten mit.

In Breklum hatte der Missionsinspektor wieder gewechselt. Wir hielten das auch für gut. Jensen und Grønning waren zu verschiedene Naturen, als daß sie auf die Dauer hätten zusammen arbeiten können. Meine Hoffnung war freilich, daß Grønning, der jetzt nach Indien ging in die Mission, in der einst sein Vater gearbeitet hatte und in der er geboren war, dort etwa ein Jahrzehnt tätig sein und dann zu uns zurückkehren würde, um den alten Posten als einen, der die Missionsarbeit gründlich kennen gelernt hatte, wieder zu übernehmen. Jensen und er würden dann beide so viel älter geworden sein und würden sich, so hoffte ich, dann

<sup>1)</sup> Ehe Breklum auftauchte, hatte Pastor Wacker die sogen. nordschleswigsche Mission gegründet, die sich um Tirupaty in Indien konzentrierte, eine Hermannsburgersche Missionsstation, die von Nordschleswig unterhalten wurde. In der ersten Zeit war das Interesse für diese Mission in Nordschleswig sehr lebendig; in Förderung desselben war ich Wackers treuer Genosse; später hat Breklum das größere Interesse gewonnen.

besser zusammenfinden. Leider wurde diese Hoffnung durch Grönings viel beklagten frühen Tod draußen auf dem Missionsfelde vernichtet.

Der neue Missionsinspektor, Pastor Ziens, war ein tüchtiger, auch theologisch durchgebildeter Mann. Er war Jensen geistig überlegen, verstand aber nicht, Sympathie zu gewinnen, namentlich nicht in den Kreisen der kleinen Leute, die den Hauptstamm der Breklumer Missionsfreunde bilden. Die Freundschaft zwischen ihm, den Jensen sich selbst gesucht hatte, und Jensen ging nur zu bald in die Brüche. Es kam so weit, daß die Mission sich spaltete. Ziens hatte korrekt gehandelt. Es war daher nicht anders möglich, als daß der aus objektiv urteilenden Männern bestehende Vorstand — als Generalsuperintendent gehörte auch ich auf Grund frei bestimmter Sakung ihm an — an Ziens festhielt. Die weiteren Kreise der Missionsfreunde aber sahen in Ziens trotz hingebender Arbeit vielfach den Zerstörer von Jensens Werk und hielten zu Jensen, der weder mit Ziens zu tun haben, noch die Mission fahren lassen wollte. Das gab höchst unerquickliche, auch gefährliche Verhältnisse. Wir alle mußten wünschen, daß Ziens, mit dem sich die Mission nicht durchführen ließ, seine Stellung freiwillig aufgäbe. Auch Ziens erkannte die Unhaltbarkeit seiner Lage und kehrte ins Pfarramt zurück. Wer sollte nun Missionsinspektor werden? Mein Auge richtete sich auf Pastor Bahnsen in Bülberup. Dem traute ich zu, daß er werde zu Jensen die rechte Stellung zu gewinnen und in den verschiedenen in Betracht kommenden Kreisen Eingang zu finden wissen, kurz: der Mann sein, die verfahrenen Sache wieder ins rechte Geleise zu bringen. Eine Visitationsanwesenheit in Bülberup benutzte ich, um unverbindlich mit ihm über eine eventuelle Nachfolge zu reden. Er war nicht ohne Neigung, aber auch nicht ohne Bedenken. Ich hatte den inneren Mut, ihm zu sagen, hier läge seine Aufgabe, und stellte ihm für eine eventuelle spätere Rückkehr in den Kirchendienst meinen Einfluß zur Verfügung. Ob ich — auch andere werden in demselben Sinn auf ihn eingewirkt haben — seinen Entschluß beeinflusst habe, habe ich nie gefragt, aber er kam und erfüllte voll die Hoffnung, die ich an sein Kommen geknüpft hatte. Als Pastor Bahnsen dann in eine andere Stellung im Missionsdienst übergang<sup>1)</sup>, wurde Pastor Bracker, ursprünglich ein liberaler Theologe,

<sup>1)</sup> Pastor Bahnsen vertrat und vertritt den Gedanken: durch Evangelisation zur Mission. Darin liegt ja zweifellos die übrigens auch von anderen Missionsmännern erkannte Wahrheit, daß Interesse für Mission nur da sich finden kann, wo das Evangelium Leben geweckt hat. Das besagt aber nun doch nicht, daß man in der heimischen Missionsarbeit vor allem Evangelisation treiben soll; die Mission selbst wirkt evangelisatorisch; jedenfalls hat in der heimischen Missionsarbeit die Mission selbst im Vordergrund zu stehen.

jetzt ein ausgeprägter Vertreter der oben charakterisierten Inneren Mission Nordschleswigs, sein Nachfolger. Er war schroffer als Bahnsen, aber als offener und lauterer Charakter mir herzlich lieb. Durch Bracker kam mehr von dem schroffen Geist der Inneren Mission, den Wacker in sie hineingetragen hatte, auch in Breklum zur Geltung. Das tat mir leid und wirkte entfremdend. Hinzu kam, daß ich nach meiner Berufung in die Eisenacher Kirchenkonferenz mich an dem jährlichen Missionsfest nicht mehr beteiligen konnte, da dieses stets zu einer Zeit gehalten wurde, in der die Konferenz tagte. Auch war auf Grund einer 1908 von mir herausgegebenen, von Pastor Bracker mißverstandenen und mißdeuteten Schrift eine gewisse Spannung eingetreten, die sich nicht auf seine Person beschränkte. Manche Missionsleute waren gegen mich fanatisiert worden. Aber das alles hat mich nicht gehindert, die Breklumer Mission nach wie vor zu fördern, so weit ich das vermochte. Ganz abgesehen davon, daß ich als Kirchmann mich von anderen Motiven leiten ließ als denen persönlicher Sympathie, mußte ich die Breklumer Arbeit in ihrer Art zu schätzen. Selbstlosigkeit, Arbeitstreue und Gebetsernst charakterisierten die heimischen Vertreter dieser Arbeit. Die Missionare, die ich fast alle examiniert und ordiniert habe, waren durchweg treffliche Männer. Das Werk war von Gott gesegnet, wenn auch nicht ganz in dem Sinn, wie das in den spezifisch Breklumer Kreisen geglaubt und als etwas ganz Besonderes gefeiert wurde. Diese Kreise mußten nicht oder übersahen, daß unsere Mission ihre Anhänger vorzugsweise in der niedersten Kaste fand und daß in dieser sich nicht nur auf unserem Gebiet, sondern weithin in Indien ein starker Zug zum Christentum regte, und zwar ein Zug, der nicht nur religiös bestimmt war.

Der Flensburger Diakonissenanstalt war ich seit ihrem Entstehen ein warmer Freund gewesen, war in einer kritischen Zeit derselben mit meiner Person — als „ihr Ritter“, wie Propst Ziese sagte — für sie eingetreten; leider legte mir jetzt Wackers Stellungnahme mir gegenüber eine gewisse Zurückhaltung auf. Innerhalb der damit gegebenen Schranken habe ich ihr nach Kräften zu dienen gesucht, auch über sie meine Hand gehalten, ohne daß sie selbst das mußte oder Wacker je davon erfuhr. Es entsprang der starken Subjektivität Wackers, der zwischen einem Besitz nach Privatrecht und einem solchen nach öffentlichem Recht so wenig zu scheiden mußte, wie unser früherer gemeinsamer Propst Göttig, daß er seine persönlichen Interessen und die der Anstalt stark unter einander mengte. Wie er geneigt war, die Stellung zur Anstalt nach der Stellung zu seiner Person zu bemessen, so hielt er sich für befugt, für seine Parteiversammlungen theologischer und kirchenpolitischer Art die Räume der Anstalt in An-



spruch zu nehmen. Das ärgerte verschiedene Herren, die mit der Anstalt zu tun hatten. Ein hoch angesehenes Mitglied des Landesausschusses wandte sich an mich als den Vorsitzenden mit dem Ersuchen, dagegen einzuschreiten. Sachlich war er im Recht. Trotzdem lehnte ich ab. Es würde einen großen Kampf und allerlei Bruch gegeben haben. Wacker würde das nicht nur als einen Eingriff in heilige Rechte, sondern auch als einen Angriff auf das wahre Christentum, auf den „ganzen Glauben“ aufgefaßt und dafür zweifellos viel Zustimmung in seiner Schwesternschaft gefunden haben. Auf das alles wies ich den Antragsteller hin und sagte ihm, schließlich sei dieses Verfahren Wackers von zu geringer Bedeutung, als daß um dessen willen die Anstalt den mit einem solchen Vorgehen verbundenen Erschütterungen ausgesetzt werden dürfe.

Zu der trefflichen Frau Oberin stand ich stets in ungetrübten Beziehungen. Die Schwesternschaft schätzte ich herzlich; nahe Verwandte von mir gehörten ihr ganz oder teilweise an.

Wer zu einer solchen Anstalt in gewissen übergeordneten Beziehungen steht, soll sich hüten, um persönlicher Wünsche willen die Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit derselben zu gefährden. Eine solche Arbeitsgemeinschaft ist ein kräftiges und doch wieder ein zartes Ding. Sie will daher auch zart angefaßt sein. Von solcher Wertung der Dinge aus lag es mir, als Wacker ging und ein Nachfolger bestellt werden sollte, völlig fern, den mir zustehenden doppelten Einfluß einzusetzen, um wo möglich einen Nachfolger nach meinem Herzen zu erreichen<sup>1)</sup>. Ich wollte, wissend, was ein Pastor für solche Anstalt bedeutet, selbst nur einen Nachfolger, der der Frau Oberin und der Schwesternschaft willkommen war. Diesen Grundsatz durchzuführen ward mir um so leichter, als ihre Wünsche sich auf einen Mann richteten, den auch ich für geeignet hielt, ja, der, ob er auch zu den von Wacker gegen mich beeinflussten Geistlichen gehörte, doch mir persönlich lieb und wert war.

Es lag ein kleines Stück Tragik darin, daß ich gerade in den beiden Zweigen der freien Arbeit der Kirche, die meinem Herzen am nächsten lagen, nicht so frei und kräftig dienen konnte, wie ich das gern getan hätte, sondern gerade ihnen gegenüber mir eine gewisse Zurückhaltung auferlegen mußte.

Aber was ich da nicht fand, wo ich es suchte, das wuchs mir

<sup>1)</sup> Wacker hätte ich schon vor Jahren los werden können. Er wollte, als er noch rüstig war, sich pensionieren lassen, nach Berlin übersiedeln und dort als Schriftsteller tätig sein. In diesem Sinn verhandelte er mit mir; ich aber hielt ihn fest, weil ich das für das Interesse der Anstalt hielt.

auf anderen Gebieten der freien Arbeit der Kirche ungesucht zu. Wie ich in meiner amtlichen Arbeit andere Wege als die meiner Wahl geführt wurde, so auch in meiner Beteiligung an der freien Arbeit der Kirche.

Als ich Pastor in Apenrade war, erschien bei mir der alte Orgelbauer Jakobsen aus Hadersleben, trug mir vor, daß wir für Nordschleswig ein Rettungshaus brauchten, ein Asyl, wie man im Norden sagt, und bat mich die Herstellung eines solchen in die Hand zu nehmen. Ich erklärte mich bereit hier erforderliche Dienste zu leisten, vor allem aber käme es an auf einen für die Arbeit geeigneten Mann; der sei wichtiger als das Haus; ob er einen geeigneten Hausvater wüßte. Einen solchen wußte er nicht. Wir einigten uns dann dahin, einstweilen unsere Augen offen zu halten in dem Interesse, eine geeignete Persönlichkeit zu gewinnen. Ehe eine solche gefunden war, starb der treffliche Mann. Nach geraumer Zeit kam sein Sohn, damals Pastor in Randrup, zu mir und erzählte mir von einem auf Schackenburg gefeierten Missionsfest. Auf diesem habe er von der Notwendigkeit der Asylsache gesprochen. Man habe sich entschlossen, die Sache in Angriff zu nehmen. Ein geeigneter Lehrer sei gefunden, der bereit sei, einige von uns ihm zu übergebende Kinder in seinem Hause zu erziehen. Das ergäbe zwar kein Asyl, aber man wolle einstweilen andere Bahnen beschreiten, d. h. weitere Familien suchen, die geeignet und bereit seien, dem Beispiel dieses Lehrers zu folgen. Jetzt handle es sich um die Bildung eines Vorstandes. Der junge Graf Schack sei bereit, den Vorsitz zu übernehmen, man bitte mich Schriftführer zu werden. Auf meine Frage, warum er dieses Amt nicht selbst übernehme, erklärte er sich für nicht geeignet. Ich hatte keinen Grund mich zu versagen und sagte zu. Auf einer Versammlung in Rothenkrug wurde dann das Weitere geordnet. Ich nahm an, daß die Arbeit wesentlich auf mir ruhen werde. Graf Schack, den ich nicht kannte, würde der Sache wesentlich seinen vornehmen Namen leihen. In dieser Beziehung aber wurde ich angenehm enttäuscht. Ich lernte Graf Schack zuerst auf einem großen Missionsfest in Broacker kennen, wo er über die Asylsache sprach. Wir traten uns dann näher, und es entwickelten sich die freundschaftlichen Beziehungen, von denen ich schon gesprochen habe. Damals glaubte man aber in Nordschleswig durchweg, daß es gefährdete Kinder in unserem gesegneten Nordschleswig nicht gäbe. Es ging die Rede, Graf Schack und Pastor Raftan reisten in Nordschleswig, verwahrloste Kinder zu suchen, fanden aber keine. Die Sache entwickelte sich langsam, aber sie entwickelte sich. Wir arbeiteten zunächst im Anschluß an den nordschleswigischen Missionsverein; so hielt es auch, soweit Nordschleswig in Frage kam, damals die Diakonie (Flensburger Anstalt).

Im Jahre 1879 erhielt ich das Harmfianum<sup>1)</sup>; das benutzte ich, um die Arbeit an der verwahrlosten Jugend namentlich im weiteren Deutschland, aber auch in Dänemark und der Schweiz zu studieren<sup>2)</sup>.

In Deutschland konzentrierte ich mein Interesse auf die Rettungssache. Daß ich zugleich der Brüdersache näher trat, beruhte auf dem innigen Zusammenhang dieser beiden. Ich war mit Empfehlungen reich ausgerüstet, besonders durch den mir befreundeten Mitarbeiter Wicherns, Jasper von Derken, machte manche wertvolle Bekanntschaft und erweiterte kräftiglich meinen Anschauungskreis in der Rettungssache.

Schon auf der Reise drängte sich mir die Frage auf, wie es um diese Sache in der weiteren Heimat, in Schleswig-Holstein bestellt sei. Zurückgekehrt prüfte ich die Kriminalität der Jugendlichen bei uns, vergegenwärtigte mir, wie wenig hier zur Abwehr geschah, erkannte, wie brennend hier ein weiteres Eingreifen not tue, wandte mich dann an den Landesverein für Innere Mission und erbot mich, auf seinem Jahresfest im September über diese Sache zu sprechen, was bereitwillig angenommen wurde. Das Jahresfest fand in Flensburg statt und war stark besucht. Das Resultat meines Vortrags war die allgemeine Erkenntnis, daß wir eines Erziehungsvereins bedürften. Der Landesverein war dazu gegründet, notwendige Arbeiten der christlichen Liebe in unserm Heimatland ins Leben zu rufen. Ich meinte daher die Sache, indem ich sie auf seine Tagesordnung brachte und solche Erkenntnis weckte, in die richtige Bahn geleitet zu haben, und erwartete vom Landesverein zur Mitarbeit in dieser Sache herangezogen zu werden. Aber es verlautete nichts, und als ich auf dem nächsten Jahresfest — ich war inzwischen in die Regierung berufen worden — mich nach der Lage der Sache erkundigte, war nichts geschehen, schlechterdings nichts. Das brachte mich zur Erkenntnis, daß ich selbst

---

<sup>1)</sup> Ein ansehnliches, zum Andenken an Claus Harms gestiftetes, für Geistliche bestimmtes Reisestipendium; die Reise muß der Kirche irgendwie nützliche Zwecke verfolgen.

<sup>2)</sup> In den beiden letztgenannten Landen beschränkte sich meine Kenntnisaufnahme von der Rettungssache auf die Rettungsanstalt Flakkebjerg auf Seeland und auf die Anstalt in Beuggen bei Basel. In Dänemark studierte ich namentlich die kirchlichen Verhältnisse, kam mit den interessantesten kirchlichen Persönlichkeiten Dänemarks in Berührung und erzählte hernach von dieser Reise in der damals von Nathusius herausgegebenen konservativen Monatschrift. Der Aufsatz erregte ein gewisses Interesse; in Dänemark wurde er ins Dänische übersetzt. Martensen wurde von Dörner (Briefwechsel II, 436) auf denselben aufmerksam gemacht. — In der Schweiz (mein Bruder war damals Professor in Basel) machte ich die Baseler Festwoche mit, was mir allerlei interessante Erlebnisse eintrug. Auf Veranlassung des Antistes Stockmeyer hielt ich die Schlußpredigt im Münster.

die Sache würde in die Hand nehmen müssen, wenn etwas aus ihr werden solle. Das tat ich. So kam es zur Gründung des unter uns bekannten Erziehungsvereins — im Anfang des Jahres 1881.

Ich hatte länger überlegt — wie die Dinge standen, hatte ich ja völlig freie Hand —, ob ich den Erziehungsverein zu einer Sache ausschließlich des Lehrerstandes machen solle. Mich reizte der Gedanke, auf diese Weise diesem Stande, zu dem mein damaliges Amt mich in besondere Beziehung brachte, so zu sagen sein Innere Missions-Werk zuzuwenden. Wie ich den Lehrerstand kannte, zweifelte ich nicht, daß, wenn ich mit diesem Gedanken an ihn herantreten würde, auf Erfolg zu rechnen sei. Ich trug aber dann doch Bedenken, so einseitig vorzugehen, meinte damals auch, daß wir für Aufbringung der Mittel vielfach auf sogenannte kleine Feste würden angewiesen sein, die wir doch nur durch Entgegenkommen der Pastoren würden haben können. Das führte mich dazu, den Erziehungsverein zu einem gemeinsamen Werk der Pastoren und der Lehrer zu machen, worin nicht minder ein ideales Interesse zum Ausdruck kam. Vereinzelt sind auch solche, die weder Lehrer noch Pastoren waren, Mitarbeiter geworden und zwar willkommene, aber der Erziehungsverein ist bis zur Stunde im wesentlichen das geblieben, als was er gegründet wurde, ein Werk der Gemeinschaft von Pastoren und Lehrern.

Ich teilte das deutschredende Schleswig-Holstein in sechs Bezirke, suchte mir in einem jeden derselben einen Pastor oder Lehrer als Vertreter der Sache, bat den Vereinsgeistlichen des Landesvereins, damals Pastor Beck, den Schriftführerposten zu übernehmen, und gewann für den des Kassierers den Fabrikanten Klemm in Eckernförde. Auf einer Versammlung in Rendsburg konstituierte sich der Verein und nahm die von mir vorgelegten Entwürfe eines Statuts und einer kurzen Arbeitsordnung an.

Ich begnügte mich mit möglichst wenig Apparat. Kam erst die Arbeit in Gang, ließ der sich unschwer erweitern.

Als der Erziehungsverein gegründet wurde, hatte der Staat schon begonnen, diese Arbeit der Inneren Mission in seine Pflege zu nehmen. Das Zwangserziehungsgesetz datierte vom 13. März 1878. Der Landesdirektor hatte die erziehliche Unterbringung der verurteilten Kinder bereits organisiert. Bei uns war die Innere Mission zu spät auf dem Wege gewesen, um diesen Teil der Sache, den Kern derselben, ihrerseits zu übernehmen, wie das in anderen Provinzen geschah. Unsere Tätigkeit im Dienste dieses Gesetzes mußte sich darauf beschränken, hier und da auf Anwendung des Gesetzes hinzuwirken. Unsere eigentliche Tätigkeit galt einer Ergänzung des Gesetzes. Was später allgemein erkannt worden ist, sahen die Sachkundigen schon damals. Das Gesetz konnte nicht allen hilfsbedürftigen Kindern die erforderliche Hilfe bringen. Da-



zu waren seine Bestimmungen zu eng <sup>1)</sup>. Diese sind später erweitert worden. Aber auch da zeigte sich, daß eine auf Gesetz beruhende Tätigkeit dieser Art immer der Ergänzung durch die freie Tätigkeit bedarf. Es ist eben nicht möglich, ein Gesetz zu schaffen, das der ganzen Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht wird. Der Verein hat bis jetzt über 2000 Kinder aufgenommen; das dürfte die Notwendigkeit seiner Tätigkeit ausreichend belegen.

Als bald fingen wir die Arbeit an, stießen aber zunächst auf viel Gleichgültigkeit. Diese zu brechen, hielt ich nach und nach in einer Reihe von Städten Vorträge und machte dabei immer wieder die Erfahrung, daß, wenn nur die Sache in ihrer Notwendigkeit den Leuten klar vor Augen geführt wurde, es gar nicht schwer war, die Herzen für dieselbe zu gewinnen. Andere sind dann in diese Arbeit mit eingetreten und haben dieselbe Erfahrung gemacht. So kamen wir vorwärts.

Aber ich greife damit schon vor. In den Anfangszeiten kam wenig an mich heran. Ich dachte, es geht alles an den Schriftführer, aber wenn ich mich an den wandte, hatte auch der kaum etwas zu berichten. Nach Verlauf eines halben Jahres hatten wir in ganz Schleswig-Holstein erst zwei Kinder aufgenommen, ein Jahr später erst sechs. Mir drängte sich allmählich auf, daß der Apparat in einer Weise noch zu groß sei; für einen förmlichen Vorstand sei die Zeit noch nicht gekommen. Ich verzichtete daher auf den Schriftführer, um selbst alles in die Hand zu nehmen und dergestalt fortgehend zu wissen, wo etwa eingzugreifen sei. Nur am Kassierer neben mir hielt ich fest. Diese Neuordnung erwies sich als zweckmäßig. Es ging jetzt kräftiger voran. Die Zahl der Kinder stieg auf 14, 24, 52, 68. Alle wurden in Familien untergebracht <sup>2)</sup>, soweit nicht besondere Vermahrlosung Anstaltserziehung

<sup>1)</sup> So vor allem diese, daß dem Kinde bestimmte Vergehen nachgewiesen werden mußten. Einer der ersten in Deutschland, die eine Rettungsanstalt gründeten, war der Großvater meiner Frau, Karl von Raumer. Zu dem kam eine verwitwete Arbeiterfrau und bat um Aufnahme für ihren Knaben. „Was hat er denn getan, liebe Frau?“ fragte Raumer teilnehmend. „Er hat noch nichts getan, aber er muß mir schlecht werden; ich bin den ganzen Tag auf Arbeit, und da treibt er sich herum.“ „Das ist schlimm genug“, erwiderte Raumer, „aber da gehört er noch nicht in meine Anstalt.“ „Da warten's nur a Jahr, Herr von Raumer, da wird er Ihne schon recht sein.“ Dies Wort der Arbeiterfrau schlug durch. Raumer nahm den Knaben.

<sup>2)</sup> Und zwar für bescheidenes Kostgeld. Das war begründet in der Art der Familien, die wir suchten. Der Landesdirektor zahlte erheblich mehr. Das erschwerte uns die Sache. Das war aber auch an sich bedenklich. Die Erziehung verwahrloster Kinder drohte zu einem einträglichen Gewerbe zu werden. Das sprach ich — von 1886 an druckten wir Jahresberichte — öffentlich aus. Soweit mir ersichtlich war, setzte jetzt auch der Landesdirektor seine Sätze herab. Ich glaube, daß ich der Provinz indirekt nicht wenig erspart habe. Der Erziehungsverein ersparte ihr über-

forderte. Diese bot uns dann das bei Flensburg gelegene Martinsstift. Es so zu halten, hatte ich auf meiner Studienreise gelernt. Bald aber wurde mir klar, daß wir ein eigenes Erziehungshaus brauchten, nicht anstatt des Martinsstifts, sondern für andere Zwecke, nämlich um eine Stätte zu haben, die es ermöglichte, auch plötzlich ein der Hilfe bedürftiges Kind aufzunehmen, nicht minder aber solche Kinder, bezüglich derer es zweifelhaft war, ob Familien- oder Anstaltserziehung für sie das Richtige sei, erst kennen zu lernen und dann erst über ihre Erziehung zu entscheiden. Ein Freund unserer Sache, Herr Vest in Segeberg, stellte uns ein ihm gehöriges Haus zur Verfügung, und es gelang uns, ein geeignetes Hauselternpaar (Nielsen) zu gewinnen. Damit war unser Apparat wertvoll ergänzt.

Von Anfang an wirkte ich auf verständige und sorgfältige Finanzwirtschaft hin. Wohl ermunterte ich, so im ersten Anfang, einmal einen zaghaften Bezirksvorsteher, getrost ein Kind aufzunehmen, wenn es wirklich nötig sei, und die Geldfrage mir zu überlassen, aber durchweg hielt ich darauf, daß in jedem einzelnen Fall untersucht wurde, ob nicht irgendwie Pflichtbeiträge bezw. für eben dieses Kind besondere freie Beiträge sich flüssig machen ließen. Von den Kommunen, die uns Kinder zu übergeben wünschten, forderten wir das, was das Kind ohne uns der Gemeinde kosten würde; vielfach war das weniger, als was wir für das Kind aufzuwenden hatten, aber dem Kinde wurde nur so wirklich geholfen. Manche Kinder nahmen wir ohne jede Entschädigung auf. Ich hatte bei der Gründung des Vereins die Losung ausgegeben, in Schleswig-Holstein dürfe kein Kind zu Grunde gehen, weil niemand da sei, der ihm helfen wolle. Nach dieser Losung ist es gehalten worden bis an den heutigen Tag.

Als so die Arbeit in kräftige Entwicklung <sup>1)</sup> eingetreten war, mußte ich mich nach Entlastung umsehen. Es wurde wieder ein Vorstand gebildet, d. h. zunächst neben dem Vorsitzenden und dem Kassierer ein Schriftführer bestellt. Auf diesen ging dann das

---

haupt viel Geld. Wie viele wären ohne ihn schließlich in Zwangserziehung gekommen, wie viele später in ihre Korrekationsanstalten bezw. — hier kommt der Staat in Betracht — in die Gefängnisse.

<sup>1)</sup> Die kräftige Entwicklung des Erziehungsvereins legte dem Vorstand des nordschleswigschen Asylvereins, aus dem ich später ausschied, die Frage nahe, ob es nicht das Wichtigste sei, sich dem Erziehungsverein einzugliedern. Stimmung dafür war vorhanden, in erster Linie auch bei Graf Schack. Ich sah das mit Freuden, konnte ich doch im Interesse meiner Heimat jede freie engere Vereinigung des Nordens mit dem Ganzen nur erfreut begrüßen, aber ich drängelte nicht, sondern wollte die Sache sich frei und gesund entwickeln lassen. Da fiel auch hier der Reif in die Frühlingsnacht. Nach dem 18. Dezember 1888 war von einer Vereinigung nicht mehr die Rede.

Schwergewicht der laufenden Leitung über. Die Einzelarbeit lag in den Händen der Bezirksvorsteher, deren Zahl längst vermehrt war, und von denen mancher ein großes Stück Arbeit getan hat. Der erste Schriftführer war Pastor Kröger (Hohn. Munkbrarup), der zweite Pastor Eggers (Witzwort); ihm folgte Pastor Wulf (Odenswort), der die Sache heute noch in bewährten Händen hat. Wären diese wackeren Männer mir nicht zur Seite getreten als die vornehmsten Träger der Arbeit, hätte ich bei dem Wachsen meiner anderweitigen Tätigkeit den Vorsitz längst niederlegen müssen. So konnte ich ihn behalten. Selbstverständlich war er auch so nicht ohne Arbeit. Alles Schwierigste kam an mich. Ich ging — von meinem Urlaub abgesehen — auf keine größere Reise, ohne das Journal des Erziehungsvereins mitzunehmen. Aber diesen nicht vermeidlichen Rest der Arbeit behielt ich gern.

In nicht zu langer Frist kam das Ganze in die geordneten Bahnen, in denen es heute noch läuft. Der Vorstand ist längst auf eine Zahl von sieben Personen erweitert und ein Statut gebildet, auf Grund dessen wir die Rechte einer juristischen Person erwarben. Die Zahl der Bezirksvorsteher ist allmählich so weit vermehrt worden, daß jeder etwas größere Lebenskreis, namentlich jede Stadt mit den sich zu ihr haltenden Landgemeinden, einen eigenen Vorsteher hat. Auf diese Weise umspannt der Verein sein ganzes Gebiet mit einem dichten Netz, damit ihm wo möglich kein Fischlein entschlüpfe, das dem Abgrund zutreiben im Begriff steht. Der Vorstand tagt jedes Jahr einmal und zwar im Zusammenhang mit dem „Vereinsauschuß“, der von den Vorstandsherren und den Bezirksvorstehern gebildet wird. In der Tagung des letzteren liegt das Schwergewicht. Diese Jahreszusammenkunft, in der das statutenmäßig Notwendige geschieht und alle Interessen besprochen werden, sichert der großen Arbeitsgemeinschaft die lebendige persönliche, als solche sehr wertvolle Berührung. Als auch ein Amtsrichter (Geheimrat Posselt-Schleswig) in den Kreis unserer Arbeit eintrat, wurde der in den Vorstand deputiert; er hat uns viele Jahre mit gediegenem juristischen Rat gedient. Längst ist an die Stelle des provisorisch überlassenen Hauses in Segeberg ein stattliches, ebenda von uns erbautes Erziehungshaus getreten, in dem nun schon Jahrzehnte lang unter Leitung eines Lokalvorstandes das treffliche Hauselternpaar Goffmann waltet.

Für die Arbeit der Bezirksvorsteher ist allmählich aus der ersten kurzen Arbeitsanweisung eine viel verzweigte Instruktion erwachsen, die, in ihrer letzten Bearbeitung durch die treffliche Mitwirkung unsers Vorstandsmitgliedes, des Stadtschulrats D. Wagner, fein übersichtlich gestaltet, so zu sagen unsern Mitarbeitern auf alle ihnen auftauchenden generellen Fragen die erforder-

liche Antwort gibt. Sie ist ganz aus der Praxis erwachsen; der grüne Tisch hat nur geordnet.

Das Jahresbudget des Erziehungsvereins ist auf 50= bis 60 000 Mk.<sup>1)</sup> gestiegen. Es darf wohl gesagt werden, daß die Arbeit des Erziehungsvereins heute in unserer Provinz populär ist. Außer Pflichtbeiträgen erhält der Verein Mitgliederbeiträge, Zuwendungen von Behörden, Kirchenvorständen und Kommunen, nicht zuletzt von Sparkassen und ähnlichen Instituten.

Als ich Schleswig-Holstein verließ, legte ich den Vorsitz nieder. Denselben übernahm zu meiner Freude Herr Regierungs- und Schulrat Prall, gegenwärtiger Inhaber des Amtes, in dessen Führung ich einst den Verein gegründet hatte. Der Vereinsauschuß ernannte mich in seiner ersten ohne mich stattfindenden Tagung zum Ehrenvorsitzenden, was ich als Ausdruck lieber, alter Arbeitsgemeinschaft dankbar begrüßt habe.

Der zweite Verein, über den in meinen „Erlebnissen und Beobachtungen“ ein Wort nicht fehlen darf, ist der Landesverein für Innere Mission.

Begründet ist er in Rendsburg im Jahre 1875. Auch ich, damals Diakonus in Apenrade, nahm an der von dem unter uns angesehenen Pastor Decker-Thumby zwecks Gründung des Vereins einberufenen Versammlung teil. Der Landesverein war damals etwas anders gedacht, als er später sich entwickelt hat. Neben den Werken der Diakonie sollte Evangelisation und Gemeinschaftspflege getrieben werden. Ja, Decker ging so weit, daß er uns aufforderte, in den Einzelgemeinden für das alles kleine Vorstände zu bilden, die wohl nicht ohne Recht schon in der Versammlung als Neben-Kirchenvorstände charakterisiert wurden. Mir gefiel das nicht. Ich war auch nicht der einzige, der damit nicht einverstanden war. Pastor Höber-Eckernförde, der spätere Missionsinspektor, dachte wie ich. In einer Pause gingen wir selbänder auf und nieder in Rendsburgs Straßen und besprachen, wie wir uns stellen sollten. Das Resultat war der Entschluß, dem Verein beizutreten, aber unsererseits von Neben-Kirchenvorständen und Derartigem abzusehen. So geschah es. Ich war für den Verein tätig, so daß Decker mich lobte, aber ich hielt mich innerhalb der angegebenen Grenzen<sup>2)</sup>.

Welche Erfahrungen ich in Sachen des Erziehungsvereins mit

<sup>1)</sup> Angabe aus der letzten Friedenszeit.

<sup>2)</sup> Daß ich die Evangelisation und Gemeinschaftspflege nicht in den Landesverein einbezogen wünschte, beruhte nicht auf Gegnerschaft gegen diese als solche, sondern teils auf der Empfindung, daß der bei uns übliche Betrieb mehr methodistisch sei als lutherisch, teils auf der Ermüdung, daß die Kreise, welche sich für Evangelisation und die, welche sich für Diakonie interessierten, sich nicht deckten.



ihm gemacht hatte, sagte ich schon. Und doch war es wieder der Erziehungsverein, der mich persönlich ihm näher brachte. Der Vereinsgeistliche, Pastor Beck, faßte den guten Gedanken, dem ich auch später mehrfach Folge gegeben habe, die Vorsitzenden der verschiedenen christlichen Vereine unserer Provinz, die eine der Arbeit des Landesvereins verwandte Arbeit trieben, in den Vorstand des Landesvereins zu berufen. Auf diesem Wege geriet ich in den Vorstand zu der Zeit, da ich noch Schulrat war. Meine von den ursprünglichen Plänen etwas abweichende Auffassung seiner Aufgabe konnte dafür um so weniger ein Hindernis bilden, als der Verein sich — ohne mein Zutun — tatsächlich in der von mir für richtig gehaltenen Richtung entwickelt hatte. Das konnte auch Pastor Braune, der Becks Nachfolger geworden war und Neigung nach jener Seite hin hatte, nicht mehr ändern.

Der erste Vorsitzende war Propst Mau-Burg gewesen, der zweite Hauptpastor Schacht-Albersdorf. Es kam die Zeit, da dieser niederzulegen wünschte. Da kam gelegentlich des Provinziallandtages, der zu jener Zeit in Schleswig tagte, Baron Heinze-Bordesholm zu mir, der ich inzwischen Generalsuperintendent geworden war, und bat mich, den Vorsitz zu übernehmen. Ich war einigermaßen überrascht. Heinze gehörte zu denen, die dem ursprünglichen Programm geneigt waren. Ich machte ihn auf meine andere Stellung aufmerksam. „Das ist kein Hindernis“, erwiderte er, „denn tatsächlich hat sich der Verein in der von Ihnen gewünschten Richtung entwickelt.“ „Wenn ich aber nun den Vorsitz übernehme, wird diese Stellung besiegelt.“ „Das tut nichts“, lautete seine Antwort. Ich schlug ihm vor, er als der Ältere und als besondere Vertrauensperson in den Kreisen der Inneren Mission möge den Vorsitz übernehmen; ich sei dann bereit, wenn er es wünsche, Vizenvorsitzender zu werden. Er lehnte ab. „Wir wollen es umgekehrt machen; Sie übernehmen den Vorsitz und ich den Vizenvorsitz.“ Ich drang nicht weiter in ihn, da ich zu wissen glaubte, welcher Gedankengang bei ihm zu Grunde lag. Dem trefflichen und verdienten Mann fehlte die Gabe, eine große Versammlung zu leiten. Ich erklärte mich bereit, eine etwa auf mich fallende Wahl zum Präsidenten anzunehmen.

So überkam ich den Vorsitz des Landesvereins<sup>1)</sup>, den ich Jahrzehnte behalten sollte und der mir nicht wenig Sorge und Arbeit bereitet hat — wesentlich nach Uebernahme eines großen Teils der Fürsorgeerziehung —, aber auch Freude und Befriedigung.

---

<sup>1)</sup> Den Vizenvorsitz übernahm Baron von Heinze. Sein Nachfolger wurde der treffliche Graf Kurt Redentlou, der angesehenste Mann unseres Heimatlandes.

Der erste Vereinsgeistliche, Pastor Palmer, hatte sonderlich die Herbergssache gepflegt, der zweite, Pastor Beck, der nicht lange bei uns war, rief die Monatsblätter ins Leben. Sein Nachfolger, Pastor Braune, baute die Trinkerheilanstalt Salem und das Schwalbenhaus (Wohnung des Vereinsgeistlichen) in Neumünster und gründete den Sonntagsboten. Das letztere hätte er kaum durchführen können, hätte ich ihm nicht kräftig beigeistanden. Rührend war es mir, daß auch Jensen, der Herausgeber des Sonntagsblattes, der damals dem Vorstande angehörte, für die Herausgabe des Sonntagsboten eintrat. Wir wollten versuchen, mit diesem in Kreise hineinzudringen, die das Sonntagsblatt nicht erreichte, was uns auch gelang. Dem Sonntagsboten ist später der Kalender und das Gemeindeblatt zur Seite getreten. Das letztere gehört wieder zu dem, das ich sonderlich gefördert habe. Als Braune ging, kam Biernakki. Unter unsern Propsteivertretern hatte kaum einer so tatkräftig und hingebend gearbeitet wie er. Das lenkte mein Auge auf ihn. Biernakki war kein hervorragender Redner, aber ich meinte, wir seien jetzt in das Stadium eingetreten, da wir mehr der Taten als der Reden bedurften. Rührend war seine Anspruchslosigkeit. Biernakki hat außer tatkräftiger Aufnahme der Alkoholkämpfung sonderlich die Seemannsmission gepflegt. Unser erstes „Seemannsheim“, die Fischerstube in Altona, ist wesentlich sein Werk. Dazu kam ein Zweites, ein Größeres. Schon lange beschäftigte uns der Gedanke, es müsse für die gefährdete Frauenwelt in Schleswig-Holstein etwas geschehen. Zu Biernakkis Zeit wurde der Entschluß gefaßt, ein Frauenheim zu bauen. Den Ausschlag gab, daß die Flensburger Diakonissenanstalt sich bereit erklärte, die Erzieherkräfte zu stellen. Wir bauten das Frauenheim ganz freihändig; das auf Herangewachsene ausgedehnte Fürsorgegesetz war damals noch nicht erschienen; wir bauten es unter der Losung, daß keine Frau in Schleswig-Holstein deshalb zu Grunde gehen dürfe, weil keine Tür sich ihr auftue. Gebaut hat es dann nicht Biernakki — er ermattete in der Vereinsarbeit, empfand das selbst und kehrte ins Pfarramt zurück —, sondern Gleiß. Auf den war ich aufmerksam geworden auf meiner Visitationsreise. Ein hervorragender Prediger war er nicht; aber unter den schwierigen Verhältnissen der Gemeinde Westerland auf Sylt hatte er sich als ein kluger und tatkräftiger Mann bewährt, der das Fürchten nicht gelernt hatte, insofern auch als ein Mann der Inneren Mission, als er in der Weise dieser unter den Verhältnissen des Weltbades arbeitete. Ich empfahl ihn, und er wurde berufen. Wir schickten ihn zunächst auf eine Studienreise. Ich, der ich in den Arbeiten der Inneren Mission mich praktisch und theoretisch weiter gebildet hatte, tat dann ein weiteres, ihn in seine mannigfaltigen Aufgaben einzu-

führen<sup>1)</sup>. Seine erste Aufgabe war der Bau des Frauenheims in Innien, wo wir in einem gemieteten Haus die Arbeit begonnen hatten, nun aber, nachdem durch eine Hauskollekte das erforderliche Geld beschafft war, auf einem herrlich gelegenen Grundstück den stattlichen Neubau errichteten, der heute noch der Frauenerziehung dient. Von den Flensburger Schwestern trefflich geleitet und wie ein Schmuckkästchen gehalten, steht unser Frauenheim keinem anderen Frauenheim nach. Charakteristisch war, wie ich die Hauskollekte loseifte. Wir hatten den Oberpräsidenten — damals Herrn von Röllner — um die Genehmigung einer solchen gebeten, aber die Bewilligung verzögerte sich. Da speiste ich eines Tages gelegentlich einer Anwesenheit in Schleswig in seinem Hause. „Die Kollekte für ein Frauenheim, Erzellenz“, sagte ich bei der Nachtschizigarre, „wird uns ja wohl bewilligt werden.“ „Die Sache ist gut“, erwiderte er, „und ich will sie gern fördern, aber ich vermiße unter den Unterlagen noch eins.“ „Und das wäre?“ „Eine Berechnung der Rentabilität.“ Fast hätte ich gelächelt, aber ich tat es nicht — hoffentlich offenbarte mein leicht etwas verräterisches Gesicht nicht, was ich dachte —, sondern erwiderte: „Die werden Sie auch nicht bekommen. Gestatten Sie mir, darauf aufmerksam zu machen, daß Sie hier ein geschäftliches Unternehmen und ein Unternehmen der Inneren Mission mit einander verwechseln. Ich glaube sagen zu dürfen, daß unter allen blühenden Anstalten der Inneren Mission Deutschlands sich nicht eine findet, die vorhanden sein würde, wenn vorher eine Rentabilitätsberechnung gefordert worden wäre. Ich verstehe, daß eine Behörde, ehe sie eine Kollekte bewilligt, gewisse Garantien braucht. Die läßt sich aber in Fällen wie dem vorliegenden nur auf dem Wege gewinnen, daß die Behörde sich die Unternehmer ansieht, daraufhin ansieht, ob das Männer sind, die als zuverlässige und befähigte Leute zu gelten den Anspruch haben. Im vorliegenden Fall bitte ich Erzellenz, sich die Herren des Vorstandes unter diesem Gesichtspunkte anzusehen.“ In kürzester Frist hatten wir die Kollekte.

Es war charakteristisch, daß Gleiß gerade mit dem Bau des Frauenheims begann; seine ganze Arbeit hat sich hernach nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich auf die Fürsorgeerziehung konzentriert.

<sup>1)</sup> Damals hatten schon die offiziellen Instruktionskurse für Einführung von Geistlichen (einheimischen und auswärtigen) und Laien (erst Staatsbeamte, später Oberlehrer) in das Arbeitsgebiet der Inneren Mission begonnen, die ich nach Übernahme des Vorsizes Jahrzehnte lang geleitet habe. Ich beschränkte mich bei Wahl des Veranschaulichungsgebiets nicht auf Schleswig-Holstein, sondern dehnte dasselbe bis Bielefeld hin aus. Die Führung dieser Kurse erwies sich instruktiv auch für mich.

Das Fürsorgegesetz war am 2. Juli 1900 erlassen. Ein großartiges Gesetz, dessen Erlaß in einer gewissen Gleichheit steht mit der Ordnung des allgemeinen obligatorischen Schulbesuchs. Ich begrüßte dasselbe freudig, wie als Christ so als Volksfreund, aber auch im Interesse der von mir geleiteten Arbeit an der bedrohten Jugend unseres Volkes. Im Erziehungsverein waren wir von vornherein darauf bedacht gewesen, unsere Zöglinge nach der Konfirmation nicht aus der Hand zu verlieren. So war es nicht immer gehalten worden in derartigen Unternehmungen. Aber die es nicht so hielten, taten halbe Arbeit. Gerade nach der Konfirmation kommt für die Burschen und Mädchen die gefährlichste Zeit. In unserem Bemühen um die konfirmierten Zöglinge hatte sich uns das Bedürfnis einer Erziehungsanstalt für Konfirmierte aufgedrängt. Aber woher zu ihrer Errichtung das Geld erhalten? So unschwer es zu haben war für Kinder, für konfirmierte Burschen und Mädchen würde es uns schwerlich dargereicht werden. Diesen sorgenden Erwägungen bereitete das Fürsorgegesetz ein erfreuendes Ende.

Die Urheber dieses Gesetzes sind augenscheinlich, als sie dasselbe berieten, sich der Tragweite desselben nicht ganz bewußt gewesen. Wenigstens habe ich den Eindruck gehabt, daß die gesetzgeberischen Faktoren hernach erschrakten, sonderlich über die finanzielle Tragweite. Nur so ist es erklärlich, daß man sich Jahre lang die in der bekannten Auslegung des Gesetzes durch das Kammergericht gegebene Einschränkung gefallen ließ, wiewohl sie der ursprünglichen Tendenz des Gesetzes widersprach und sich auf dem Wege der Gesetzgebung leicht hätte beseitigen lassen. Später tat man dann doch diesen Schritt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Kardinalfehler des Fürsorgegesetzes ist aber auch jetzt noch nicht korrigiert. Ich rede hier nicht aus grauer Theorie heraus, sondern aus der Beobachtung der Praxis. Die Entscheidung, ob ein Menschenkind zur Fürsorge zu verurteilen ist, weist das Gesetz dem Vormundschaftsrichter zu. Das ist an sich einwandfrei, nur sollte nicht er allein entscheiden. Wir sind Richter bekannt geworden, bei denen die Sache in den besten Händen war. Da handelte es sich um Männer mit einem Herzen für diese Volksnöte. Aber wir müssen rechnen mit dem Durchschnittsrichter. Der steht unwillkürlich unter dem Einfluß des milieu seiner Berufstätigkeit. In dieser ist er gewohnt, und zwar mit Recht, einen Angeeschuldigten, je schlimmer es um diesen steht, um so gewisser zu verurteilen, je besser, um so eher ihn freizusprechen. Das übertrage man nun auf das hier in Rede stehende Gebiet. Wozu führt das dann? Dazu, daß ein Bursche oder ein Mädchen, je aussichtsreicher die erziehlige Einwirkung ist, um so sicherer derselben entzogen, und je aussichtsloser sie ist — Erziehen ist keine Zauberei —, um so sicherer derselben unterstellt wird. Dem Vormundschaftsrichter müßten nach dem Vorbild anderer Gerichte ein Verwaltungsbeamter und vor allem ein Pädagoge zur Seite gestellt werden. Das wird geschehen, sofern man noch einmal mit der Tendenz dieses Gesetzes vollen Ernst machen sollte.



Die Fürsorgeerziehung nahm für ihre Ausführung durchweg die Innere Mission in Anspruch. Das war auch um so natürlicher, als sie aus der Tätigkeit dieser erwachsen war. Ja, man konnte geradezu fragen, was die Verwaltung ohne die Innere Mission hätte anfangen wollen. Eigene Anstalten mit eigenen Erzieherkräften lassen sich nicht aus dem Boden stampfen. Auch würde man sich täuschen, meinte man die hier vorliegende Aufgabe mit der üblichen Schulpädagogik leisten zu können. Dazu die Finanzen. Sind manche schon erschrocken über das, was unter bewandten Umständen die Ausführung des Gesetzes kostet, auf die Schulpädagogik angewiesen, würden sie noch ganz anderes erlebt haben.

Auch wir erklärten uns unserer Provinzialverwaltung gegenüber bereit, die Erziehung sowohl der Burschen als der Mädchen zu übernehmen. Mädchen konnten wir ohne weiteres aufnehmen, so viele unser Frauenheim, das wir dann später noch etwas erweiterten, faßte, unter Berücksichtigung dessen, daß nach wie vor Platz bleiben müsse für freihändig Aufzunehmende. Aber für ein Burschenheim mußte erst Land gekauft und ein Gebäude errichtet werden. Auch verfügten wir für diese nicht über Erzieherkräfte. Ich bestand darauf, daß diese Sache nicht zu machen sei ohne gleichzeitige Berufung eines zweiten Geistlichen, der speziell das Burschenheim zu leiten haben würde und zugleich — wir beabsichtigten in Rickling zu bauen — die Seelsorge wie in Salem so in der nahe gelegenen Arbeiterkolonie übernehmen könne. Auch die Gründung der letzteren war seinerzeit vom Landesverein ausgegangen und dieser stand zu derselben in dauernden Beziehungen<sup>1)</sup>. Durch die Zumeisung der Seelsorge an dieser an den zweiten Geistlichen wurde die Anstellung eines solchen dem Verein insofern finanziell erleichtert, als die Kolonie dann einen Teil des Gehalts aufzubringen hatte. Eine weitere Erleichterung wurde dadurch herbeigeführt, daß das Konsistorium unter Darbietung gewisser Mittel ihn zugleich zum Pastor des Dorfes Rickling und Umgebung — ein vernachlässigter Teil der Monstergemeinde Neumünster — zu bestellen bereit war. Die Erzieherkräfte sicherten wir uns durch Verständigung mit dem Rauhen Haus.

Die Provinzialverwaltung glaubte, mit einem Burschenheim von 25 Plätzen auskommen zu können. Daß sie damit auskommen würde, glaubte ich nicht. Wir bauten, offiziell für 25, aber so, daß wir zur Not 50 unterbringen konnten, und richteten den ganzen Bau so ein, daß er sich erweitern ließ. Nach kurzer Zeit war das Burschenheim überfüllt. Die Provinz verlangte jetzt bis

<sup>1)</sup> Nach meinem Rücktritt ist auch die Arbeiterkolonie in die Hände des Landesvereins übergegangen.

zu 100 Plätzen. Das Gegebene war jetzt, die vorgesehene Erweiterung vorzunehmen. Dagegen aber erhob D. Henning vom Rauhen Haus Einspruch. Er verlangte im Namen des Wichernschen Familienprinzips, mit dem wir einverstanden waren, den Bau von Einzelhäusern; eventuell würde er kündigen. Ich hatte eine eingehende Verhandlung mit ihm, zeigte ihm, daß bei der ganzen Art unseres Baues das Familienprinzip gewahrt sei, nur unter einem Dach; im Unterricht wie in der Landarbeit seien die Wirschen auch bei Einzelhäusern beisammen; bei uns speisten sie auch gemeinsam, aber das sei der einzige Unterschied, und darin könnten wir durch die Hausordnung Abhilfe schaffen und würden das tun, wenn er es verlange. Er aber, wohl durch das Gewohnte innerlich gebunden, blieb fest. Ich gab ihm zu bedenken, daß, wenn er kündige, wir höchst wahrscheinlich in die Zwangslage kommen würden, eine eigene Brüderschaft zu gründen, während Schleswig-Holstein bisher zum Hinterland des Rauhen Hauses gehört habe. Auch das änderte seine Stellungnahme nicht. Ich erklärte ihm dann, daß ich die Frage, ob so oder so gebaut werden solle, nicht entscheiden wolle, sondern den Vorstand ersuchen würde, das dem Provinzialausschuß zu überlassen, da die Frage zugleich eine finanzielle sei, und dieser schließlich für das Finanzielle aufzukommen habe. Pastor Gleiß war mehr für den Gesamtbau. Ich sorgte aber dafür, daß die Doppelvorlage in ganz objektiver Ausföhrung unter Angabe der Konsequenzen dem Provinzialausschuß vorgelegt wurde. Dieser entschied für den Gesamtbau und D. Henning kündigte. Während wir im Neubau lagen, zogen seine Leute ab.

Wir hatten, als dieser Bruch drohte, uns mit D. Delkers in Hannover in Verbindung gesetzt, und der hatte uns zugesagt, uns mit Stephanstiftlern auszuhelfen. Das geschah. Ich hatte die Sache so aufgefaßt, daß Delkers ganz an die Stelle von Henning treten würde und dachte schon daran, so viel an mir war, Schleswig-Holstein in jeder Beziehung dem Stephanstift anzuschließen. Als aber D. Delkers mich dann in Kiel besuchte, sagte er mir, daß er auf die Dauer uns nicht die erforderlichen Kräfte würde geben können; wir müßten eine eigene Brüderschaft gründen; das sei auch nicht schwer.

Nicht schwer? Er kannte unsere Lage nicht. Der geistlich rege Norden unseres Landes war uns durch die Nordmarkpolitik nahezu verschlossen. An der Südgrenze lag das Rauhe Haus mit seiner alten Tradition und seinen bewährten Einrichtungen. Was hatten wir dem gegenüber zu bieten? Die um Breklum gescharften Kreise standen uns mehr oder weniger fern. Breklum hatte es übel genommen, daß wir die Evangelisation hatten fallen lassen, genauer: nicht aufgenommen hatten. Das war aber insofern von

Bedeutung, als wir für den Bezug brauchbarer Brüder auf die christlichen Kreise unseres Landes angewiesen waren; diese deckten sich zwar nicht mit den Breklumer Kreisen, aber diese bildeten immerhin einen erheblichen Teil derselben.

Trotzdem mußte das Werk jetzt angefaßt werden. In einer Weise war es mir willkommen, daß wir vor diese Notwendigkeit gestellt wurden. Eine Brüderschaft ist etwas anderes als eine Missionsanstalt. Jede Provinz braucht eine Brüderschaft. Daß wir in Schleswig-Holstein von anderen lebten, statt selbst etwas zu schaffen, hatte mich öfter bedrückt. Aber ich wollte auch in diesem Stück nicht eigene Wege gehen. Jetzt war der Weg gewiesen. Jetzt tat ich, soweit ich in der Sache in Frage kam, den notwendigen Schritt in guter Zuversicht, in der Zuversicht, von Gott gewiesene Wege zu gehen.

Wie gut, daß ich bei Uebernahme der Fürsorgeerziehung sofort auf einen eigenen Pastor für Rickling bestanden, auch nicht nachgegeben hatte, als mir von unerwarteter Seite Widerspruch begegnete. Jetzt war der eigene Pastor in Rickling schlechterdings unentbehrlich. Unser dortiger Anstaltsgeistlicher, Pastor Haake, begann Brüder zu sammeln und auszubilden. Ein Hilfsgeistlicher wurde ihm zur Seite gestellt. Als praktische Ausbildungsstätte diente uns das erweiterte Burschenheim. Aber es zeigte sich bald, daß, wie wir auch erwartet hatten, diese Arbeit zu schwer war für Anfänger. Das führte dazu, in der Nähe des Pastorats und der inzwischen erbauten Kirche — daß wir diese hatten bauen dürfen, war uns allen, sonderlich mir, eine besondere Herzensfreude gewesen — ein Knabenrettungshaus zu errichten als erste Bildungsstätte für werdende Brüder. Alle machen jetzt den Bildungskurs, den das Rettungshaus ermöglicht, durch; etliche werden danach als Gehilfen im Burschenheim, andere unter Leitung älterer Brüder hin und her im Lande auf den verschiedensten Arbeitsgebieten der Brüderschaft weiter gebildet. Gott hat das Werden dieser Brüderschaft sichtbar gesegnet. Nach dem Abgang von Pastor Haake hat Pastor Voigt die Ausbildung und Leitung der Brüderschaft übernommen, die unter seiner vorzüglichen und gesegneten Arbeit kräftig aufgeblüht ist. In dieser eigenen Brüderschaft hat unsere Landeskirche einen wertvollen Besitz gewonnen. Kein Gewinn ist bedeutsamer als ein Gewinn persönlicher Kräfte. Heute arbeiten unsere Brüder unter uns in den verschiedensten Zweigen der Inneren Mission, als Gemeindeglieder auch im unmittelbaren Dienst der Kirche.

Aber damit bin ich der Allgemeinentwicklung vorausgeeilt. Ich kehre zurück zu der durch die Forderungen der Provinz veranlaßten Erweiterung unseres Burschenheims. Mit der Hauserweiterung war es nicht getan. Ebenso notwendig war eine Ar-

beitserweiterung, und die war nur zu beschaffen durch Erweiterung unseres Landbesitzes. Wir kauften von den Bauern das eine Stück Land nach dem anderen. Es war Land von geringer Bonität. Wir aber mußten beträchtliche Preise zahlen. Das lag in der Konjunktur. Da tauchte die Möglichkeit auf, ein in der Nähe gelegenes Gut (Ruhlen) zu kaufen. Das Gut war herunter gekommen. An sich aber war es für uns außerordentlich brauchbar. Es hatte nicht nur Feld, sondern auch Wald. Dazu Moorland und in seiner Nachbarschaft weiteres, das käuflich war. Also für unsere Bedürfnisse wie geschaffen. Zunächst schreckten wir — abgesehen von Gleiß — zurück vor der Schuldenlast und dem Risiko, bis wir dann bei einem zweiten, inzwischen etwas höher gewordenen Angebot uns entschlossen, in den sauren Apfel zu beißen, nachdem wir durch Sachverständige das Gut hatten untersuchen lassen und diese es für preiswert erklärt hatten.

Die Uebernahme der Fürsorgeerziehung hatte uns überhaupt aus unserem früheren bescheidenen Wohlstand in die Sphäre des Defizits und der Schulden geführt. Während das Frauenheim in Jnnien uns nie Not gemacht hat, wurden die Anstalten in Rickling uns ein Quell vieler Sorgen. Wie erschrak ich, als wir im ersten Jahr nach der Erweiterung des Burschenheims mit einem Defizit von doch nur 12 000 Mk. abschlossen. Ich fuhr sofort mit Gleiß hinüber, um mit dem Hausvater die ganze Jahresrechnung durchzusprechen und ihm für die Zukunft allerlei Weisungen zu geben. Aber wir lernten das Defizitmachen noch besser. Daß ein heruntergekommenes Gut, wenn es in die Höhe gebracht werden soll, zunächst viel Geld fordert, mußten wir; der eigentliche Quell der Sorge war, daß das Ricklinger Burschenheim als solches aus den Defizits nicht herauskam. Daneben drückte selbstverständlich auch Ruhlen, das Gut.

Das war ungefähr der Stand im Jahre 1907. Da sagte der Präsident des Konsistoriums den Gedanken, unserem Vereinsgeistlichen das Propstenamt in Segeberg anzubieten. Er besprach den Plan mit mir. Derselbe kam mir so ungelegen wie denkbar. Unsere Karre saß so zu sagen im Dreck. Der, welcher uns veranlaßt hatte, diese Wege zu gehen, war Gleiß; zum Teil im Vertrauen auf seine Geschäftstüchtigkeit hatten wir den Gang gewagt. Er war uns zurzeit unentbehrlich. Trotzdem opponierte ich dem Plan nicht, weder in dem Gespräch mit dem Präsidenten, noch hernach in der Verhandlung des Konsistoriums aus — vielleicht zu weitgehender Gewissenhaftigkeit; ich trug Bedenken, in die Laufbahn von Gleiß — Vereinsgeistliche pflegten nur eine längere oder kürzere Reihe von Jahren zu fungieren — hemmend einzugreifen. Dabei hatte ich die leise Hoffnung, Gleiß selbst



würde die Empfindung haben: in diesem Moment kann ich nicht gehen; bitte, bewahrt mir Euer Vertrauen für später.

Aber Gleiß hatte keine Bedenken. Ich plante dann, und damit war er einverstanden, ihn in dem Vorstand zu belassen, für die Ricklinger Anstalten einen eigenen Ausschuß zu bilden und in diesem ihn zum Vorsitzenden zu machen.

Schon verhandelte ich wegen eines Nachfolgers, schon hatte das Konsistorium für seine Berufung in die Segeberger Propstei die einleitenden Schritte getan — da empfing ich einen langen Brief von Gleiß, in dem er mir darlegte, daß und wie bei der früher nicht geahnten, namentlich durch die Fürsorgeerziehung veranlaßten, Entwicklung der Arbeit des Landesvereins es das Richtige sei, von dem Wirtschaften mit wechselnden Vereinsgeistlichen abzugehen und einen Direktor zu bestellen, dem die Bedingungen einer Lebensstellung zu gewähren seien; alle Angestellten des Landesvereins seien ihm zu unterstellen; er seinerseits würde selbstverständlich dem Vorstand unterstehen.

Der Vorschlag leuchtete mir ein. So an sich. Ein Persönliches kam hinzu. Mich hatte oft die Empfindung gedrückt, bei der gewaltig gewachsenen Arbeit des Vereins für dessen Leitung nicht mehr ausreichend Kraft und Zeit zu haben. Ich hatte meinen Rücktritt erwogen, aber, wenn ich davon sprach, wollten die Freunde davon nichts wissen. Hier bot sich ein Ausweg: die Bestellung eines Direktors brachte dem Vorsitzenden unzweifelhaft eine Erleichterung, auch wenn er nicht daran dachte, ein Scheinvorsitzender zu werden.

Sollte aber dieser Plan verfolgt werden, war es das einzig Verständige, Gleiß selbst mit diesem Direktorposten zu betrauen. Ich sprach mit dem Präsidenten. Das bisher Geschehene ließ sich rückgängig machen. Ich fragte Gleiß nach seiner Stellung zur Sache bezw. seinen Bedingungen. Ich legte dann die Sache dem Vorstand zu eingehender Beratung vor. Der Vorstand entschloß sich, diese Neuordnung zu treffen und Gleiß zu berufen. So wurde der Vereinsgeistliche der Direktor des Landesvereins.

Ob diese Neuordnung eine richtige war, ob es nicht richtiger gewesen wäre, bei meinem ersten Plan zu bleiben, die Frage ging mir gelegentlich durch den Sinn. Daß aber für das von uns Beschlossene recht viel Grund vorlag, wird niemand bestreiten.

In der Richtung, in der das Neue gedacht war, bewährte es sich auch. Wir wirtschafteten weiter mit allerlei Defizits, aber wir kamen vorwärts. Wir bauten ein zweites Burschenheim in Ruhlen selbst. Das hatte sich als erwünscht herausgestellt auch für die Bewirtschaftung des Gutes. Neben diesem zweiten Burschenheim, Falkenhorst, bauten wir die Falkenburg, unser Zwinguri, d. h. eine Anstalt, die einen halb gefängnisartigen Charakter trägt.

Wer da weiß, was wir zum Teil für Burschen in unsere Anstalten bekamen, wird verstehen, daß wir ohne ein solches Zwinguri nicht auskamen. Schon durch die bloße Existenz wirkt die Burg; aber sie kommt auch praktisch zu voller Verwertung.

Zu den bisherigen Bauten ist dann zu meiner Zeit noch der eines kleinen Krankenhauses hinzugekommen, das aber lediglich unsern eigenen Bedarf zu decken hat; Segeberg und Neumünster wollten unsere Kranken nicht mehr aufnehmen. Daß es für unsere Gesamtarbeit von Wert ist, wenn wir unsere Kranken bei uns behalten, liegt auf der Hand.

Mit der Weiterentwicklung unserer Ricklinger Anstalten ward unsere finanzielle Lage eine bessere; wenigstens waren wir über das Schlimmste hinweg. Die Provinz hatte uns die Kostgelder angemessen erhöht, so daß wir dabei bestehen konnten. Dem Direktor Gleiß gelang es, auswärtige Verbindungen anzuknüpfen, die uns ermöglichten, die von der Provinz nicht in Anspruch genommenen Plätze auszunutzen.

Unsere Landwirtschaft entwickelte sich günstig unter der sachkundigen Leitung von Herrn Hamann; immer mehr Moorland wurde von Gleiß hinzugekauft und von Hamann in Kulturland von erfreulicher Tragfähigkeit umgewandelt. Unser ganzer Apparat wuchs. Aus unserem einst sehr bescheidenen Büro war ein solches geworden, das einen ganzen Stab von Arbeitern umfaßt und mit allen Erfordernissen der Neuzeit ausgerüstet ist. Das erregte hier und da einmal das — auch seinerzeit nicht ganz ungegründete — Bedenken, ob bei uns nicht zu üppig gewirtschaftet werde; ich mahnte wohl einmal; aber ich griff nicht ein; ich hielt die Entwicklung der Ricklinger Anstalten noch nicht für abgeschlossen. Gleiß war der Mann, sie weiter auszubauen; da durfte ihm nicht vorenthalten werden, was er dazu brauchte.

Diese in ihrer Weise erfreuliche Entwicklung hatte aber auch eine Kehrseite. Die Anstaltsarbeit trat im Landesverein so in den Vordergrund, daß derselbe fast als ein Verein für diese erschien. Nicht daß er zu einem Humanitätsverein herabgesunken wäre, wie einige meinten. Der Landesverein war und blieb ein Verein kirchlicher Diakonie. Auch diese ist Christusdienst, was in den Augen unserer Frommen nicht immer ausreichend gewürdigt wurde. Aber die eigentlich geistliche Arbeit drohte zu sehr in den Hintergrund zu treten. Der Direktor kam allmählich so gut wie nicht mehr in die Gemeinden, dort in Wortverkündigung die Sache der Inneren Mission zu führen. Unser zweiter Vereinsgeistlicher, Pastor Voigt, war für solche Tätigkeit geeignet, aber er hatte mit seinen großen eigenen Aufgaben vollauf zu tun. Ich hatte die Empfindung, daß hier etwas geschehen müsse; der rein geistlichen Arbeit sei jetzt im Landesverein selbst mehr Raum zu schaffen;

ein dritter Vereinsgeistlicher sei anzustellen, nicht ein Hilfsgeistlicher für Gleiß, der für ihn reisen und reden sollte, wie Gleiß das wünschte, sondern ein Mann, der wesentlich selbständig neben ihm, der so wie so sich immer mehr auf die Anstalten konzentrierte, die anderen Aufgaben des Vereins zu lösen, sonderlich die Volksmission zu treiben haben würde. Graf Reventlou, mit dem ich die Sache besprach, war einverstanden; auch der Vorstand stimmte zu; es fand sich mit Hilfe von Voigt ein modus, der auch Gleiß zusagte. Die Kriegsverhältnisse brachten es dann mit sich, daß die Verwirklichung dieses Plans bis zum Friedensschluß verschoben wurde. Inzwischen schied ich aus. Daß ich die spätere Entwicklung hier nicht verfolge, entspricht dem Charakter dieser Schrift.

Nur eins darf ich nicht ungesagt lassen. Wenn ich in der kritischen Zeit unseres Landesvereins darauf angedreht wurde, daß wir Ruhlen gekauft hatten, begründete ich das nicht nur aus unserer Lage, sondern fügte hinzu, dieses uns zunächst so viel Sorge bereitende Gut werde noch einmal die pièce de résistance werden für den Landesverein. Das hat sich über alles Erwarten erfüllt. Heute lebt die Innere Mission in unserem Lande wesentlich von Ruhlen, namentlich von der Verwertung seiner Torfmoore. Und daß es so ist, ist das Verdienst von D. Gleiß, der voraussehend und zielbewußt das Erforderliche durchgeführt hat. Die gute Lage, in der sich zu dieser schweren Zeit die Innere Mission in unserem Lande befindet, ist ihm zu verdanken. Es kann, wird und darf sein Name in Schleswig-Holstein auch in späteren Tagen nicht vergessen werden.

### 7. Freie Konferenzen.

Als nach der Befreiung zum erstenmal wieder ein gemeinsames Gustav Adolf-Fest auf schleswigischem Boden gefeiert wurde, und zwar in Flensburg<sup>1)</sup>, schloß sich an dasselbe ein schleswig-holsteinischer Kirchentag. Diesen erlebte ich als Primaner oder Student. Man verhandelte nach meiner Erinnerung namentlich über Michael Baumgarten. Der Kirchentag hat nur wenige Jahre bestanden. Als die schleswig-holsteinische Pastorkonferenz auftauchte und alsbald die herrschende Stellung gewann, ging derselbe ein. Zunächst blühte die Pastorkonferenz, hielt stark besuchte Jahresversammlungen; auf ihr zu referieren, galt als ein Vorzug. Aber allmählich ging auch sie in ihrer Bedeutung zurück. Parteikonferenzen kamen auf. So die Wackersche. Ebenso, wenn auch nicht von gleicher Bedeutung, eine liberale. Am gefährlichsten wurde ihr die sogen. Bodenkonzferenz. Auch die später auftauchende Möllner Lehrkonferenz schwächte ihre Bedeutung. Der in ihr zusammengeschlossenen Geistlichkeit fehlte eine

<sup>1)</sup> Oder war schon eins vorher in Schleswig gefeiert worden?

führende Persönlichkeit. Einem Becker fehlten trotz seiner Begabung und seiner Tatkraft die gerade hierfür erforderlichen Eigenschaften. Vielleicht hätte Propst Reuter-Broacker das erforderliche Zeug gehabt. Aber seine theologische Fortbildung war eine zweifelhafte. Auch war er spezifisch ein Mann der nordschleswigschen Verhältnisse.

Als den gefährlichsten Konkurrenten der Pastoralkonferenz nannte ich die *Bodenkonferenz*. Ihre Entstehung und ihr Verlauf hat ein gewisses landeskirchliches Interesse.

Das in Flensburg gefeierte Gustav Adolf-Fest des Jahres 1886 schloß in Glücksburg. In dessen Waldungen kam der damalige Dekan der Kieler theologischen Fakultät, der früher erwähnte Professor Franke, zu mir, sagte mir von dem Wunsch der Fakultät, in Form einer gemeinsamen Konferenz der Landesgeistlichkeit näher zu treten und fragte mich, ob ich geneigt sei, ein darauf abzielendes Bemühen zu fördern. Ich erklärte mich im allgemeinen bereit, machte nur das Bedenken geltend, daß der Pastoral-konferenz daraus eine Konkurrenz erwachsen werde. Das sei nicht beabsichtigt, sagte er. Aber das kann sehr leicht dabei herauskommen, erwiderte ich. Wir besprachen dann die Sache näher. Ich schlug vor, die Konferenz rein als theologische, als rein wissenschaftliche zu gestalten, zu welcher jeder in Schleswig-Holstein lebende Theologe, einerlei, wie er gerichtet sei, gleichen Zutritt haben solle. Mir war damals der fundamentale Unterschied zwischen Theologie und Religionswissenschaft, der ein gemeinsames Verhandeln fragwürdig macht, noch nicht zu klarer Erkenntnis gekommen. Professor Franke war einverstanden. Das versprach allerdings etwas ganz anderes zu werden als die Pastoralkonferenz. Diese Sache interessierte mich jetzt.

Natürlich wurde auch mit meinem Kollegen D. Jensen verhandelt. Der aber sah die Sache anders an. Propst Jøß war bei ihm gewesen. In ihrer Besprechung hatten augenscheinlich Gedanken und Wünsche von Jøß gesiegt. So wie diese beiden die Sache besprochen hatten und planten, lief dieselbe wesentlich auf eine Art mittelparteiliche Konferenz unter offizieller Führung hinaus.

Die Konferenz wurde von einer stattlichen Reihe geladener Herren auf einer Versammlung im Gesellschaftshaus der Kieler Armenfreunde (1886) begründet. Infolge der Gebrechlichkeit von Jensen mußte ich den Vorsitz übernehmen. Höchst charakteristisch war Folgendes. Jøß schlug vor, die jährliche Konferenz mit einem Gottesdienst zu beginnen. Ich, noch durch mein Gespräch mit Franke bestimmt, erklärte, alles, was Andacht sei, gehöre nicht auf diese Konferenz. Da übernahm der streng orthodoxe Propst Neelsen die Vermittlung zwischen Jøß und mir. (sic.) Er schlug Er-



öffnung durch eine kurze Andacht vor. Das ging durch. Dem entsprach der weitere Verlauf. Aus dem Jensen-Jesschen Programm stammte die Bezeichnung der Teilnehmer als solcher, die auf dem Boden der Landeskirche ständen, aus meinem Programm die Bestimmung, daß keine Beschlüsse gefaßt werden sollten.

Daß ich mich für das, was so geworden war, lebhaft interessierte, kann ich nicht sagen. Aber ich hielt es nicht für richtig, daß der junge Generalsuperintendent, weil es anders geworden war, als wie er es gewollt, zurücktrat, zumal sein älterer Kollege dahinter stand.

Die Einladungen wurden gezeichnet von den beiden Generalsuperintendenten und dem Dekan der theologischen Fakultät. Diese bereiteten auch, je und je, die Tagung vor. An einem Nachmittag referierte ein Geistlicher, am darauf folgenden Vormittag ein Professor. Die Konferenz wurde zunächst sehr stark besucht. Der erste Besuch flaute ab, aber der Besuch hielt sich eine Reihe von Jahren auf beträchtlicher Höhe. Diese Art Konferenz paßte manchem.

In weiteren Kreisen ist diese Konferenz bekannt geworden durch den sogen. Rierschen Thesenstreit im Jahre 1891. Es handelte sich um die Lehre von der Schrift. Ich hatte Propst Rier gebeten, Thesen zu stellen. Leider sah ich diese nicht, wie das hätte geschehen sollen, vor dem Druck, weil ich um die Zeit der Herstellung derselben meinen erkrankten Sohn nach Davos zu bringen hatte. In den Thesen fanden sich ungeschickte Ausdrücke, die das, was der Thesensteller wollte, in ein falsches Licht rückten. In der Verhandlung der Thesen sprach Professor Klostermann gegen dieselben, wiewohl Propst Rier, so weit ich die beiden Männer kannte, in der Schriftauffassung der alten Ueberlieferung näher stand als Professor Klostermann. Die Sache wirbelte viel Staub auf. Die Verhandlung, die in der Aula der Universität bei stark besetzten Emporen<sup>1)</sup> unter meiner Leitung stattfand, machte der Sache in gewisser Weise ein Ende. Aber sie wirkte noch länger nach. Meinem Freunde Rier hat sie schwere Stunden bereitet. Aber vielleicht hat sie gerade so kommen sollen; gerade so hat sie uns einen Schritt weiter geholfen in der geschichtlichen Auffassung der Schrift, zu der doch von Gottes Wegen auch die alter theologischer Tradition anhängenden Kreise noch einmal hindurchbringen müssen.

In der weiteren Entwicklung — mir Generalsuperintendenten-

<sup>1)</sup> Besetzt von allerlei Zuhörern. Das war auch einer der Fehler der Konferenz, daß sie eine so zu sagen öffentliche war. Ursprünglich sollten die Emporen nur den Studenten offen stehen, aber es kamen auch andere. Das lähmte die Verhandlungsfreiheit. Gerade auf theologischem Gebiet ist die Gefahr sogar böswilliger Mißdeutung leider stark.

ten zogen uns später von der Leitung zurück — wurde die Bodenkonzferenz zu einer freien, ihr Moderamen selbst wählenden Konferenz mittelparteilicher Färbung.

Einen sehr anderen Charakter trug die weit später von D. Schäder und mir ins Leben gerufene theologische Arbeitsgemeinschaft. Schäder gab den Anstoß; ich aber konnte, als er mir den Plan vortrug, erwidern, solches hätte ich schon lange gewünscht. Hier entstand, was ich seinerzeit von der „Bodenkonzferenz“ erhofft hatte, aber gebessert auf Grund der inzwischen auch mir aufgegangenen Erkenntnis, daß zwischen Theologie und Religionswissenschaft ein Abgrund klappt. Unsere theologische Arbeitsgemeinschaft wurde voll und ganz das, was sie hieß, eine theologische Arbeitsgemeinschaft. Sie verfolgte keine praktischen Ziele, trieb nur Theologie und zwar eine freie. Aber frei ist weder die durch die Tradition noch die durch die Weltweisheit gebundene Theologie. Wir umgrenzten daher den Kreis durch Ausschluß der Infallibilisten der Verbalinspiration wie der Infallibilisten der Wunderleugnung. Dafür hatten wir zugleich praktische Gründe. Nicht daß nicht auch über Inspiration und Wunder verhandelt werden dürfe, aber wir wollten vermeiden, daß nicht alle Diskussionen immer wieder auf diese zwei Grenzfragen zurückkämen. Kurz, wir wollten wirkliche Theologie getrieben wissen. Es kamen auch nur solche, ältere wie jüngere, denen wirklich um theologische Fortbildung zu tun war. Andere wünschten wir nicht. Auf eine große Zahl legten wir keinen Wert. Eher fürchteten wir sie, wenn wir auch keinen ausschlossen, der unsere Arbeitsgemeinschaft suchte. Im Herbst und im Frühjahr kamen wir zweitägig so zusammen, daß sich die Reisen zugleich an diesen zwei Tagen erledigen ließen. Es erschienen in der Regel reichlich 30 Teilnehmer; keiner fehlte unentschuldigt. Daß diesen und jenen die leidigen Kosten zurückhielten, konnten wir bedauern, aber nicht ändern. Im Interesse der gemeinsamen Verhandlung blieb es auch besser bei der erwähnten Zahl. Die Referate lagen in den Händen der Teilnehmer. Nicht selten übernahmen wir sie selbst, Schäder oder ich. Erwünscht war lediglich eine kurze Begründung der schon Wochen vorher den Mitgliedern unter Literaturangabe zugestellten Thesen. Das Schwergewicht ruhte in der Besprechung. In die Blätter kam keine Berichterstattung. Das sicherte die Redefreiheit. Wir wollten eine Stätte schaffen, wo aufrichtige Theologen Heimatrechte fänden für ihr Erkenntnisringen in unserer wirren Zeit. Ich sprach gelegentlich aus, auch die größte Kezerei dürfe hier vorgetragen werden. Gerade dadurch wollte ich der Befestigung im Glauben dienen — nach evangelischem Glaubensbegriff. Wer nach römischem Glaubensbegriff im Glauben fest ist — und das spukt auch unter uns — erlaubt

die Kezerei nicht. Freund Weinreich fügte bei gegebener Veranlassung hinzu, nicht nur die größte Kezerei, auch die größte Dummheit sei hier erlaubt. Damit sollte die Scheu einzelner, ihre wissenschaftlichen Gedanken auch auszusprechen, überwunden werden. Ich glaube sagen zu dürfen, daß alle Zusammenkünfte ausnahmslos geistig reich belebte waren. Schäder und ich fühlten uns durch jede Tagung in unserem Vornehmen neu bestärkt. Hauptsächlich nehmen andere, nachdem wir, erst ich und dann auch Schäder, Schleswig-Holstein verlassen haben, die Sache auf.

In den Bericht über Konferenzen im Rahmen meiner Erlebnisse gehört auch ein Wort über meine Beteiligung an der Allg. ev.-lutherischen Konferenz. Etliche auf beiden Seiten haben sich über dieselbe gewundert; um so mehr ist darüber ein Wort hier am Platz. Ich wußte lange von dieser Konferenz — ich las regelmäßig die Allg. evangelisch-lutherische Kirchenzeitung — und hätte gern einmal ihr beigewohnt, aber weder Zeit noch Geld lag für mich parat. Da wurde es mir 1879 im Zusammenhang mit meiner schon erwähnten Studienreise vergönnt, an ihrer Nürnberger Tagung teil zu nehmen. Ihr Vorsitzender war damals Ruperti, mein späterer Kollege<sup>1)</sup>, ihre Säulen Kliefoth, Luthardt, Bezschwitz und Max Frommel. Die Teilnahme interessierte mich lebhaft. Ich wiederholte sie aber nicht, auch nicht, als ich es gekonnt hätte. Es hatte sich mir inzwischen die Empfindung aufgedrängt, daß sie im Sinken war. Hinzu kam, daß ich allmählich selbst in die größere Öffentlichkeit eingetreten und mir zweifelhaft war, ob man mich in den Kreisen dieser Konferenz als Volllutheraner werde gelten lassen, wie sehr ich auch selbst überzeugt war das zu sein.

Da trat die große Wandlung ein. Die Konferenz wurde international. Schon bisher hatten hier und da Nichtdeutsche sich beteiligt. So namentlich der Bischof von Gotland, D. von Scheele; jetzt aber wurde die Konferenz international organisiert. Als solche sollte sie zum erstenmal in Lund tagen, der südschwedischen Bischofs- und Universitätsstadt. Da horchte ich auf. Südgermanen und Nordgermanen reichten sich die Hände in Kraft ihres gemeinsamen Glaubens. Wo das geschah, durfte Schleswigs Bischof nicht fehlen. Zu diesem sich aufdrängenden Gedanken ge-

<sup>1)</sup> In seiner lebhaften, nicht immer ganz bedachten Weise sprach er begeistert von der lutherischen Kirche, die er in verschiedenen Gewändern gesehen und mahnte, es nicht zu tragisch zu nehmen, wenn einmal ein „gottloses“ Konsistorium sie bekämpfe. Graf Biztum, der spätere Vorsitzende der Konferenz protestierte; er kenne kein gottloses Konsistorium. Nun, mein guter Ruperti hatte das auch so schlimm nicht gemeint. Immerhin rief seine spätere Mitgliedschaft im Kieler Konsistorium mir dieses Erlebnis ins Gedächtnis und ich neckte ihn damit.

stellte sich, wie sich auch zeigte, mit vollem Recht, der andere: Geht die Konferenz über Deutschlands Grenzen hinaus, muß sie eine wirklich allgemein lutherische werden; international kann sie sich nicht festlegen auf eine Spezialsorte Luthertum. Um die Zeit der Rüste befand ich mich in Schwerin im Verkehr mit meinen Freunden von der Jerusalemreise, Präsident Giese und Geheimrat Bard. Die fuhren hin. Ich fuhr mit. Meiner Stellung hatte ich zu verdanken, daß ich dort auch an solchem teilnehmen durfte, das nur einem engeren Kreise zugänglich war. Am meisten interessierte mich der Vortrag des Norwegers Klaveness, den die Deutschen auf Grund seiner Thesen falsch beurteilten, und der mich, der ich norwegisch verstand, durch seine nach den Thesen nicht erwartete Positivität überraschte. An der Diskussion beteiligte ich mich nicht. Die durch diesen Vortrag hervorgerufene Erregung beschwichtigte in einer mich interessierenden und befriedigenden Weise der Bischof D. Billing. So oft ich theologische Literatur Dänemarks oder Norwegens gelesen hatte, hatte ich die Empfindung gehabt, mich in der Sphäre einer gewissen Harmlosigkeit zu bewegen. Hier gewann ich den Eindruck, daß man in Schweden eine ähnliches theologisches Ringen kannte wie bei uns in Deutschland. Nicht lange nach der Tagung in Lund empfing ich von dem Vorsitzenden der Konferenz, Graf Viktum, eine Aufforderung des Vorstandes, als Beisitzer in denselben einzutreten. Ich staunte und zauderte. Schließlich sagte ich mir: warum nicht? Die Herren kennen dich ja. Meine Katechismusauslegung war längst heraus, längere Zeit schon mein „Christlicher Glaube im geistigen Leben der Gegenwart“. Will man dich so, wie du bist, warum dann dich zurückhalten? Tatsächlich gehörst du ja da hinein. Ich sagte zu.

Ich fühlte mich bald wohl in dem Kreis, in den ich eintrat. Als ich auf der ersten von mir besuchten Tagung der Engeren Konferenz der Morgenandacht — objektiv, fast liturgisch — beigewohnt hatte, sagte ich einem der Freunde: „So etwas kann man doch nur haben unter den Lutheranern.“ Auf dieser Konferenz sollte die Neuorganisation definitiv beschlossen werden. Vor allem handelte es sich um die Bildung der sogen. Engeren Konferenz, in der die Allgemeine Konferenz ein einigermaßen handlungsfähiges Organ gewinnen sollte, in das Vertreter zu senden man auch lutherische Kirchenregierungen wie lutherische Fakultäten einlud. Die führende Persönlichkeit in dieser Sache war der thüringische Kirchenrat Resch. Wie mir später klar geworden, war eine Art lutherische Gegenbildung gegenüber dem als unionistisch aufgefaßten Kirchenausschuß beabsichtigt — ein in sich aussichtsloses Unternehmen. Damals stand ich den Verhältnissen noch zu fern, um das zu durchschauen. Mein Interesse wandte sich der Internationalisierung der Konferenz zu und insbesondere der Stellung, die



man den Lutherischen innerhalb der Union, den sogen. Vereinslutheranern, zudachte. Die „Vereinslutheraner“ sollten zwar auch in die Engere Konferenz aufgenommen werden, aber nicht als gleichberechtigte Glieder. Resch berichtete, daß sich einige derselben einverstanden erklärt hätten, aber ich sagte mir, daß die allermeisten darauf nicht eingehen würden und zwar mit Recht. Deshalb widersprach ich und bezeichnete das in dieser Beziehung Geplante als dem Luthertum nicht dienlich. Ich bildete mir, sagte ich, zwar nicht ein, die augenscheinlich so gut wie fertige Sache jetzt im letzten Moment noch ändern zu können, aber, einmal zugegen, hielt ich mich für verpflichtet, gegen das in dieser Beziehung Geplante zu sprechen. Die Allgemeine lutherische Konferenz hätte alle Lutheraner zu sammeln; nur so erfülle sie ihre Aufgabe. Die Lutheraner in der Union seien obendrein vielfach bessere Lutheraner als die der Landeskirchen. Ihnen gebühre volle Gemeinschaft. „Wäre ich“, so schloß ich, „ein Unionsmann und stände in einer Tarnkappe dort in der Ecke, Ihren Beratungen und Beschlüssen lauschend, würde ich mir vor Vergnügen die Hände reiben. Beschlüsse der Konferenz, welche die Vereinslutheraner als abstoßende empfinden müssen, können nur dazu dienen, sie um so tiefer in die Arme der Union zu treiben; die Union gewinnt und das Luthertum verliert. Dixi et salvavi animam meam.“ Natürlich änderte ich an den Beschlüssen nichts. Die beiden anwesenden Vertreter lutherischer Fakultäten lehnten dieselben ab wie ich.

Die Sache lief dann zunächst in der beschlossenen Bahn. Die altpreußischen Lutheraner hielten sich durchweg zurück.

Allmählich aber vollzog sich ohne mein weiteres Zutun ein Umschwung. Mir trat das zuerst auf einer kleinen Zusammenkunft norddeutscher Konferenzlutheraner in Hamburg entgegen; sehr bald aber auch auf den Zusammenkünften der Engeren Konferenz. Es entspann sich ein höchst unerquicklicher Kampf, der auch mir den Gedanken nahe legte, fintemal die ganze Angelegenheit doch auch nicht überschätzt werden durfte, zurückzutreten. Aber ich blieb, um dazu zu helfen, daß die Allgemeine Konferenz sich zu der gestalte, als die sie erwünscht war. Ich verwies darauf, daß unsere Konferenz nicht eine repräsentativ kirchliche sei; nicht einer unter uns vertrete hier seine Kirche. Wir seien hier lediglich als solche, die das Luthertum für die reinste Ausprägung des Christentums hielten und deshalb dasselbe fest und hoch halten wollten in der Welt, namentlich im Mutterlande der lutherischen Reformation. Freilich tauche dann die Frage auf, was mit den Altlutheranern werden solle. Ihre Väter waren doch die gewesen, die in Treue festgehalten hätten, als in Preußen unter königlicher Führung die kirchlich illegitime Unionsmache einsetzte. Das mache auch mir Not, zumal ich unter den Altlutheranern durchaus beson-

nenen Männern, sogar solchen von einer gewissen Weitherzigkeit begegnet sei. Ja „die Väter“! Ich machte geltend, daß man nicht auf immerdar seine Stellung bemessen dürfe nach einer zu einer bestimmten Zeit gegebenen Situation. Wir lebten in einer wandelbaren Welt. In dieser müsse auch eine in sich feste Gruppe ihre Stellung je und je nach der jeweiligen Lage der Dinge nehmen. Im vorliegenden Fall dürfe nicht übersehen werden, sowohl daß die Union inzwischen eine andere geworden sei, wie auch, daß innerhalb der Union sich ein treues und starkes Luthertum zu behaupten gewußt habe. Es sei ein Irrtum, daß die altlutherische Kirche in Preußen durch ein Eingehen auf solche Gedanken sich selbst aufgäbe. Das solle sie keineswegs. Sie solle aber jetzt ihr Schergewicht auf das legen, das tatsächlich jetzt Kern und Wesen ihres Wertes sei, auf ihre Staatsfreiheit<sup>1)</sup>. Wir wollten sie lieben, hegen und pflegen als einen Schatz des Luthertums in unserer Mitte. Je freier in aller Festigkeit sie sich erweise, um so mehr Aussicht habe sie, ein Krystallisationspunkt für die deutsche lutherische Kirche zu werden, wenn einmal unser heutiges Kirchenelend zusammenbreche.

Ob nicht unter den Altlutheranern solche gewesen, die für solche Gedanken Verständnis hatten?

Die große Majorität derselben lehnte jedoch ab und auch die einzelnen, die gern noch zu uns halten wollten, zogen sich allmählich zurück, was auch mir leid tat. Aber den ökumenischen Charakter der Konferenz durchzusetzen war das Wichtigere. Auch blieben die Altlutherischen der Allgemeinen Konferenz zugetan; nur die Engere Konferenz gaben sie auf.

Nach jahrelangen Kämpfen siegte die Auffassung der ökumenisch Gesinnten. Es wurde eine etwas künstliche Konstruktion entworfen, die allerlei Bedenken unserer Freunde Rechnung tragen sollte. Praktisch hat sie keine Bedeutung gewonnen. Faktisch haben heute die Lutherischen aus der Union auch in der „Engeren Konferenz“ die Vollberechtigung, die diese trotz ihres Ursprungs ihnen zu gewähren hat, will sie sein, was sie heißt und die volle Bedeutung haben, die ihr zukommt.

Die nächste Versammlung der Konferenz nach der in Lund fand im Jahre 1904 in Rostock statt. Hier hielt ich den Hauptvortrag. Dieser erregte eine gewisse Aufmerksamkeit in weiten Kreisen, ist auch ins Dänische übersetzt worden: „Taugt das lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert?“ Ich selbst hatte angeregt, auf unserer Konferenz über die Stellung des Lu-

<sup>1)</sup> Die Trennung von Kirche und Staat galt damals noch allgemein als fernliegend.

thertums zu den Strömungen der Gegenwart zu verhandeln; ich hatte aber, sonderlich um meiner Anrührigkeit willen, aufrichtig gewünscht, Ihmels möge die Behandlung dieses Themas übernehmen. Aber es ging, wie es oft in solchen Fällen geht; wer etwas anregt, muß sich schließlich auch bereit finden lassen, die Sache selbst auszuführen; es schließlich zu tun, hatte ich um so mehr Freude, als im Vorstande wenigstens, so weit ich sah, alle mich als Referenten wünschten. Die Versammlung in Rostock war vorzüglich vorbereitet, namentlich von dem damals noch zu uns gehörenden Pastor Hunzinger, und stark besucht, sonderlich auch von Ausländern. Der Vortrag repräsentierte einen gewissen Erfolg. Einer meiner Freunde sagte mir, der Tag dieses Vortrags sei doch wohl einer der Hochtage meines Lebens gewesen. Dieses lehnte ich nicht ab, aber ich gab mich keiner Täuschung darüber hin, daß es auch an solchen nicht fehlte, die keineswegs mit mir einverstanden waren. Sie kamen nur nicht zur Geltung. Mir aber war es sonderlich lieb, daß ich durch diesen Vortrag Gelegenheit gehabt hatte, mich vor einem so großen Kreise der Konferenz ganz so darzustellen, wie ich bin. Es ist mir immer peinlich, wenn ich anders aufgefaßt werde, als wie es meinem wirklichen Sein entspricht.

An der Konferenz in Hannover, die erst vier Jahre später tagte — dazwischen lag die Entscheidung, bezw. die Spaltung in Allgemeine lutherische Konferenz und Lutherischen Bund — konnte ich nicht teilnehmen, weil ich um die Zeit mit meiner Familie in Italien weilte. Vielleicht haben einige geglaubt, daß es Berechnung war. Inzwischen war nämlich der Sturm über mich hingegangen, den meine kleine Schrift über den Mittler entfesselt hatte. Nicht nur Breklum blies Sturm, auch Professor Lemme schrieb gegen mich; er hatte in derselben Sammlung ungefähr dasselbe Thema behandelt, aber viel theologischer als ich. Selbst aus dem Elsaß kamen Angriffe, freilich solche, die deutlich ihren Ursprung hatten in dem Aerger über mein Eintreten für die preußischen Lutheraner auf der lutherischen Konferenz; ich wurde jetzt als theologisch ebensowenig zuverlässig gestempelt, wie ich mich auf der Konferenz als kirchlich unzuverlässig erwiesen hätte.

Ja, ich irre mich wohl nicht, wenn ich zu wissen glaube, daß auf der Konferenz in Hannover einige, denen ich ärgerlich war und wohl ärgerlich sein mußte, meine Stellung in der Konferenz in Frage zu stellen versuchten, dann aber scheiterten an der Festigkeit meiner tiefer blickenden Freunde, die, mochten sie nun mit mir einverstanden sein oder nicht, von meinem aufrichtigen Luthertum überzeugt waren.

Seit der Spaltung leben wir in tiefem Frieden. So auch

auf den Konferenzen in Upsala<sup>1)</sup> und in Nürnberg und erst recht auf der glänzend gelungenen Tagung in Eisenach im Jubiläumsjahr der lutherischen Reformation. Hoffentlich kehren auch die, welche uns verlassen haben, noch einmal zurück, unter und mit ihnen die Freikirchlichen.

Meine freie Arbeit im Dienste meiner Kirche hat sich aber nicht in allerlei Vereinen und Konferenzen erschöpft; ich habe ihr auch mit der Feder zu dienen gesucht. Daher ein Wort über meine schriftstellerische Tätigkeit die fast ausschließlich der Kirche und ihrer Theologie diente, in den Rahmen dieser Schrift hineingehört. Sie ist, wie das Folgende zeigt, vielfach mit meiner allgemeinkirchlichen Arbeit auf das Engste verquickt.

### 8. Schriftstellerische Tätigkeit.

Ich habe von meiner jugendlichen Schriftstellerei erzählt. Trotz jener darf ich sagen, daß ich die theologisch-kirchliche Schriftstellerei nicht gesucht habe. Ich schrieb nie, um zu schreiben. Nur dann, wenn ich mußte. Natürlich war dieses Muß dem Grade nach verschieden, von da an, daß es sich gegen eine gewisse Abneigung durchsetzte, bis dahin, daß eine öffentliche Äußerung mich dazu trieb, zur Feder zu greifen. Wenn ich aber schrieb, habe ich das durchweg gern getan. Ich habe in meinen bescheidenen Grenzen etwas kosten dürfen von der Lust schöpferischer Tätigkeit, die einer freien Schriftstellerei innewohnt.

Ehe ich von dieser einiges erzähle, zwei Worte voraus. Das erste wird mir nahe gelegt durch die amtliche Stellung, in der ich sie übte.

---

<sup>1)</sup> Gelegentlich solcher Konferenzen pflegte ich kein Freiquartier anzunehmen, sondern um Hotelwohnung zu bitten. Gelegentlich der Konferenz in Upsala sprach ich keinen bestimmten Wunsch aus. Mich bestimmte nicht nur der Gedanke, daß die Größe der Konferenz und die Größe der Stadt nicht in entsprechendem Verhältnis standen — das galt schließlich auch in Lund, wo ich im Hotel gewohnt hatte —, sondern der andere, daß eine Privateinquartierung der Weg zu einer interessanten Bekanntschaft werden könne; meine Moderne Theologie des alten Glaubens war vor Jahresfrist ins Schwedische übersetzt worden. Meine Ahnung ging in reiche Erfüllung. Ich wurde einquartiert bei Professor Billing, einem der Systematiker in Upsala, einem Sohn des Bischofs Billing. Auch dieser, wohl der bedeutendste der schwedischen Bischöfe, wohnte bei dem Sohn. Durch meinen Wirt trat ich zugleich in nähere Beziehungen zu seinem Freunde, dem Professor Söderblom, dem späteren Erzbischof. Professor Billing ist ein feiner Theologe und ein prächtiger Mensch, seine Gattin eine sehr sympathische Frau. In ihrer Gemeinschaft habe ich gespürt, wie verwandt wir Germanen der verschiedenen Zunge mit einander sind.



Mancher hat sich gewundert, daß ich in meinem immerhin arbeitsreichen Amt das alles habe schreiben können, das ich schrieb. Einer meiner schleswigschen Pastoren sagte mir einmal: wir stehen Kopf. Nun, ich hätte das nicht gekonnt, hätte ich nicht ein arbeitsreiches Leben geführt. Nicht daß ich in Arbeit aufging; meine Abende gehörten meiner Familie; auch nahm ich in beschränkter Weise teil am Verkehr und suchte täglich Erholung in frischer Luft. Aber allem, was man Amusement nennt, Stammtischstunden wie harmlosem Spiel, blieb ich fern, und wenn ich arbeitete, arbeitete ich. Aber trotzdem hätte ich das, was ich fertig brachte, nicht fertig bringen können. wäre mir nicht die Neigung der kirchlichen Bürokratie, ihre Meinung, in der kirchlichen Verwaltung müsse alles von Juristen besorgt werden, zugute gekommen. Die rein staatliche Bürokratie war in dieser Beziehung nicht so ängstlich. Sollte man in der kirchlichen Verwaltung mit den Theologen besonders schlechte Erfahrungen gemacht haben? Eleusinische Mysterien sind die Kleinkünste der Verwaltung nicht. Selbstverständlich — wer in dieselbe eintritt, muß diese lernen, aber der Jurist so gut wie der Theologe; auch die Tüchtigkeit des ersteren erwächst nicht sowohl aus seiner Juristerei wie aus seiner Verwaltungspraxis. Gelegentlich ist mir der Gedanke aufgetaucht, ob in jener Ängstlichkeit der Kirchenbürokraten sich nicht die vielleicht nicht klar bewußte Empfindung dokumentierte, daß ihre — jetzt darf es hoffentlich heißen: frühere — leitende Tätigkeit auf dem Gebiet der Kirche im Grunde doch auf einer gewissen Usurpation beruht.

Als Generalsuperintendent bekam ich alle Akten, die meine Aufgaben berührten oder für die meine Landes- und Personalkunde in Anspruch genommen wurde, beim Eingang zum Botum, beim Ausgang zur Mitzeichnung vorgelegt. Damit konnte ich dienstlich zufrieden sein. So lange jenes Doppelte sorgsam inne gehalten wurde, war der mir zustehende Einfluß auf den Lauf der Dinge voll gewahrt. Ich selbst hatte zwar die Meinung, auch von der Verwaltungslast etwas mehr tragen zu sollen, sagte das auch dem Präsidenten, aber solches etwa durch Vortrag beim Minister herbeizuführen, hielt ich mich weder für verpflichtet noch auch nur für berufen. Mir persönlich war es so, wie es war, willkommen, brauchte ich doch bei dieser Lage der Dinge, während ich im Winterquartier lag, in der Regel nur jeden zweiten Tag auf das Konsistorium zu gehen.

Aber nicht nur die amtliche Inanspruchnahme, auch die amtliche Stellung eines Generalsuperintendenten stellte eine schriftstellerische Tätigkeit, wie ich sie geübt habe, in gewisser Weise in Frage. Es verstand sich von selbst, daß in einer Schriftstellerei wie der meinigen solches berührt wurde, mit dem ich auch dienstlich

zu tun hatte. Nicht minder erhellt, daß ich, schriftstellerische Wege beschreitend, von der sella curulis herabzusteigen und mich gleich neben gleich unter die zu stellen hatte, mit denen ich debattierte. In diesem Doppelten steckte ein gewisses Risiko. Das zu riskieren kann nach der reinen Lehre der Bürokratie, und in diese war der Generalsuperintendent doch in gewisser Weise eingegliedert, als verboten angesehen werden. Ich aber habe das alles ignoriert, und mich bemüht, in der Weise meines Kampfes mich nie in Widerspruch zu setzen mit meiner amtlichen Stellung, daraufhin auch von den mit mir debattierenden Geistlichen erwartet, daß sie, bei ungebrochener Schärfe der sachlichen Kritik, in der Form ihrer Äußerung meiner Stellung würden Rechnung tragen — eine Erwartung, die auch nicht getäuscht worden ist. Mag hier und da einmal im Eifer die Grenze gestreift worden sein — eigentlich Ungehöriges ist mir nur ein einziges Mal von seiten eines jugendlichen holsteinischen Pastors entgegen getragen. Auch ist mir seitens der bürokratischen Hierarchie nie das Mindeste in den Weg gelegt worden, was ich um so dankbarer empfand, als ich mir gelegentlich nicht verhehlen konnte, daß meine Tätigkeit ihr unbequem war. Mir war dieselbe geradezu eine Ingredienz meiner Amtsführung. In Apenrade sagte mir ein älterer Lehrer: „Sie wollen überzeugen, nicht kommandieren.“ Das war der Eindruck, den meine Lehrer von meiner Führung der Schulaufsicht hatten. Auch in höheren Amtstellungen blieb in mir immer der Trieb lebendig: überzeugen, nicht kommandieren! Wohl wünschte ich durchzusetzen, was ich für richtig hielt, aber geistig, nicht mit Gewalt. Selbstverständlich läßt sich in der Stellung eines Vorgesetzten, namentlich aber in der Gliedschaft in einer Behörde, das Kommandieren nicht immer vermeiden. Auch verkannte ich nicht, daß auch in Zivilverhältnissen dem Kommando ein relatives Recht innewohnt, und so fand ich mich darein, daß auch ich davon nicht ganz frei bleiben konnte. Um so mehr aber hatte ich dann den Trieb, nicht hinter meiner Stellungsschanze zu bleiben, sondern ins freie Feld zu gehen, das auch frei zu vertreten, was ich amtlich gedeckt vertrat. Eben so wenig verkannte ich, daß eine Behörde als solche sich mit den ihr Nachgeordneten nicht auf eine Diskussion einlassen kann, aber in meinen Augen war die Stellung eines Generalsuperintendenten eine andere als die einer Behörde.

Das innere Muß, dergestalt auch in freier Weise meiner Kirche zu dienen, wurde verstärkt durch die Zeitlage, in der wir uns befanden. Wir hatten und haben, nicht zum erstenmal, aber heute vielleicht schärfer bewußt denn je zuvor, Strömungen in der „Theologie“ wie in der „Kirche“, die mit dem biblischen, mit dem geschichtlichen Christentum nur das gemein haben, was von die-

sem in die allgemeine Kulturentwicklung der Menschheit übergegangen ist. Wir kämpfen heute um Sein oder Nichtsein des Evangeliums, um Sein oder Nichtsein der Kirche. Eine Kirche ist nicht ohne autoritative Dogmen und unverbrüchliche Riten. Was heute nicht nur von manchen Laien, auch von manchen Pastoren unter Kirche verstanden und als Kirche gewollt wird, ist keine Kirche, sondern ein religiöser Zweckverband, ein allgemeiner Religionsverein, in dem es natürlich eine autoritative Wahrheit nicht gibt noch geben kann, weshalb die stärksten Gegensätze in ihr mit Recht als gleichberechtigt zu gelten haben. Die edelste Gestalt einer so verstandenen „Kirche“ hat der Heide in Schleiermacher in seinen „Reden“ gezeichnet. Daß ich diese hier zitiere, zeigt wohl, daß ich nicht herabsetzen will, nur klarstellen. Aber daß es so steht, wie ich hier sage, nicht sehen ist Blindheit oder Unklarheit, vielleicht, mehr oder weniger unbewußt, persönlich motivierte, wobei ich keineswegs nur an selbstlüchtige Motive denke.

Kurz, ich sah, wie die Dinge in der Wirklichkeit liegen. Ich sah sie in ihrer Tragweite. Und da sollte ich mich begnügen mit den mir von Amts wegen zustehenden bezw. obliegenden Äußerungen, mich begnügen mit dem mir amtlich zustehenden Einfluß auf allerlei behördliche Maßnahmen? Ich will niemanden herabsetzen, der das tut; ich richte nicht anderer Gewissen, aber ich konnte das nicht. Als junger Mann hatte ich, wie ich erzählte, den Wunsch, mit einzutreten in den großen theologisch-kirchlichen Kampf unserer Zeit. Damals glaubte ich das am besten zu erreichen, wenn ich Pastor würde in einer großen Stadt. Hierin lag unter richtigen Beobachtungen auch ein gut Stück Täuschung. Ich glaube wenigstens, daß ich auf dem Wege, den ich geführt wurde, viel tiefer in jenen großen Kampf hinein gestellt worden bin, als das auf dem selbstgewählten Wege je würde der Fall gewesen sein. Aber jenes Wünschen und Trachten kennzeichnet meine innere Stellung. Also: ich konnte nicht anders. Und wenn mir einmal — vielleicht unter dem Einfluß der bürokratischen Sphäre, in der ich lebte — die Frage auftauchte, ob auch ein Mann wie ich in eine Generalsuperintendentur hinein passe, so verstarb mir diese Frage immer wieder in meiner, wie ich glaubte, tieferen und richtigeren Erfassung dieses Amts. Gerade ein Generalsuperintendent soll m. E. nicht nur kirchenregimentlich leiten, geschweige denn nur den kirchlichen Betrieb in Gang halten, sondern auch selbst und persönlich sich einsetzen in dem geistigen Kampf um die große Sache, der er dient, selbstverständlich soweit, als er dazu das Zeug hat. Ultra posse nemo obligatur. Mit dieser Auffassung stand ich auch nicht allein, wenigstens damals nicht, als ich das Amt übernahm. Ich erzählte, wie günstig damals die Verhältnisse im preußischen Kultusmini-

sterium lagen. Sie haben nie wieder so günstig gelegen. In meinen damals im Ministerium je und je geführten Gesprächen, sei es mit dem Minister, sei es mit dem Ministerialdirektor, sei es mit einem Vortragenden Rat, war nicht selten Eigenart und Aufgabe eines Generalsuperintendenten Gegenstand der Unterhaltung. Was da seitens jener aus eigener Initiative geäußert wurde, stand wesentlich im Einklang mit meinem persönlichen Empfinden; es wies weg von den Quisquilien des normalen Verwaltungsbetriebs und hinein in freie geistige Wirksamkeit, in persönliches Wirken und Einflußüben. Und das war nicht etwa nur dieser Herren vielleicht unberechtigtes subjektives Meinen. Als im vorigen Jahrhundert in der altländischen Kirche die dortige Generalsuperintendentur errichtet wurde, geschah das e i g e n s z u dem Zweck, um ein Moment persönlicher Art, persönlicher, rein geistiger Wirksamkeit hineinzutragen in den technischen Verwaltungsbetrieb des staatlichen Kirchenregiments. Ich meine natürlich nicht, daß dabei an Schriftstellerei gedacht wurde, aber das glaube ich sagen zu dürfen: was damals der König wollte und ordnete, lag in der Linie, in der jene Herren sich äußerten und in der sich meine Auffassung der Generalsuperintendentur bewegt hat.

Aber noch ein Zweites möchte ich der eigentlichen Erzählung vorausschicken, ein Wort über meine Theologie, war doch meine Gesamtthätigkeit durch diese naturgemäß bestimmt.

Aus meiner Kindheit erzählte ich, daß die Märchen die Frage nach der Wirklichkeit des Berichteten in meiner Seele weckten und daß damit, daß diese verneint werden mußte, mein Interesse an den Märchen erlosch. Dieser Wirklichkeitsinn hat mir später dazu verholfen, trotz des Aufwachsens in kirchlicher Tradition das Menschliche in dieser zu erkennen. Meine Erlanger Lehrer förderten das. Hofmann lehrte „alte Wahrheit in neuer Weise“. Thomasius ging in der Christologie eigene Wege, um die griechische Christuskonstruktion in Einklang zu bringen mit dem Jesusbild des Evangeliums. Eine Schrift von Rahnis stach mir in meinem letzten Universitätsjahr den Star im Hinblick auf die heilige Schrift, ließ mich befreit und beglückt diese in ihrer Wirklichkeit erkennen. Wie ich von den scholastischen Elementen der lutherischen Abendmahlslehre aus als junger Pastor in die Gefahr geriet, auf theosophische Abwege zu geraten und wie ich im Verkehr mit meinem Bruder diese Gefahr überwand, habe ich droben erzählt. Hier erweitere ich das dahin, daß ich damit überhaupt frei wurde von der Scholastik. Meines Bruders Schriften über das Wesen und über die Wahrheit der christlichen Religion, die in den achtziger Jahren erschienen, waren für mich von besonderem Wert und das um so mehr, als sie in eine Richtung wiesen, nach der ich



(schon mea sponte tendierte<sup>1)</sup>). Wurde ich so durch gnädige Führung davor bewahrt, ein Knecht der Menschen zu werden „auf der Rechten“, blieb ich durch eine noch gnädigere Führung bewahrt vor der „auf der Linken“ üblichen Weltgebundenheit der Theologie. Gott hatte mich frühe hineinblicken lassen in die Tiefen des Evangeliums und ließ mich später die Schranken des menschlichen Erkennens ernsthaft gewahr werden, das letztere vornehmlich durch den Dienst seines Knechtes Kant, in dem ich bei offenen Augen für seine Schwächen den schärfsten Denker unseres Geschlechts verehere. Dergestalt erhielt bezw. empfing ich Augen für den Unterschied zwischen dem Gebiet des Wirklichen und dem des verstandesmäßig Erkennbaren. Ich lernte die vulgäre, mit Naturgesetzen und derartigem arbeitende Bibelkritik richtig einzuschätzen, in dem Rausch der religionsgeschichtlichen Forschung nüchtern zu bleiben und die engen Schranken der Religionspsychologie nicht zu übersehen. Der doppelte Wirklichkeitsfönn, d. i. der beides für das Göttliche wie für das Menschliche in unserem theologisch-kirchlichen Bestand rege Wirklichkeitsfönn verhalf mir zu einer Freiheit des Urteils, und mit dieser Freiheit zu einem so weitgehenden Verständnis für andere, daß ich meinen theologisch-kirchlichen Freunden öfter einmal verdächtig wurde, was mich aber nicht anfocht. Ich lernte eine Treppe höher steigen, d. h. hinaufsteigen über die eigene Ueberzeugung und so gleichsam von einer höheren Warte aus auf den Kampfplatz hinabzuschauen, auf dem ich selbst mit den anderen

---

<sup>1)</sup> Nach meinem Urteil haben diese Schriften, wie viel sie auch beachtet wurden (ohne sie wäre er schwerlich auf den Berliner Lehrstuhl berufen worden), doch nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen; namentlich in den Kreisen konfessionell lutherischer Theologie, d. h. solcher, die von der lutherischen Reformation, nicht vom lutherischen Epigonentum geprägt sind, haben sie Anspruch auf ernste Wertschätzung, wie denn auch lutherische Augen, die seine Schrift lesen können, die lutherischen Züge in der Dogmatik meines Bruders trotz ihres allgemein lautenden Titels schwerlich verkennen werden. Daß ich trotzdem auch meinem Bruder gegenüber bei aller Dankbarkeit für wertvolle Beeinflussung meine Selbstständigkeit bewahrt habe, wissen Kundige. Meines Bruders Zentralinteresse war die Theologie, mein Zentralinteresse die Kirche. Theologisch habe ich von ihm, kirchlich hat er von mir gelernt, beides in den Schranken, daß wir beide selbstdenkende Männer sind. Meine theologische Stellung hat gerade auch in Abweichung von der seinigen ihren klarsten Ausdruck gefunden in meinen Aufsätzen über „den wissenschaftlichen Charakter der Theologie“ in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 1916. Die für mich grundlegende Scheidung der internen und der externen Aufgabe der Theologie stimmt vorzüglich zu den Grundgedanken meines Bruders, ist aber nicht aus diesen erwachsen, sondern aus meiner Forderung einer theologischen Methode für die interne Aufgabe. Ob ihre externe Aufgabe so zu lösen ist, wie mein Bruder will, unterliegt bei mir dem Zweifel. Ich schlage andere Wege ein. Ich gestatte mir, hier erneut die Aufmerksamkeit auf die erwähnten Aufsätze hinzulenken; ich glaube, daß sie geeignet sind, manchem Theologen zur Klärung und Festigung zu dienen.

tritt. Ja, ich ging in dem so gewonnenen Verständnis für andere so weit, daß ich ihre Begeisterung für ihre Sache voll verstand. Das führte mich aber nicht in eine nichts Festes kennende Flachheit, sondern in die letzte Tiefe; das machte mich nicht zu einem schwankenden Rohr, sondern festigte mich in meiner Position, die ihr A und O hatte und hat in der Person unseres Herrn Jesu Christi. Aber nicht in dem Sinn des fast fanatischen Satzes: Ohne Christum wäre ich Atheist. Ich meine sogar, daß in unserem natürlichen Erkennen sich trotz allem Züge finden, die auf gewisse Elemente des christlichen Gottesbegriffs hinführen, freilich nicht auf seine eigentliche Fülle (der Vater) und auch jenes nur so, daß da alles über ein Möglich, vielleicht ein Wahrscheinlich nicht hinauskommt, sondern in dem Sinn, daß in meinen Augen alle so gar verschiedenen Versuche, das Christentum in die Kette des Natürlichen eingegliedert zu fassen, immer wieder scheitern an der Person Jesu. Ich kann es vertragen, das Menschliche in der Ueberlieferung von ihm zu sehen; ich erlebe immer wieder die durch dieses alles hindurchbrechende, von ihm selbst geprägte Gewißheit: hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels; hier ist, was alles Denken übersteigt; hier stehen wir vor dem kündlich großen Geheimnis: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst. Und von da aus lerne ich, was Theologie ist, etwas ganz anderes als Religionswissenschaft; von da aus lerne ich, was Kirche ist, etwas ganz anderes als ein religiöser Zweckverband oder allgemeiner Religionsverein; von da aus lerne ich beides, daß die armen Formeln unserer überlieferten Dogmatik dieses gottselige Geheimnis nicht fassen, wie, daß es diese gesegneten Formeln sind, die es bewahren.

Gelegentlich habe ich erlebt, daß man versuchte, die von mir vertretene Theologie als eine Art Vermittlungstheologie zu deuten. Keine Deutung konnte falscher sein. Meine Theologie ist echt konfessionelle Theologie. Wie ich die immer wieder auftauchende und sich als die wahre Höhe repräsentierende Mischung von Theologie und Philosophie radikal ablehne, so lehne ich auch alle Vermittlungstheologie ab. Die hochberühmte Vermengung von Theologie und Philosophie produziert durchweg eine lendenlahme Theologie und eine Talmi-Philosophie. In der Vermittlungstheologie wird auf beiden Seiten allerlei abgebrochen, um Nicht-Zusammengehöriges zusammen zu flicken. Meinen Bruder hörte ich einmal sagen, man müsse die Orthodogie im Namen des Glaubens und den Liberalismus im Namen der Wissenschaft bekämpfen, was bekanntlich das gerade Widerspiel dessen ist, was die Vermittlungstheologie betreibt. Cum grano salis verstanden ist dieses Wort richtig. Es erinnert mich an ein anderes aus seinem Munde. Wenn ich den Orthodoxen als ein arger Reher und den Liberalen

als ein finsterner Schwarzer erscheine, dann werde ich wohl so ungefähr in der richtigen Spur sein. —

In dreifacher Weise habe ich mich schriftstellerisch betätigt, in der Mitarbeit an Kirchenzeitungen wie in der an wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich aber, was ich nicht gedacht, in Abfassung eigener Schriften.

Vorzugsweise schrieb ich in kirchlichen Blättern — nur ausnahmsweise einmal in politischen — und zwar nicht nur in solchen „meiner Partei“. Ich befolgte, wenn ich nicht aus eigener Initiative schrieb, den Grundsatz, in dem Blatt zu schreiben, in dem das, was zu schreiben mich veranlaßte, zur Sprache gekommen war<sup>1)</sup>. Ich bin, mir zum Schaden wie zum Vorteil, niemals recht eigentlich das gewesen, was man einen Parteimann nennt. Ein eigentliches Parteiorgan habe ich daher auch nie gehabt. Wohl aber gab es Zeitungen, in denen ich als den mir nächststehenden vorzugsweise schrieb, so dann immer, wenn ich von mir selbst aus etwas zur Sprache zu bringen wünschte.

In unsern heimischen Verhältnissen stand ich bis zum Kriege dem Kirchen- und Schulblatt nahe. Dieses war insofern von seinem Ursprung her kein Parteiblatt, als es das Eigentum des jeweiligen Redakteurs war. Es hat wie eine positive so auch eine liberale Periode gehabt. Als es aber auf diesem Wege freier Uebertragung in die Hände von Pastor Bruhn-Glensburg gekommen war, wollte dieser die positive Zukunft des Blattes sichern und übermachte das Blatt zu diesem Zweck der schleswig-holsteinischen Pastoralconferenz. Ihr Moderamen bestellte hinfort den Redakteur. In einer Reihe von Jahren war ihr Ermählter der Pastor Andersen-Glensburg, der spätere Antiklerikus. Dieser war den Liberalen ein Dorn im Auge. Jüngere Geistliche traten zusammen, um sich ein eigenes Kirchenblatt zu schaffen. Die Professoren Titius und Baumgarten hatten ihnen ihre Unterstützung zugesagt. Als ich davon erfuhr, versuchte ich das zu hindern. Ich wünschte keine Verschärfung der Gegensätze, keine umgrenzte Parteibildung in unserer Landeskirche, dem entsprechend, daß wir auf unserer Landessynode keine fixierten Fraktionen hatten. Ich, obwohl ich kein Freund des Vertuschens war, hielt das unter den bei uns vorliegenden Verhältnissen für das Bessere. Daß die Gründung eines eigenen, wesentlich liberalen Organs, zu der, wie ich billiger Weise nicht leugnen konnte, das Kirchen- und Schulblatt als orthodoxes Organ einen gewissen Anlaß gegeben hatte,

---

<sup>1)</sup> Trotz dieser Weitherzigkeit habe ich eine Aufforderung, in den Kreis der Mitarbeiter einer Zeitschrift einzutreten, die ausgesprochen nicht auf dem Boden der Offenbarung stand, abgelehnt, nicht ohne mit einem gewissen Staunen unter den Mitarbeitern Namen von Männern zu lesen, die auf der Rechten mehr Kredit hatten als ich.

eine Verschärfung, vielleicht eine eigentliche Parteibildung herbeiführen könnte, ließ sich nicht wohl übersehen. Ich hatte gehört, daß Andersen redaktionsmüde sei. Da ging ich zu Professor Titius, legte ihm meine Bedenken dar und sagte ihm, daß ich, wenn man mir Zeit ließe, versuchen wolle, einen Redaktionswechsel herbeizuführen. Titius war einverstanden. Baumgarten schloß sich ihm an. Sie wirkten auf ihre jungen Freunde dahin ein, daß das Erscheinen des Blattes um ein Quartal verschoben wurde. Ich wandte mich jetzt an das Moderamen der Pastoralkonferenz, wies darauf hin, daß Andersen redaktionsmüde sei, und riet, für einen der gegenwärtigen Lage entsprechenden Redakteur zu sorgen, bei dessen Beschaffung ich zu helfen versprach. Man erwiderte mir aber, man wolle den verdienten Pastor Andersen nicht fahren lassen; die Liberalen möchten nur versuchen, ein eigenes Blatt zu gründen. Ich hatte den Eindruck, man wolle es „meinem schwächlichen Vermitteln“ gegenüber nicht an Festigkeit und Bekenntnisfreudigkeit fehlen lassen. Daß ihnen hier eine günstige Lage geboten wurde: Beibehaltung eines gemeinsamen Organs von Sprechsaalcharakter, dessen Redakteur zu bestellen ihr Vorrecht blieb — das sahen sie nicht. Kurzsichtigen Leuten ist nicht zu helfen. Das neue Blatt erschien. Es war von Anfang an besser redigiert und sammelte mehr geistige Kräfte um sich als das alternde Kirchen- und Schulblatt. Auch die unter den Jüngeren, die, obwohl modern gebildet, doch wesentlich positiv gerichtet waren, schlossen sich lieber jenem an als diesem. Das Kirchen- und Schulblatt, zum Teil aus Pietät gehalten, sank. Im Herbst 1914 schied auch ich nach vierzigjähriger Mitarbeit aus dem Kreis seiner Mitarbeiter. Nicht aus eigener Initiative. Im Organ des Pastorenvereins war eine schiefe Darstellung der Entstehung des Pfarrbesoldungsgesetzes erschienen. Die forderte eine Berichtigung. Der Redakteur des Kirchen- und Schulblatts hatte um eben diese Zeit beweglich um Mitarbeit auch in der Kriegszeit gebeten. Diesem Doppelten zu entsprechen gab ich eine kurze Darstellung, wie das Gesetz wirklich entstanden sei, und sandte sie dem letzteren. Dieser, ein trefflicher Mann, gab sie mir im Einvernehmen mit dem Moderamen als zur Zeit zum Abdruck nicht geeignet zurück. Ich hielt den von der Redaktion angegebenen Grund, in dieser großen Zeit dürfe man im Kirchen- und Schulblatt nicht Behaltsfragen erörtern, nicht für stichhaltig; man verwechselte einen historischen, besonders veranlaßten Bericht über Vergangenes mit dem Anschneiden der Frage einer zu erstrebenden Behaltserhöhung. Ich legte dann, um mich nicht allein auf mein Urteil zu verlassen, den Aufsatz einem von mir als besonders urteilsfähig beurteilten Freunde mit der Bitte um rücksichtslose Kritik vor. Als dieser mir rückhaltlos zustimmte, legte ich den Auf-



sah ins Pult und schied stillschweigend aus. Eine Wiederholung des Erlebten zu riskieren, war mir meine Zeit zu wertvoll. Dabei verschwor ich jedoch nicht, je wieder in diesem Blatt zu schreiben, aber die eigentliche Mitarbeit war mir verleidet. Zweifellos ist es Recht und Pflicht einer Redaktion, ungeeignet Erscheinendes fern zu halten, aber die Bestimmung der Bedingungen, unter denen einer mitarbeitet, steht ebenso zweifellos diesem zu.

Inzwischen war — von jenem Vorgang gänzlich unabhängig — auf meine Veranlassung ein ganz anderes Blatt auf den Plan getreten. Ich hatte auf unserer Synode beobachtet, wie auch kirchlich interessierte Synodale oft ganz ununterrichtet waren in Fragen, in denen sie mit entscheiden sollten, und nun öfter nicht recht wußten, wie sie zu entscheiden hätten. Galt solches schon von den Synodalen, es galt erst recht von Kirchenältesten und Gemeindevertretern. Das legte es mir nahe, ein Organ zu schaffen, das namentlich auch in den Kreisen dieser Männer verbreitet werden sollte, und in dem am liebsten von ihnen selbst Fragen zur Sprache gebracht werden sollten, die ihnen in ihrer kirchlichen Stellung nahe lagen. Alles Theologische als solches sollte den bestehenden Blättern überlassen bleiben. Als Praktikus sagte ich mir aber, daß ein regelmäßiges Blatt nicht lediglich mit jener Diskussion sich füllen lasse und machte deshalb zur Grundlage desselben eine Rundschau auf kirchlichem Gebiet, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie dem schleswig-holsteinischen. Ich ging dabei zugleich von der Absicht aus, durch Mitteilung dessen, was in  $\gamma$  geschah, den Männern zu  $\eta$  stillschweigend die Frage nahe zu legen: Wäre das nicht etwas auch für uns? Dabei sollte diese Rundschau zugleich ein Sprechsaal sein für die Geistlichkeit, d. h. also: ein auf kirchliche Fragen beschränkter Sprechsaal. Einen solchen hatten wir nicht mehr, seitdem neben dem Kirchen- und Schulblatt das Kirchenblatt aufgetaucht war. Die Fragen der sogenannten Richtungen sollten hier ausgeschlossen bleiben wie auf der Synode selbst. Gefordert wurde parlamentarischer Ton. Nachdem diese Zeitschrift ins Leben getreten war unter dem Titel: Landeskirchliche Rundschau, habe auch ich nicht selten in derselben geschrieben. Das Schifflein hat dann seinen gewiesenen Kurs nicht steuern können, ohne hier und da auf Parteiklippen zu stoßen und daran einen gewissen Schaden zu nehmen. Immerhin hat es seinen Kurs eine gute Weile ganz fröhlich und nicht ohne Nutzen inne gehalten, bis die Kriegswogen mit den beiden anderen Blättern auch dieses verschlangen, und ein gemeinsames Blatt entstand, das sich wesentlich in der Bahn der Rundschau bewegte. Dabei ist es dann nicht geblieben, aber das Weitere gehört nicht in den Rahmen dieser Schrift.

Unter den Organen größeren Stils, die in weitere Kreise

drangen, ist es vorzugsweise die Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung gewesen, der ich mich für meine Veröffentlichungen bedient habe. Schon als Pastor in Apenrade war ich ihr eifriger Leser. Schon in meiner Schulratszeit habe ich in ihr geschrieben. Ihr regelmäßiger Mitarbeiter bin ich geworden, als ich der Allg. ev.-luth. Konferenz, deren vornehmstes Organ sie ist, näher trat und bin das heute noch. Zu der Redaktion derselben habe ich durchweg in den angenehmsten Beziehungen gestanden, und es hat mir nie an Zeugnissen gefehlt, daß meine dort veröffentlichten Aufsätze Beachtung fanden. Ein hervorragender Jurist Süddeutschlands und ein hervorragender, nichtschleswig-holsteinischer Theologe Norddeutschlands haben mir gelegentlich, wiewohl sie sich persönlich nicht kannten, mit fast den gleichen Worten gesagt: „Wenn ich Ihren Namen unter einem Aufsatz sehe, lese ich ihn stets“. Und als ich, nachdem der Sturm wegen meiner Schrift über den Mittler gegen mich inszeniert worden war, zufällig längere Zeit in dieser Zeitung nicht geschrieben hatte, bekam ich von persönlich unbekannter Hand aus Amerika einen Brief, in dem ich gebeten wurde, doch die Mitarbeit an der Zeitung nicht aufzugeben; „Wir lesen hier mit lebhaftem Interesse, was Sie schreiben.“ Ich habe infolge solcher Äußerungen nicht einen Aufsatz mehr geschrieben, aber jene Äußerungen haben dazu gedient, daß ich, wenn ich schrieb, es um so freudiger tat.

Daß ich durch diese Tätigkeit gelegentlich einmal in einen Konflikt geriet, war wohl nicht zu vermeiden. Am kräftigsten geschah das, als ich in der Kirchenzeitung 1914 die Frage aufgeworfen hatte, ob sich unter uns nicht eine „andere Religion“ durchzusetzen suche. Ich warf diese Frage auf. Mehr nicht. Daraus entstand unter der Führung des in Zorn geratenen D. Rade ein Kampf, dem dann der ausbrechende Krieg ein Halt gebot<sup>1)</sup>. In der von mir aufgeworfenen Frage stellte ich eine Wahrheitsfrage. Ich hatte in der Diskussion vorgeschlagen, um meine Zweifelsfrage zu überwinden, sachlich zu zeigen, worin die für Rähler und Jatho (beide waren gestorben) gemeinsame, christliche Religion bestehe. Rade fand den Vorschlag nicht übel, aber niemand hat den gewiesenen Weg beschritten, auch er nicht. Warum wohl nicht? Statt dessen setzten meine Gegner die Wahrheitsfrage um in eine Gefinnungsfrage, Rade voran. Und nicht nur das. Sie, wieder Rade voran, redeten gelegentlich von meinem Vorgehen so, als hätte ich alles, was theologischer Liberalismus heißt, für eine

<sup>1)</sup> Wenigstens ich schwieg von da an. Meine Gegner nahmen es mit dem Burgfrieden nicht so genau. Als dieser infolge der Ausdehnung des Krieges allmählich so gut wie in die Brüche gegangen war, gab ich in Nr. 49 der Kirchenzeitung (1916) in einem „Rückblick“ eine kurze abschließende Darstellung.

„andere Religion“ erklärt, wiewohl ich in der Diskussion das ausdrücklich abgelehnt hatte. Aber auch das ist jetzt versunken.

Meine Mitarbeit an wissenschaftlichen Zeitschriften war eine beschränktere, wiewohl sie die erste war, die ich übte. Ich hatte als Examenskandidat in meiner lateinischen Abhandlung den Versuch gemacht, die Kenosislehre meines Lehrers Thomasius weiter zu bilden. Ich erfuhr, daß Bischof Koopmann sich erfreut ausgesprochen hatte über diese Arbeit. Das führte zu einem Gespräch zwischen uns und weiter zu dem Entschluß, sie deutsch zu bearbeiten. Das tat ich auf Raftorf, nachdem ich mich in meine dortige Aufgabe eingelebt hatte. Ich veröffentlichte die Arbeit in der damals von Rudelbach und Guerike herausgegebenen Zeitschrift. Heute würde ich eine Arbeit wie diese nicht schreiben können. Damals war meine gährende Theologie noch nicht frei von Scholastik. In den Kreis der Mitarbeiter an der Zeitschrift für Theologie und Kirche einzutreten, was mir später nahe gelegt wurde, konnte ich mich nicht entschließen, wiewohl ich sie fleißig las und manche dort mitarbeiteten, denen ich geistig nahe stand. In den letzten Jahren habe ich in beschränkter Weise mitgearbeitet an der Neuen kirchlichen Zeitschrift. Die Veröffentlichung von Aufsätzen in solcher Zeitschrift sichert denselben sofort einen größeren Leserkreis — das ist der Vorteil. Aber der Nachteil hinkt hinterher. Hernach sind sie gewissermaßen in solcher Zeitschrift begraben. Sätten wir normale Verhältnisse, würde ich dem Verlag den Vorschlag machen, einige derselben gesammelt als Broschüre zu veröffentlichen.

Die erste selbständige Schrift, die ich veröffentlichte (1880), erschien in dänischer Sprache. Als ich Apenrade verließ, wurde ich aus der Gemeinde heraus gebeten, meinen getreuen Zuhörern eine kleine Sammlung von Predigten zu hinterlassen. Das geschah. Ich machte es so, wie seinerzeit Henrik Steffens. Wiewohl er des Deutschen völlig mächtig war, ließ er doch alle seine Schriften vor dem Druck von einem Nationaldeutschen sprachlich durchsehen. So gab ich, wiewohl des Dänischen mächtig, meine „Femten Prækenen“ dem Vorsteher der dänischen Privatschule in Apenrade vorher zur sprachlichen Durchsicht, die er mir bereitwillig gewährte.

Die erste größere Arbeit, ja bisher die größte, die ich veröffentlichte (1892), war meine vor dem Krieg in sechster Auflage erschienene „Auslegung des lutherischen Katechismus“. Als ich Pastor wurde, kannte ich den Katechismus nicht anders als jeder, der einmal auf einer höheren Schule ihn gelernt hat. Nun ich aber in ihm zu unterrichten hatte, fing ich an, ihn zu studieren, sah mich um nach guten oder als gut gerühmten Bearbeitungen des Katechismus und suchte mir unter deren Beistand ein eigenes Verständnis des Katechismus zu bilden. Was ich so erarbeitet

hatte, faßte ich in eine nur für den eigenen Gebrauch geschriebene Katechismusauslegung zusammen. Da geschah es dann wohl, daß solche, die mich katechesieren hörten, mich baten, mein Katechismusverständnis im Druck zu veröffentlichen. Ich aber dachte daran so wenig wie an eine Veröffentlichung der Kommentare, die ich mir für meine Bibelfstunden zu einigen biblischen Büchern geschrieben hatte. Aber angesichts der Praxis, die mir dann, namentlich auch als Schulrat, in den Schulen begegnete, drängte sich mir mehr und mehr der Gedanke an die gewünschte Veröffentlichung auf. Das Interesse, das mich dabei leitete, war dies: dem Katechismus, der durch und durch ein Religionsbuch ist, in unseren Schulen zu einer entsprechend religiösen statt zu einer theologisierenden bezw. dogmatisierenden Behandlung zu verhelfen, religiös selbstverständlich im Sinn der Schrift. Davon aber konnte keine Rede sein, jetzt einfach die Auslegung drucken zu lassen, die ich mir für meinen Privatgebrauch ausgearbeitet hatte. Wollte ich als Lehrer anderer auftreten, hatte ich zuvor dem Katechismus ein allseitigeres und tiefer dringendes Studium zuzuwenden als bisher. Dazu kam ein Zweites. Schon vorher hatte ich mich um die Erkenntnis des Ursprungs des Katechismus wie der Geschichte seiner Auslegung bemüht, weil ich unwillkürlich das Bedürfnis hatte, das, mit dem ich fort und fort arbeitete, nach Ursprung und Geschichte zu kennen. Auch das hatte ich jetzt zu vertiefen. Endlich war ich mehr und mehr dahinter gekommen, daß Luthers Katechismus von Luthers, namentlich von seinen katechetischen Schriften aus verstanden sein wolle. Diesen wandte ich daher jetzt ernste Aufmerksamkeit zu.

So entstand meine „Auslegung“, nicht, wie ich glaube sagen zu dürfen, ein aus zehn anderen zusammengeschriebenes Buch, sondern eine wirkliche, auf eigenem Studium beruhende Auslegung, in der ich fort und fort Rechenschaft gebe für die Auslegung, die ich biete. In der Folge der Auflagen habe ich durch sorgfältige Beachtung aller wertvollen Erscheinungen auf diesem Gebiet mein Buch als Gegenwartsbuch erhalten. Hinzu kam immer erneute theoretische Erwägung und praktische Erprobung. Daraus hat sich ergeben, daß die neueste Auflage ein erheblich anderes Buch bietet als die erste, wiewohl die Grundauffassung und die Art der Behandlung sich gleich geblieben sind <sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Reiner hat meine Katechismusarbeit einer so eingehenden Besprechung unterzogen wie Baumgarten, selbstverständlich einer kritischen, der ich mich aber doch nur freuen konnte. Die Mißverständnisse wies ich zurück und meine Position ihm gegenüber verteidigte ich in Gegenartikeln, die er selbst später als ein Muster der Polemik charakterisierte.

Daß es zu einem Bruch zwischen Baumgarten und mir, die wir in seinen ersten Kieler Jahren freundschaftlich verkehrten, gekommen, haben



Meine „Auslegung“ ist nicht für jedermann brauchbar. Lehrer, die eine Eselsbrücke wollen für den Unterricht, habe ich gewarnt vor dem Gebrauch. Wiewohl ich nach der Begründung meiner Auslegung diese in einer Form gebe, die sich in ein Lehrgespräch umsetzen läßt, so geschieht das doch so, daß der Lehrer in die Sache hineingeführt wird, ihm aber überlassen bleibt, die Ausföhrung in Berücksichtigung der geistigen Stufe seiner Schüler selbständig zu gestalten.

Ein Buch für Lehrereanstalten ist das Buch nicht, ist auch als solches kaum verwandt worden, wohl einmal in einer Brüderanstalt. Daß das Buch auch in dieser zur Verwertung gekommen ist, ist mir eine besondere Freude gewesen. Das Buch ist weit verbreitet. Als ich einmal meinen Verleger ersuchte, mir die deutschen Städte aufzuschreiben, von denen aus es gefordert werde, sagte er mir, er müsse dann die Mehrzahl der deutschen Städte — selbstverständlich der bedeutenderen — aufschreiben. Auch in Skandinavien hat es Eingang gefunden, und ein eigentümliches Schicksal hat es in Amerika erlebt. Ein schleswig-holsteinischer Geistlicher, der in Amerika Gefängnisgeföhrung studierte, fand in einer amerikanischen Zeitung eine Annonce des Inhalts: The catechist's Handbook. Based on the catechismus of D. Theodor Kaftan. Diese Zeitung schickte er mir und ich verschaffte mir das Buch. Aus der Vorrede erkannte ich seinen Ursprung. Ein Lehrer an einem amerikanischen Predigersseminar hatte seinen Vorlesungen über den Katechismus meine Auslegung zu Grunde gelegt. Seine im Pfarramt stehenden Schüler hatten ihn später gebeten, ihnen das mündlich Vorgetragene gedruckt zu geben. So war das Buch entstanden. Das Buch ruht in der Tat wesentlich auf meiner Auslegung, deren Resultate es aufnimmt. Der Verfasser sagt das

manche auf seine Kritik meines Katechismus zurückgeföhrt. Das ist völlig falsch. Der Bruch war schon vorher eingetreten. Baumgarten, in dem ein liberaler Pietist und ein kirchenpolitischer Agitator sich begegnen, ließ in seinen ersten Jahren alles Agitatorische zurücktreten; er bemühte sich, mit uns allen im Frieden zu leben — bis ihm der Agitator in ihm keine Ruhe mehr ließ. In der Januarnummer seiner „Monatschrift für die kirchliche Praxis“ 1901 schrieb er gelegentlich einer Besprechung Vöpschlags: „Und dann fehlten in den Zielen dieses Kirchenpolitikers bei allen Kämpfen für gesundes, weit offenes Landes- und Volkskirchentum, für die große und deutsche Kirche zwei uns wesentliche: einmal die Befreiung der Christenheit aus der Knechtung unter das Urchristentum und die Reformationstheologie (von mir unterstrichen) usw.“ Das konnte verschieden verstanden werden. Ich fürchtete ein arges Verständnis als zu grunde liegend. Ich bin dann offen und ehrlich zu Baumgarten gegangen, mit ihm selbst diese Äußerung zu besprechen. Das ergab in aller Ruhe den Bruch. Seitdem setzte ich keinen Fuß mehr in seine Gottesdienste und nahm ihm gegenüber eine reservierte Haltung ein.

selbst. Um so merkwürdiger war mir, daß er einem Mann, dessen Arbeit er so weitgehend benutzte, nichts davon mittheilte. Mir konnte es nur zur Freude gereichen, daß meine Arbeit solche Verwendung fand.

Die nächste Schrift, die ich veröffentlichte, war „Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart“. Erwachsen ist sie aus dem Streit um das Apostolikum. Harnack hatte ihn von neuem inszeniert <sup>1)</sup>. Mich hatte die Frage des Apostolikums vielfach beschäftigt. Ich kannte die Geschichte seiner Entstehung, so weit sie damals erforscht war, damit auch seine zeitgeschichtliche Bedingtheit. Andererseits würdigte ich das Apostolikum nicht nur als die geschichtliche Größe, die es ist, sondern auch als das unveräußerliche älteste Bekenntnis unseres christlichen Glaubens, unveräußerlich insofern, als es diesen Glauben als einen solchen kennzeichnet und wahr, der nicht aus Spekulation erwachsen, noch aus frommen Gefühlen erschlossen, sondern in geschichtlicher Offenbarung gegründet ist. Von da aus erwuchs mir der Trieb, dem Geschlecht unserer Tage, soweit ich an dasselbe herankommen konnte, das Apostolikum so zu deuten, so fest und frei, wie es einem Lutherischen eignet und gebührt. Im Verlauf der Arbeit wurde mir klar, daß man das Apostolikum, so, wie ich es wollte, nicht recht vertreten und zum Verständnis bringen kann, ohne über die Eigenart des christlichen Glaubens überhaupt zu reden und seine Stellung im geistigen Gesamtleben der Gegenwart aufzuzeigen. So entstand diese zweite Schrift <sup>2)</sup>.

Näher als die Fragen der Theologie, wie nahe immer auch diese mich berührten, lagen mir die Fragen der Kirche. Schon als Pastor in Apenrade hatte ich innerlich gerungen mit der Frage,

<sup>1)</sup> Ich lernte Harnack kennen, als er noch Privatdozent in Leipzig war und gewann lebhaftes Interesse für ihn. Als seine Dogmengeschichte erschien, las ich sie mit derselben Spannung, wie eine Dame einen Roman, dankbar für allerlei Verständnis, das er mir erschloß. In seinen Anfangsjahren in Berlin habe ich noch gelegentlich mit ihm verkehrt, später nicht mehr. Harnack ist m. E. geistig überschätzt worden, ohne daß ich seine Verdienste verkenne, und christlich unterschätzt worden. In Harnack steckten trotz alles Freisinn's stark christliche Züge, ein Erbe aus dem Vaterhause. Für sein „Wesen des Christentums“ bin ich seinerzeit nach dieser Seite hin eingetreten. Den Satz, der Sohn gehöre nicht ins Evangelium, verstand ich von der ersten Lektüre an in dem Sinn, in dem er später selbst ihn gedeutet hat, nämlich „weil er selbst das Evangelium ist“. Harnack war schon früher einmal im Begriff, dem Apostolikum gegenüber den Kriegspfad zu beschreiten, gedrängt von Klagen etlicher Studenten. Er kam zu meinem Bruder, bei dem ich damals beschuchsweise mich aufhielt. Von meinem Verständnis Harnacks aus sagte ich ihm: „Sie können das, was Sie im Grunde wollen, nicht unglücklicher aufziehen als in der Form eines Kampfes wider das Apostolikum.“ Damals war er der Warnung zugänglich. Später schoß er dann doch los.

<sup>2)</sup> Jetzt in der dritten Auflage ausverkauft.

inwieweit eine Größe wie die Kirche Jesu Christi in dem großen Mischmasch einer Volkskirche ihre rechte Verkörperung finde. Aber zu irgend einem Bruch kam es nicht. Mich hielt zum Teil meine Liebe zum Volk. Als ich dann Generalsuperintendent geworden und mein Blick tiefer hineindrang in den ganzen staatskirchlichen Betrieb, ging meine Zuversicht zu der Landeskirche zwar nicht bis dahin in die Brüche, daß ich an der Landeskirche verzagte, aber mir wurde immer klarer — auch die Entwicklung unserer Verhältnisse trug dazu bei —, daß die Landeskirche bei allem Wert, den ich ihr immer noch zuschrieb, auf die Dauer doch nur unter gewissen Bedingungen haltbar sei, nämlich den beiden, daß einerseits die Duldung auflösender Theologie gewissen Grenzen unterliege, andererseits ihre Gestaltung und Verwaltung einer Reform unterzogen werde, für die ich Ansätze in der bisherigen Entwicklung zu erkennen glaubte. Auch drängte sich mir auf Grund meiner Erfahrungen und Beobachtungen allerlei auf, das ich meinen Brüdern im Amt über die Arbeit der Landeskirche zu sagen wünschte. Das alles miteinander verdichtete sich in meiner Seele zu dem Trieb, eine Schrift zu unserer kirchlichen Lage zu verfassen. So entstanden die Vier Kapitel von der Landeskirche.

Ich schrieb diese Schrift als ein verständiger Kirchenmann, d. h. als ein solcher, der klare Ziele hatte, aber diese unter voller Berücksichtigung des unter den damaligen Verhältnissen Möglichen verfolgte. Ein liberaler Professor, der eine gewisse Sympathie für mein Bemühen hatte, meinte, ich verführe nicht radikal genug. Ich aber wollte weder theologische Konstruktionen bieten, noch eine Revolution vorbereiten, sondern Wege zeigen, auf denen wir praktisch weiter kommen könnten — zu einer Gestaltung der Landeskirche, die einerseits ihre Dauer verbürge, andererseits ihren Wert zur Vollgestaltung kommen lasse.

In diesem Sinn setzte ich mich ehrlich auseinander mit dem geistlichen Widerspruch gegen die Landeskirche, erörterte ernsthaft die richtigen Beziehungen von Kirche und Staat und wies der kirchlichen Arbeit die mir heilsam erscheinenden Wege.

Das Buch wurde in weiten Kreisen beachtet. Nach wenigen Jahren wurde eine zweite Auflage begehrt. Hier und da begegnete ich seiner Spur in der einschlägigen Literatur. Auch in regierenden Kreisen wurde es gelesen, aber daß ihm irgendwie praktische Folge gegeben wurde — davon zeigte sich keine Spur. Die Bürokratie, ihrer Unererschütterlichkeit gewiß, wurstelte weiter.

Wenige Jahre später (1905) erschien die *Moderne Theologie des alten Glaubens*. Ich stand eines Abends in einem gräßlichen Salon nach einem Diner plaudernd mit meinem Freunde Rendtorff, dem jetzigen Professor der praktischen Theo-

logie in Leipzig, in einer Zimmerecke. Wir, beide am geistigen Ringen der Zeit lebhaft interessiert, unterhielten uns über die theologische Zeitlage. Im Bemühen zu formulieren, was wir brauchten, entfuhr mir das ohne Reflexion geborene Wort von einer modernen Theologie des alten Glaubens. Seitdem ließ mich dieses Wort nicht los, bis ich selbst den Versuch machte, Grundgedanken einer solchen Theologie vorzutragen. Ich glaubte das am besten auf dem Wege zu tun, daß ich versuchte, den alten Glauben in seinem Kern zu erfassen und zu zeigen, daß mit ihm das Christentum stehe und falle, daß ich mich bemühte, den Begriff einer modernen Theologie zu klären und zu zeigen, daß der alte Glaube solche moderne Theologie fordere.

Ungefähr um dieselbe Zeit kam die „moderne positive Theologie“ auf. Man kann unter diese Bezeichnung alle theologischen Bemühungen zusammenfassen, die sich einerseits auf die geschichtliche Offenbarung gründen, andererseits darauf gerichtet sind, diese nicht in der Weise und mit den Mitteln der Vergangenheit sondern der Gegenwart zu erfassen. Unter eine so verstandene moderne positive Theologie fiel selbstverständlich auch ein Versuch wie der meinige. In diesem Sinn war die modern-positive Theologie überhaupt nichts Neues. Das aber, was damals unter diesem Namen aufkam, war etwas Spezifisches. Es war der Name einer Schule, die sich um Seeberg zu sammeln begann. Natürlich nahm ich, als ich von ihr erfuhr, Kenntnis, aber nicht ohne einen starken Eindruck davon zu empfangen, daß meine moderne Theologie des alten Glaubens „einen anderen Geist“ habe. Das schienen auch die Anhänger jener Schule zu empfinden. Wenigstens begegneten gerade sie mir mit auffallender Unfreundlichkeit. Heute hat sich diese modern-positive Schule aufgelöst.

Zu meiner Schrift nahmen hervorragende Vertreter verschiedener theologischer Strömungen das Wort. Ich hatte eine Fülle von Veranlassungen, auf einzelnes näher einzugehen. Schon nach Jahresfrist erschien die zweite Auflage. In Schweden tauchte der Wunsch auf, das Buch zu übersetzen, was später auch geschehen ist<sup>1)</sup>. Die Fülle der Auseinandersetzungen über das Buch veranlaßten einen Freund desselben zu der Anregung, was ich in jenen ausgeführt hatte, in einer eigenen kleineren Schrift zu sammeln, zu ordnen und zu ergänzen. Das ist dann auch geschehen in der Schrift: Zur Verständigung über moderne Theologie des alten Glaubens, die 1909 erschien.

Schon im Jahre vorher war in der Sammlung der biblischen Zeit- und Streitfragen unter dem Titel: „Der Mensch Jesus Christus der einige Mittler zwischen Gott und

<sup>1)</sup> Modern Teologi för den gamla Tron. Stockholm 1910.



den Menschen. Ein Wort zur Klärung“ eine kleine Schrift von mir erschienen, die viel Staub aufwirbelte. Gedacht und geschrieben war sie als ein Versuch, große Zentralwahrheiten des Christentums rein religiös aus der Schrift heraus darzustellen, dem Frieden zu dienen, einer Verständigung aller derer, welche die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi lieb haben. Während diese Schrift im Druck war, tagte unsere Gesamtsynode. Ich hatte die Eröffnungspredigt gehalten. Ein hervorragender Synodale hatte sie als programmatisch bezeichnet und die Synode den Beschluß gefaßt, sie in 5000 Exemplaren drucken und in unseren Gemeinden verbreiten zu lassen. Das veranlaßte mich, die kleine, im Druck befindliche, gerade für Gemeindeglieder bestimmte Schrift der Synode zu widmen und sie den einzelnen Synodalen zugehen zu lassen. Das alles war äußerst harmlos gemeint. Aber das brachte den Missionsinspektor Pastor Bracker en rage. Er hatte die kleine Schrift, vielleicht aus einem von Wacker genährten, Mißtrauen heraus mißverstanden. Er versuchte, den Inhalt der rein religiös gedachten Schrift auf theologische Flaschen zu ziehen; so kam das heraus, was er als meine „Lehre“ produzierte. Leider wählte er für seine Kritik statt des Kirchen- und Schulblatts das für die weitesten Volkskreise bestimmte Sonntagsblatt und gestaltete so die Kritik als Angriff; auch schrieb er ausdrücklich als Missionsinspektor, während die kleine Schrift mit der Mission nichts zu tun hatte. Als ich dann seine Auffassung richtig stellte, verweigerte er mir, gestützt auf einen wenig glücklichen, aus einer theologischen Kontroverse stammenden Artikel Professor Schäders im Kirchen- und Schulblatt, das Fundamentalrecht eines Schriftstellers, sein eigener Interpret zu sein. Durch dieses Vorgehen Brackers wurde in den Missionskreisen das Vertrauen zu mir stark erschüttert. Bittende Aeußerungen theologisierender Laien wurden mir zugetragen; schadenfrohes Lächeln begegnete mir in den Gesichtern theologischer Gegner. Auch fernere Kreise erregten sich. Von Professor Lemme wie von Angriffen im Elsaß berichtete ich droben. Andererseits fehlte es auch nicht an gegenteiligen Aeußerungen, an Anerkennung seitens gereifter, an Dank seitens werdender Theologen; auch Laien bewiesen mir durch ihr Urteilen, daß sie mich durchaus richtig verstanden hatten, Männer wie Frauen. Aber auch das alles ist nun versunken, bleibt indes doch charakteristisch für vieles. Im Grunde erstaunt über das, was mir widerfuhr, legte ich die Schrift zurück mit der Absicht, sie erst nach Jahren wieder zu lesen, um dann selbst ganz objektiv urteilen zu können. Zweifellos schrieb ich zu harmlos, wiewohl ich doch unsere Verhältnisse kannte. Ich hatte von Christus gesagt: „Mittler, nicht Gott“. Ich entsinne mich, daß ich bei der Niederschrift erwog, ob ich das in einer Anmerkung näher erklären

solle. Ich unterließ es, weil ich meinte, die Schrift selbst zeige deutlich genug, daß das negierte „Gott“ nicht im Sinn von *θεός* sondern von *ὁ θεός* gemeint sei. Vielleicht war die Schrift für die Kreise, für die sie bestimmt war, reichlich hoch gehalten. Auch wäre die mißdeutete Widmung besser unterblieben. Aber die Schrift selbst rechne ich auch heute noch unter das Beste, das ich geschrieben habe.

War diese so hart angegriffene Schrift geplant als ein Werk der Friedfertigkeit — die nächste war in der Tat eine Streitschrift, aber nicht eine frei gewollte, sondern eine von den Verhältnissen erzwungene. Es war die Schrift: „Wo stehen wir? Eine kirchliche Zeitbetrachtung, verfaßt in Veranlassung des Falles Heydorn bezw. des Falles Jatho“ 1911, eine Schrift, deren erste Auflage in fünf bis sechs Wochen verkauft war. Eigentlich veranlaßt war sie durch den Fall Heydorn; es lag aber nahe, in die „kirchliche Zeitbetrachtung“ den verwandt liegenden Fall Jatho hineinzuziehen. Heydorn, damals Pastor auf Fehmarn, hatte in einem Blättchen, das er herausgab, 100 Thesen veröffentlicht, in denen er in Kraft eines radikalen Bruchs mit dem Evangelium eine neue Religion verkündete. Eine Disziplinaruntersuchung wurde eingeleitet. Das Konsistorium befand sich damals in der Lage einer geschwächten Leistungsfähigkeit. Der holsteinische Generalsuperintendent — Fehmarn war damals schon zu Holstein gelegt worden — D. Wallroth kränkelte; ich mußte ihn vertreten. Das war erträglich. Aber als unheilvoll erwies sich, daß von den vier geistlichen Konsistorialräten die zwei älteren, Soltau und Petersen, klare und feste Männer, so schwer krank daniederlagen, daß sie überhaupt nicht in Anspruch genommen werden konnten, die beiden anderen aber eben erst ins Konsistorium eingetreten waren. Auf Fehmarn war man stark erregt. Kräftiger als Heydorns Gegner regten sich seine Freunde. Von vornehmster Bedeutung war der persönliche Verkehr mit Heydorn selbst, der nach Kiel gekommen war. Er war eine ideal gerichtete Persönlichkeit, die der Pseudotheologie zum Opfer gefallen war. Er hatte, streng sachlich beurteilt, die Amtsentlassung voll verdient. Aber als Geistlicher war er noch jung, hatte sich bisher gröblich noch nicht versehen; seine eigenen Äußerungen ließen ein Sichbesinnen nicht als ausgeschlossen erscheinen. Das ermöglichte *ratione temporum* habita nicht sofort zum Äußersten zu schreiten, sondern das vorzubehalten für den Fall, daß er die Voraussetzung der Milde nicht erfüllte und sich wieder Ähnliches zu schulden kommen ließ. Ein solches Verhalten entsprach, wie ich aus persönlicher Information wußte, den Wünschen sowohl des zuständigen Kirchenvorstandes wie des zuständigen Synodalausschusses, hatte mithin die Organe der kirchlichen Selbstverwaltung hinter sich; es entsprach das nicht

minder dem damals geschwächten Bestand des Konsistoriums. So entstand die entscheidende Konsistorialverfügung, die alsbald Gegenstand lebhafter Diskussion wurde. In ihren Grundgedanken richtig, brachte sie einiges, das zwar an sich berechtigt, aber besser weggeblieben wäre, und bediente sich an einer Stelle eines ungeschickten Ausdrucks, der eine Mißdeutung veranlaßte. Das ist eben die Schwäche von Kollegialerlassen, daß sie mehr oder weniger Produkte verschiedener sind<sup>1)</sup>. Daran knüpften die Gegner mit Geschick an und drehen die ganze Sache so, daß es fast erschien, als wenn nicht Hendorn, sondern das Konsistorium unter Anklage stehe. Hendorn selbst veröffentlichte in politischen Zeitungen eine sehr ungehörige Erklärung als Antwort auf den konsistorialen Erlaß. Das Konsistorium konnte auf diese nach der Meinung des Präsidenten nicht sofort reagieren, da Hendorn zugleich an den Minister appelliert hatte. Diese Erledigung kostete Zeit. Nachdem dieselbe endlich erfolgt war, hatte das Konsistorium das notgedrungen Versäumte in irgend einer Form nachzuholen, aber — das Konsistorium versagte. Da wußte ich, was ich zu tun hatte.

So wie die Dinge jetzt liefen, gerieten wir nach meiner Auffassung direkt in die Versumpfung. Das stellte mich vor die Alternative: Bürokratie oder Kirche? Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein.

So entstand die Schrift: „Wo stehen wir?“ Ich beschränkte mich, wie ich schon andeutete, nicht auf den Fall Hendorn, sondern zog den verwandten Fall Jatho mit hinein und schrieb eine Zeitbetrachtung. Nur so trat das, um das es sich für mich handelte, ins rechte Licht. In dem Fall Jatho war das Unbedeutendste Jatho selbst. Die kirchengeschichtliche Bedeutung des Falls lag darin, daß über 30 akademische Theologen und nicht gezählte Pastoren in fast fanatischer Weise für Jatho eintraten und sich gegen die Behörde wandten, die pflichtgemäß diesen und zwar in den rücksvollsten Formen aus dem Amte der Kirche, in das er schlechterdings nicht hineingehörte, entfernt hatte. Das hieß für eine Religion, in der mit dem Christentum radikal gebrochen war, für eine blank heidnische Religion<sup>2)</sup> Heimatrecht in der christlichen Kirche, für ihren Träger Anspruch auf der Kirche Amt fordern. Schärfer konnte der in unserer sogen. Kirche sich durchsetzende Zerfall nicht beleuchtet werden.

<sup>1)</sup> Ich begnüge mich aus persönlichen Rücksichten mit dem droben Gesagten.

<sup>2)</sup> Heidnisch ist nicht ein Scheltwort, sondern ein Wort der Charakteristik. Auch Plato war ein Heide. Später dämmerte es auch in liberalen Kreisen. Wenigstens stand 1917 in Baumgartens „Evangelischer Freiheit“ (S. 100) zu lesen, „daß Jathos Frömmigkeit am entscheidenden Punkte von der christlichen klar und bewußt abbiege“.

Die Jahreszeit brachte es mit sich, daß ich diese Schrift nicht in der Ruhe daheim, sondern zum weitaus größten Teile auf der Visitationsreise und das heißt in einzelnen, der regulären Arbeit abgerungenen Stunden schreiben mußte. Die Möglichkeit eingehender Ueberlegung fehlte. Trotzdem nehme ich für die Schrift große Objektivität in Anspruch; ich kämpfte nicht gegen Personen, sondern für Grundsätze. Ich bemühte mich, die sogen. Linke von ihren eigenen Gedanken aus zu zeichnen, und das scheint mir voll gelungen zu sein; wenigstens hat keiner von ihnen in der nachfolgenden Diskussion je meine Zeichnung beanstandet. Der Linken stellte ich die sogen. Rechte scharf pointiert gegenüber und wies nach, daß so disparate Dinge wie das biblische Christentum und das moderne „Christentum“ auf die Dauer nicht beisammen bleiben könnten. Das führte auf die Frage, was werden solle. Statt eigene Vorschläge zu machen, gab ich kritischen Bericht wie über dänische Ordnungen, auf die öfter verwiesen worden war, so über D. Försters Vorschlag einer Neugestaltung unseres Kirchenwesens. Da ich aber selbst weder dem einen noch dem anderen das Wort redete, kam mir, als ich die Korrektur las, in den Sinn, wenigstens anzudeuten, wie man es etwa im Sinn einer einstweiligen Abhilfe bis auf weiteres halten könne. Dieses halb zufällig in die Schrift Hineingeratene wurde dann das, welches in der Diskussion der Schrift in weiteren Kreisen die vornehmste Beachtung fand, ja, das wurde fast so behandelt, als hätte ich die ganze Schrift geschrieben, um diese Andeutungen über eine vorläufige Reform unseres Kirchenwesens vorzutragen. Habent sua fata libelli. Aber auch ihr eigentlicher Inhalt wurde gewürdigt. Heydorn antwortete in einer Schrift: „Wohin gehen wir?“ Diese dokumentierte seine Naivität, an die ich auch heute noch glaube. Später erschien anonym eine Schrift: „Links oder rechts, Heydorn oder Raftan?“, die ich in Nr. 14 der Landeskirchlichen Rundschau (1914) einer kritischen Betrachtung unterzog. Aber auch einschlägige Zeitschriften beschäftigten sich hier und da mit der Sache. Ich wurde anders als bisher ein von der Linken befehder Mann. Darüber beklagte und beklage ich mich nicht. Wer die Konfusion scharf bekämpft, darf nicht erwarten, von denen geliebt zu werden, welche von der Konfusion leben. Nur irrten meine Gegner, wenn sie meinten, ich hätte mich geändert. Die sich geändert hatten, waren sie. Sie hatten ihre Ansprüche geändert. Ich persönlich stand immer noch auf dem Standpunkt, den ich in den Vier Kapiteln dokumentiert hatte. Ja, ich richtete nach wie vor mein Bemühen darauf, wie sich ohne geistlichen Schaden die Landeskirche aufrecht erhalten lasse, wiewohl mein Vertrauen zu der Möglichkeit, sie zu halten, schwächer geworden war. In Altpreußen war das bekannte Irrlehrengesetz erschienen. Ich über-



sah nicht seine Fehler. Einen solchen erblickte ich sonderlich in der Forderung, den „Spruch“ zu begründen. Dadurch machte man, ganz im Gegensatz zu der guten Tendenz des Gesetzes, das Spruchkollegium zu einer Art Reichsgericht. Trotzdem wünschte ich seine Einführung auch bei uns. In der Bekämpfung des Spruchkollegiums durch die Linke lag ein Beleg, daß die Linke eine Kirche weder verstand noch wollte. Als die Einführung des Spruchkollegiums an allerlei Bedenken des Herrn Ministers scheiterte (S. 268), machte ich in der Presse den — nicht in weitere Kreise gedruckten — Versuch, die Gegner, wenigstens die Besonnenen unter ihnen, dafür zu gewinnen, daß wir zum Schutz der christlichen Gemeinde uns über gewisse unverletzliche Grenzmarken verständigten. Auch das wurde abgelehnt. Sie verlangten volle Freiheit, d. h. schrankenlose Pastorenwillkür.

An einer erträglichen Besserung unserer allgemeinen Kirchenverhältnisse aus verschiedenen Gründen irre geworden, schlug ich jetzt andere Wege ein, um der Gemeinde der Christen in ihrer kirchlichen Not nach Möglichkeit zu helfen. In den größeren Städten gab es m. E. eine solche nicht. In diesen fanden sich stets Geistliche, welche das Evangelium predigten. Deren Gottesdienste konnten die in ihrer eigenen Gemeinde Schlechtversorgten besuchen; bei Amtshandlungen konnten sie sich des Dimissoriale bedienen. Anders aber stand es in den Gemeinden, die allein standen und nur einen Pastor hatten oder gleichgesinnte Pastoren. Für die Glieder dieser Gemeinden forderte ich Freiheit vom Parochialzwang. Die Art und Weise, wie er bei uns gehandhabt wurde, war mir kirchenrechtlich fraglich. Recht eigentlich aber machte ich geltend, daß es nicht angehe, den Pastoren schrankenlose Willkür zu gestatten — darauf lief das praktische Verhalten hinaus — und gleichzeitig die Gemeinden, bezw. die Gemeindeglieder zu binden, indem man sie zwang, andersgläubigen Pastoren sich zu fügen. Ich forderte, daß christliche Gemeindeglieder in beliebiger Zahl das Recht haben sollten, auch ohne Genehmigung ihres Parochus einen Geistlichen ihres Glaubens an ihren Wohnort kommen zu lassen, daß er ihnen Andachten oder Gottesdienste halte, also wesentlich das, was jetzt unter dem Titel: Schutz der Minoritäten in aller Mund ist. Damals stieß ich auf Widerstand. Sowohl im Konsistorium, das eine halbe Maßregel traf, wie beim Herrn Minister. Noch eine letzte Unterredung mit Trott zu Solz galt dieser Sache. Daß er von solcher Freiheit nicht recht etwas wissen wollte, verstand ich. In eine Staatsdepartements-Kirche paßt derartiges nicht hinein; die kirchliche Bürokratie, auch die wohlgesinnte, versteht derartiges nicht. Das dokumentiert sie auch heute noch. Die Revolution hat ihr zu einer Damaskusstunde in diesem Stück verholten. Jetzt will sie selbst

den Minoritätenschutz üben, aber ihre Vorschläge bezw. Maßnahmen — vergl. die neue badische Kirchenverfassung — zeigen, daß sie die Sache innerlich nicht faßt. Hier hilft nur Freilassung und Wohlwollen. Wir stehen in der ernststen Gefahr, daß die Sache, früher abgelehnt, jetzt bürokratisch verpfuscht wird. So einerseits. Andererseits droht die Sache „kirchenpolitisch“ zu verflachen. Der „Minoritätenschutz“ wird wesentlich verstanden als eine Fürsorge dafür, daß alle „Richtungen“ auf den Synoden entsprechende Vertretung finden — etwas, wogegen ich nichts Wesentliches einzuwenden habe, das aber eine Bagatelle ist angesichts dessen, darum es sich hier handelt. Es handelt sich um Glaubens- und Gewissensfreiheit. Das würdigen weder die Bürokraten noch die Kirchenpolitiker.

Die nächste Schrift, die ich schrieb, war eine rein theologische. Im Jahre 1910 bat mich das Moderamen der theologischen Lehrkonferenz in Mölln, auf der Tagung 1911 Vorlesungen über Ernst Tröltzsch zu halten. Ich lehnte zunächst ab, weil ich mich dazu nicht ausreichend für Tröltzsch interessierte, besann mich aber dann auf die Rolle, die Tröltzsch immerhin in unserem theologischen Betrieb spielt und entschloß mich von da aus, der an mich gerichteten Bitte zu willfahren.

Als ich junger Generalsuperintendent war, hatte ich den Studenten Tröltzsch einmal flüchtig gesehen im Hause meines Bruders; eigentlich persönlich kannten wir uns nicht. Trotzdem schrieb ich an ihn, teilte ihm mein Vorhaben mit, sagte ihm, daß mir selbstverständlich daran liege, ihn so darzustellen, wie er selbst verstanden sein wolle, und bat ihn, mir die Schriften zu nennen, die ich zu lesen hätte. Diese angegebenen Schriften habe ich dann gelesen und auf Grund dieser Lektüre Tröltzsch zu zeichnen versucht, so wohl seine Geschichtsauffassung wie sein Christentumsverständnis. Tröltzsch selbst meint, daß seine Weltanschauung aus geschichtlicher Erkenntnis erwachsen sei; ich halte das für eine Selbsttäuschung; aus seiner Weltanschauung bezw. seiner Glaubensstellung ist sein Verständnis der Geschichte erwachsen. Nach beiden Seiten hin bemühte ich mich, zunächst das objektiv darzustellen, was er vertritt, um dann mit der Kritik einzusetzen, der Kritik sowohl seines Geschichtsbildes wie seiner „Christlichkeit“ (ein von ihm geprägter Ausdruck), wie endlich seines Gesamtprogramms. Die Vorlesungen in Mölln interessierten außerordentlich; dieses Interesse verdichtete sich zur Bitte, dieselben in den Druck zu geben. Ich gab nach, und so erschien 1912 „Ernst Tröltzsch. Eine kirchliche Zeitstudie“. Durchzudringen war für diese Schrift nicht leicht. Auf der Rechten sahen manche nicht gern, daß man Tröltzsch so viel Aufmerksamkeit schenkte, auf der Linken war man nicht zufrieden, daß er so scharf kritisiert wurde. Nicht ausreichend wurde

gewürdigt, daß die Schrift eine kirchliche, ich hätte vielleicht noch besser gesagt: eine theologische Zeitschrift war. Ernst Tröltzsch darstellen hieß, in einem scharf gezeichneten Bilde die „moderne“ Theologie dieser Zeit ins Auge fassen; ihn kritisieren, so wie das von mir zu erwarten war, hieß, das alte Evangelium dem Ansturm der Zeit gegenüber vertreten, die Hohlheit dieses Angriffs aufdecken. Immerhin fand die Schrift ihren Weg. Mir ist erzählt worden, daß Tröltzsch meine Darstellung seiner Anschauungen als im wesentlichen korrekt anerkannt habe und Heidelberger Studenten das Büchlein gekauft hätten, um ihren Lehrer besser zu verstehen. Kontrollieren kann ich diese Angaben nicht. Akademische Theologen sagten mir, sie hätten aus dem Büchlein gelernt. Ich habe Grund anzunehmen, daß es manchen jungen Theologen gehindert hat, sich ohne weiteres gefangen zu geben. Tröltzsch selbst soll über die Kritik böse gewesen sein. Seine bezüglichen Äußerungen hat er mir nicht zugestellt. Ich halte Tröltzsch für einen hervorragend gebildeten, reich beleseinen Mann, der alles Ernstes versuchte, die christlichen Interessen, die ihm am Herzen lagen, irgendwie in einer entscheidend vom Weltglauben bestimmten Religionsphilosophie unterzubringen. Daß er in der Geschichte der Theologie eine dauernde Bedeutung haben wird, glaube ich nicht; seine heutige Ueberschätzung beruht zum größten Teil darauf, daß er den Zeitwind in seinen Segeln hat.

In den Wintern 1912/13 und 1913/14 beschäftigte ich mich mit einer Arbeit, die schon Jahre lang mich reizte. Ich wollte, was ich in meiner Schrift über den Christlichen Glauben im geistigen Leben der Gegenwart zu bieten versucht hatte, aufnehmen und verwerten zu einer Darstellung des Christentums überhaupt. Und zwar lag für mich ein besonderer Reiz darin, nicht nur überhaupt für Laien zu schreiben und zwar verständlicher als in meiner kleinen Schrift über den Mittler, sondern zu versuchen, so über das Christentum zu schreiben, wie es dem tatsächlichen Bedürfnis der Laien entspricht. Vielfach wird ihnen in derartigen Schriften eine popularisierte Dogmatik geboten, und das ist doch im Grunde etwas, wofür sie, abgesehen von den theologisierenden Laien, kein eigentliches Bedürfnis haben. Was ein für das Christentum interessierter Laie braucht, ist, soweit ich sehe, Einführung in die lebendige christliche Religion, Verständigung über christliche Sittlichkeit und nicht zuletzt christliche Klärung in den Fragen der Weltanschauung. Kein geistig lebender Mensch kann einer Weltanschauung, mag er sie so nennen oder nicht, entraten; wer aber irgendwie davon erfaßt ist, daß uns in Gottes Wort die klärende Wahrheit erschlossen ist, hat das Verlangen, die Dinge in diesem Licht zu sehen. So entstand die im Frühsommer 1914 erschienene Schrift „Unterricht im Christentum. Interessierten

und gebildeten Laien aller Stände dargeboten“ — wohl die reifste Schrift, die ich geschrieben habe, und gerade der ist es schlechter ergangen als den anderen, die ich schrieb. Der Titel der Schrift erwies sich als ungeschickt gewählt. Die Schrift handelt vom Christentum als Weltanschauung, Religion und Sittlichkeit. Ihr Titel hat sie stark in das Licht eines Schulbuchs gerückt und das hat ihr Durchdringen gehemmt. Aber nicht nur der Titel war für sie ein Verhängnis. Wenige Monate nach ihrem Erscheinen brach der Weltkrieg aus, der alle Interessen in Anspruch nahm und alles andere in den Hintergrund drängte. Immerhin ist sie im Kriege über das Erwarten des Verlegers hinaus gekauft worden.

In der Presse fand sie bis in die politische hinein eine mich erfreuende Besprechung. Einige beanstandeten die Reihenfolge der drei Hauptstücke: Weltanschauung, Religion, Sittlichkeit. Sie mißverstanden diese dahin, als hielte ich die Weltanschauung für die Grundlage, wiewohl ich in der Schrift selbst die Religion als das Zentrale charakterisierte. Ich hielt es mit diesen drei Hauptstücken wie mit den fünf, genauer den ersten drei Hauptstücken in Luthers Katechismus; ich sah sie an als Parallelen und redete aus darstellungstechnischen Gründen zuerst von der Weltanschauung. Trotzdem würde es, weil deutlicher, richtiger gewesen sein, zuerst die Frage zu beantworten, was Christentum sei, und dieses dann als Religion, als Sittlichkeit, als Weltanschauung zu zeichnen.

Der Ausgang des Weltkriegs führte mich in zum Teil neue Bohnen schriftstellerischer Tätigkeit. Der ob auch durch die Revolution veranlaßte, so doch von mir als eine Gottesfügung begrüßte Zusammenbruch des Staatskirchentums und die daraus erwachsende Aufgabe des kirchlichen Neubaus veranlaßte mich, nicht nur in Aufsätzen und Vorträgen — als einer, der sich lange mit den entsprechenden Fragen beschäftigt hatte und als solcher bekannt war, wurde ich mehrseitig in Anspruch genommen —, sondern auch in kleineren Schriften: „Die staatsfreie Volkskirche“, „Wie verfassen wir die Kirche ihrem Wesen entsprechend?“, „Staat und Kirche“, mich an der kirchlichen Diskussion der Gegenwart zu beteiligen. Aber es blieb nicht bei der Beteiligung an der kirchlichen Diskussion. Das Unglück des Vaterlandes drängte mich auf das Gebiet der Politik. Der hohen Politik — ich sehe hier ab von der schleswigischen Frage — nicht sonderlich zugewandt, im deutsch-französischen Kriege zu der Zuversicht erzogen, vom deutschen Oben werde uns im Kriege immer die blanke Wahrheit gesagt, hatte ich zu denen gehört, die der Regierung unbedingt vertrauten und Jahr für Jahr zuversichtlich in die Zukunft schauten. Einen „deutschen Frieden“ hielt ich zwar schon lange nicht



für möglich, wünschte ihn auch nicht, da ich nach den Erfahrungen, die wir mit dem Frankfurter Frieden gemacht hatten, von einem solchen ein weiteres religiös-sittliches Sinken des deutschen Volkes erwartete. Ich rechnete aber mit einem annehmbaren Verständigungsfrieden — bis im Herbst 1918 der eine Zweifel nach dem anderen in meiner Seele auftauchte. Schließlich riß der Schleier, und unsere entsetzliche Lage kam mir zum Bewußtsein. Jetzt fing ich an, die eigenen Augen zu öffnen, verschaffte mir nach Möglichkeit Material über Entstehung und Verlauf des Weltkrieges wie über die Politik, die denselben gebär. Das war ein schmerzliches Studium, das mir vieles, zum Teil auch Bismarcks Politik, in einem etwas anderen Licht erscheinen ließ, als ich das alles bisher angesehen hatte. Die Erschütterung ging so tief, daß ich wankend wurde in meiner bisherigen Auffassung des Verhältnisses von Sittlichkeit und Politik. Mit tiefem Erschrecken sah ich, wie unklar und ziellos, ja, wie verbohrt unsere Politik gewesen war seit der Entlassung Bismarcks. Ich kam zu der Erkenntnis, daß Bülow sich viel schwerer am deutschen Vaterland versündigt hat als der sicherlich nicht einwandfreie, aber m. E. zu viel geschmähte Bethmann-Hollweg. Unter Bülows Kanzlerschaft war die dreimalige Ablehnung eines Bündnisses mit England erfolgt. Das deutsche Reich befand sich zwischen den beiden Weltmächten England und Rußland. An ein weltmächtiges Mitteleuropa, einschließlich Frankreich, war unter allen Umständen nicht zu denken. Das war ausgeschlossen durch Frankreich. Mit Rußland hatten wir selbst uns starke Reibungsflächen geschaffen durch die Unterstützung von Oesterreichs Balkanpolitik wie durch unsere elende Türkenfreundschaft. Und in dieser Lage ließen wir England ablaufen!! Die das billigen, sagen, ein Bündnis mit England hätte uns zu dessen Vasall — Landsknecht, wie Bülow sagte — gemacht. Aber die also reden, unterschätzen den Respekt, den England damals vor Deutschlands Macht hatte und bemessen die Klugheit der englischen Diplomaten nach dem Maß der deutschen. Durchschaute Bülow diese Lage nicht oder war er zu schwach, um gegen Kaiserneigung und Volksstimmung sich an das Richtige zu wagen? Indes — ich verfolge das nicht. Das würde auf eine Erörterung führen, die einer anderen Sphäre angehört als diese Schrift. Das Büchlein, das ich dann schrieb: „Was nun? Eine christlich-deutsche Zeitbetrachtung“ handelt zwar auch von dem „harten Schlag“, der uns getroffen und sucht eine Antwort auf die Frage, „wie das so kam“, aber sein vornehmster Inhalt ist eine Antwort auf die Frage: Was nun? und zwar „in der Gemeinde der Christen“, „im deutschen Reich“ und in „der Völkermwelt“. Als ich dieses Büchlein schrieb, überschätzte ich noch den politischen Verstand unserer Feinde. Eine so wahnsinnige Politik, wie sie dann

Frankreich unter dem Gewährenlassen der anderen getrieben hat, traute ich selbst den Franzosen damals nicht zu <sup>1)</sup>).

In der nächsten Schrift bewegte ich mich wieder auf dem mir ureigenen Boden. Unser Volk reagierte kräftiger fast, als wir zu hoffen gewagt, gegen die Religionsfeindschaft der Revolutionen. Um so schmerzlicher war es, daß die deutsche Lehrerschaft in noch weiteren Kreisen, als wir gedacht, sich als religionsfeindlich, sonderlich als kirchenfeindlich erwies. Der sonderliche Gegenstand ihrer Abneigung war bis in die Kreise Bessergesinnter hinein Luthers Katechismus. Wie wenig wird er in der Lehrwelt verstanden, dieses Religionsbuch, dem als solchem kein anderes gleicht. Hoffentlich bessert sich das noch einmal. Das steht jedenfalls fest, daß unser Christenvolk sich durch den Unverstand seiner Lehrer diesen Schatz nicht rauben lassen darf. Allenthalben setzt Gegenwirkung ein, bald so, bald anders. In bewußt christlichen Häusern muß und wird das Haus selbst reagieren. Für diese Gegenwirkung bedarf es in manchen Fällen der Handreichung. Solche auch meinerseits zu bieten, schrieb ich, gestützt auf den Gedanken, daß der Katechismus ursprünglich für die Hausväter geschrieben ward, das Büchlein: Luthers Katechismus, wie ein Hausvater denselben einfältig erklären soll. Das Büchlein fand freundliche Aufnahme. Besondere Freude machte mir der Brief eines handwerklichen Hausvaters in Thüringen, der mir die Aufnahme und die Verwendung schilderte, die das Büchlein in seiner Familie gefunden hatte. Inzwischen erprobe ich, nach süddeutscher Gepflogenheit Religionsunterricht erteilend, selbst das Büchlein, das unter diesem Erproben an Einfachheit und Klarheit gewinnt.

### 9. Offizielle Reisen.

Biel und gern habe ich gereist. Zumeist nach Vollendung meines fünfzigsten Lebensjahres. Einen regelmäßigen Urlaub habe ich vorher nicht gekannt. Auch als Generalsuperintendent habe ich in den ersten zehn Jahren keinen ernsthaften Urlaub genommen. Andere haben mich dann vermocht, damit zu brechen. Nachdem ich aber einmal damit gebrochen hatte, habe ich dann keines Anstoßes mehr von außen bedurft. Mich packte der Reiz des Reisens. Gern besuchte ich große Städte um ihrer Kunstschätze willen; die meisten großen Hauptstädte Europas sind mir bekannt. Na-

<sup>1)</sup> In der „Eiche“ habe ich dann in der von der Schrift: Was nun? eingeschlagenen Richtung weiter gearbeitet, so im Juliheft 1921 durch „Selbstbesinnung in der Kriegsschuldfrage“, im Juliheft 1922 in einem Aufsatz „Zur Klärung“.

mentlich aber packte mich wieder der Reiz des Wanderns in den deutschen Waldbergen, nicht nur des Wanderns in den Alpen, auch des Wanderns in den Mittelgebirgen.

Aber von dieser Art Reisen erzähle ich nicht. Wen könnte das interessieren? Ich erzähle von drei sozusagen offiziellen Reisen, solchen, die ich auf Grund meiner amtlichen Stellung machte. Ich glaube, daß in der Mitteilung des im heiligen Land, in England und in Schweden Erlebten manches steckt, das auch heute noch Bedeutung hat und auf Interesse rechnen darf.

In erster Linie steht die Pilgerreise ins heilige Land unter des deutschen Kaisers Führung. Es war überhaupt nicht übel, im Zeitalter Wilhelms des Zweiten sich in einer Stellung zu befinden wie in der, die ich einnahm. Die evangelische Kirche hat schwerlich je ein so glänzendes Fest gefeiert wie das der Einweihung der mit viel Liebe von dem jungen Kaiser wiederhergestellten Schloßkirche zu Wittenberg. Das Fest war zu glänzend, um mir geistlich etwas zu bieten, aber sehr interessant war es. Und welch ein Weltfest war das der Eröffnung des Nordostseekanals. Ein Weltfest im eigentlichen Sinn des Worts. Als wir nach dem Festmahl in einem gewaltigen, als Zwischendeck gebauten Zelt am schleswigschen Strande bei Holtenau ins Freie traten, metzeiferten auf der Kieler Förde unter dem sternbesäeten Nachthimmel die Flotten der Welt mit einander in der elektrischen Beleuchtung ihrer Schiffe — ein Anblick, der seinesgleichen sucht. Auch die Weihe seines Doms gestaltete der Kaiser international. Das Fest, das er nach dem Gottesdienst den geladenen Teilnehmern in seinem Königsschloß bot, entfaltete die ganze kaiserliche Pracht. Die Krone aber von allem war die Reise nach Jerusalem, eingerahmt von einem Besuch der Pyramiden Aegyptens und einer Besteigung der Akropolis zu Athen. Heimgekehrt, berichtete ich hier und da von dieser Reise, erst mündlich, dann schriftlich. Aus der schriftlichen Fixierung bringe ich hier einiges zum Abdruck. Veranlaßt war die Reise durch den Entschluß des Kaisers, der Einweihung der von evangelischen Deutschen für evangelische Deutsche in Jerusalem erbauten Erlöserkirche beizuwohnen. Vertreter aller evangelischen Kirchen Preußens (in Altpreußen der Provinzialkirchen) waren zur Teilnahme befohlen, Vertreter anderer deutscher und außerdeutscher evangelischer Kirchen eingeladen. Die Kirche meiner Heimat durfte ich vertreten.

Das Schiff, auf dem wir fuhren, war die damals viel genannte Mitternachts-sonne, ein englisches Schiff, mit uns Ritter des ursprünglich aus dem heiligen Lande stammenden und auch heute dort noch wirksamen Johanniterordens wie Vertreter verschiedener dort arbeitender Vereine. Eine Reihe von Herren hatte

Damen mitgenommen. Die Zahl der Reisegenossen war groß, zu groß, als daß alle einzelnen miteinander hätten in Verkehr treten können; jeder suchte sich seine Kreise. Ich denke mit lebhafter Dankbarkeit zurück an den reichen Kreis interessanter und liebenswürdiger Menschen, in dem ich während der Reisezeit mich bewegen durfte. Es freute mich, unter den Reisegenossen auch Bischöfe des Nordens zu finden, treffliche Männer. Leider war der Vertreter der uns nächststehenden lutherischen Kirche, der Dänemarks, noch in letzter Stunde durch den Tod der dänischen Königin veranlaßt worden, auf die Teilnahme zu verzichten.

Ich fasse meine Mitteilungen unter einige große Gesichtspunkte. Was ich allererst von der offiziellen Festfahrt zu sagen habe, ist dies, daß sie den Charakter einer Pilgerreise trug. Unter den zahlreichen Reisegenossen mögen solche gewesen sein, deren Sinn auf eine Orientreise, nicht auf eine Pilgerreise gerichtet war, aber das trat völlig in den Hintergrund dem gegenüber, daß die große Mehrzahl, Geistliche und Laien, Männer und Frauen, sich als Pilger wußten und in diesem Sinn die Reise gestalteten, und zwar unter Führung der maßgebenden Persönlichkeiten, der Erzellenzen Barkhausen und Bosse, die, jeder in seiner Art, gerade durch die Weise ihrer Führung unserer Reise den Charakter einer Pilgerreise gaben. Es fand dieser Charakter seinen Ausdruck in den täglichen Morgen- und Abendandachten, die wir hielten, die, mehr oder weniger von Pilgergedanken bestimmt, uns eine Erquickung waren. Ein Laie sagte mir, wir hätten leiblich die Strapazen so nicht ertragen, wären wir nicht seelisch so gekräftigt gewesen durch die sonderlich reiche Pflege des religiösen Lebens. Sonderlich kam dieser Charakter unserer Reise als Pilgerreise zur Geltung an den heiligen Stätten selbst, an denen ungesucht, wie von selbst die gemeinsame Stimmung sich zu gemeinsamer Andacht gestaltete. Wir entstammten den verschiedensten Teilen des deutschen Reichs bezw. des deutschen Sprachgebiets, aber an allen jenen Stätten bot sich uns in dem Schatz unserer Lieder ein gemeinsames Gut. In Gethsemane sangen wir: „O Lamm Gottes unschuldig“ und Verse aus dem Passionslied: „Eines wünsch' ich mir vor allem andern“; auf der Höhe des Delbergs: „Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe“; in der Abendstunde an der Jordansfurt: „Ich bin getauft auf deinen Namen“, und in Galiläa war: „Jesu, geh voran“ unser Lied.

Also eine Pilgerreise. Und dennoch — eine Pilgerreise? Dieser Name ruft die mannigfaltigsten Bilder wach. Niemand zählt die Scharen, die Jahrhunderte hindurch aus Morgenland und Abendland zu den heiligen Stätten pilgerten. Wenn diese Scharen uns vor Augen treten, die Bedingungen, unter denen sie im



eigentlichen Sinn durch die Lande pilgerten, die Gefahren, denen sie ausgesetzt waren und zum Teil erlagen — und unsere Reise dann in das Licht dieser Erinnerungen tritt, eine Reise auf einem modernen Salondampfer, im Dampfwagen, zu Wagen und zu Roß — ja freilich, dann wird die Bezeichnung der Reise als eine Pilgerreise zweifelhaft. Oder wird den älteren Lesern etwa ein solcher Zweifel erspart durch das, was die Zeitungen damals über die „Mitternachtssonne“ berichteten? Was da zu lesen stand, war nicht ganz unbegründet, aber übertrieben. Es mag sein — ich sprach hernach in europäischen Eisenbahnabteilen mit solchen, die an anderen Fahrten ins heilige Land teilgenommen hatten — es mag sein, daß Teilnehmer an Privatreisen die Reise mehrfach unter äußerlich günstigeren Bedingungen gemacht haben als wir Teilnehmer an der offiziellen Festfahrt, aber was es an Unbehaglichem gegeben hat, das versinkt in der Erinnerung gegenüber dem Großen, das wir erlebten, und doch wohl zum Teil unmittelbarer und völliger erlebten als jene anderen. Und wenn denn doch Unbehagliches da gewesen — ei nun, so stimmt das zur Pilgerreise. Ja, auch nach Seiten der Strapazen und Gefahren war unsere Reise ein Stück Pilgerreise, aber das war anders begründet als in der Wahl des Schiffes. Ich denke dabei überhaupt nicht an die Seereise. Zwar, unser Anfang war nicht schön. In der Nacht vor der Einschiffung stürmte es so, daß in unserm Genueser Hotel — die Reise ging von Genua aus — Türen und Fenster klirrten, für die zur Seereise Gerüsteten kein verheißungsvoller Laut. Unter strömendem Regen fuhren wir in Booten an das Schiff, und kaum hatten wir Genuas Hafen verlassen und uns im Speisesaal zum Frühstück niedergesetzt, da geriet das Schiff alsbald in solches Schwancken, daß erst rechts, dann links Teller und Gläser klirrend zu Boden fielen. Die meisten stürzten sofort aufs Deck. Die Szenen, die dann folgten, bedecke ich mit Schweigen. Aber ich denke überhaupt nicht an derartige Nöte. Die bringt nicht erst eine Palästinareise. Solche Nöte zu erleben, genügt eine Reise nach der heimischen, altschleswigschen Insel Helgoland. Ja, um so weniger rede ich von jenen kleinen Nöten, als wir hernach durchweg wunderherrliche Tage auf dem tiefblauen, mittelländischen Meer verlebten, herrliche Sonnenauf- und -untergänge, köstliche Farbenspiele, wenn einzelne Felseninseln, italienische oder griechische, aus dem Meere vor unseren Blicken auftauchten. Die für diese Reise charakteristischen Strapazen lagen im Orient selbst, im Orient, den wir nach seiner ganzen Eigenart kennen lernten. Was ist der Orient? Ich sage: ein Vierfaches: Hitze, Staub, Geschrei und Bakschisch. In Kairo hatte man schon kühle Zeiten gehabt, wir trafen sommerheiße Tage. In Jerusalem sagte mir eine dort wohnende deutsche Dame, sie hätten im ganzen Sommer wenig

so heiße Tage gehabt wie in der Woche, die wir dort zubrachten. Aber schlimmer noch als die Hitze war der Staub. Was der Orient an Staub leistet — davon haben wir in unserem gesegneten Land keine Ahnung. Im Orient lernt man verstehen, was damit gesagt ist, wenn der Psalmist die Sehnsucht der Menschenseele nach dem lebendigen Gott darstellt unter dem Bilde, wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser. Und dann zu Hitze und Staub das Geschrei, das nervös machende Geschrei. Die Araber tun alles unter Geschrei. Es war wohlthuend, als hernach im Piräus athenienfische Kutscher uns in ihre Wagen aufnahmen ohne Geschrei. Endlich der Bakschisch. Selbst der italienische Bettel, der doch berühmt ist, ist bescheiden im Vergleich mit dem Bettel des Orients. Wir mußten uns oft nicht anders zu helfen, als daß wir selbst die hohle Hand ausstreckten und Bakschisch sagten. Aber freilich — Hitze, Staub, Geschrei und Bakschisch, das alles ist nun doch nur die eine Seite der Medaille. Die andere bot eine Fülle von Bildern in einer Farbenpracht, dagegen die uns umringenden Bilder alle grau in grau gemalt sind. Jenes Andere erwähne ich hier nur, weil ich davon rede, daß auch heute noch eine Reise in das heilige Land nicht frei ist von den Beschwerden, an die der Name einer Pilgerreise erinnert. Auch über unsere Unterbringung ist oft geredet worden. Nun, sie war nicht immer schön. In Haifa habe ich auf der Diele schlafen müssen und in Tiberias mein Zimmer mit drei anderen geteilt. Ueber die Unterbringung in Jerusalem aber habe ich nicht geklagt, wenigstens nur bedingt. Wir, d. h. ein großer Teil der Reisegenossen wohnten dort im französischen Pilgerhaus, einem Augustinerkloster. Mein Zimmer war eine Klosterzelle, ausgestattet wie eine solche. Aber gerade das gefiel mir. In Jerusalem wohne ich lieber in einer Klosterzelle als in einem Zimmer mit europäischem Komfort, wie auch die dortigen Hotels ihn bieten. Wenn ich von Strapazen und Gefahren rede, so denke ich sonderlich an das Reisen selbst im heiligen Lande. Selbst eine Eisenbahnfahrt, wie die von Jaffa (Joppe) nach Jerusalem darf man sich nicht vorstellen unter dem Bilde einer Fahrt von Berlin nach Hamburg. Von orientalischen Eisenbahnen ohne Signalvorrichtung, ohne Beleuchtung wissen sonderlich die zu sagen, die auf der Reise von Beirut nach Damaskus einen Wagenbrand erlebten und fast einen Zusammenstoß erlebt hätten. Aber die Reisen, an die ich eigentlich denke, sind die Fahrten auf palästinensischen Wegen mit palästinensischen Wagen, wie wir sie kennen lernten auf der Fahrt von Jerusalem über Jericho an das Tote Meer und hernach in Galiläa auf der Fahrt über Nazareth nach Tiberias. Einzelne fielen hier und da ab. Auch ich war einmal an der harten Grenze meiner Kraft. Hätten alle vorher gewußt, was solche Reise fordert, dieser oder jene wäre wohl zu Hause geblieben. Aus

der Fülle der Bilder greife ich eins heraus. Es ist das krassste. Es ist ein Erlebnis in Galiläa. Wir waren früh um sechs von der prächtigen Hafenstadt Haifa aufgebrochen. In etwa sechsstündiger Fahrt hatten wir Nazareth erreicht, wo eine zweistündige Pause gemacht wurde. Dann ging es weiter auf Tiberias zu. Galiläa wird hier öder, wenn auch nicht so öde wie das Gebirge Juda. Wir hatten einen unerwarteten Aufenthalt von etwa einer Stunde. Die Sonne ging unter. Kein Mond schien. Nur Sterne leuchteten. Teilweise war der Himmel bewölkt. So ging es im Dunkeln weiter auf palästinensischem Wege, etwa eine Stunde lang. Das war wenig behaglich. Aber das Schlimmste stand noch bevor. Vor uns tauchten Lichter auf. Es waren die Lichter von Tiberias. Tiberias lag in der Tiefe. Wir mußten im Dunkel der Nacht den Abstieg zum See Tiberias vollziehen auf einem in Schlangenlinien angelegten Wege. Manche verließen die Wagen und gingen. Zeitweilig tat ich das auch. Aber wo sollte man gehen? Neben dem Wagen? Da konnte jederzeit dicht am Wege ein Abgrund auftauchen, nicht hinreichend wahrnehmbar im Dunkeln. Also hinter dem Wagen. Aber da brauchte nur auf dem Abstieg der nachfolgende Wagen ins Rutschen zu kommen, dann drohte dessen Deichsel den Rücken einzustoßen. Also, es war das Gescheiteste, wieder den Wagen zu besteigen und — menschlich gesprochen — den arabischen Rutschern und Pferden zu vertrauen. Und das Zeugnis darf ich den arabischen Rutschern, mit denen wir uns leider nicht verständigen konnten, geben: in diesen zwei Stunden waren die sonst halb Wilden ruhig und achtsam, ein Trost in der Stunde, in der man sich sagen mußte: wir können jetzt alles erleben. Unser jerusalemischer Führer sagte hernach, so werde er die Fahrt nicht wieder unternehmen. Wie froh und dankbar waren wir, als wir schließlich Tiberias erreichten. Männer mit Laternen kamen uns auf der letzten Strecke entgegen — unsere Wagen hatten selbstverständlich keine. Ein Wagen warf um, aber der hatte glücklicherweise keine Insassen. Aber damit genug von den Strapazen und Gefahren. Vielleicht habe ich dem Leser doch den Eindruck gegeben, daß solche Reise nach Palästina auch nach Seiten der Strapazen und Gefahren auch heute noch etwas von dem Charakter — einer Pilgerreise trägt.

Jetzt fasse ich diese als solche schärfer ins Auge und sage: es war eine Pilgerreise in das heilige Land.

Die Pilgerreise ins heilige Land hatte ein Vorspiel und ein Nachspiel. Es war ein wundervolles Vorspiel — der Aufenthalt im Lande der Pharaonen. Wer teilgenommen hat an jener Wagenfahrt durch das prächtige Kairo und dann auf herrlichem Wege durch das Ueberschwemmungsgebiet des Nil hinaus zu den Pyramiden, dem wird diese Fahrt unvergeßlich bleiben, eine Fahrt, auf

der sich zuerst das eine farbenprächtige orientalische Bild nach dem andern vor unsern Augen entrollte. Und draußen in der halmlosen Wüste, die scharf an das fruchtbarste Land der Erde grenzt, die Pyramiden, alte Königsgräber in der Tiefe, die halb im Sand versunkene Sphinx — Zeugen der ältesten Kultur, von der die Geschichte weiß. Ein herrliches Vorspiel dieser Aufenthalt im Lande der Pharaonen, ja, ein Vorspiel zur Reise ins heilige Land. Das Land der Pharaonen ist doch das Land, in dem einst Israel zum Volke heranwuchs; der Nil ist doch der Fluß, in dessen Schilf eines Moses Wiege stand.

Aber nicht minder wundervoll war das Nachspiel, der Aufenthalt im Lande der Hellenen. Der Besuch im Dionysostheater am Fuß der Akropolis, dem wieder ausgegrabenen, herrlich erhaltenen Schauplatz, auf dem einst, wenn auch in einfacher Gestalt, die Dramen der großen griechischen Dichter gespielt wurden: die Wanderung auf der Akropolis durch die Propyläen hindurch in den Resten des Parthenon; der Blick von der Höhe auf das zwar staubbedeckte, aber prächtig gelegene Athen mit seinem herrlichen Berghintergrund — das alles lenkte die Gedanken freilich in eine ganz andere Welt als die des heiligen Landes. Und doch war der Tag in Athen ein Nachspiel zur Pilgerreise. Was hat nicht Hellas für den Siegszug des Evangeliums durch die alte Kulturwelt geleistet! Doch ein Nachspiel. Wir verfehlten nicht den Areopag zu besuchen. Oberhalb des berühmten Marktplazes des alten Athen liegt hingelagert am Fuß der Akropolis der Areopag. An der Stätte, da einst Paulus den Athenern von Jesus sagte, lasen wir das Kapitel der Apostelgeschichte, das davon berichtet.

Aber ich lasse das eine wie das andere, das Land der Pharaonen und das Land der Hellenen, um die Gedanken auf das heilige Land selbst zu richten. Das heilige Land — trotz vieles Unheiligen ein heiliges Land. Auch abgesehen von dem, was es unserm Glauben ist, ein merkwürdiges Land. Drei Weltreligionen nehmen dasselbe in Anspruch. Es war einst das gelobte, d. i. das verheißene Land Israels. Die Christenheit hat in ihm den Mutterboden ihrer Existenz. Auch dem Islam ist es heilig; die zauberhaft schöne Omarmoschee, der sogen. Felsendom auf dem alten Tempelplatz ist das dritte Heiligtum der mohammedanischen Welt. Das Land ist ein heiliges Land; es trägt durchaus das Gepräge, das Land der Religion zu sein, vor allem Jerusalem selbst. Wer dort sich amüsieren wollte, wie ihm das sonst in Städten gleicher Größe ermöglicht wird, der würde arg enttäuscht. Kein Theater. Kein Lokal für irgendwelche Schaustellungen oder öffentliche Vergnügungen. Nur Gasthöfe und Kaffeehäuser stehen offen. Ein vor Jahren unternommener Versuch, jene einzurichten, ist gescheitert. Jerusalem ist die Stadt, da religiöse, ob auch vielfach nur



äußerlich religiöse, so doch religiöse Interessen alles beherrschen, und Jerusalem will das bleiben. So wenigstens damals. Ueber den sittlichen Stand des Lebens in Jerusalem ist damit freilich nicht viel gesagt. Das ist zum großen Teil begründet in dem Charakter der Religionen bezw. Konfessionen, die dort herrschen. In ihnen ist das Religiöse und das Sittliche nicht derartig untrennbar verbunden wie in dem evangelischen Christentum, das nicht zuletzt gerade darin sich als die Wahrheit erweist. Aber ich gehe hier darauf nicht näher ein. Palästina ist uns das heilige Land nicht um dessen willen, was es heute ist, sondern um der Geschichte willen, deren Schauplatz es war.

Als in der Ferne der Saum der Küste Palästinas auftauchte, ein sonnenbeglänzter Sandstreifen und dahinter die Berge Judas, da ward uns eigenartig zu Mute. Es war ja nicht nur das Ziel der Reise, das sich jetzt zuerst unsern Blicken zeigte. Das Land, das von der Kindheit frühesten Tagen für uns wie kein anderes von eigenartigem Zauber umflossen gewesen, das Land, auf das wie oft auch des gereiften Mannes Gedanken, sein Sinnen und Forschen sich gerichtet hatte, dieses dem inneren Menschen so vertraute Land, das bis zur Stunde doch nur ein Gedankenbild gewesen — jetzt tauchte es vor uns auf, leibhaftig, in greifbarer Gestalt.

Man sagt von dem heiligen Lande, wer Schönheit suche, dürfe dieses Land nicht besuchen. Ich verstehe diese Rede, aber sie hat doch ihre Schranken. Wir sahen das Land, weil kurz vor der Regenzeit, wohl in seiner wüfsten Gestalt. Aber es ist überhaupt wüste, weniger von Natur, als weil die Menschen es nicht bebauen — ein Bild der Gerichte Gottes, die über Israel ergingen, das seinen Messias verwarf. Nur hier und da tauchen blühende Kolonien auf, wo zwischen Wein, der im heiligen Lande nicht aufgebunden wird, sondern an der Erde sich hinrankt, wohlgepflegte Orangenbäume und Feigenbäume u. dergl. prächtig gedeihen. Fragt man dann näher nach, sind es zumeist evangelische Deutsche, Schwaben, welche in harter Arbeit und zähem Fleiß diese Blüte geschaffen haben. Ich füge — um der inneren Verwandtschaft willen — hier gleich ein Weiteres an. In dem lärmenden und unsauberen Jerusalem gibt es stille Stätten, da eine wunderbar wohlthuende Atmosphäre des Friedens saubere Räume durchwaltet. Das sind die Stätten, welche die Liebe der evangelischen Deutschen geschaffen hat: das syrische Waisenhaus, Vater Schnellers großartige, schwer erkämpfte Stiftung, Talithakumi, eine Erziehungsanstalt für arabische Mädchen, das Kaiserswerther Diakonissenhospital und andere. In der That, es war ein erquicklicher Einschlag in unsere Reiseindrücke, dort in dem wüsten Orient Kulturbüte und Liebesarbeit als Zeugen des Glaubens der evan-

gelischen Deutschen zu begegnen. Darin liegt eine Tatsachenpredigt, die da wirkt, auch in mohammedanischen Seelen. Die Kultureblüte, die dem evangelischen Glauben entstammt, die Erzieherthätigkeit, die er übt, die Barmherzigkeitspflege, die aus ihm erwachsen ist, das sind Taten, die, wie mir ein Sachkundiger sagte, in den Seelen mancher Mohammedaner eine stille Revolution anbahnen — in der Richtung auf Christus hin. Und das ist für die Zukunft vielleicht von größerer Bedeutung, als wir heute ahnen.

Aber von dem heiligen Lande selbst will ich jetzt reden, nicht von dem, was Fremde in dasselbe hineingetragen haben. Und dieses heilige Land selbst ist heute wüste, sonderlich Judäa; aber auch Galiläa hat weite wüste Strecken. Und die Städte dieses Landes, wieder soweit sie nicht von den Kolonisten gebaut, also echt sind — malerisch aber ruinenhaft, wenn auch dem Aussehen nach mehr als in der Wirklichkeit, voll bunten Lebens, aber auch voll Schmutz. Eine orientalische Stadt darf sich der Leser nicht nach dem Muster unserer Städte vorstellen, auch Jerusalem nicht. Jerusalem hat innerhalb seiner Tore keine Straßen, in denen man fahren könnte. Seine Straßen sind Gänge, zum Teil auf langen Strecken überwölbt, und dabei bergauf, bergab. Und dennoch — wer in diesem Lande keine Schönheit fände, den verstände ich nicht.

In der Abendstunde trafen wir ein in Jerusalem. Hellgrau, weiß ist die Grundfarbe der Stadt, damals verstärkt durch den alles deckenden weißen Staub. So lag die Stadt vor unsern Augen im bleichen Mondschein, als wir vom Bahnhof hineinfuhren — fast grüßte sie uns wie eine Geisterstadt. In einer stillen Morgenstunde gegen Ende meines achttägigen Aufenthalts in Jerusalem ritt ich mit einem Freund um die ganze Stadtmauer, zum Teil auf Wegen, die nur ein so geduldiges und geschicktes Tier wie der Esel passieren kann. Wie viele malerische Bilder bot dieser Ritt mit seinem Blick ins Kidrontal wie ins Tal Hinnom. Und vor allem der Blick vom Ölberg auf Jerusalem selbst mit seinen Zinnen, Ruppeln und Türmen! Das ist ein Ausblick, der neben mancher berühmten Aussicht seinen Platz behauptet. Selbst das wüste Gebirge Juda hat seine Schönheiten. Ich denke an das Wadi Kelt, eine tiefe Felsenschlucht, in deren Grunde ein Bächlein fließt und Pflanzenwuchs hervorzaubert, während in die eine Felswand der Schlucht ein merkwürdiges griechisches Kloster wie ein Felsenest hineingebaut ist. Und dann das tiefblaue Tote Meer mit den herrlich geformten Moabiterbergen, welch' ein Bild voll Farbenpracht! Ich hatte kurz zuvor einige Tage an den oberitalienischen Seen zugebracht. Wer diese kennt, weiß, daß ein Hauptreiz derselben bei rechter Beleuchtung in dem eigenartigen Farbenglanz der bergigen Ufer besteht. Aber dem Farbenzauber des toten Meeres und der Moabiterberge müssen auch die italieni-

schen Seen weichen. Und nun Galiläa. Der Blick von der halben Höhe des Karmel auf den Meerbusen von Akko: in der Tiefe die Hafenstadt Haifa, nordwärts ihr Palmenhain, in der Ferne das weißschimmernde Akko — das alles bietet ein Küstenbild, das auch in Italien oder Griechenland entzücken würde. Nazareth sieht man erst, wenn man eine Höhe erklimmend nahe herankommt. Da liegt es plötzlich vor einem, im Thalkessel an den Bergabhängen hingebaut, schon im Herbst, gewiß erst recht im Frühling ein anmutendes Bild. Der See Genesareth hat meine Erwartungen weit übertroffen; einsam liegt er da, abgesehen von der einen Stadt Tiberias, einsam von Bergen umgeben, aber in seiner stillen Bergeinsamkeit von eigenartiger Lieblichkeit. Selbst Tiberias, so schmutzig sie ist, diese Stadt des Talmud, so malerisch liegt sie da. Also, ich verstehe nicht, wenn man sagt, das heilige Land hätte keine Schönheit. Aber ich breche die Naturschilderungen hier ab. Unser Interesse an diesem Lande haftet ja nicht an seiner Naturbeschaffenheit, sondern an der Fülle seiner geschichtlichen Erinnerungen.

Diese Erinnerungen sind zahlreich und mannigfaltig. Die tiefste Schicht bilden die längstversunkenen großen Erinnerungen Israels. Unmittelbar tritt einem von diesen, von Legenden abgesehen, in Jerusalem selbst nur eine einzige entgegen: der alte Tempelplatz, der wenigstens teilweise derselbe ist, und auf diesem, in der Omarmoschee, der große Felsblock, der einst die Naturgrundlage des Brandopferaltars war. Von dem Jerusalem, in dem das alte Israel lebte, ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Die oberste Schicht auch schon alter Erinnerungen sind mohammedanische, von Kreuzfahrererinnerungen durchbrochen. Uns aber steht in erster Linie die Schicht, die dazwischen liegt, die Fülle der Erinnerungen, die an die Person Jesu von Nazareth anknüpfen. Auch diese sind größtenteils versunken, überwuchert vom Rankengewächs der Legenden. Darüber gebe man sich keinen Täuschungen hin; was einem zunächst entgegentritt, ist legendarischer Wust. Wenn die Dragomanen an die Stätten dieser Erinnerungen führen, sagen sie den Katholiken: das ist, uns Protestanten aber: das soll das und das sein; so gewizigt sind auch sie. Ich habe selbstverständlich in der einen Woche, die ich in Jerusalem verlebte, nicht alles auffuchen können, was man dort zeigt. Aber ich bekenne, daß ich nicht einmal das alles aufgesucht habe, was ich hätte erreichen können; ich habe nicht einmal alles angenommen, was mir geboten wurde. Es war der Legendenwust, der mich abstieß. Selbst die Grabeskirche! Zwar, wenn einzelne Besucher in den öffentlichen Blättern den Eindruck wiedergegeben haben, sie bestände aus Schmutz, Gold und Gedränge bunter Massen, so erhebe ich dagegen Protest. Die Grabeskirche ist ein sehr komplizierter

Bau. Den Mittelteil bildet eine große Rotunde, an die sich zahlreiche Kapellen von mehr oder weniger legendarischer Bedeutung anschließen. Eine derselben, hoch gelegen, ist die Golgathakapelle. In der Mitte der Rotunde liegt die eigentliche Grabkapelle, davor die sogen. Engelskapelle. Ich war zweimal dort, einmal mit einer größeren Zahl von Pilgern, das zweitemal mit einigen wenigen Freunden. Schon in der Engelskapelle war es still. Durch ein schmales, sehr niedriges Thor tritt man aus dieser in die Grabkapelle, die so klein ist, das sie, abgesehen von dem die Wache habenden griechischen Priester nur für drei Personen Raum bietet. In dieser Grabkapelle selbst fand ich das einermal wie das andere nur schweigende Andacht. Eine andere Frage ist die, ob man dort wirklich das Grab Jesu hat. Es wird um die Geschichtlichkeit der Grabeskirche immerhin besser bestellt sein als um die ihrer Parallele, der übrigens interessanten Geburtskirche in Bethlehem; ja, ich gebe zu, daß in der alten Tradition ein gewichtiges Moment liegt; dennoch hat sich mir wie anderen der Gedanke aufgedrängt: weit eher als der kleine Hügel der Golgathakapelle sei der Gordonshügel draußen vor dem Damaskusthor das alte Golgatha, und wenn das richtig ist, dann ist dort in der Nähe auch das Grab zu suchen. Also, legendarisch überwuchert ist alles, aber Gott sei Dank, es ist doch auch Echtes da. Der Delberg ist der Delberg, und mit einer gewissen Zuversicht füge ich hinzu: Gethsemane — ich meine das lateinische Gethsemane — ist im wesentlichen das alte Gethsemane. Auch dort war ich zweimal. Einmal mit den Scharen der Pilger, später in Begleitung weniger Freunde in nächtlicher Abendstunde. Für Geld und gute Worte erkaufen wir von dem Franziskaner, der der Gärtner und Wächter Gethsemanes ist, noch zu so später Stunde den Eintritt. Delberg und Gethsemane — da darf man der Legenden vergessen und von Kritik ungehemmt Atemzüge tun aus der Atmosphäre heiliger Erinnerung. Und nun erst Galiläa! Es war uns freigestellt, entweder nach Galiläa oder Damaskus zu gehen. Mir war die Wahl nicht eine Sekunde zweifelhaft. Ich übe keine Kritik an denen, die nach Damaskus gingen. Aber die Pilgerreise in das heilige Land hat nur der voll und ganz erlebt, der nach Galiläa ging. Galiläa ist ganz anders als Judäa voll der Fußstapfen Jesu. Die Tore Jerusalems, Gethsemane, der Delberg — sie erinnern an Jesu Kampf, an Jesu Leiden, an Jesu Sterben. Aber das Leben Jesu — dessen eigentlicher Boden war Galiläa. Und noch eins. Das Leben des Herrn Jesus war ein Leben voll Kampf und Leid, und doch hat auch dieses Leben ein Stück Sonnenschein gekannt. Ich denke an die Jüngerliebe, die Er fand, an die selbstvergeffene Hingabe großer Scharen Seines Volks, die Ihn eine zeitlang umgab. Dieses Stück Sonnenschein liegt auf den Fluren Galiläas. Dazu gilt auch heute noch: in



Galiläa weniger Wüste, weniger Legende, weniger Störung des Besuchten durch Menschenhand. Nazareth ist echt; das ist zweifellos, mag nun das alte Nazareth etwas höher gelegen haben als das heutige oder nicht. Die Stätte des Josephhauses, die wir besuchten, gebe ich preis; ebenso die Verkündigungskirche. Aber die Marienquelle! sie war und ist die einzige Quelle, die Nazareth besitzt. Ihre Echtheit ist gewährleistet durch die Beständigkeit der Natur. Wie oft wird der Jesusknabe mit seiner Mutter an die s e r Quelle geweiht haben! Heute ist eine Kirche über dieselbe gebaut. Und der Weg von Nazareth nach Tiberias — ich sprach schon von einer einstündigen unfreiwilligen Rast an dem Reisetag von Nazareth nach Tiberias. Ich war dem Wagen entstiegen und mit einigen anderen vorausgegangen. Vor uns lag die galiläische Landschaft im Schein der Abendsonne. Unmittelbar drängte sich der Gedanke auf: D i e s e Wege ging Jesus mit Seinen Jüngern; hier redete Er die Worte, die Geist und Leben sind durch die Jahrtausende hindurch. Das ist nicht Legende, sondern Geschichte. Nicht nur, daß das Morgenland in diesen Dingen viel konservativer ist als das Abendland — die ganze Terrainbeschaffenheit bringt es mit sich, daß der heutige Weg von Nazareth nach Tiberias wesentlich der alte ist. Und endlich der See Genesareth — ja, der ist doch zweifellos derselbe wie einst. Alle aber wissen, wie vielfältig Jesu Leben mit diesem See und seinen Gestaden verknüpft ist. Das griechische Kloster, in dem ich in Tiberias hauste, liegt hart am See. Als ich in der Nacht den Schlaf nicht finden konnte, rauschte in meinen Ohren der Wellenschlag des Sees Genesareth. Der Nacht folgte ein wunderschöner Morgen. Wir stiegen alle in Boote und stießen ein wenig vom Lande und sammelten uns um das Boot in der Mitte, an dessen Mast gelehnt mein trefflicher Amtsbruder aus Westfalen uns eine kurze Seepredigt hielt, in der er alle die Erinnerungen wachrief, die sich knüpfen an diesen unvergeßlichen See. In der That, wenn dieses alles wieder in meiner Seele auftaucht, so sage ich sehr getrost: trotz aller Legenden — unsere Festfahrt war doch eine Pilgerreise in d a s h e i l i g e L a n d.

Aber auch damit nicht genug. D i e s e Pilgerreise ins heilige Land war doch eine solche von eigener Art, eine Pilgerreise, wie sie in Jahrhunderten nicht gewesen, und wer weiß, ob ein späteres Jahrhundert sie wiederholen wird. Es war eine Pilgerreise ins heilige Land unter F ü h r u n g d e s d e u t s c h e n K a i s e r s.

Wenn die Zeitungen von der Palästinareise berichteten, galt das Interesse selbstverständlich der Reise des Kaisers. Diese Reise umschloß verschiedene vielbesprochene Momente; ich rede auch von

der Kaiserreise nur insofern, als sie in den Rahmen meiner Reiseeindrücke hereinragt.

Wir Festpilger begegneten zunächst, wenn auch mehr aus der Ferne, dem Kaiser gelegentlich seines Einzugs in Jerusalem, dem wir von bevorzugtem Platz aus beimohnten. Es war ein farbenprächtiges Bild, das sich den Augen darbot. Die bunt zusammengesetzte Bevölkerung Jerusalems nahm den regsten Anteil: Araber, Türken und was sonst zusammenströmte, nicht am wenigsten die zahlreiche Judenschaft Jerusalems; auch mohammedanische Frauen waren in großer Zahl erschienen, selbstverständlich verschleiert. Unter diesen allen zerstreut Europäer. Der Kaiser erschien mit stattlichem Gefolge. Voraus fuhr die Kaiserin. Die Erscheinung des Kaisers glich der, in welcher er bei festlichen Gelegenheiten unter uns aufzutreten pflegte, nur daß sie dem tropischen Klima Rechnung trug. Aber von dem allem schrieben die Zeitungen. Ich gebe meine Eindrücke. Uns Deutschen, die wir Kaiser und Reich lieben, war es stets eine Freude, bei sonderlichen Anlässen unserem Kaiser, unserer Kaiserin zu begegnen. Das galt eigenartig und verstärkt, als solche Begegnung sich im fernen Lande vollzog, als dort unter so fremdartiger Umgebung die vertraute Gestalt des Kaisers auftauchte — und erst recht an einer Stätte wie der, da wir das erlebten — vor den Toren Jerusalems. Mit der Freude aber mischte sich vaterländisches Hochgefühl. Wir schauten mit freudigem Stolz auf unsern Kaiser. Was die Zeitungen von dem Eindruck geschrieben haben, den der Kaiser im Morgenlande gemacht hat, war nach meinen Beobachtungen nicht übertrieben. Der Sultan der Deutschen, wie die Orientalen ihn nannten, hat der nach Nationalität und Religion buntgemischten Bevölkerung in seiner ritterlichen Erscheinung gewaltig imponiert. In erster Linie begeistert waren selbstverständlich die Deutschen Jerusalems. Eine deutsche Tochter war ihren Eltern stundenlang verloren — sie mußte noch einmal den Kaiser sehen. Ich habe von scheelen Aeußerungen gelesen, mit denen die englische Presse die Berichte über die Kaiserreise begleitet hat. Das verstehe ich. Im heiligen Lande galt, trotz unserer deutschen evangelischen Anstalten, englisch und evangelisch bisher als wesentlich dasselbe. Dadurch hat die Kaiserreise nach Jerusalem einen dicken Strich gezogen. Hoch aufgerichtet stand hernach die deutsche Nation neben der englischen als Trägerin des Evangeliums im Bewußtsein der Orientalen.

Unsere nächste Begegnung mit dem Kaiserpaar fand statt in Bethlehem. Es war eine herrliche Fahrt dort hinaus in der sonntäglichen Morgenfrühe. Wir begannen sie vor Sonnenaufgang. Bethlehem liegt freundlich; noch freundlicher das benachbarte Beth-Djala, das uns aus grünen Gärten weiß entgegenschimmerte: eine

Kulturbllüte, die zu einem guten Teil die Frucht deutscher evangelischer Waisenerziehung ist. Vor der Ankunft des Kaiserpaares fand die Einweihung des neuen Waisenhauses statt, das der Jerusalemverein auf dem Weinberg vor Bethlehem erbaut hat. Es war das eine Feier, die wir mit arabischen Christen teilten. Die evangelischen Christen Bethlehems und Beth-Djalas sind Araber. Wir sangen dasselbe Lied nach derselben Melodie, jene in arabischer, wir in deutscher Sprache. Geredet ward in beiden Sprachen. Nach Beendigung dieser Feier fuhren wir in die nahegelegene evangelische Kirche Bethlehems, die mit ihrem hochragenden Turm schon aus der Ferne uns so heimatlich begrüßt hatte. Sie heißt die Weihnatskirche. Es ist das ein schlichtes, aber trauliches, anmutendes Kirchlein in Kreuzform. Ueber dem Giebel ist eine Kuppel, in der singende Engel gemalt sind, und in die Kuppel hineingeschrieben ist der Lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Es war seinerzeit schwierig gewesen, die Erlaubnis zum Bau dieser Kirche zu erhalten. Da half unsere gute Kaiserin, die mit so viel persönlicher Hingabe christlichen Interessen diente. Sie erbat, gelegentlich ihrer ersten Anwesenheit in Konstantinopel, die Bauerlaubnis persönlich vom Sultan. Seitdem ging alles glatt. Jetzt durfte sie in dieser Kirche Gottesdienst feiern mit ihrem hohen Gemahl, und wir mit ihnen. Der Gottesdienst verlief in den uns vertrauten Formen des heimatlichen Kirchenlebens; das tat innerlich wohl. Ich verstehe, daß der Kaiser in seiner Ansprache an die Geistlichen sagte, hier habe er den ersten wirklich wohlthuenden Eindruck empfangen im heiligen Lande. Auch wir vergessen diesen Gottesdienst nicht — den Gottesdienst in der Weihnatskirche zu Bethlehem.

Auf der Rückkehr von Bethlehem nahm ich teil an einem kleinen persönlichen Erlebnis, das in einen objektiven Bericht kaum hineingehören würde, aber ich gebe ja persönliche Reiseindrücke, und da hinein gehört auch dies. Mit meinen Wagengenossen besuchte ich nach dem Gottesdienst die Geburtskirche, in die man durch ein kleines enges Tor hineintritt, stieg auch hinunter in die Krypta, die Grotte zu sehen, in der ein Stern die Stätte kennzeichnet, da der Weltheiland geboren ward. Dann aber wollten wir nach Haus, d. h. zurück in unser klösterliches Pilgerhaus zu Jerusalem. Es war nicht leicht, mit unserm Wagen durch das Gewirre von Wagen, Reittieren und Menschen hindurchzudringen, und schließlich war die Straße nach Jerusalem gesperrt. Der Kaiser wollte zurück. Die Kaiserin war in das Waisenhaus gefahren. Aber man ließ uns durch. Wir waren preußische Generalsuperintendenten und trugen an diesem Tage, der Vorschrift entsprechend, über dem Rock unser Amtskreuz. Vor dem bewies die

türkische Polizei einen gewissen Respekt. Die größere Hälfte des Weges war zurückgelegt. Da ging es nicht weiter; denn nun kam wirklich der Kaiser. Auf dem Wege von Bethlehem nach Jerusalem liegt Rahels Grab. In der Nähe desselben steht ein kleines griechisches Kloster. Dort mußte unser Wagen an der anderen Seite des Weges Halt machen. Vor dem Kloster standen Popen, einer mit einem Rauchfaß. Sie wollten wohl den Kaiser begrüßen. Als dann der Kaiser, im Schritt reitend, herankam, standen wir selbstverständlich in unserm Wagen auf und riefen unser Hoch. Als der Kaiser dort am griechischen Kloster die deutschen Laute hörte, wandte er überrascht den Kopf, erkannte uns an unsern Amtskreuzen und grüßte uns so vertraulich, wie das sonst nicht geschieht; wir aber jubelten ihm zu — eine Begegnung, die, ob auch an sich ohne Bedeutung, doch im unmittelbaren Erleben ein Erlebnis war von intinem Reiz.

Am nächsten Tage, dem 31. Oktober, war endlich der Tag gekommen, der bestimmt war für die Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Ich gebe wieder persönliche Eindrücke. Welch' eine Bewegung und Teilnahme der Bevölkerung in Jerusalem! insbesondere, als nun der große Festzug sich in Bewegung setzte, ein Festzug, wie ihn Jerusalem in der Art noch nicht gesehen. Wo nur ein Plätzchen war, da war Menschheit, bis hinauf auf Mauern und Dächer und zwar, soweit ich sehen konnte, eine festlich gekleidete. Man hatte in der That den Eindruck: heute kreist das Leben Jerusalems, auch das des jüdischen, auch das des mohammedanischen Jerusalems, um eine deutsche, evangelische Kirchenfeier. Das war noch nie, so lange Jerusalem stand. Die Erlöserkirche selbst ist wohl den meisten Lesern aus Abbildungen bekannt. Es ist ein schlichter, aber stattlicher, dreischiffiger Bau, der seinen Platz würdig behauptet unter den heiligen Gebäuden Jerusalems; sein Turm überragt sie alle. Ich hatte den Vorzug, zu der kleinen Schar derer zu gehören, die die Feier an der Kirchthür miterlebten. Da standen, mit den sonst befohlenen Wirdenträgern, wir Vertreter aller evangelischen Kirchen des deutschen Reichs, unter uns die Bischöfe des Nordens, hervorragende Kirchenmänner Hollands, Vertreter der Evangelischen Ungarns und der deutschen Evangelischen in Amerika, auch ein Entsandter der italienischen Waldenser. Es war in der That in gewisser Weise eine Repräsentation der evangelischen Christenheit, die dort des Kaiserpaares harnte. In angemessener Entfernung, auf Mauern und Dächern die bunte Menge der Einheimischen, heute ruhig. Da nahen Kaiser und Kaiserin — zu Fuß. Graf Zietzen Schwerin begrüßte als Vertreter des Johanniterordens das kaiserliche Paar, nicht wie daheim bei solcher Gelegenheit in einer Ansprache von zwei Sätzen; der Graf sprach warm, kräftig, der Situation ent-



sprechend. Ich stand hinter dem Grafen, dem Kaiserpaar gegenüber. Beide waren tiefbewegt. Die Kaiserin verbarg ihre Bewegung nicht. Des Kaisers Bewegung verriet das Auge; das Gesicht war marmorn. Wir waren alle tief innerlich ergriffen. Es war ja nicht der Höhepunkt der Feier, nur ihr Anbruch, aber — war es die erste Frische, war es das mehr Unmittelbare des kleineren Kreises, ich weiß es nicht, — mich packte in der ganzen Feier kein Moment so tief wie diese Feier an der Kirchthür.

Unter den Klängen des Gesanges: „Tochter Zion, freue dich, Tochter Jerusalem, jauchze!“ betraten wir die dichtgefüllte Kirche. Wir Geistlichen gruppierten uns um den Altar. In angemessener Form verlief der Gottesdienst. D. Dryander hielt die Weihrede, kraftvoll, echt evangelisch, herzerquickend. Beim Weihgebet kniete die ganze Gemeinde, das Kaiserpaar voran. Unser evangelischer Gottesdienst ist schlicht. Gerade in seiner Schlichtheit soll er, im Gegensatz zu dem Prunk der katholischen Gottesdienste, auf einige vornehme Mohammedaner, die zugegen waren, einen tiefen Eindruck gemacht haben; fremde Christen, die an dem Gottesdienst teilnahmen, wurden am meisten gepackt von dem brausenden Gesang unseres Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott“.

Als der Gottesdienst beendete war, erhob sich der Kaiser, bestieg den Altar, neigte sich zu stillem Gebet, trat einige Stufen herab an ein ihm hingestelltes Lesepult und verlas mit kräftiger Stimme die Ansprache, die durch den Abdruck in vielen Zeitungen hernach allgemein bekannt geworden ist. Ich hebe hier einzelne Sätze heraus: „Mit der verbundenen Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit.“ . . . „Die welterneuende Kraft des von hier ausgegangenen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen; sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Betätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen; sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsere teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen.“ . . . „Nicht Glanz und Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unserer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: „Ich und Mein Haus, Wir wollen dem HErrn dienen“, an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbniß.“ . . . „Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde Gottvertrauen, Nächstenliebe, Ge-

duld im Leiden und tüchtige Arbeit des deutschen Volkes edelster Schmuck bleibe, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr und mehr durchdringe und heilige.“ Der Kaiser schloß mit dem zweiten Verse des Reformationsliedes. Es ist in der Presse viel die Rede gewesen von der Schenkung des Dormitoriums seitens des Kaisers an die Katholischen; hier und da ist der Schein entstanden, als sei der Aufenthalt des Kaisers im heiligen Lande stärker von katholischen als von evangelischen Interessen geprägt. Solche Botschaft glaubt aber niemand, der jene unvergeßliche Kirchweihe miterlebte. Der Tag, den der Kaiser für die Feier bestimmte, der Text, den er dem Festprediger in die Bibel geschrieben hatte: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung“, die Ansprache, die der Kaiser hielt, ich meine, das alles zeugt deutlich genug von dem evangelischen Kaiser.

Ich eile zum Schluß. Nach dem Gottesdienst fand noch ein Austausch von offiziellen Begrüßungen in der Muristankapelle statt. Für den Abend hatte das Kaiserpaar wie die Johanniter so die Vertreter der verschiedenen Kirchen, auch uns Generalsuperintendenten in das kaiserliche Zeltlager entboten. Ein wundervoller Abend. Die Festlichkeit spielte sich ab unter dem Sternenzelt. Hin und her waren auf dem freien Platz zwischen den Zelten Tische mit Windlichtern aufgestellt, an denen man sich niederlassen konnte zu zwanglosem Geplauder, an denen auch Erfrischungen dargeboten wurden. Am Eingang des Zeltlagers spielte die Matrosenkapelle, und von einem nicht fern gelegenen Dach aus brannten Türken während des Beisammenseins Feuerwerk ab. Alle waren froh bewegt, die Majestäten allen zugänglich. Innerlich froh — das war der Eindruck, den wir wohl alle von ihnen empfingen. Der Kaiser sagte in dem Gespräch, das er mir gewährte, in halb fragendem Ton: „Es war heute doch ein großer Schwung in der Sache.“ Ich stimmte aus voller Ueberzeugung zu und dankte dem Kaiser aus warmem Herzen für das alles, was wir an dem Tage erlebt. —

Das sind meine Reiseeindrücke von der Pilgerreise in das heilige Land unter Führung des deutschen Kaisers.

Ein zweites Reiseerlebnis charakteristischer Art war die Reise deutscher Kirchenmänner nach England. Sie gehörte in die Reihe der Austauschbesuche, die damals stattfanden. Auch deutsche Bürgermeister, auch deutsche Journalisten waren drüben gewesen und hatten hernach ihre englischen Wirte als Gäste in Deutschland empfangen, wie später auch wir. Die Anregung zu diesen Reisen war von England ausgegangen, nicht von

Deutschland. Trotz der dreifachen Abweisung, die England von Deutschland erfahren hatte, fand sich dort immer noch eine deutschfreundliche Partei. Sie befand sich in der Minorität, aber war nicht ganz klein und umfaßte sehr angesehene Persönlichkeiten. Pazifistische Interessen spielten hinein. „Wenn die größte Seemacht und die größte Landmacht einander die Hände reichen, diktieren sie der Welt den Frieden“ — ein auf der Reise oft gehörtes Wort. Deutschland und England waren und sind viel blutsverwandter, als man das heute anerkennen will; beide repräsentieren vorwiegend protestantische Nationen. In reichen gemeinsamen Kulturinteressen spiegelt sich ihre Gemeinschaft. Auch wirtschaftlich wären wir schließlich mit einander fertig geworden, so wenig eine falsch geleitete Politik das heute Wort haben will. Mir steht jener Besuch in England nicht nur in lebhafter, auch in sympathischer Erinnerung. Ich halte es für angezeigt, trotz der Deutschland weithin beherrschenden Abneigung gegen England das zum Abdruck zu bringen, was ich nach der Rückkehr im heimischen Sonntagsboten über die Erlebnisse und Beobachtungen dieser Reise berichtete.

Der treffliche Mann, der dieses Unternehmen zustande brachte, Mister Allan Baker, von Beruf Ingenieur, von Konfession Quäker, hochangesehen als Mitglied des Parlaments — Parlamentsmitglied sein bedeutet in England viel mehr als Reichstagsmitglied sein in Deutschland — war in Berlin erschienen und in Verbindung getreten mit denen, die dort das Kirchenwesen leiteten, hatte den Reichskanzler besucht, ja wäre selbst vom Kaiser empfangen worden, wäre dieser zur Zeit nicht anderweitig in Anspruch genommen gewesen. Die Aufforderung, nach England zu kommen, richtete sich dann in erster Linie an die Mitglieder des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses bezw. der Eisenacher Kirchenkonferenz. So kam die Sache auch an mich.

Eigentümlich war unsere Reisegesellschaft zusammengesetzt. Sie bestand nicht, wie vielfach angenommen wurde, ausschließlich aus Geistlichen, aus „Pastoren“. Mit diesen mischten sich Laien, nicht nur Universitätsprofessoren und juristische Mitglieder des Kirchenregiments, auch solche, die als Kirchenmänner höchstens insofern in Frage kommen konnten, als sie Mitglieder von Synoden waren, aber das Laienelement war auch darüber hinaus vertreten. Trotzdem wurden alle zusammengefaßt unter dem Gesamttitel „deutsche Pastoren“. So in der englischen öffentlichen Meinung. Auf der herrlich an der Themse gelegenen Terrasse des englischen Parlaments, auf der wir an einem der Londoner Tage den Tee einzunehmen geladen waren, und auf der der englische Unterrichtsminister wie Parlamentarier verschiedener Parteien uns begrüßten, antworteten in unserem Namen Erzellenz von Studt,

unser früherer Kultusminister, und der Kammerherr von Alvensleben, ersterer auf deutsch, letzterer auf englisch. Die englischen Zeitungen berichteten hernach, „zwei deutsche Pastoren“ hätten geantwortet.

Aber nicht in dieser Mischung von Geistlichen und Laien bestand das Eigentümliche dieser Reisegesellschaft, sondern darin, daß sich in ihr mit den Landeskirchlichen, die den Grundstock bildeten, römisch-katholische Geistliche einerseits, andererseits freikirchliche, darunter solcher Gemeinschaften, die wir als Sekten zu bezeichnen pflegen, friedlich zusammenfanden. Eine solche Mischung hatte ich bisher nicht erlebt. Sie dürfte überhaupt ein seltenes Vorkommnis repräsentieren.

Diese Mischung entsprach der Zusammensetzung des englischen Komitees, das uns eingeladen hatte. In ihm saßen nicht nur neben Männern des hohen Adels Männer des bürgerlichen Lebens, neben hohen Würdenträgern schlichte Geistliche, sondern auch neben Erzbischöfen und Bischöfen, sowohl römischen wie anglikanischen, Vertreter der Nonkonformisten, d. h. der Kongregationalisten, Methodisten, Baptisten usw. Diese eigenartige Mischung fand endlich auch ihren Ausdruck in der Zusammensetzung eines Ausschusses, den unsere Reisegesellschaft auf hoher See bildete, ehe wir Englands Boden betraten. In ihm — auch ich war in denselben hineingewählt — traten Römische, Landeskirchliche und Freikirchliche brüderlich zusammen. Derselbe sollte als Organ unserer Reisegesellschaft deren Interessen wahrnehmen und ihre Pflichten ausüben. Er hat das aber nur dadurch tun können, daß er in einer mehrstündigen Sitzung auf dem Schiffe selbst sich an der Hand des Programms über das Verhalten verständigte, das unsererseits in England zu beobachten sei. In London selbst waren seine Mitglieder zu weit zerstreut, als daß sie hätten beratend zusammentreten können. Das weiter Notwendige mußte von einigen nahe beieinander wohnenden leitenden Persönlichkeiten — vornehmlich D. Dryander und D. Faber — wahrgenommen werden, und das geschah auch, ohne daß ein Schade entstand.

Das war die Reisegesellschaft, die nach England zog. Ich brauche nicht zu sagen, daß in dieser ihrer Zusammensetzung ein eigentümlicher Reiz lag. Nicht nur, daß aus den landeskirchlichen Kreisen ihr viele markante Persönlichkeiten angehörten — auch die Berührung mit den römischen Geistlichen verschiedener Grade war, wo immer sie stattfand, eine durchaus freundliche; nicht minder die mit den Freikirchlichen. Auf dem Bremer Schiff trat ein Vertreter der Methodisten an mich heran, mich daran zu erinnern, wie wir zwei einst, als ich noch Pastor in Apenrade war, miteinander verhandelt und — gekämpft hatten.

Aber was sollte das Ganze? Eine eigentlich kirchliche Ver-



anstellung war diese Reise nicht. Hätte es sich um eine solche gehandelt, wäre eine Zusammensetzung, wie die oben geschilderte, nicht möglich gewesen. Das Ganze war nicht ein kirchliches, sondern ein nationales Unternehmen. Es galt, der Annäherung von England und Deutschland Vorschub zu leisten. Nicht alle in England wünschten eine solche, wie auch nicht alle in Deutschland eine solche wünschten, aber in beiden Ländern waren ihrer viele, die sie wünschten. Vertreter dieser von beiden Seiten haben sich auf dieser Reise berührt. Eine gewisse Förderung in der Annäherung ward wie durch die Reisen der Journalisten bezw. der Bürgermeister so auch durch unsere Reise jedenfalls erreicht. Aber kein Verständiger schrieb diesen Vorgängen eine große politische Bedeutung zu. Unsere englischen Freunde schätzten die Bedeutung dieses Besuchs höher ein als wir, ganz besonders für den Weltfrieden. Wir Deutschen hielten uns in dieser Beziehung alle, auch in unseren Reden, stets sehr zurück. Darum brauchten auch ich und meine Reisegenossen in Eisenach — die Eisenacher Kirchenkonferenz fand einige Wochen später statt — nicht zu erröten, als hernach die Tage von Reval kamen, und die Eisenacher Kirchenherren, die nicht an der Reise teilgenommen, in freundlichem Scherz meinten, wir Englandsfahrer müßten schleunigst wieder hinüber. Rein. Nicht Weltpolitik haben wir damals getrieben. Aber wir haben die Verbindung deutschfreundlicher Engländer und englandfreundlicher Deutscher in bescheidener Weise gestärkt, eine Stärkung, die im nächsten Sommer durch den Gegenbesuch deutschfreundlicher Engländer in Deutschland eine weitere Förderung erfuhr.

Die Aufnahme, die wir in England fanden, war eine großartige. Dazu verhalf dem Komitee ein vielseitiges Entgegenkommen. Nicht nur, daß englische wie deutsche Familien uns in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft erwiesen — auch private und öffentliche Instanzen trugen in großzügiger Weise dazu bei. Die großen deutschen Schiffsgesellschaften hatten freie Ueberfahrten gewährt. Englische Eisenbahngesellschaften — die Eisenbahnen sind dort nicht verstaatlicht — stellten bereitwilligst Extrazüge, ja, es wurde erzählt, daß die große Zahl von Kutschen, die wir für mancherlei Fahrten in London brauchten, von einem einzigen Londoner Fuhrherrn freundwilligst dargeboten seien. Bürgermeister und Rat der Städte, die wir berührten, begrüßten uns und bewirteten uns als Gäste der Nation. Das trat uns sofort in Southampton entgegen, als wir zuerst den englischen Boden betraten.

Als wir dann in London eintrafen und von der mitten in London gelegenen Waterloo-Station in herrlichstem Sonnenschein an den imponierenden Gebäuden von Parlament und Westminster-

abtei, wenn auch nicht unmittelbar, vorbei auf dem schönen Viktoriaring längs der Themse in das Hotel fahren, wo die erste offizielle Begrüßung in London stattfand, da fühlte gewiß nicht nur ich mich innerlich wohl.

Die markantesten Empfänge, die wir erlebten, waren die im Mansion House, im Buckinghampalast und im Park des Fulhampalastes, d. h. beim Lord Mayor von London, dem König von England und dem Londoner Bischof. Der Lord Mayor von London ist eine in ganz England angesehene, sehr vornehme Persönlichkeit, der ein Oberbürgermeister von Berlin ebenso weit nachsteht wie der Generalsuperintendent von Berlin dem Lord Bischof von London. Wie die evangelische Kirche in Deutschland durch das Staatskirchentum in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben herabgedrückt worden ist, so sind die Organe der Selbstverwaltung in Deutschland in ihrer Bedeutung beeinträchtigt durch die bei uns allmächtige Bürokratie. Der Lord Mayor von London hatte uns zu Tisch geladen. Als ich nach dem glänzend gestalteten Empfang, bei dem jeder einzelne ihm vorgestellt wurde, um das shake hands auszutauschen, in dem prächtigen Speisesaal dieses Hauses an der Tafel saß, vergegenwärtigte ich mir, daß wir uns hier an einer der bürgerlich vornehmsten Stätten der Welt befänden. Um so wohlthuender berührte es, daß auch an dieser Stätte christliche Sitte in gebührender Weise zu ihrem Recht kam. Bei Beginn der Tafel fehlte nicht das Tischgebet. Nicht aber um der „deutschen Pastoren“ willen, nein, weil es so der englischen Sitte entsprach. Wie weit stehen wir da in Deutschland zurück. Bei uns ist derartiges nicht denkbar. Das Tischgebet gilt unserem verweltlichten Volk als kleinbürgerlich und pietistisch, wiewohl es doch in Wahrheit vornehm und würdig ist, daß wir Christenmenschen, wo immer wir zusammentreten, Gottes Gaben zu empfangen, uns beugen vor dem, der uns alles gibt, und der selbst der ist, vor dem alle Großen der Welt nur gar geringe Leute sind.

Höher noch als der Empfang im Mansion House stand der im Buckinghampalast. In Deutschland wurde nicht gerade freundlich geredet von dem König Eduard. Uns stand er noch immer im Licht des tollen Lebens, das er als Prinz von Wales geführt hatte. In England war das vergessen. Wie er selbst seit seiner Thronbesteigung mit der Vergangenheit abgeschlossen hatte, so auch sein Volk. Der König war in England sehr populär. Uns in Deutschland galt König Eduard fast als der Feind; wir betrachteten ihn als den, dessen Politik darauf ausging, Deutschland zu isolieren, betrachteten ihn nahezu als eine Kriegsgefahr. Ganz anders die Auffassung in England. Wenn des Königs gedacht wurde, wurde er immer wieder als the peacemaker of the world, d. h. als der gefeiert, der den Weltfrieden aufrecht erhalte. Der

König empfing uns freundlich. Ich hatte ihn früher einmal zufällig auf dem Kieler Bahnhof gesehen. Damals war er noch Prinz von Wales. Er machte damals in seiner aufgeschwemmten Gestalt einen schlechten Eindruck. Viel besser war der, den ich jetzt von seiner Erscheinung hatte. Er sprach recht gut deutsch. Selbstverständlich war, was er sagte, sehr harmlos. Einer unter uns — natürlich ein Berliner Junge — konnte es sich nicht verkneifen, als der König sich verabschiedet hatte, die Hand seines Nachbarn zu ergreifen und zu sagen: „Wat for en erfreifender Augenblick!“ Aber auch das war wieder harmlos gemeint. Das Schwergewicht lag darin, daß uns überhaupt der König empfing, und zwar alle, nicht, wie erst verlautete, nur eine Deputation. Der König hatte auch weitere freundliche Absichten gehabt. Er hatte befohlen, uns auf Schloß Windsor zu bewirten. Durch ein Mißverständnis eines Hofherrn ward nichts daraus. Der hatte die Vorbereitungen treffen lassen für den Nachmittag desselben Tages, an dessen Vormittag uns der König empfing; wir aber fuhren erst einige Tage später nach Windsor. Nach dem Empfang zeigte uns ein Hofherr den Buckinghampalast, der reiche Kunstschätze in sich birgt. Auch in die Schloßkapelle wurden wir geführt. In dieser findet jeden Morgen Gottesdienst statt! Wie mir gesagt wurde, war es die Regel, daß der König sich beteiligte.

Zu dem Empfang beim Lord Mayor und dem beim König gesellte sich, wie erwähnt, ein dritter, der nach englischem Verständnis in diese Reihe hineingehört. Der Lord Bischof von London gab uns ein Gartenfest in seinem Park. Der Lord Bischof ist in London eine der angesehensten Persönlichkeiten. Bei dem gegenwärtigen verbindet sich mit dem Ansehen seines Amtes die Popularität seiner Person. Er bewohnt ein stattliches Haus — den Fulhampalast — verfügt über eine eigene kleine, zu seinem Haus gehörige Kapelle. Vor allem aber ist bemerkenswert der herrliche Park, in dem das alles liegt. London hat einen unbezahlbaren Schatz in seinen herrlichen Parks, ich meine etwa 150. Nimmt man hinzu, daß, abgesehen von der City, der eigentlichen Geschäftsgegend, zumeist niedrige Häuser gebaut werden, so wird man verstehen, wie es möglich ist, daß diese Stadt von sechs Millionen Einwohnern zu den gesündesten Städten der Welt gehört. Uns fiel das dadurch bedingte eigentümliche Stadtbild schon auf, als wir in London hineinfuhren. Nirgends gewahrten wir die entsetzlichen Mietskasernen, die dem Reisenden in Deutschland unfehlbar die Nähe einer großen Stadt verkünden. Der Park des Bischofs gehört zu den besonders großen und schönen. Das Fest in diesem Park verlief in der Weise, daß wir nach dem Empfang uns zwanglos unter den Klängen einer Musikkapelle im Park ergingen, meist auf dem Rasen (englische Rasen können das vertragen) und nach

Belieben in einem Zelt dargebotene Erfrischungen annahmen. Als wir erschienen, machte es einen seltsamen Eindruck, daß die Musikkapelle, wie Kundige mir sagten, Melodien aus der „Lustigen Witwe“ spielte. Der Bischof ahnte selbstverständlich nicht, was das war. Er hatte nur der Kapelle aufgegeben, so viel deutsche Musikstücke zu spielen, wie sie könnten. Da erlebten wir, was das für Zeug ist, das als deutsches Geistesprodukt ins Ausland exportiert wird. Auf die Erfrischungen verzichtete ich. Statt dessen sah ich mir die Hauskapelle an, ging auch durch einige geöffnete, so behaglich wie vornehm ausgestattete Zimmer des Hauses. In einem derselben hingen große, in Oel gemalte Porträts an den Wänden. Der Bischof erklärte sie mir; es waren die Porträts seiner Vorgänger.

So großartig die Aufnahme war, die wir in England fanden, so stark war der Eindruck, den die alte und hohe Kultur auf uns machte, die uns hier in mancherlei Offenbarung entgegentrat. Ich bitte mich bezw. uns nicht so zu verstehen, als hätten wir in der Bewunderung des Fremden das eigene Vaterland unterschätzt und vergessen. Das nicht. Wenn der Glanz dieser Kultur fast ermüdend sich mir auf die Seele legte, dachte ich mit innerer Freude an die stillen Abendstunden, die ich wenige Wochen später auf der Terrasse der Wartburg zu verleben erwarten durfte, und des erquickenden Blicks von dieser Stätte aus auf die deutschen Waldberge. Aber das konnten wir als nüchterne Beobachter uns nicht verhehlen, daß wir in manchen Stücken hinter England zurückstehen. Wir haben uns dann immer wieder gesagt: Ja, die Engländer! Die haben keinen dreißigjährigen Krieg gehabt. Es ist ja nicht auszufagen, wie unser armes Vaterland unter diesem Krieg gelitten hat.

England hat aus dem Mittelalter mehr konserviert als wir. Das tritt einem schon in allerlei Trachten entgegen. So gleich, als wir uns der englischen Küste näherten. Der Mayor von Southampton stand auf dem Kai in einer mittelalterlichen Tracht von Samt und Seide. Aehnlich, nur noch stattlicher, der Lordmayor von London und die ihm nächst Stehenden im Mansion House. Im Tower, dessen Gefängnis und dessen Schatz wir selbstverständlich auch besahen, traten uns die untergeordneten Beamten in der Tracht mittelalterlicher Landsknechte entgegen. Das alles ist nicht von großer Bedeutung, aber es belebt doch in erfreulicher Weise das Bild.

England ist reich, viel reicher als Deutschland. Dem Umstand, daß mein Hausherr der liberalen Partei angehörte, verdankte ich einen Besuch in dem liberalen Klubhaus Londons. Ich sah es von oben bis unten; ein sehr reich gestaltetes Haus, das dem Besucher eigentlich alles bietet, das er nur wünschen mag.



Geld spielt keine Rolle. Das dokumentierten in ihrer Weise auch die festlichen Veranstaltungen, die uns zu Ehren getroffen waren. Wer in den Zeitungen von dem einen Festmahl nach dem andern las, das uns gegeben wurde, konnte auf den Gedanken kommen, wir hätten in London geschlemmt. Das war aber nicht der Fall; weder unter uns noch unter unseren Gastfreunden wird auch nur einer gewesen sein, dem das gefallen hätte. Zudem spielte der Alkohol eine unglaublich geringe Rolle; ich entsinne mich, daß ich an einer glänzenden Festtafel gern ein Glas Rotwein gehabt hätte, aber keins bekommen konnte; es wurde mehr Tafelwasser getrunken als Wein. Geredet wurde viel, auch bei Tisch. Aber immer erst nach Beendigung des Mahles, und dann Schlag auf Schlag. Bei uns endet eine Tischrede stets mit einem Trunk. In England fällt das weg. Das Bankettieren gewinnt auf diese Weise einen etwas anderen Charakter als bei uns. Ja, geredet wurde viel. Das galt überhaupt. Zumeist von den Engländern, aber dann auch von den Deutschen. Eine englische Zeitung, die von den vielen Reden berichtete, sprach die Erwartung aus, die deutschen Gastfreunde würden sich nach ihrer Heimkehr in die tiefsten Schluchten des Schwarzwaldes zurückziehen, um niemand zu begegnen, der mit einem Speech geladen sei.

Aber zurück zu dem, das in uns den Eindruck alter und gewaltiger Kultur erweckte. Dazu gehörten nicht zuletzt die herrlichen Bauten, die wir sahen, von innen wie von außen. Was für ein herrliches Gebäude ist das Parlament in seiner schlichten Größe. Unser Reichstagsgebäude verträgt damit keinen Vergleich. Und die alten Kirchen. Ich nenne hier die St. Pauls-Kathedrale, vor allem aber die Westminsterabtei. Diese ist ein überwältigender Bau. Und was birgt sie in sich? Vor Jahren besuchte ich in Stockholm die Riddarholmskirche. Mich zog zu derselben vor allem Gustav Adolfs Grab. Von dieser Kirche las ich damals das schöne Wort: Hier schläft Schwedens Ehre. Das ließe sich in noch viel höherem Maße anwenden auf die Westminsterabtei; hier ruhen die Großen Englands. Und Windsor — was ist das für ein Königsschloß. Sonderlich aber möchte ich hier etwas über Cambridge sagen. Die Universität hatte uns dorthin eingeladen. Die Eisenbahn stellte einen Extrazug. Der Besuch in Cambridge schloß ab mit einem schön gelungenen Gartenfest, das uns der Mayor von Cambridge gab, in dem herrlichen botanischen Garten der Universität, in dem eine irische Kapelle uns durch ihre Weisen erfreute. Die große Anziehungskraft von Cambridge aber lag für uns in der Fülle seiner Colleges. Diese bilden eine Universität im Zusammenhang mit dem, was bei uns etwa die obersten Klassen der Gymnasien bieten. Ein jedes College umschließt außer den Wohnräumen die Hörsäle, ein großes Refektorium und zumeist

auch eine Kapelle. Die Höfe sind mit herrlichen Rasen versehen; hier wird der Sport fleißig getrieben; auch der Wassersport fehlt in Cambridge nicht. Tägliche Andacht in der Kapelle ist ein ordnungsmäßiger Bestandteil des dortigen Studienlebens. Tischgäste waren wir im Trinity-Kollege. Das Tischgebet wurde lateinisch gehalten und zwar antiphonisch. Was uns in Cambridge besonders entzückte, war die Fülle herrlichster Architektur; das eine zwar nicht prächtige, aber architektonisch entzückende Gebäude neben dem anderen. Sonderlich zeichneten sich in dieser Beziehung die Kapellen aus. Wir sahen selbstverständlich auch die Bibliothek. Diese birgt große Schätze, auch an Handschriften. Und dieses gewaltige Institut lebt — aus eigenen Mitteln. Das rief in uns neidvolle Gedanken wach. Wir Deutschen haben den eigentlichen Kampf der Reformation durchkämpfen müssen. Wir haben ihn durchgekämpft für die Welt. Das beklagen wir nicht. Das ist unsere Ehre. Aber daß in unsern Landen die Kirche, die evangelisch wurde, so ausgeraubt ward, das beklagen wir tief. Das ist unsere Armut, Armut aber schwächt. Was ein Cambridge — und es ist nicht allein stehend in England — für die Nation bedeutet, ist schwer auszusagen, diese Stätte geistiger Bildung, durch Sport auch für den Körper nutzbar gemacht. Hier studieren nicht nur künftige Akademiker; auch andere, die später so oder so eine führende Rolle zu spielen haben. Selbst der König sprach mit einer gewissen Begeisterung von seinem Aufenthalt in Cambridge. Und zu dem allen: welch eine Stätte der Wissenschaft ist das! Vielleicht würden die Deutschen in dieser Richtung noch mehr daraus machen als die Engländer. Ich verstehe es, wenn ein deutsches Gelehrtenauge mit Wehmut auf diese Stätte schaute: diese Ruhe, diese Weihe, diese vornehme Sorglosigkeit, und das alles in so herrlich erquickender Umgebung — ja so etwas gibt es in der That nur einmal in der Welt, so auch in England nur einmal.

Und dann die Museen. Ich darf sie hier nicht schildern und will das auch nicht. Nur dies: die gewaltige Bibliothek des Britischen Museums ist eine Sammelstätte der Literatur der Welt. In dem RiesenSaal in ihrer Mitte kann man so ungefähr verlangen, was man will, und man erhält es. Ueberhaupt: in dem Britischen Museum hat man durchaus den Eindruck, in einem Weltmuseum zu sein.

Gerade wie man in der City den Eindruck hat, im Weltverkehr zu stehen. Ich fuhr zur Zeit der Geschäftsstunden oben auf einem Omnibus über die London-Bridge, die älteste, jetzt stark erweiterte Brücke über die Themse. Ich glaube nicht, daß das, was dort von Verkehr einem entgegentritt, überhaupt übertroffen werden kann. Und dabei die Ruhe, in der sich alles vollzieht, die Sicherheit, mit der das Ganze sich abspielt. Die vielgerühmten

Schutzmänner Londons, große stattliche Gestalten, stehen mitten in dem Gewühl und dirigieren das Ganze durch Bewegungen ihrer Hand. Alle Anerkennung diesen Schutzleuten — aber zu solchem Erfolg gehört auch ein entsprechendes Publikum. — Das sind Einzelheiten aus den Eindrücken einer großen und alten Kultur, die uns in England entgegentraten. Die einzelnen Eindrücke verdichteten sich unwillkürlich zu dem einen Eindruck: ein Weltvolk.

Eins der interessantesten Häuser Londons ist das bible-house, das Haus der Bibel mitten in der City. Es war das erste der Häuser, die wir in London besuchten. Wer will sagen, wieviel Segen von diesem Hause der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ausgegangen ist in die Welt? Das steht jedenfalls fest: jede andere Bibelgesellschaft steht weit hinter dieser zurück. Hier wird die Bibel gedruckt in allen Sprachen der Welt, auch in der Schriftsprache der Blinden; von diesem Hause aus wird die Welt mit der Bibel versehen. Das Haus entspricht durchaus dieser seiner Bedeutung; ich habe nicht nur seine glänzenden Räume gesehen, sondern bin hineingestiegen bis in die Räume, da Bibeln in wer weiß welcher Sprache in Blechbüchsen gepackt und durch sichere Verlötung geschützt werden gegen — die weißen Ameisen.

Das Bibelhaus mahnt daran, von den religiösen und kirchlichen Eindrücken zu reden, die wir empfangen. Aber ein anderes zuvor, ein Wort von der familiären Gastfreundschaft, die wir erfuhren. Ich will das, was ich hier zu sagen habe, unter einen größeren Gesichtspunkt stellen. Die Weltkultur, von der wir in London Eindrücke empfangen, trat in mancherlei Zügen uns entgegen als eine Kultur germanischer Art. Voll und ganz unterstreichen sicher mit uns dieses germanisch die alle, die gleich mir das Glück hatten, die acht Tage in London in einer rein englischen Familie zu verleben.

Am Tage unserer Ankunft kam im Hotel der Londöner Begrüßung ein junger Herr auf mich zu mit den Worten: „You are Mr. Kaftan?“ Ich bejahte das und fügte die Frage hinzu: „Woher kennen Sie mich?“ „Ich habe Sie nach dem Bilde erkannt“, lautete die Antwort. Das gedruckte Programm unserer Reise war von den praktischen Engländern mit einer Wiedergabe unserer Photographien versehen worden. Dieser junge Herr, ein Arzt, war der Sohn der Familie, die mich aufzunehmen bereit war. Weil sein Vater durch einen kleinen Beinschaden gehemmt war, war er statt seiner erschienen, mich und einen zweiten Gast, einen juristischen Hilfsarbeiter im Berliner Oberkirchenrat, in Empfang zu nehmen. Nach der Beendigung der Empfangsfeierlichkeit packte er uns in eine Automobildroschke, und fort ging es durch das östliche, d. h. das ärmere London, hindurch und hinaus nach dem Teil Londons, der Dulwich heißt, etwa eine Meile Weges.

Ich liebe die Stinkdroschken nicht, aber bei diesen Entfernungen entdeckt man doch, daß sie einen Wert haben, der über den eines höchst fragwürdigen Sports hinausgeht. In Dulwich war ich herrlich untergebracht. Das Haus, ein zwar vielfach umgebautes, aber noch aus Shakespeares Zeit stammendes — einer seiner Freunde hat es gebaut —, stattliches Landhaus mit behaglichen Räumen, befindet sich in einem herrlichen Park mit großen Rasen und prächtigen Bäumen, dazu gelegen an einem fischreichen Wasser. Im Hause fehlte nichts, das zum englischen Komfort gehört. Den Tag begannen wir mit einem kleinen Spaziergang im Park, und unsere erste Beschäftigung bestand darin, unsere Ränguruh und unsere Fasanen zu füttern. Ja, dort habe ich gelernt, daß man auch Fische aus der Hand füttert. Ganz in der Nähe des Parks lag eine Vorortstation, von der aus wir in kurzen Zwischenräumen in das Innere Londons hineinfahren konnten. Ich weiß nicht, wie ich prächtiger und behaglicher hätte untergebracht werden können, als es hier der Fall war. Und erst recht sage ich so, wenn ich der Familie selbst gedenke, in deren Schoß ich lebte. Ich habe an ihrem häuslichen Leben, an ihren Erholungen wie an ihren Andachten teilgenommen, soweit unsere große Inanspruchnahme das gestattete. Ich lernte ihr Haus in allen Richtungen kennen, nicht nur das auf Weltreisen gesammelte kleine Museum im Sou-terrain, auch die Schlafzimmer der Familienglieder bis hin zu den behaglichen Schlafzimmern der Dienerschaft im Dachgeschoß. Ich sollte ein englisches Haus kennen lernen. Unter diesem Titel wurde mir das alles gezeigt. Das Wertvollste aber war mir der Verkehr mit der Familie selbst, dem Herrn und der Frau des Hauses wie mit den erwachsenen Kindern, zumeist Töchtern. Ein theologischer Freund des Hauses hatte Schriften von mir gelesen und der Familie von den Brüdern Raftan erzählt, so daß ich ihnen nicht ein ganz Fremder war. Die Haussitte war selbstverständlich englisch, und diese ist verschieden von der deutschen. Wir haben uns auch nur in englischer Sprache unterhalten. Aber das alles war mir nur äußere Form. Der Geist war germanisch durch und durch. Ich brachte es nicht fertig, mich hier eigentlich fremd zu fühlen. Als ich von diesen prächtigen und liebenswürdigen Menschen, mit denen ich mich verbunden mußte in dem, der uns der Höchste ist, in dem Glauben an den Herrn Christum, mich verabschiedete, war es mir fast, als nähme ich Abschied von Verwandten.

Aber nun zu den religiösen und kirchlichen Eindrücken. Religion und Kirche bedeuten — ich sage das noch einmal, denn es war der stärkste aller Eindrücke, die ich empfang — für das öffentliche Leben des englischen Volkes ganz etwas anderes als das, was sie im öffentlichen Leben des deutschen Volkes bedeuten. Das hat zweifellos verschiedene Ursachen. Eine ist die,



daß alles viel freier ist. Ich will das in Anknüpfung an das, was ich eben von meinem Leben in einer englischen Familie sagte, an einem kleinen Erlebnis illustrieren. Eines Tages fragte mich Mr. Spicer, mein lieber Hausherr: „Kennen Sie Herrn Barth?“ In der Aussprache des Engländers unterschied ich nicht zwischen th und d und dachte bei dieser Frage an meinen lieben Freund, den D. Bard in Schwerin. „Ja, gewiß“, antwortete ich, „aber woher kennen Sie den?“ „O,“ sagte Mr. Spicer, „er ist mein Gast gewesen.“ Und da kam nun heraus, daß er den freisinnigen Politiker Barth meinte. Dieser hatte teilgenommen an dem Journalistenbesuch in England; Mr. Spicer aber hatte in seinem Park den deutschen Journalisten ein ähnliches Gartenfest gegeben wie das, das der Lord-Bischof von London uns gab. So hatte er Herrn Barth kennen gelernt. Er zeigte mir sein Bild. Augenscheinlich betrachtete er, ein englischer Liberaler, den Herrn Barth als seinen politischen Gefinnungsgenossen. Welch ein Gegensatz trat mir da entgegen! Zunächst dies: mein Gastfreund, ein Mann, der jeden Tag mit seiner ganzen Hausgenossenschaft die heilige Schrift liest und mit ihr niederkniet zum Gebet und hauspriesterlich selbst das Gebet spricht, ein freies Gebet, so wahr, so zum Mitbeten, daß ich ursprünglich glaubte, er lese es aus einem trefflichen Gebetbuch, und — unser freisinniger Politiker Barth. Ich kenne ihn persönlich nicht. Aber nach dem, was wir gewohnt sind, darf ich annehmen, daß er für das, was im Leben meines Gastfreundes das Wertvollste war, nur Spott hat. Ich brach unwillkürlich aus in die Worte: „O, Mr. Spicer, was Sie in England liberal nennen und was bei uns liberal ist — das sind sehr verschiedene Dinge.“ Aber dabei drängte sich mir ein anderes und weit bedeutungsvolleres auf. Was ist das doch für ein Segen in England, daß Religion und Kirche frei sind, daß Religion und Politik nicht miteinander verquickt werden<sup>1)</sup>. Wir leiden unter dem Jammer dieser elenden Verquickung. Ich selbst bin königstreu gesinnt, bin monarchisch gesinnt, aber daß monarchische Gesinnung mit der Religion zu tun haben soll, das stammt aus der Apotheke des Bösen, das ist ein Stück slavischen Einschlags in das deutsche Wesen des preußischen Staates. Warum in aller Welt kann nicht einer religiös orthodox und dabei politisch freisinnig sein bis in die Fingerspitzen, ja ein Demokrat und umgekehrt: religiös freisinnig, selbst Atheist, und dabei doch politisch auf das äußerste konservativ? In Einzelpersonen erlebten wir derartiges, aber auf das Große und Ganze gesehen

<sup>1)</sup> Daß es auch eine englische Weise gibt, Religion und Politik zu verquicken, weiß ich. Ich billige diese Weise nicht. In dem aber, was ich oben sage, handelt es sich um unsere, wenigstens bisher unsere Weise der Verquickung von Religion und Politik, die im Staatskirchentum wurzelte.

— kannten wir das nicht. So lange die Kirche unter uns noch am Gängelband des Staates einherging, waren wir auf Politiker angewiesen, und Verständnis fanden wir — recht oft nur bei den Konserватiven. Ein anderer Grund für die Bedeutung von Religion und Kirche in dem Leben des englischen Volkes ist zweifellos der — englische Sonntag. Bei uns ist der englische Sonntag fast berüchtigt, und wir preisen in hohen Tönen den „freien“ deutschen Sonntag. Wer aber den englischen Sonntag miterlebt, dem imponiert er doch. Schon äußerlich — wie imponierend wirkt das, daß dieses gewaltige Verkehrsgetriebe, das all unser deutsches Verkehrsleben, von dem unsere klugen Leute behaupten, es könne um seiner gewaltigen Größe willen keine Sonntagsruhe vertragen, weit überragt, daß dieses gewaltige Getriebe jeden siebenten Tag fast stille steht. Auch mein Hausherr ist ein Mann, der nicht nur herrlich und in Freuden lebt, sondern täglich ernsthaft arbeitet, fast den ganzen Tag, drinnen in der City. „Ich genieße meinen Sonntag,“ sagte er. Das ganze englische Volk weiß, ob nun klar bewußt oder instinktiv, was es an seinem Sonntag hat als Quell der Kraft. Ein Weltvolk braucht Kraft. Darum läßt es auch von seinem Sonntag nicht. Was dieser englische Sonntag für die Pflege der Religion bedeutet, liegt auf der Hand. Das war einer der großen Widersprüche in unserem Staatskirchentum, daß derselbe Staat, der da sprach: Die Kirche ist mein; ich will sie regieren; ich will nämlich, daß dem ganzen Volke die Religion erhalten bleibe — daß derselbe Staat an dem Tage, da die Kirche wie sonst nie an dieses Volk herankommen konnte, alles tat, was in seinen Kräften stand, um an eben diesem Tage das Volk in alle Winde zu zerstreuen, nicht nur alle Wirtschaften öffnete, womöglich noch einige dazu, sondern noch Extrazüge über Extrazüge einrichtete und das Volk durch billige Preise in diese hineinlockte. Von dem allen in England keine Spur. Nur wenige Züge verkehren. Der Lokalverkehr steht fast still. Von Haus aus auch kein Wirtshausleben am Sonntag. Freilich, ob hier nicht leise sich eine Aenderung anbahnt? Ich deute das nur an. Bestimmt hierüber zu urteilen — dazu war mein Besuch zu flüchtig. Hier rede ich von dem, das ist. Und da sage ich: daß Religion und Kirche in England das bedeuten, was sie bedeuten, ist jedenfalls mitbegründet in dem englischen Sonntag; dort gehört der Tag des Herrn auch öffentlich noch dem Dienst des Herrn.

Und nun die Kirche selbst. Die Kirche tritt einem in England in doppelter Weise entgegen, einmal in Gestalt der anglikanischen Kirche, dann in Gestalt der sogen. nonkonformistischen Gemeinden. Die anglikanische Kirche hat aus der mittelalterlichen Kirche manches festgehalten, sowohl in der Verfassung wie im Kultus; rein reformatorisch ist sie nur in ihrem Bekenntnis. Mit dieser ihrer

Art hängt innerlich zusammen, daß sie auch das Ansehen und den Besitz der mittelalterlichen Kirche zu einem guten Stück hat festhalten können und bis zur Stunde festgehalten hat. Die anglikanische Kirche ist eine vornehme Kirche und besitzt Macht. Sie ist auch keineswegs, wie wohl einmal gesagt wird, geistlich tot. Nein, es pulsiert in ihr ein großes Stück Leben; es fehlt auch nicht an Anzeichen, daß auch sie den Pulsschlag der Zeit versteht. Zwei ihrer Gottesdienste haben wir miterlebt, einen in der St. Pauls-Kathedrale, den andern in der Westminsterabtei. Uns mutete allerlei fast katholisch an, wenn nicht die fast überreiche Liturgie, so die Kleidung der Geistlichen wie der Sänger, vor allem aber das Prozessionsmäßige. In der St. Pauls-Kathedrale wurde dem Bischof eine Bildfahne vorangetragen, und Chorknaben trugen seine Schleppe. In der einen Kirche wie in der anderen wurde gepredigt. Hervorragende anglikanische Geistliche hielten die Predigt. Ich kann nicht sagen, daß sie mich gepackt hätten, aber ich muß auch gestehen, daß ich sie nicht vollständig verstand. Dazu war der Platz im Chor, den ich jedesmal inne hatte, für das Hören der Predigt zu ungünstig. Aber eins ist mir wieder klar geworden in diesen anglikanischen Gottesdiensten: der Wert, den das common prayer book für die anglikanische Kirche hat. Die einzelnen Gemeindeglieder wissen in demselben Bescheid; sie verstehen es zu gebrauchen, auch im Gottesdienst. In der Tat, dieses Büchlein ist eine lebendige Größe im Leben der anglikanischen Kirche, auch heute noch, ein gewaltiges Bindemittel für die Anglikaner des Erdkreises. Fast hätten wir etwas Ähnliches haben können in Deutschland. Luthers Katechismus war einmal auf dem Wege, sich zu einem derartigen Buch auszugestalten, aber es ward nichts draus. Die Versuche, später ein solches zu schaffen — ein solcher liegt vor in dem Allgemeinen evangelisch-lutherischen Gebetbuch — drangen nicht durch. Lebenskräftig entsteht derartiges nur in schöpferischen Perioden.

Sehr viele englische Christen gehören aber nicht der anglikanischen Kirche an, sondern Freikirchen. So die Kongregationalisten, die Methodisten, die Baptisten und noch manche andere. Wir sind in Deutschland gewohnt, die Anhänger dieser Kirchen als Sektierer zu betrachten. In Deutschland sind sie das auch, wollen auch zumeist „die kleine Gemeinde der Heiligen“ sein, aber in England, wo ihre Gemeinschaften größer sind, verliert sich eben wie in Amerika der sektiererische Zug, und sie tragen das Gepräge von volkstümlichen Freikirchen. Charakteristisch für diese ihre andere, im Vergleich mit den deutschen Sekten freiere Stellung ist dies, daß sie unter einander sich zu einer Gemeinschaft der Freikirchen zusammenschließen, selbstverständlich in der Weise, daß jede Kirche ihre Eigenart wahrt. Irre ich nicht, war zur Zeit unser

besonderer Freund, Mr. Allan Baker, der Präses dieses Verbandes. In diesen Freikirchen pulsiert ein starkes, freies Leben. Sie sind getragen von dem Interesse ihrer Mitglieder. Und das ist es, was sie, denen der Glanz und die Machtstellung der anglikanischen Kirche abgeht, dennoch zu einflußreichen Größen macht im öffentlichen Leben. Nicht wenige ihrer Glieder sind Mitglieder des Parlaments. Auch in den Ministerien sind sie vertreten. So sind auch sie beteiligt an der Leitung der Geschichte Englands. Die größte Stunde, die ich in England durchlebte, erlebte ich in einer ihrer Kirchen, in der Westminster-Kapelle. Kapelle heißt dieses gottesdienstliche Gebäude; aber es mag gegen 2000 Menschen fassen. In der Westminsterkapelle predigte am Sonntagabend 7 Uhr der kongregationalistische Geistliche Dr. Campbell Morgan. Die ganze Kirche war voll trotz der Sommerhitze. Ich saß auf der unteren Plattform gerade dem Redner gegenüber, hatte also einen ausgezeichneten Hörplatz. Der Redner sprach schnell, aber so distinktiert, daß ich von meinem guten Platz aus seine ganze Predigt verstand, wie wenn er deutsch gepredigt hätte. Er redete über Hebr. 12, 1—2. Der ganze Mann predigte, nicht nur die Lippen, das Auge, das Gesicht, der ganze Mann. Selbstverständlich nichts von Macho, nichts von sogen. Rhetorik. Derartiges stößt Leute wie mich nur ab. Ein Mann wie Campbell Morgan läßt durch den Eindruck seiner Gesamtpersönlichkeit Gedanken an derartiges überhaupt nicht aufkommen. Ich habe selten in meinem Leben derartiges gehört, erinnere mich kaum, von einer Predigt so elektrifiziert gewesen zu sein wie von dieser. Später ist mir die Predigt gedruckt zugesandt worden. Bei der Lektüre, wiewohl ich sie gerne gelesen, hat sie auf mich nicht den Eindruck gemacht, wie da ich sie hörte. Ich glaube aber sagen zu dürfen, daß das nicht nur an der „phänomenalen“ Beredsamkeit dieses Mannes lag; die gedruckte Predigt entbehrt einer Reihe von Nuancierungen, welche die gehaltene Predigt so wirkungsvoll machten; das waren augenscheinlich Produkte des Augenblicks. Aber eben das ist ja Beredsamkeit von Gottes Gnaden. — Mir wurde erzählt, sein Gottesdienst sei immer so besucht, auch an heißen Tagen, wie wir das erlebten. Mich wundert das auch nicht. Ich käme auch. — Als ich in meinem Londoner Heim begeistert von diesem Erlebnis sprach und fragte, ob der Mann nichts geschrieben habe, schleppte eine der Töchter des Hauses einen ganzen Arm voll Bücher in den Salon. Campbell Morgan gilt in England als einer der ersten, wenn nicht als der erste Schriftausleger — gerade für die Gemeinde. Und dieser selbe Mann hatte in seinem Morgengottesdienst den Professor Freiherrn von Soden, einen unserer deutschen Bibelkritiker, aufgefordert, eine Ansprache zu halten. Dieser hatte das abgelehnt, aber Campbell Morgan hatte



in seiner Predigt anerkennend von ihm gesprochen. Also — der erste Bibelausleger der Gläubigen in England steht so fest in Gottes Wort, daß er die Bibel unbefangen in ihrem Tatbestand zu sehen vermag. Beneidenswert. Dahin müssen wir alle.

Die Kongregationalisten, denen Dr. Campbell Morgan angehört, sind wesentlich reformierten Bekenntnisses. Um so überraschender war mir diese geistige Freiheit. Von Haus aus sind wir Lutherischen die geistig Freien. Eine ähnlich freie Stellung beobachtete ich an dem Leiter des Londoner kongregationalistischen Predigerseminars, den etwas näher kennen zu lernen ich Gelegenheit hatte. Und dabei beide Männer so fest und tief gegründet in Gottes Wort, energische Männer des Glaubens. Wie das sich widerspiegelt in der Laienwelt, das zu studieren hatte ich Gelegenheit in dem Hause, in dem ich mein Daheim gefunden, in dem frommen, von christlicher Sitte fest geprägten Leben dieser Familie, von dem ich sprach. Auch sie ist kongregationalistisch. Obendrein eine Familie, die jenen beiden von mir charakterisierten Männern nahe steht.

Das führt mich auf ein letztes, davon ich erzählen will. Es war allgemein der Wunsch ausgesprochen, wir möchten in den Kirchen, zu denen unsere Gastfreunde gehörten, an den Gottesdiensten teilnehmen und in diesen Gottesdiensten ein Wort sagen. Der Kirchenrat Frisius bat mich, in der deutschen Kirche Londons die Predigt zu halten. Eine Ansprache sagte ich ihm zu, aber um die Predigt zu halten, dazu fürchtete ich, der ich vorher nichts davon gewußt, nicht die nötige Ruhe und Sammlung zu finden. Er aber wollte eine Predigt, und so ward nichts daraus. Auch hatte mein Hausherr schon flüchtig mit mir über eine Ansprache in seiner Kirche geredet.

Am Sonnabend Spätnachmittag hatten mein Mitgast und ich uns frei gemacht, um an dem Tage mit unseren Hausfreunden, die einen anderen Hausfreund und seinen deutschen Gast eingeladen hatten, zu Mittag zu speisen. Als wir im Schein der Abendsonne — das gute Wetter blieb uns unabänderlich treu — in dem herrlichen Park uns ergingen und der Fütterung der Fische aus der Hand und ähnlichen guten Dingen beimohnten, erschien eine Dienerin auf dem Rasen und überbrachte meinem Mitgast, dem juristischen Konsistorialrat, ein Telegramm. Er erbrach es, las es und „erbleichte“. Es war eine an ihn gerichtete Aufforderung von irgend einer Baptistentengemeinde hoch im Norden Londons, am Sonntag in ihrer Kirche eine geistliche Ansprache zu halten. Solche Aufforderung hatte dieser Jurist noch nie erlebt. „O“, sagte Mr. Spicer, „wenn Sie wollen, geht das sehr gut, aber Sie brauchen nicht.“ Mein Mitgast, den das ihm geschenkte Zutrauen sehr amüsierte, verzichtete und telegraphierte dementsprechend zurück. Als

wir bei Tisch saßen, meldete eine Dienerin, Mr. Spicer werde gebeten, persönlich ans Telephon zu kommen. Als er den Tisch verlassen hatte, durchzuckte mich eine Ahnung, jetzt fahnde die Baptistenkapelle aus dem Norden am Ende auf mich. Ich bat die neben mir sitzende Tochter, ihrem Vater zu folgen und ihn um Schutz für mich zu bitten. Richtig. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Mr. Spicer aber schützte mich durch die Mitteilung, ich würde in seiner Kirche sprechen. Damit war dann auch festgenagelt, daß ich in dieser zu sprechen hatte.

Ich tat es auch. Ich zweifelte, ob ich deutsch oder englisch reden sollte. Ich fühlte mich doch des Englischen kaum hinreichend mächtig, um in einer Kirche vor einer großen Gemeinde wesentlich aus dem Stegreif zu reden. „Reden Sie nur deutsch,“ sagte mir mein Hausherr; „wenn Sie deutlich reden, werden in dieser Kirche viele Sie verstehen.“ Am Sonntag morgen gingen wir im Sonnenschein durch einen blumenreichen Park in die Kirche. Dort wurde ich den Geistlichen vorgestellt. Die waren mit einer Ansprache von mir sehr einverstanden. In die sogen. Chortür wurde mir ein Stuhl hingestellt; davor ein Lesepult mit einer englischen Bibel. Neben mir saß an der einen Seite ein Diakon der Kirche, der mich darauf aufmerksam zu machen hatte, wann ich zu sprechen hätte, an meiner anderen Seite ein in Deutschland geborenes Gemeindeglied, das aufgefordert worden war, meine Worte zu dolmetschen. Im Chor selbst — einen Altar hat diese Kirche nicht — saßen rechts und links die Sänger, junge Männer und junge Mädchen. Es wurde viel und kräftig gesungen. Der Geistliche, der stets auf der Kanzel blieb, und von dem ich hernach eine gute und warme Predigt hörte, die mir wieder verriet, daß die Fragen, die uns bewegen, auch dort lebendig sind, stellte mich dann in kurzer Ansprache der Gemeinde — es mochten gegen 1000 Seelen versammelt sein — vor, erzählte ihr einiges Gute von mir und bereitete mir so den Boden. Ich las aus der englischen Bibel das Wort 1. Joh. 5, 4. Der geneigte Leser wird sich ohngefähr denken können, was ich gesagt habe. Im Zusammenhang meiner Rede gedachte ich auch, wie der Text das nahelegte, des guten Eindrucks, den ich von der Kraft des Glaubens in dem großen Leben Englands empfangen hatte, ließ aber mein eigenes Vaterland dadurch zu seinem Recht kommen, daß ich dem gegenüberstellte, wie wir Deutschen es seien, die immer wieder in erster Linie die großen Probleme durchzukämpfen hätten. „Sie haben ganz Recht,“ sagte mir hernach einer der Anwesenden, „we are more practical.“ Das aber, darin wir uns die Hand reichen wollten zu gemeinsamem Kampfe, den eben ein jeder nach seiner Weise und mit den Gaben führen müsse, die ihm verliehen, und zu gemeinsamem Sieg, das sei, sagte ich, der gemeinsame Glaube, der

der Sieg sei, der Glaube an den wahrhaftigen Sohn Gottes. Ein anderer, der mir hernach die Hand reichte, sagte mir: „Ihre Worte habe ich nicht alle verstanden, aber den Geist, in dem Sie sprachen,“ und drückte mir zum Zeichen des Einverständnisses die Hand.

Ich hatte deutsch gesprochen, aber so, daß ich die markantesten Sätze sofort selbst ins Englische übertrug. Trotzdem machte mein Genosse zur Linken den Versuch, mich zu dolmetschen. Ich erkannte mich freilich in dem, was er sagte, nur spärlich wieder, fing deshalb an, ihm auf englisch zuzuslüstern, was er sagen sollte, und als er sich einmal verzweifelt nach mir umsah, sagte ich: „It is enough.“ Diese Erfahrung legte es mir nahe, als ich am nächsten Tag in der Ringshall, der Königshalle, sprechen sollte, meine Scheu abzutun und englisch zu reden. Ich tat das auch mit einer Einschränkung. Ich wußte, daß einige meiner Reisegenossen, wenn sie englisch reden sollten, sich schriftlich präpariert und das Präparierte von ihren Hausgenossen hatten revidieren lassen und so gut von der Parade kamen. Diese Methode war auch nicht übel. Aber ich wußte dazu nicht Zeit zu finden; auch lag sie mir nicht. Ich überlegte mir in der Morgenstunde, was ich sagen wollte; fehlte mir ein Wort, schlug ich es nach in meinem Taschenwörterbuch und merkte es mir. Es war in den Tagen so viel geredet worden von den Beziehungen zwischen England und Deutschland. Wie nahe lag es mir, davon ein Wort zu sagen, daß kein Teil Deutschlands so alte Beziehungen zu England habe, wie das Land, das beides meine Heimat und mein Sprengel sei, das alte Herzogtum Schleswig. Ja, ich konnte mit Wahrheit aus eigener Erfahrung davon reden, wie meinem Bewußtsein schon von früher Jugend auf England kein eigentlich fremdes Land sei, und durfte hinzufügen, wie ich, nachdem ich das geistige England kennen gelernt, stets in der Empfindung gelebt hätte, wir gehörten zusammen. Aber ich wollte mich darauf nicht beschränken, sondern gern noch etwas Sonderliches sagen. Als solches drängte sich mir das auf, das merkwürdiger Weise bisher von niemand berührt war, welch ein eigen Ding es doch war, daß beides auf englischer wie auf deutscher Seite sich in diesem Besuch Landeskirchliche, Katholische und Freikirchliche brüderlich zusammengefunden hatten. Aber just, als ich das englisch erwägen wollte, ertönte das Glockenspiel, das uns zum Frühstück rief, und die Absicht, hernach noch vor der Fahrt nach London das Versäumte nachzuholen, scheiterte an dem gütigen Anerbieten der Frau des Hauses, mit uns früher nach London zu fahren, um vor dem Besuch des britischen Museums, der auf der Tagesordnung stand, uns allerlei Interessantes zu zeigen. Das durfte und wollte auch ich nicht ablehnen. Freilich, als wir dann vor der Versammlung zu Tische saßen, gedachte ich mit einiger Sorge dessen, wie es in diesem, schon an sich feinen

Takt erfordernden Teil meiner Rede mir englisch ergehen würde. Aber siehe, ich hatte ein Unglück, das mein Glück war. Die Engländer sprachen zuerst, und zwar wie immer nacheinander; ich sollte als erster unter den Deutschen sprechen. Was ich zu berühren mir vorgenommen, und davon bisher niemand geredet hatte, davon sprachen jetzt zwei Engländer, sowohl ein Anglikaner wie ein Freikirchlicher. Natürlich beide auf englisch. Das machte ich mir zu nütze. Als ich in meiner Ansprache auf dieses Thema kam, sagte ich, immer noch auf englisch, auch ich hätte mir vorgenommen, von diesem eigenartigen Charakter unserer Gemeinschaft zu reden; da aber nun bereits Sir Parker und Mr. Braitmaith von derselben Sache gesprochen, und zwar auf englisch, so wolle ich diese Sache auf deutsch behandeln. Ein freundliches Lächeln, das über allerlei Gesichter glitt, zeigte mir, daß ich verstanden war. Aber ich fühlte mich doch erleichtert, als ich über diesen etwas diffizilen Punkt deutsch reden durfte, und schloß dann wohlgemut meine Ansprache auf englisch. Was ich in der fraglichen Beziehung betonte, war das Doppelte, einmal dies, daß selbstverständlich wir alle, Römisch-Katholische wie Landeskirchlich-Evangelische, Landeskirchliche wie Freikirchliche nach wie vor das sein und bleiben würden, was wir wären; niemand von uns wolle — dazu seien wir alle zu charaktervoll — von seiner kirchlichen Stellung etwas preisgeben oder davon ablassen. Aber — und das war das zweite — in dieser ungewohnten, wohl kaum früher dagewesenen, wenigstens bisher von mir nicht erlebten Gemeinschaft läge trotzdem ein Erquickendes; in meiner Seele habe das Gestalt gewonnen in dem Aufflammen des frohen Bewußtseins: Es gibt eine Christenheit auf Erden!

Damit schließe ich meine Mitteilungen über diese Reise der Nationalfreundschaft. In einem tieferen noch und feineren Sinne als dem, den das Wort in jener Ansprache hatte, gibt eben dieses Wort den besten und wertvollsten Eindruck wieder, den ich von der Reise heimgebracht: Es gibt eine Christenheit auf Erden<sup>1)</sup>.

Die dritte Reise, von der ich hier erzähle, war eine Reise in das Lutherische Schweden. Dort war der Erzbischof D. Eckmann heimgegangen und Professor D. Söderblom, von dem ich schon sprach, sein Nachfolger geworden. Derselbe lud mich ein, seiner Installation beizuwohnen, gleich wie er auch andere ihm bekannte Kirchenmänner anderer Nationen eingeladen hatte. Ich

<sup>1)</sup> Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß die hier niedergegebene Niederschrift vor dem Weltkrieg erfolgt ist. Im Wesentlichen halte ich aber das Gesagte auch heute noch fest.



trug Bedenken, im November (1914) nach Uppsala zu reisen und entschuldigte mich. Als aber dann der Minister, der irgendwie von meinen Beziehungen zu Söderblom erfahren hatte, mich mit Rücksicht auf anderweitige fremdnationale Beteiligung an dieser Feier aufforderte, der Einladung des Erzbischofs von Amts wegen Folge zu leisten und gemeinsam mit dem altländischen Generalsuperintendenten D. Jacobi<sup>1)</sup> in Uppsala die deutsche Kirche zu vertreten, tat ich das mit Freuden. Auch hier sind es wieder persönliche Eindrücke, die ich wiedergebe. Daß ich auch von dieser Reise erzähle, liegt um so näher, als diese Erzählung einen Einblick gewährt in die uns so nahe verwandte und doch so anders geartete lutherische Kirche Schwedens.

Also, der Installation oder, wie die Zeitungen sagten, der Inthronisation des neuermählten Erzbischofs beizuwohnen, begab ich mich nach Uppsala. Der Ausdruck Inthronisation ist nicht ganz der richtige. Es handelte sich um eine mit Bischofsweihe verbundene Einführung. D. Söderblom, der aus der Professur auf den erzbischöflichen Stuhl berufen wurde, war in jüngeren Jahren Gesandtschaftsprediger in Paris, und hatte als solcher die „Priesterweihe“, wie in Schweden die Ordination genannt wird, empfangen; aber die lutherischen Kirchen des Nordens haben neben der „Priesterweihe“ eine Art Bischofsweihe festgehalten.

Es kann auffallen, daß ein Mann aus der Professur an die leitende Stelle einer Kirche berufen wird. Aber in Schweden ist das minder auffallend, als das bei uns der Fall sein würde. D. Söderblom war die letzten zwei Jahre Professor in Leipzig, aber sozusagen leihweise; er hatte die Professur in Uppsala nicht aufgegeben; noch während seiner Leipziger Zeit hielt er dort jährlich eine Reihe von Vorlesungen. Als Professor der Theologie in Uppsala aber war er Mitglied des Domkapitels und als solcher mit kirchlichen und kirchenregimentlichen Funktionen vertraut.

Lutherische Bischöfe und nun erst recht ein lutherischer Erzbischof muten manche unter uns fremdartig an. Das ist eben der Unterschied zwischen der Reformation in Deutschland und der in den nordischen Ländern, daß bei uns in Deutschland die Bischöfe versagten, während sie im Norden mitgingen. Dadurch geriet in Deutschland die Kirche völlig in die Hand des Landesherrn und auf diesem Wege in die Hand des Staates und verkümmerte zu einem Staatsdepartement. An die Stelle der Hierarchie trat die Bürokratie, was zweifellos niemals die Absicht der lutherischen Reformation gewesen ist. Zwar, das, was wir gewöhnlich Hierarchie nennen, ist auch mit den Grundsätzen und der Eigenart des Lu-

<sup>1)</sup> Lützen liegt in seinem Sprengel. Das hatte für ihn schwedische Beziehungen herbeigeführt.

thertums unvereinbar. Aber eine Hierarchie dieser Art ist auch das nicht, was uns in Schweden begegnete. Genau so, wie bei uns das Pastorat geblieben, aber demselben das römisch Hierarchische genommen ist, so ist dort auch das Episkopat geblieben, aber das römisch Hierarchische desselben beseitigt. Bischöfliches Regiment im evangelischen Sinn ist das der Kirche selbst entwachsene und ihr ureigene Kirchenregiment; bürokratisches Regiment ist auf kirchlichem Boden ein Fremdkörper. Wo es evangelisch-kirchlich recht gestaltet ist, eint sich das bischöfliche Regiment — nicht ohne altkirchlichen Vorgang — mit weitgehender Selbstverwaltung, und wo es also steht, da herrscht im Verein mit kirchlicher Ordnung religiöse Freiheit; die eine ist so unentbehrlich wie die andere, soll kirchliches Leben recht gedeihen<sup>1)</sup>. Das weckt die Frage, ob denn nun in Schweden die kirchliche Ordnung eine ideale ist. Nicht durchaus. Nach Seiten der kirchlichen Selbstverwaltung bedarf es, so weit ich sehe, in Schweden einer Weiterentwicklung; auch bedürfen, so weit ich sehe, die Domkapitel einer Reform, sonderlich in den Städten, die nicht Universitätsstädte sind. Aber das verfolge ich hier nicht, bin dazu auch nicht ausreichend unterrichtet. Ich gebe nur Gedanken wieder, die sich mir aufdrängen. Ein Bischof wird in Schweden, wo er keinem Kultusminister unterstellt ist, sondern direkt unter dem König steht, so weit ich sehe, in der Weise gewählt, daß Geistlichkeit und Domkapitel dem König drei Männer vorschlagen, von denen dieser einen ernennt. Komplizierter ist die Wahl bei der Bestellung des Erzbischofs. Dieser ist zwar nicht der Vorgesetzte der anderen Bischöfe, sondern nur der Erste unter Gleichen, aber doch der, welcher die anderen Bischöfe weiht und einführt. Daher wirken bei seiner Wahl sämtliche Domkapitel des Landes mit. Unter den drei von den Wahlberechtigten Vorgeschlagenen hatte D. Söderblom nicht die meisten, sondern die wenigsten Stimmen. Dennoch hat der König ihn ernannt. Ich kenne die zwei anderen nicht, aber daß der König einen trefflichen Mann gewählt hat, weiß ich. Ich verstehe, was der König tat. D. Söderblom war ursprünglich Professor der Religionsgeschichte, und zwar wissenschaftlich ein ausgezeichnete, zugleich ein solcher, der dadurch nicht dem Christentum, dem biblischen, entfremdet wurde; er hat in einer seiner letzten Schriften im Gegenteil mit genialem Griff der Religionsgeschichte auf dem Boden des Christentums den richtigen Platz gewiesen. D. Söderblom, ein Mann von eminent vielseitiger Bildung und großer Geistesfreiheit, steht auf dem Boden des Offenbarungsglaubens, ist ein getreuer Knecht Jesu Christi, liebt seine

<sup>1)</sup> Das Vorstehende ist zwar nicht vor dem Weltkrieg, aber Jahre lang vor dem Zusammenbruch geschrieben.

Kirche und hat ein feines und tiefbringendes Verständniss für lutherische Art.

Es war eigenartig, so weit ich blicke, bisher, wenigstens auf protestantischem Boden, kaum vorgekommen, daß zur Amtseinführung, ob auch des ersten Geistlichen eines Landes, Vertreter auswärtiger Kirchen erschienen. Auch den Schweden war das ein Neues. Das ersah ich schon aus einer schwedischen Zeitung, die ich im Zuge von Malmö nach Stockholm las. Ein mir befreundeter Uppsalenser Professor, den ich während meines dortigen Aufenthalts besuchte, bestätigte mir das. Ich erkläre den Vorgang aus den eigenartigen persönlichen Verhältnissen gerade des neu erwählten Erzbischofs. D. Söderblom war und ist ein Gelehrter von europäischem Ruf und hat als solcher persönliche Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten in den theologisch-kirchlichen Kreisen der meisten protestantischen Länder bezw. Landesteile. Auf Grund dieser hatte er in Folge seiner frischen, freien, impulsiven Art Vertreter verschiedener Landeskirchen zu der bevorstehenden Feier eingeladen, getrieben nicht von Selbstüberschätzung seiner Person oder seines Amtes, sondern von dem Wunsche, daß die evangelischen Kirchen des Erdkreises miteinander in nähere Beziehungen treten möchten, ein Wunsch, der ja den Interessen unseres Kaisers nicht fernlag.

Erwartet wurden wie Vertreter des französischen Protestantismus so Vertreter der englischen Staatskirche. Die ersteren hatten, so weit ich beobachtete, schon nach Ausbruch des Krieges abgesagt; die letzteren aber, zwei hohe englische Geistliche, hatten trotz desselben an ihrer Absicht festgehalten; sie hatten erst in allerletzter Zeit abtelegraphiert mit der Begründung, sie befürchteten, daß ihre Rückkehr gefährdet sei. So reduzierte sich die Zahl der Gäste des Erzbischofs. Mit mir war, wie schon gesagt, der Generalsuperintendent D. Jakobi erschienen, und uns hatte sich D. Rendtorff angeschlossen, der aus persönlichen Gründen, bezw. auf Wunsch der Leipziger Fakultät sich in Uppsala einfand. Aus Dänemark wie aus Norwegen war je der Primas erschienen, der Bischof Ostensfeldt aus Kopenhagen wie der Bischof Landberg aus Christiania. Die schwedische Augustanasynode (es lebt etwa ein Viertel der schwedischen Nation drüben) vertrat Herr D. Abrahamson aus Amerika. Durch Erkrankung verhindert war der Erzbischof von Finnland, der in Åbo residirt. Er hatte sein Erscheinen zugesagt. Daß in Uppsala sämtliche schwedischen Bischöfe, bis auf zwei persönlich verhinderte, erschienen waren, verstand sich bei dieser Veranlassung von selbst.

Es waren eigenartige Verhältnisse, unter denen wir Deutsche zu dieser Zeit in Schweden reisten. Das Ausbleiben der Eng-

länder, wie auch das der Franzosen, erleichterte uns die Sache. Schweden selbst war, wiewohl neutral, zum weitaus größten Teil deutsch-freundlich gesinnt. Wir Schleswig-Holsteiner wußten satt-sam, daß und warum das in Dänemark anders war. Die Ver-  
 bitterung Dänemarks hat nach meinen früheren Beobachtungen  
 auch auf Norwegen abgefärbt; Dänemark und Norwegen hatten  
 und haben zum größten Teil noch dieselbe Schriftsprache. In  
 Schweden dagegen war diese Verbitterung nicht tief hineingedrun-  
 gen; vielleicht etwas in Westschweden; aber in Ostschweden ist mir  
 bei meinen verschiedenen Anwesenheiten davon keine Spur be-  
 gegnet.

Uns Deutschen begegnete dem entsprechend in Schweden durch-  
 weg herzliche Sympathie. Schon bei den Schweden, mit denen  
 wir auf der Reise zusammentrafen, erst recht in Uppsala selbst. Ich  
 wohnte im erzbischöflichen Palais, einem stattlichen Bau, dessen  
 jüngster Teil zweihundert Jahre alt ist. Ich habe mich in diesem  
 Hause so wohl gefühlt, als wohnte ich in einem deutschen Hause.  
 Der Erzbischof kennt, liebt und schätzt Deutschland, und seine vor-  
 treffliche Gemahlin, die mit ihm zwei Jahre in Deutschland ge-  
 lebt hat, steht ihm darin nicht nach. Aber nicht nur an dem Tische  
 des Erzbischofs, an dem wir Deutschen am ersten Tage speisten,  
 auch am Tische des Landeshöfdings Graf Hamilton, dessen Tisch-  
 gäste wir am zweiten Tage waren, begegnete uns die größte Herz-  
 lichkeit, eine Herzlichkeit, unter der uns das Herz warm wurde.  
 Und so, darf ich wohl sagen, in allen Berührungen, die wir in  
 Upsala hatten, wie auch in Stockholm, wo wir auf dem Rückweg  
 eine Reihe von Tagesstunden verweilten, um den Nachtzug nach  
 Trälleborg zu benutzen. Für das Entgegenkommen, das wir dort  
 fanden, ein kleines Beispiel. Wir begaben uns in Stockholm  
 selbstverständlich zur Riddarholmskyrka, in der „Schwedens Ehre  
 schläft“, um die Grabkapelle Gustav Adolfs zu besuchen. Leider  
 fanden wir die Kirche in voller Renovationsarbeit. Die Kirche  
 war voll Gerüste, die Grabkapellen waren verschlossen und ver-  
 hängt. Als wir trotzdem versuchten, hineinzukommen, da zwei  
 unter uns noch nie dort gewesen, trat uns auf Grund strengen  
 Befehls ruhende Abweisung entgegen. Als aber der uns führende  
 Stockholmer Geistliche dem Hofintendanten, der die Sache unter  
 sich hat, telephonierte, daß es sich um die Gäste des Erzbischofs  
 handle, erschien der Hofintendant selbst, um in liebenswürdiger  
 Weise uns zu führen und alles zu öffnen, daß sich öffnen ließ.

Die kirchliche Feier, zu der wir erschienen waren, fand am  
 Sonntag, den 8. November, statt. Der Erzbischof hatte die Feier  
 auf diesen Tag gelegt, damit am 6. November die eigenartige  
 Gustav-Adolf-Feier, die jedes Jahr an diesem Tage gehalten wird,  
 vorausgehe, eine Feier, auf die er selber nicht nur großen Wert



legt, sondern von der er auch wünschte, seine Gäste, besonders die Deutschen, möchten sie miterleben.

In allen, wenigstens den größeren Orten Schwedens, wird am 6. November Gustav Adolfs Gedächtnis gefeiert. Bekanntlich ist der 6. November der Tag seines Heldentodes. Sonderlich stimungsvoll ist die Feier in Uppsala. Sie wird, soweit ich verstanden habe, veranstaltet von der Gesellschaft Heimdal, einer akademischen Gesellschaft, die aus Studenten und jungen Akademikern besteht, aber auch eine Reihe von Professoren als Ehrenmitglieder in sich schließt. Diese Gesellschaft repräsentiert die spezifisch national gesinnte akademische Jugend Schwedens und hat eine öffentliche Bedeutung, wie wir derartiges unter unseren deutschen Verhältnissen nicht kennen. Diese Gesellschaft, die wesentlich aus Studenten besteht, ist es gewesen, die durch ihre Beeinflussung des Volkes kürzlich der neuen Wehrranlage der schwedischen Regierung, in der es sich um Verlängerung der Dienstzeit handelt, im Parlament zur Annahme verholfen hat.

Hier darf ich vielleicht, weil es kirchlich interessiert, einschieben, daß es eine Art kirchlicher Parallele dieser nationalen Studentenbewegung gibt. Schon als ich vor drei Jahren in Uppsala war, wurde mir davon erzählt. Die Studenten, die sie tragen, nennen sich „Kreuzfahrer“ und ziehen in Freizeiten durch Schweden, um das Volk, so weit es der Kirche entfremdet ist, wieder in die lebendige Gemeinschaft dieser hineinzuziehen. Dabei wird die Kirche stark betont. Sie wenden sich daher nicht nur an die Schlafenden, auch an die Wachenden aber sektiererisch Berichteten; sie rufen auch diese zur Kirche zurück. Vor drei Jahren lernte ich ein Lied voll heißen Kirchenpatriotismus kennen, das sie den Deutschen ins Herz singen. Ich erkundigte mich bei meiner jetzigen Anwesenheit nach der Weiterentwicklung. Am Sonntag wurde mir im erzbischöflichen Palais der Leiter der Bewegung vorgestellt. Es beteiligen sich an der Bewegung jetzt auch Lehrer und Lehrerinnen, auch einzelne Männer aus anderen Berufen, z. B. Ingenieure; aber den Kern bilden immer noch die Studenten. Dem Leiter, dem ich meine freudige Anerkennung aussprach, sagte ich, er möge die feste und klare kirchliche Orientierung festhalten; dem stimmte er voll zu. Daß sich dabei aus meiner Seele leise ein Seufzer stahl, merkte er nicht; er galt dem, daß derartiges angesichts einer Staatskirche selbstverständlich ausgeschlossen ist. Aber zurück zu der Gustav-Adolf-Feier.

Sie begann mit einer Feier in der großen herrlichen Aula der Uppsalaer Universität. Diese Aula war mir schon seit der Konferenz vor drei Jahren bekannt. In Deutschland sah ich keine, die sich ihr, überhaupt kein Universitätsgebäude, das sich dem von Uppsala an die Seite stellen ließe, aber ich habe nicht alle deutschen Universi-

täten gesehen. Es mochten etwa 1500 Personen zugegen sein, darunter alle Spitzen der Gesellschaft. Gesang und Musik fehlten nicht; im Mittelpunkt stand ein feinsinniger und großzügiger Vortrag des Professors der Geschichte über Gustav Adolf voll Bezugnahme auf die gegenwärtige Weltlage. Mir kam hier wie überhaupt in diesen Tagen zugute, daß ich das Schwedische verstehe.

Abends 9 Uhr zogen unter Zusehen großer Volksmassen die Studenten, in „Nationen“ gegliedert, ihre Fahnen voran, zum Obelisk Gustav Adolfs. Die schwedische Studentenschaft kennt unser Verbindungsleben nicht. Sie gliedert sich, wie gesagt, nach „Nationen“. Jeder weiß auf Grund dessen, aus welcher Landschaft Schwedens er stammt, wohin er gehört. Jede „Nation“ hat ihr eigenes Haus; manches ist Jahrhunderte alt. Ebenso hat jede „Nation“ ihre eigene Fahne. Am Obelisk gruppierten sich die Studenten, zum Teil auf seinen Treppenstufen stehend, und sangen ihre stimmungsvollen schwedischen Lieder, die eine kurze Ansprache eines jungen Akademikers umrahmten. Nach dieser Feier fand in dem großen, prachtvollen, herrlich erleuchteten Dom eine Vesper statt. Liturgie und Gesang umrahmten die Predigt, die der Bischof von Gotland, D. von Scheele, hielt. Schon hier begegnete uns das Eigentümliche, das sich dann in der Hauptfeier noch viel stärker geltend machte, daß am Altar zwei Liturgen fungierten und zwar in mittelalterlichen Priestergewändern. Trotz der späten Stunde (10 bis 11) beteiligten sich an der Vesper etwa 2000 Personen. Nach dieser fand eine gesellige Vereinigung statt, zu der wir sonderlich geladen waren. Die national lebendige Studentenschaft Schwedens ist Deutschland zugewandt; sie freute sich augenscheinlich sonderlich ihrer deutschen Gäste. Nachdem ein Imbiß eingenommen war, wurden Gesänge gesungen und Reden gehalten. Merkwürdig: in Süddeutschland ist die Sangeslust so groß, auch die Sangesfähigkeit; in Norddeutschland nimmt sie sichtlich ab; im hohen Norden aber begegnen wir ihr wieder. In die wie sonst geordnete Feier war selbstverständlich auch eine Begrüßung der deutschen Gäste gefügt. Sie war freudig gehalten, aber hielt sich frei von direkt politischen Äußerungen. Dem entsprach auch ich in meiner Antwort. Ich bezeichnete Gustav Adolf als unsern gemeinsamen Helden und sagte, ein Wort meines Freundes Rendtorff, das er am Nachmittag bei der Gründung eines Gustav-Adolf-Vereins für Uppsala gesprochen hatte, aufnehmend, daß jedes evangelische Schulkind in Deutschland Gustav Adolf kenne. Ich lobte ihre in dieser jährlichen Feier bewiesene Pietät; aller echte Fortschritt erwache aus Würdigung der Größe der Vergangenheit. Ich mahnte die jungen Herren, sie möchten, wenn sie dereinst die führenden Männer in Schweden geworden, ihr Volk so führen und beeinflussen, daß, wenn unser, der Fremden,

Auge auf Schwedens Volk ruhe, wir dann mit Recht möchten sagen können: das ist Gustav Adolfs Volk — was einen stürmischen Jubel auslöste.

Um reichlich eins war die Feier zu Ende. Auch ein schönes Bild: der alte schleswigische Generalsuperintendent kommt am ersten Abend, da er im erzbischöflichen Palais wohnt, um ein Uhr nach Hause! Und doch war es so recht.

Am Sonnabend wohnten wir einer pietätvollen Feier bei. Eine große Schar, teils Akademiker (der Erzbischof ist Prokanzler der Universität), teils Geistliche, zog auf den Kirchhof an des verstorbenen Erzbischof D. Ekmanns Grab. Ich beteiligte mich umso lieber, als ich ihn persönlich gekannt und den schlichten bedeutenden Mann herzlich verehrt hatte. Am Grabe erschien von den Studenten die „Nation“, der er seinerzeit angehört hatte, und sang einige Choräle; im übrigen wurden prachtvolle Kränze niedergelegt, in erster Linie von dem neuen Erzbischof. An die Feier am Grabe schloß sich eine Feier im Sitzungssaal des Domkapitels, in dem ein Bild des Entschlafenen enthüllt wurde. Ein alter aus dem Dienst geschiedener Dompropst übergab es, und der neue Erzbischof übernahm es.

Am Sonntag begann die kirchliche Feier 11 Uhr. Um 10 Uhr traf der König aus Stockholm ein. Der König wohnte mit der ganzen königlichen Familie der Feier bei. Nur die Königin, eine badische Prinzessin, Rufine unseres Kaisers, mußte fern bleiben, da Leiden sie fesselten.

Zunächst nahm der König vor der Universität eine Guldigung der Uppsalaenser Studentenschaft entgegen. Dann empfing er die Gäste des Erzbischofs, die nordischen und die deutschen getrennt. Wir hatten allen Grund, von dem Gespräch des Königs mit uns befriedigt zu sein. Nach diesem Gespräch wurden wir den schwedischen Prinzen und Prinzessinnen vorgestellt.

Daß der gewaltige Dom von Menschen überfüllt war, brauche ich nicht zu sagen. Zunächst wurde der ordnungsmäßige Sonntagsgottesdienst vollständig gehalten; der Dompropst predigte. Auf meinem Platz im hohen Chor an der Seite des Altars verstand ich von der Predigt nicht viel, war aber der Feier, die mich recht eigentlich interessierte, um so näher. Nach Beendigung des Gottesdienstes bewegte sich von der Sakristei aus die Prozession durch den Mittelgang nach dem hohen Chor. Voran die drei fungierenden Bischöfe in ihren bischöflichen Gewändern, die Mitra auf dem Haupt und den Bischofsstab in der Hand. Ihnen folgte barhäuptig der in ein weißes Gewand gehüllte Erzbischof. Ihm wieder folgte das Domkapitel, ebenfalls in entsprechenden Gewändern. Der weiheude Bischof von Lund hielt eine Ansprache auf Grund von Joh. 1, 47—51, sehr objektiv, aber herzenswarm und ewigkeits-

ernst. Als ich den Erzbischof in seinem weißen Gewand vor der Schranke des Altars von den Domherren umgeben dastehen sah, den trotz des Mannesalters noch jugendlichen Kopf erblickte und in das ernste freie Antlitz schaute, ging durch meine Seele der Gedanke: ja, du bist ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist. Die liturgischen Einzelheiten übergehe ich. Ein im Frack neben dem Altar stehender Herr, augenscheinlich ein höherer Beamter, verlas die kurze königliche Berufungsurkunde. Jeder der Domherren las ein Schriftwort. Der Erzbischof bekannte das Apostolikum. Nachdem er dann die entsprechenden Fragen mit „Ja“ beantwortet hatte, wurde er bekleidet, die Mitra ihm aufs Haupt gesetzt und der erzbischöfliche Stab ihm überreicht. Damit war das Wesentliche der Feier beendet.

Der ganze Aufzug dieser Feier machte auf uns, an große Nüchternheit gewohnte deutsche Geistliche einen romanisierenden Eindruck. Fragt man mich, ob ich eine Uebertragung dieser Gebräuche auf unsere Verhältnisse wünsche, so verneine ich das. In Schweden aber kennt man es nicht anders. Man würde ohne sie etwas entbehren. Wir sind eben alle beeinflusst durch das Gewohnte, in dem wir aufgewachsen. Ebenso entschieden aber, wie ich für uns jene Art ablehne, ja, noch entschiedener möchte ich betonen, daß das Romanisierende dieser Feier nur in der äußeren Erscheinung lag; der Gehalt war restlos lutherisch, eitel Gottes Wort und Gebet, darum auch wir mit voller innerer Teilnahme der Feier bewohnen konnten.

An die kirchliche Feier schloß sich ein Festmahl im erzbischöflichen Palais, an dem etwa hundert Herren teilnahmen. Ich saß zwischen dem Ministerpräsidenten und dem amerikanischen Gesandten. Ich vermute, daß dieser geladen war, weil, wie oben bemerkt, etwa ein Viertel der schwedischen Nation in Amerika lebt, und die in der schwedischen Synode Gesammelten in naher Beziehung zur heimatlichen Kirche stehen. Mir gegenüber saß der Minister ekklesiastik, wie in Schweden der Kultusminister heißt. Die Unterhaltung, durchweg deutsch geführt, vollzog sich in den liebenswürdigsten Formen; aber jede politische Anspielung wurde seitens der Herren auf das Sorgfältigste vermieden; das bestimmte auch meine Haltung. Nur, als ich kurz mit dem amerikanischen Gesandten englisch gesprochen hatte und dieser höflich mein Englisch lobte, erzählte ich ihm, wenn ich jetzt einmal in Deutschland englisch spräche, würde mir gesagt, das dürfe ich nicht; ich aber hätte erwidert, man irre sich, ich spräche nicht englisch, sondern amerikanisch. So entsprach es der damaligen Situation, wie wir sie auffaßten. Da lachte er herzlich und sagte: „Das verstehe ich sehr gut.“ Auch der Erzbischof, der ein warmes Herz für uns Deutsche hat, sprach, als er uns begrüßte, politisch zurück-



haltend. In meiner Erwiderung sagte ich, daß wir uns bewußt seien, uns auf neutralem Boden zu befinden; ich wünsche auch von den Rücksichten, die das in sich schließe, keine zu verletzen. Das aber täte ich auch nicht, wenn ich die hier gegebene Gelegenheit benutze, um unsern warmen Dank auszusprechen für die herzliche Sympathie, der wir auf Schwedens Boden begegnet seien in allen Kreisen, mit denen wir in Berührung gekommen. Dann feierte ich den Erzbischof, wie es meiner Herzensneigung und meiner Ueberzeugung von seiner geistigen Bedeutung entsprach.

Am Abend hatten wir Gelegenheit seiner ersten amtlichen Funktion beizumohnen. In einem abendlichen Gottesdienst, in dem er selbst eine kurze Predigt hielt, ordinierte er einen Kandidaten der Theologie als „Missionar der Kirche Schwedens“.

Am Montag ging es dann heimwärts. Auf der Nachtfahrt geleitete uns noch der dänische Bischof. Der norwegische Bischof, der einen sehr sympathischen Eindruck machte, fuhr einen andern Weg.

Der dänische Bischof und ich teilten ein Abteil im Schlafwagen. Wir hatten — auch er wohnte beim Erzbischof — viel miteinander verkehrt. Selbstverständlich stießen wir auf Differenzen, schieden aber mit dem gegenseitigen Ausdruck der Freude, in diese persönlichen Beziehungen zueinander getreten zu sein.

Mit den beiden Deutschen teilte ich noch die vierstündige Seefahrt von Trälleborg nach Söfnitz. Die See war bewegt. Mancher opferte ihr. Auch der Kollege aus Mitteldeutschland tat als Neuling seine Schuldigkeit. Aber die beiden alten Freunde von der Wasserkante blieben fest.

Auf der Fahrt über Rügen konnten wir alle drei im Speisewagen beim Mahle noch Abschied feiern. Um die mitternächtige Stunde erreichte ich den Kieler Bahnhof, dankbar für gnädige Führung und neue Bereicherung meines Lebens durch ein interessantes Erlebnis.

---

## IX. Wieder im Pastorat.

Wieder im Pastorat — wie ist das zugegangen? Man hat gefragt, warum ich trotz meiner Rüstigkeit 1917 mein bischöfliches Amt niederlegte, weshalb ich, ein ausgeprägter Schleswiger, die schleswig-holsteinische Heimat verließ. Hätte ich, als ich meine Amtsniederlegung rüstete, geahnt, daß Deutschland 1918 zusammenbrechen und eine Revolution das überlebte Staatskirchentum beseitigen würde, hätte ich 1917 mein Amt nicht niedergelegt, geschweige denn Schleswig-Holstein verlassen. In der Heimat zu bleiben, im Amt auszuharren, die letzte Kraft in den Dienst der Neugestaltung unseres Kirchenwesens zu stellen, wäre für mich selbstverständlich gewesen. Aber ich ahnte nichts. Erst viel später — vergl. die Ausführungen S. 353 ff. — gingen mir die Augen auf für die Leichtfertigkeit der deutschen Politik in den letzten Jahrzehnten, für die Bedeutung der Marne für unsere Kriegsführung, jetzt zu spät.

Mit der Vollendung des siebenzigsten Lebensjahres mein bischöfliches Amt niederzulegen, hatte ich lange geplant. Das sogenannte „in den Sielen sterben“ hat seinen Reiz, ist auch unter Umständen — siehe oben — berechtigt, aber als Regel taugt es nicht. Es ist schon viel dadurch versehen worden, daß Beamte an ihrem Amt klebten, auch in der Kirche. Dem wollte ich nicht verfallen. Das Amt, das ich führte, legte das rechtzeitige Abgehen doppelt nahe. Die Visitationen, deren Verlauf ich im vorigen Kapitel schilderte, stellen so erhebliche Forderungen an die Elastizität nicht nur des Geistes sondern auch, ja, vornehmlich des Körpers, daß nach Vollendung des siebenzigsten Lebensjahres auf das Erforderliche nicht mehr gerechnet werden darf. War es ein Zufall, daß im vorigen Jahrhundert drei ältere schleswig-holsteinische Generalsuperintendenten auf der Visitationsreise starben und ein vierter, mein Amtsvorgänger, beinahe dasselbe erlebt hätte? Dabei leugne ich nicht, daß auch ein weiteres hinzutrat: ich hatte die Mitarbeit im staatlichen Regiment satt und sehnte mich trotz meiner guten persönlichen Beziehungen zu meinen Mitarbeitern aus diesem Betrieb heraus.

Meine Rüstigkeit konnte mich am Niederlegen um so weniger

hindern, als ich nicht daran dachte, mich nach der Emeritierung zur Ruhe zu setzen. Ich wollte, wie ich gelegentlich sagte, „reichs-unmittelbar“ werden; in freier Arbeit wollte ich der Kirche dienen. Dem Landesverein wie dem Erziehungsverein gedachte ich intensivere Arbeit zuzuwenden. In gelegentlichen Predigten und Vorträgen wollte ich den heimischen Gemeinden, in theologischen Referaten, auch auf kleineren Konferenzen, den Amtsbrüdern dienen, ja, soweit man mein auch draußen noch begehrte, auch im „großen Vaterland“ mich wie bisher zur Verfügung stellen und dem allen sollte ein weiterer Ausbau meiner literarischen Tätigkeit zur Seite gehen. Ich hatte sogar geordnet, wie und in welchen Terminen ich diese Arbeit durch kleine Erholungsreisen unterbrechen wollte. Auf das alles freute ich mich.

Da erhielt ich im November 1916 einen Brief von dem mir flüchtig bekannten Kirchenrat Reich in Baden-Baden, der die hiesige kleine, damals etwa 90 Seelen umfassende lutherische Freigemeinde als Pfarrverweser bediente, eine Gemeinde, von deren Existenz ich bis dahin nichts wußte. Er suchte als Nachfolger einen emeritierten Geistlichen, der sich mit einem Zuschuß zu seiner Pension begnügen könne. Er schilderte die geforderte Arbeit und fragte mich, ob ich in der Lage sei, ihm einen geeigneten und willigen Emeritus nachzuweisen. Als ich das las, schlug mich der Gedanke: das wäre etwas für dich! Aber der Gedanke war kurzlebig. Ich sagte mir sofort, daß meine Art in eine Freigemeinde, wie ich sie in Deutschland kannte, nicht hinein passe. Auch schreckte mich der Gedanke, mich von der Heimat zu trennen und die goldene Freiheit, auf die ich so lange mich gefreut hatte, preiszugeben. Von diesen doppelten Erwägungen erzählte ich Reich und nannte ihm einige Adressen, an die er sich unter Berufung auf mich wenden möge. Aber Reich knüpfte dann nicht nur an diese meine Erwägungen an, er gestand mir im weiteren Verlauf, daß schon sein erster Brief ein indirekter Antrag gewesen sei. Er hatte von meiner Amtsniederlegung gelesen. Es entwickelte sich eine eingehende Korrespondenz. Nur schwer konnte ich zu einem Entschluß kommen. Da schlug er mir vor, den April 1917 als Kurprediger in Baden-Baden zuzubringen und so einen eigenen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen. Darauf ging ich ein. Die Eindrücke, die ich empfang, namentlich der Eindruck, daß das, was diese wesentlich aus landeskirchlichen Lutheranern bestehende Gemeinde begehrte, und das, was ich zu bieten hatte, im Einklang stehe, ließen mich zu dem Entschluß kommen, der ungesuchten Berufung Folge zu leisten, in der Zuversicht, auch hier wieder einer gnädigen Führung Gottes zu folgen. Mich lockten Kanzel und Altar. Ein Pastor zu werden, hatte ich seinerzeit Theologie studiert und war es, wiewohl ich es von

ganzem Herzen war, doch nur acht Jahre gewesen. Jetzt noch einmal Pastor zu werden, ehe mein Tag zu Ende ging, reizte mich. Das versteht, wer das fünfte Kapitel gelesen hat. Auch freute es mich, durch mein eigenes Verhalten meine Lehre, das Pastorat sei in der evangelischen Kirche das Hauptamt, nicht nur das Diakonat, auch das Episkopat sei ein Hilfsamt, zu bestätigen. Ich kehrte ins Hauptamt zurück. Und das konnte ich so nur in Baden-Baden. Hier bot sich mir ein Pfarramt, wie es meinen Verhältnissen entsprach. Die Heimat hatte das nicht. Was sich mir bot, war nicht ein Pastorat, das eine große Gemeindearbeit auf die alten Schultern legte, und doch ein Pastorat, das mannigfaltigen Dienst ermöglichte, ja, in einer Beziehung einen eigenartig weiten. Die bescheidene lutherische Kanzel Baden-Badens sammelte Zuhörer aus ganz Deutschland. Neben den eigenen Gemeindegliedern diesen allen mit dem Schatz geistlicher Erfahrung und christlicher Erkenntnis, den ich mir in meinem langen Leben erworben hatte, vor dem Heimgang noch dienen zu dürfen empfand ich als eine Gnade von Gott.

Etliche verstanden meinen Schritt nicht. Sie sahen in demselben einen Rückschritt. Von diesen sehe ich ab. Andere deuteten ihn kirchenpolitisch. Das war falsch. Ich hatte zwar nicht das leiseste Bedenken, einer freikirchlichen Gemeinde zu dienen, aber diese als solche suchte ich nicht. Nicht wenige verstanden, was ich tat, auch unter denen, die meinen Fortgang bedauerten. Einige begeisterte mein Tun.

Im Juli 1917 siedelte ich über nach Baden-Baden. Daß mein Kommen der Gemeinde willkommen war, brachte es mit sich, daß ich und die Meinigen hier eine warme Aufnahme fanden. Daß die Umgebung Baden-Badens eine wunderbar schöne ist, brauche ich nicht zu sagen. Es kommt ihr abgesehen von den Alpen wohl keine andere in deutschen Landen gleich. Ich habe das fleißig ausgenutzt und bin längst heimisch geworden in der recht weit bemessenen Umgebung. Neben meinen Gottesdiensten — daß die, welche dem Evangelium dienen, vom Evangelium leben sollen, gilt auch geistlich — sind es meine Bergwanderungen gewesen, die mich frisch und aufrecht erhielten in vaterländisch schwerer Zeit.

Die Hauptsache aber war selbstverständlich weder die Bergschönheit noch der freundliche Verkehr, sondern der kirchliche Dienst.

Baden-Baden ist eine vorwiegend katholische Stadt. Zwei, wenn das naheliegende, landeskirchlich angeschlossene Dos mitgerechnet wird, drei große römische Gemeinden und eine kleine altkatholische Gemeinde repräsentieren hier den Katholizismus. Die landeskirchliche, unierte, etwa 6000 Seelen umfassende Gemeinde verfügt über zwei große Kirchen und zwei Kapellen und wird be-



dient von einem Stadtpfarrer und drei, zurzeit vier Stadtvikaren; bei der Beurteilung dieser Zahl will bedacht sein, daß hier in den höheren Klassen der Volksschulen und in drei höheren Schulen von der Sexta an der Religionsunterricht von den Geistlichen zu erteilen ist. Außerdem befinden sich hier, abgesehen von unserer lutherischen Gemeinde, einige der Landeskirche mehr oder weniger freundlich gesinnte Gemeinschaften. Ihnen hat sich jüngst unter dem Namen einer Stadtmission eine auf Schrift und Apostolikum gegründete Privatgemeinde hinzugesellt, gegründet von einem ehemaligen, finanziell unabhängigen, Stadtvikar, als er von seiner Behörde gegen seinen Willen versetzt wurde und aus persönlichen Gründen in Baden-Baden zu bleiben wünschte. Die lutherische Gemeinde, allem Streit und erst recht aller Seelenfängerei, das heißt allem Fischen in den Fischkästen abhold, lebt, so viel an ihr ist, mit den anderen im Frieden. Festhaltend an lutherischem Kultus, lutherischer Verkündigung und lutherischem Unterricht, dient sie, ein Glied der kleinen staatlich anerkannten lutherischen Kirche im Staate Baden, allen unter den Einwohnern wie unter den Kurgästen ihr Zugewandten und ist ohne Propaganda Jahr für Jahr ununterbrochen gewachsen. Sie umfaßt jetzt reichlich 160 Seelen. Selbst noch ohne Kirche, hält sie ihre Gottesdienste in der ihr freundlich geöffneten altkatholischen Kirche. Daß auch sie unter dem finanziellen Elend Deutschlands leidet, wie, daß sie von dem Rückschritt in der Qualität der Kurgäste berührt wird, versteht sich von selbst. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie in dem hiesigen Weltbad dem lutherischen Kultus und der lutherischen Predigt eine Stätte sichert.

Daß ich nach Baden-Baden ging, habe ich — abgesehen von dem droben geschilderten Irrtum in der Beurteilung der Zeitlage — nie bereut. Auch an der früher gewohnten und mir willkommen gewesenen Tätigkeit im weiteren Deutschland bin ich durch diese Ubersiedelung nicht gehindert gewesen, wenn auch die Entwicklung der Allgemeinverhältnisse wie die Rücksicht auf die eigene Gemeinde diese Tätigkeit naturgemäß beschränkt hat; auch der heimischen Kirche, sonderlich der in Nordschleswig, habe ich verschiedentlich von hier aus dienen dürfen. Die Hauptkraft gehörte aber selbstverständlich immer wieder der hier übernommenen Aufgabe. Ursprünglich wollte ich drei Jahre bleiben. Die Gemeinde wünschte fünf. Ich versprach, als ich antrat, aus der drei eine fünf zu machen, wenn Gott dazu Rüstigkeit und Frische schenke. Das geschah. Seit Anfang 1922 habe ich alle mir zugänglichen Wege benutzt, um einen Nachfolger zu finden, dem ich mit gutem Gewissen das Amt übergeben könnte, bisher vergebens. Die große Erschwerung unserer deutschen Lebensverhältnisse wirkt auch hier

hemmend. Die Gemeinde nicht im Stich zu lassen, führte ich das Amt weiter und führe es noch, tue das auch willig und gern und suche weiter.

Aber dieses und alles, was da hineingehört, befehle ich Gott und tue das um so getroster, als ich im Hinblick auf die Vergangenheit viel zu danken habe und unter das lange Leben, das hinter mir liegt, nichts Besseres zu schreiben weiß als das alte Katechismuswort:

Das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit ohne all mein Verdienst und Würdigkeit.

---



## **Auszug aus den Satzungen des Vereins.**

§ 1. Der Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte hat zum Zweck, die Erforschung der Geschichte der schleswig-holsteinischen Landeskirche und die Bekanntheit mit derselben in weiteren Kreisen zu fördern. Die Tätigkeit des Vereins wird deshalb sowohl gerichtet sein auf die verschiedenen Gebiete des innerkirchlichen Lebens, als auf die Geschichte der Landesteile und Gemeinden, die unsere Landeskirche bilden oder geschichtlich zu derselben in Beziehung stehen. Besondere Aufmerksamkeit soll auch den Spezialgebieten des Schulwesens und der kirchlichen Kunst zugewandt werden.

§ 2. Diesen Zweck sucht der Verein insbesondere zu erreichen durch die Herstellung und Verbreitung größerer und kleinerer Publikationen, die in zwingender Reihenfolge erscheinen sollen. Publikationen geringeren Umfangs — eventuell in Form von Separatabdrücken — werden den Vereinsmitgliedern zusammen mit Nachrichten aus dem Vereinsleben unentgeltlich, solche größeren Umfangs zu einem Vorzugspreise geliefert. Die Schriften des Vereins sollen den Anforderungen der heutigen Geschichtswissenschaft in möglichst gemeinverständlicher Sprache Rechnung tragen.

§ 3. Die Mitgliedschaft wird erworben durch einen regelmäßigen Jahresbeitrag von 3 Mark (dazu 50 Pfennig für Portoauslagen), welcher durch den Kassierer erhoben wird. Freiwillige Beiträge und Zuwendungen sind erwünscht. Anmeldungen zum Beitritt nehmen der Vorstand und die Prospektvertreter entgegen. Der Austritt kann nur am Schlusse des Vereinsjahres (31. Dezember) erfolgen.

---

## **Bisher erschienene Schriften.**

### **I. Reihe (größere Publikationen).**

1. Heft: F. Witt, Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte.

2. Auflage. XIV und 327 S. 1913.

**Preis 7,50 Mk., für neueintretende Mitglieder 3,50 Mk.**

2. Heft: F. M. Rendtorff, Die schleswig-holsteinischen Schulordnungen vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

347 S. 1902. (Vergriffen.)

3. Heft: H. v. Schubert, Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins auf Grund von Vorlesungen an der Universität. (Vergriffen.)

4. Heft: Heinrich Zillen, Claus Harms' Leben in Briefen, meist von ihm selber.

VIII und 426 S. 1909.

**Preis 6 Mk., für neueintretende Mitglieder 3 Mk.**

5. Heft: Ernst Michelsen, Die Schleswig-Holsteinische Kirchenordnung von 1542.

Heft 1: Einleitung S. 1—284. 1909.

Heft 2: Der Text mit wissenschaftlichem Zubehör S. 1—202. 1920.

**Preis des 1. und 2. Heftes je 8 Mk.,  
für neueintretende Mitglieder je 4 Mk.**



6. Heft: Emil Hansen, Geschichte der Konfirmation in  
Schleswig-Holstein

bis zum Ausgang der rationalistischen Periode.

XXIII und 390 S. 1911.

**Preis 7,50 Mk., für neueintretende Mitglieder 3 Mk.**

7. Heft: Klaus Harms, Das Domkapitel zu Schleswig von  
seinen Anfängen bis zum Jahre 1542.

XI und 177 S. 1914.

**Preis 3 Mk., für neueintretende Mitglieder 1,50 Mk.**

8. Heft: Ernst Wolgast, Die rechtliche Stellung des schleswig-  
holsteinischen Konsistoriums.

XXIV und 291 S. 1916.

**Preis 7 Mk., für neueintretende Mitglieder 3,50 Mk.**

9. Heft: Emil Brederek, Geschichte der schleswig-holsteinischen  
Gesangbücher.

I. Teil: Die älteren Gesangbücher (bis 1771).

IX und 177 S. 1919.

**Preis ■ Mk., für neueintretende Mitglieder 2,50 Mk.**

13. Heft: II. Teil: Vom Cramerschen Gesangbuch bis auf die  
Gegenwart.

83 S. 1922.

**Preis ■ Mk., für neueintretende Mitglieder 2,50 Mk.**

11. Heft: Walter Bülf, Geschichte des Studiums der prak-  
tischen Theologie an der Universität Kiel.

VIII und 88 S. 1921.

**Preis 3 Mk., für neueintretende Mitglieder 1,50 Mk.**

12. Heft: C. Rolfs, Urkundenbuch zur Kirchengeschichte  
Dithmarschens, besonders im 16. Jahrhundert.

X und 352 S. 1922.

**Preis 8 Mk., für neueintretende Mitglieder 4 Mk.**

---

## II. Reihe (Beiträge und Mitteilungen.)

Band I bis VI, Band VII, Heft 1—3.

---

Sonderhefte: Volquart Pauls, Geschichte der Reformation  
in Schleswig-Holstein.

Ernst Wolgast, Schleswig-Holsteinische Kirchen-  
verfassung in Vergangenheit und Gegenwart.

**Preis je 2 Mk., für neueintretende Mitglieder je 1 Mk.**



THEOLOGY LIBRARY  
CLAREMONT, CALIF.

A13745



BX      Kaftan, Theodor, 1847-1932.  
8022      Erlebnisse und Beobachtungen. Kiel, Selbst-  
S44      verlag des Vereins, 1924.  
K3      vi, 403p. 23cm. (Verein für Schleswig-  
Holsteinische Kirchengeschichte. Schriften,  
Reihe 1, Heft 14)

1. Evangelisch-Lutherische Landeskirche  
Schleswig-Holsteins. 2. Schleswig-Holstein--  
Church history. I. Series.

CCSC/mmb

A13745



